Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

Band 4

Leipzig 1917

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1969

Reprinted by permission of the original publisher

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

VIERTER JAHRGANG 1917
QUARTAL JANUAR–MÄRZ

VERLAG RASCHER & CIE., ZÜRICH UND LEIPZIG

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT

VIERTER JAHRGANG 1917
QUARTAL JANUAR-MÄRZ

INHALTSVERZEICHNIS

I.
AUFSÄTZE

	HEFT	SEITE
Eduard Bernstein, Völker zu Hause. Erinnerungen VII	I	15
Eduard Bernstein, Völker zu Hause. Erinnerungen VIII	II/III	202
Kurt Erdmann, Nationalitätenfrage u. Annexionen im Wandel der Zeiten	II/III	193
Fr. Mark, Die Kriegsphilosophen	II/III	177
N. Rubakin, Die Günstlingswirtschaft im heutigen Rußland und ihre internationale Bedeutung	II/III	85

II.
GEDICHTE

Edgar Byk, Ewige Stunde	II/III	223
Theodor Däubler, Drei Gedichte	II/III	103
Albert Ehrenstein, Neue Gedichte	II/III	171
Charlot Straßer, Die heilige Wunde	I	60
Emile Verhaeren, Gedichte (Deutsch von Ludwig Scharf)	I	1

III.
EPISCHES

Kasimir Edschmid, Das Frauenschloß	I	48
* * * Heldentod	I	64
Paul Kornfeld, Legende	II/III	105
Jules Laforgue, Provinz	II/III	224

IV.

GLOSSEN

	HEFT	SEITE
Civis diplomaticus, Zur Demokratisierung unserer Diplomatie	I	72
Theodor Däubler, Carl Sternheim, Zwei Vorworte	I	79
Catherina Godwin: Catherina Godwin bespricht „Timur" von Kasimir Edschmid	I	77
Max Herrmann-Neiße, Christian Schad	I	76
Max Herrmann-Neiße, Das himmlische Licht	II/III	230
Rudolf Leonhard, Die Bösen	I	77
Rudolf Leonhard, Zwei Predigten des Mua-Hullah	II/III	228
Franziska Stoecklin, Zwei Träume	II/III	231
Notizen	II/III	232

Emile Verhaeren:

GEDICHTE

DEUTSCH VON LUDWIG SCHARF

DIE FABRIKEN.

Einander beäugend mit ihren zerbrochenen Scheiben
und sich bespiegelnd im Pech- und Salpeter-Treiben
des graden Kanals, der starr ins Unendliche geht,
Auge in Aug, an Quais, die düster und öd,
mitten durch dumpfige Vorstadtgassen
und all das Lumpen-Elend, das sie fassen,
erbrausen mit schrecklichem Lärm die Öfen und Fabriken.
Granit-Rechtecke, Würfel aus Ziegelsteinen
und ihre schwarzen Mauern, die unermeßlich scheinen
und meilenlange Zeilen durch das Weichbild schicken;
und auf den Dächern, nebeldunstbeschwert,
mit Eisenspeer und Blitzableiter bewehrt
das Heer der Kamine.

Einförmige Arbeitsschuppen, welche rauchen;
und Zuchthaushöfe, wo mit nackten Armen und Rücken,
dreizackige Blitze schwingend, Männer sich bücken,
sie brauend und rührend in Pech und Asphalt zu tauchen;
und nichts wie Kohle und Ruß und Tod, der lauert,
und Seele und Leib in drangvolle Not gekauert
von Kellergewölben, die dumpfer als Höllen-Kavernen;
und immer die gleichen Reihen Laternen,
der Schlachtvieh-Höfe Abfluß geleitend zu den Kasernen.

Einander beäugend mit ihren symmetrischen Blicken,
Durchs Weichbild der Vorstadt, von dem kein End zu erblicken;
bei Tag und Nacht
erbrausen die Hüttenwerke und Fabriken.

O welche Viertel, rostig-rot vom Regen!
Und Frauen, die ohne Scheu in Lumpen sich bewegen!
Anlagen, wo vom Gips- und Schlacken-Fraß bedeckt,
sich eine Welt von Pflanzen aufwärts streckt,
die bleich, verfault den Wanderer erschreckt!

Am Straßenknotenpunkt mit offner Tür die Kneipen:
Kupfer- und Zinngeschirr, verstörte Spiegelscheiben,
Schanktische aus Ebenholz und Fläschchen, die irr
vom Alkohol blinken
und leuchtend hinaus auf die Straße winken.
Und Kannen, die alle auf einmal erglänzen
am Zahltisch in Pyramiden-Kränzen;
und Leute, die stehend und trunken, versunken,
breitzüngig und wortlos schlürfen vom Glase
die goldenen Biere, die Whisky-Topase.

Mitten durch dumpfige Vorstadtgassen
und all das Tränen-Elend, das sie fassen,
durch trübe und finstere Nachbarschaften
mit ihrem sich kreuzenden Haß von Leuten und Hauswirtschaften,
wo selbst die Ärmsten einander bestehlen,
erdröhnt ohn Unterlaß aus den Höfen
das atemlose Schnaufen und Gröhlen
gleichförmiger Werke, Fabriken und Öfen.

Hier, zwischen Mauern aus Stein und Eisen,
erhebt sich plötzlich, befreit ihrer Haft,
der brünstigen Materie sich bäumende Kraft:
Stahlkiefern, welche fauchen und beißen;
und Hämmer, die wie Kolosse groß
Goldblöcke unterm Amboß schweißen,

und weiterhin zügellos schäumend der Guss
in Weißglut, die formend man bändigen muß.
Dort weben ängstliche Finger, die flink sich bewegen
mit dünnen Geräuschen, leisem Sich-Regen
die Tuche aus Fäden, die knistern und knittern
und leicht und fein wie Nerven erzittern.
Entlang die Halle aus Glas und Eisen
ziehn schwirrende Riemen kreuz und quer,
die ganze Länge der Säle einher:
Schwungräder in breitem heftigem Kreisen
drehn sich wie Mühlenflügel im Wind,
die närrisch von Stößen des Sturmes sind.
Vom Hof her die Helle, spärlich und dünn,
die durch die Scheiben, fettig und feucht,
eines Luftlochs streicht,
trifft jegliche Arbeit mit ihrem Gerinn.
Schweigsame Männer regeln bedacht,
maschinenmäßig und tüftelnd-sacht,
das ganze Getriebe, des Uhrwerks Ticktack,
das wie in Fieber und Wahnsinn kreist
und mit eigensinniger Zähne Gehack
das menschliche Wort, das verpönte, zerreißt.

Und fernher ein donnerndes Tosen und Stoßen,
dem Dunkel enthallend, zu Blöcken sich ballend;
und plötzlich zerbricht der Schwung der Gewalten,
als gingen Wände von Lärm in Scherben,
die jäh im Tümpel des Schweigens ersterben;
indessen Rufe, nimmer zu halten,
von rohen Pfeifen, von schrillen Signalen
hinüberheulen zu Wachtturm-Fanalen,
die ihre Feuer wie flammende Schrecken
in goldenen Garben wolkenwärts recken.

Und ringsumher in dem nachtenden Viertel
von allerlei Bauwerk ein lagernder Gürtel:

die Docks, die Häfen, Leuchttürme und Brücken,
Bahnhöfe, die fast im Gerassel ersticken,
und weiterhin Dächer noch anderer Hütten
und Hämmer, Essen, Kufen und Bütten,
und Küchen voll Naphtha- und Harzgerüchen,
draus feurige Haufen und wachsende Lohen
zuweilen den Himmel mit beizenden Bränden bedrohen.

Am alten Kanal, von dem kein End zu erblicken,
durchs unermeßliche Elend der schwarzen Wege
und steinigen Straßen, im Vorstadtgehege,
bei Nacht und Tag, immerzu, ohne Ruh,
erbrausen die ohrenbetäubenden Schläge
gleichförmiger Hüttenwerke und Fabriken.

Der Morgendämmerung Gruß
streift ihrer Vierecke Ruß;
des Mittags Sonne, verstört, verwirrt,
wie blind durch ihre Nebel irrt;
erst wenn die Wochen dämmernd verblinken
und mit ihrer Nacht in die Finsternis sinken,
dann endet die stöhnende Kraft und verharrt
wie ein Hammer, der über dem Amboß erstarrt,
und ob der Stadt in der Ferne erstrahlt
der goldene Dunst, der am Himmel sich malt.

DAS KAUFHAUS.

Ein Kaufhaus am End roter Vorstadt gelegen:
Auslagen gestopft und Körbe vollgepfropft;
roh-mürrische Gesten, Tumulte und Streite,
und Goldbuchstaben, die plötzlich sich regen,
sich drehend über der Vorderseite.

Allmorgens verkauft man in diesem Haus,
zusammen mit den Gewürzen und Schminken,
zusammen mit den allmächtigen Salben,
für einen Groschen, für anderthalben
das aufgelöste demantene Blinken
des unermeßlichen Morgentaus.

Am Abend bei ausgeschriebenem Preis
im schwarzen Wunsch nach der Reinheit Verschleiß,
verschachert man dorten die Sonne, verschönt,
gewaschen von sämtlichen Meereswellen,
von ihren Rosenfingern, den hellen,
an Horizonten strahlengekrönt.

Ein Kaufhaus ist es mit riesigen Mauern,
mit Kellergewölben, die gähnend lauern,
Balkonen und Giebeln, mit Fahnen drapiert,
und stets mit denselben Plakaten geziert —
drauf rupfen zwei schwarze Clowns einen Engel.
Durch Kot und Schlamm, über Wege voll Mängel
rollen dem Kaufhaus zu durch die Nacht
— und kommen von den Fabriken zurück,
die just nur ein Stück
von den Gräbern entfernt und den Beinhäusern liegen, —
die Wagen und Karren in langen Zügen,
beladen, bepackt mit so schwarzer Fracht,
daß sie Boden und Häuser erzittern macht.

Zuweilen stellt dem Beschauer man hin
in Räumen, die nichtig und eitel sich spreiten,
was einst der Menschheit der alten Zeiten
in göttlicher Unschuld als Liebe erschien;
dazu die Götter in all ihrer Pracht
und im furchtbaren Schein ihrer Ewigkeitsmacht,
goldfunkelnde Augen, Sinnbilder und Mythen,
nebst Büchern, die lästernd gegen sie wüten.

Jedwedes Glühen, Erinnern und Glauben,
hier steht es gestapelt, gereiht zum Verstauben.
Worte, die einstmal der Weltseele Schrein,
gesprochen für Alle vom Priester allein,
sie werden geschüttelt, wie Bälle geschwungen
im Wortschwall der Händler und Straßenjungen.
Unmeßbares wird hier zusammengezwängt
in Schränke, lächerlich eingeengt,
und strahlt voller Wunder; selbst Ruhmes Gewinn
erhält erst durch Geld seinen wahren Sinn.

Buchstaben, die bis an den Himmel fegen,
Buchstaben aus Gold, die sich drehend bewegen:
ein Kaufhaus am End roter Vorstadt gelegen!
An Kassenschaltern herrscht großes Gedränge:
in schwarzem Geflute staut sich die Menge;
die Menge, der all ihre Wünsche erwachen,
die hundertfältigen, tausendfachen,
sie kreist um das Innre, ersteigt es auf Treppen
und hebt sich in wildbesessenem Wandern
von einem Stockwerk zum andern.

Der Oberstock ist dem Gedanken bestimmt,
unsterblich, aber verzerrt von Krämpfen,
mit seinen Triumphen und Geisteskämpfen,
die man in der Eile in Augenschein nimmt.

Sie alle, die da entzünden ihr Hirn
am Feuer der Neuzeit und ihren Problemen,
die Sucher, die sich zur Zielscheibe nehmen
des Unbezwingbaren eherne Stirn
und sie zerschmettern, daß flügelgeweitet
ihr die Entdeckung in Hast entgleitet —
sie alle, die Fiebernden, Linkisch-Zerstreuten
sind da als Geprellte, verleugnet von Leuten,
die ihr Genie nach dem Nutzen befragen
und Geld aus ihren Geheimnissen schlagen.
O Eden, am Ende der Welt gelegen,
mit deinen Bäumen auf reinen Höhn,
wie's jene Seher auf tiefen Wegen
für immer ergründet und vorgesehn,
nicht ahnend, daß sie als Götter walten!
O Glut, das Leben neu zu gestalten,
dem Glauben getreu, den sie in sich tragen!
O großer Augen gütiger Blick,
wenn sie aus dem Unbekannten zurück
den Menschen sich nahn, die sie doch überragen,
und man ihnen stiehlt, was ihnen verblieb
an erkämpfter Wahrheit und Erdengeschick!

Ein Kaufhaus ists, das die Sinne benimmt,
umbrandet vom Wogen der Menge, umrollt
von ihrem flutenden Silber und Gold;
ein Kaufhaus, ganz auf den Schein gestimmt,
so breit und hoch, daß nächstens es schier,
wenn seine feurigen Türme sich recken,
erscheint wie ein Lärm ausströmendes Tier,
das aufsteigt, die Stille der Sterne zu schrecken.

DIE FORSCHUNG.

Sonnhelle Zimmer, Türme, Laboratorien-Säle,
und Sphinxe auf den Friesen, beschwörend Geist und Seele,
und goldene Teleskope, zum Himmel aufgericht't.

Zu Schätzen auseinander gerißne Blöcke Licht,
gewaltige Kristalle, gesprenkeltes Gestein,
Schwerter, getaucht in Prismen, aus reinstem Sonnenschein,
glührote Tiegel, Näpfe und lebenschwangre Flammen,
drin Stäubchen sich mit Stäubchen zu Neuem fügt zusammen.
Werkzeuge, glänzend rein
und wie Insekten fein,
Goldwagen, stark empfindlich, Triebkräfte hochgespannt,
und Kegel, Winkel, Zirkel, Segmente und Quadrate,
sie leben und sie atmen im stählern-starken Bade
von Kampf und Sieg, die um die Stoffwelt hier entbrannt.

Das Haus des Wissens ist's, das starr zur Ferne weist,
wo über Tatsachen weg der Geist der Ideen kreist.

Sagt, welcher Zeit, zerronnen im Schlund der Ewigkeit,
welcher Geschicke, reich an Hoffen oder Bangen,
wievieler Hirne, schwer von edler Müdigkeit,
hat es bedurft, ein bißchen Gewißheit zu erlangen?
Und denkt des Irrtums, der die Stirnen bleiern macht,
der Glaubensfesseln, die das Wissen unterbunden,
der ersten Schreie denkt auf hoher Bergeswacht,
getötet von der Menge dumpfem Getöse unten!

Der Scheiterhaufen denkt, des Schimpfs der Schinderbahre,
der irren Augen und der jäh ergrauten Haare;
denkt der Gemarterten und denkt so mancher Wunde,
die noch die Wahrheit schrie mit ihrem blutigen Munde!
Das Haus des Wissens ist's, das starr zur Ferne weist,
wo über Tatsachen weg der Geist der Ideen kreist.

Mit Augen, peinlich-genau,
oder von riesigem Bau
wird Wachstum und Vergehen hier stufenweis gebucht,
vom Staubatom bis zu den Sternen untersucht.
Durchforscht wird hier des Lebens unendlich-einig Walten
in seiner Oberfläche und wundersamen Falten
— dem Meere gleich und seinen geheimnisvollen Schlünden —
von tausend goldnen Händen, die sich am Licht entzünden.

Jedweder schafft mit eisernem Bestreben
und in vereinter Kraft, gemessen die Methoden;
jedwedem glückt's, ein Dunkel zu beheben,
im Knäuel der Probleme löst jeder einen Knoten;
von allen wird geforscht, betrachtet und ergründet,
und alle haben recht — doch nur der Eine findet!

O dieser Eine, sagt, aus welcher Festesferne
er kommt, der soviel Licht und Tageshelle strahlt?
Von welchem Flammenherzen, welchem Hoffnungssterne
und welcher Liebesglut sein Haupt erstrahlt?
Sagt, wie von Anfang an und fort und fort
er beben, gären hat gefühlt sein Wesen?
Ist's nicht im Rhythmus vom Gesetz gewesen,
das er der Welt verlieh in seinem Wort?

Wie schlicht und klar in ihm das Sein sich spiegelt,
wie demutsvoll er aufhorcht, wann die Nacht
in ihm das Rätselwort erklingen macht
und den verschloßnen Mund entsiegelt!
Und wie erhascht er jäh, wann er nach innen lauscht,
im Wald, der immer voller, immer grüner rauscht,
die weiße, nackt-jungfräuliche Entdeckung
und kündet sie der Welt als eherne Vollstreckung!

Und wenn dann andere soviel und mehr als er
entzünden dermaleinst die Erd an ihrem Licht,
und wenn zum Weltgeheimnis das letzte Erztor bricht
(nach ach! wievielen Tagen, wievielen Nächten schwer,

wievielen müßigen Rufen, ins leere Nichts gestoßen,
wievielen toten Wünschen und Willen, hoffnungslosen,
und Wogen, welche stürmisch zurück das Senkblei schlagen),
dann naht die Zeit, wo solche naive Himmelskraft,
soviel Genie und Hirn und Geistesleidenschaft
den Bau der Weltsynthese trotz allem werden wagen —
der soll vom tiefsten Grund bis zu den Sternen ragen.

Das ist des Wissens Haus, das starr zur Ferne weist,
wo über allen Ideen der Geist der Einheit kreist.

DER TOD.

Mit seinen behäbigen Totenwagen,
von wallenden Schnörkelfedern umloht,
Durch Morgennebel hingetragen
kreist der Tod.

In seinem üppigen schwarzen Gepränge,
† umflorte Trommeln, gedämpfte Klänge, †
mit seinen behäbigen Totenwagen,
geschmückt mit Ständern, die Lampen tragen,
verbreitet protzig sich der Tod.

Gleich nächtigen Truhen, die Schätze bergen,
belauschen die schweren beschlagenen Särge
mit Silberflitter und Wappen von Gold
des Trauergeläutes dröhnende Stunde,
die fernher hämmern die Glocken der Runde:
die Stunde, welche mit schluchzendem Schrei
sprungweise sich senkt auf der Häuser Reih,
die über den Wohnungen bricht entzwei
sprungweise mit Schluchzen, schwerer wie Blei.

In seinem üppigen schwarzen Gepränge
zum Aufschrei heftiger Orgelklänge,
daraus nur seine Verherrlichung loht,
thront unter der Kuppel, die über ihm schwillt,
in Kirchen, ein sitzendes Götzenbild,
in Finsternis brütend der Tod.

Gewundene Feuer umzüngeln wie Drachen
das Trauergerüst, das mächtig sich streckt,
wo Engel mit Sense und Sanduhr wachen,
ihr heftiges Wesen nach oben gereckt —
Posaunen, gerichtet ins Nichts hinaus,
vergrößernd die Leere im gähnenden Haus.

Verblaßte Stimmen aus Kinderkehlen
sie schreien die Todesangst ihrer Seelen
durch all den Hohn zur Unendlichkeit;
indes überragen die hohen Mauern
wie Leichenlinnen voll bleicher Schauern
den schwankenden Block, den ungeheuern,
von solch vermessenen Totenfeiern. —

Im schwarzen Gewand, vertraulich schier,
durch langer Zeilen Häuserspalier
hinwandelt der Tod.

Im schwarzen Gewand, in des Abends Kleid,
verdrossenen Mutes, zu Händeln bereit,
durchzieht der alte Tod die Quartiere
der Läden, fährt durch die Werkstatt-Reviere
im Galawagen, dess' Glanz noch getragen
durch Zierat von unerhört protziger Art,
uralt und vernutzt von der häufigen Fahrt.

Im schwarzen Gewande zerbricht der Tod
in seinen Händen so Schicksal wie Not
der kleinlichen und berechnenden Leute,
der Leute, welche umsonst sich plagen,
Reichtümer in ihre Häuser zu tragen:
urplötzlich läßt er und ungelegen
sie säuberlich in ihre Särge legen
wie eine ganz gewöhnliche Beute.

Und Glocken läuten bang im Verein
ein unglückselig Begräbnis ein
für den Verstorbenen, welchen man zerrt
durch mächtige Kirchen, weitaufgesperrt,
zu schattiger Ecke, wo ein paar Kerzen
aufflackern vor einem Marienherzen. —

In Schwarz gekleidet, voll dürftiger Not,
mit einem schweren holprigen Karren,
davor zwei Schindermähren scharren,

die er allmorgens peitscht mit Schlägen
— ach, welcher düstern Bestimmung entgegen! —
kommt bis in die Vorstadt gefahren der Tod.

In Schwarz gekleidet
er hurtig den Fußsteig überschreitet,
den Fußsteig und die fahle Rinne,
wo Stein bei Stein
sich spiegeln in öde Felder hinein;
leichtfüßig, aufrecht, verächtlich erreicht
er Treppe und Treppenabsatz, hält inne,
wo hinter der halbgeöffneten Tür
Geschluchz und Weinen dringt herfür
von Leuten, die schlaffe Verzweiflung beschleicht.

Dann hört man im unendlichen Regen
ein nahes Kirchlein der Vorstadt läuten —
ein letztes Ade, gar mager und karg.
hernieder auf einen Fichtenholzsarg,
der schweigsam mit den trauernden Leuten
sich naht auf den Wegen und Stegen. —

Das ist der natürliche Tod, der bekannte,
sein Werk verrichtend an jedem Tage
mit Kreuzen, Abschiedsjammer und Klage
voll kirchlichen Hoffens, ins Unbekannte.

Doch manchmal ist's der große legendenhafte Tod,
der seine Flügel dehnt in Macht und Not
der Städte, die er mit Entsetzen bedroht.

Ein bleischwerer Himmel ob feuchter Erd,
die Türme wie Arme nach oben gekehrt,
schwarz dräuend in Dämmerungen hinein;
verdichtet sinken die Nächte nieder,
die schweren Nächte voll Moderduft,
wo in der dicken, ranzigen Luft
schubkarrenvoll fährt hin und wieder
der Tod.

Wie ein mächtiger Schatten, der weithin sich breitet,
stumm schnaufend es durch die Häuser gleitet,
noch fühlbar in all ihren düsteren Räumen.
Die Angst vor dem, was die Stunde bringt,
vorm Augenblick, der sich der Zeit entringt,
verfolgt die Herzen und gibt nicht Ruh,
reißt schweißgebadet empor im Nu,
die tief in der Nacht vom Morgen träumen.

Spitäler, die von Krankheiten schwellen
mit Fieberfenstern, geröteten, hellen,
sie stieren zum Himmel, wo nichts sich rührt,
nichts ihrer Nöte Ansturm spürt.

Kloaken und Gossen führen das Gift,
das Chlore und Säuren mit farbiger Schrift,
perlmutterschillernd und phosphorgrün,
vergeblich auszutilgen sich mühn.

Die schweren Glocken dröhnen und gellen
für Alle und Keinen,
verbarrikadiert sind die Kirchenschwellen
vor der Unmenge Särge, die da erscheinen.

Wie schwarze Schiffe, vom Hafen getrieben,
ist hier die Verwesung liegen geblieben,
in Haufen geschichtet, daß selbst das Gebet
vor solchen Leichen in Furcht gerät.

Des Todes Galopp hallt wider im Ohre,
hört man, wie die Särge vorübergebracht
hinaus zu den Stätten, an denen die Tore
sich nimmer schließen bei Tag und Nacht.

Tieftragisch, schwarz und legendenhaft,
mit klebrigen Füßen, voll Irrsinnskraft
fegt so die ganze Stadt wie Kot
in ein einziges Friedhofsloch der Tod.

Eduard Bernstein:

VÖLKER ZU HAUSE

ERINNERUNGEN

VII.*)

IN LONDON.

Als ich im Frühjahr 1888 durch meine Ausweisung aus der Schweiz genötigt wurde, mit meinen Kollegen vom Stabe des „Sozialdemokrat" nach London zu übersiedeln, war mir dieses nicht völlig unbekannt. Dreimal hatte ich schon vorher die Riesenstadt an der Themse besucht. Indes war mein Aufenthalt jedesmal nur ein kurzer gewesen und von mir zu ganz anderen Zwecken ausgenutzt worden, als den Ort und seine Bewohner zu studieren. Von beiden hatte ich nur erst flüchtige Eindrücke erhalten. Um so stärker war der Eindruck, den ich von den bedeutenden Menschen empfing, mit denen diese früheren Reisen mich zusammengeführt hatten.

Zum ersten Male suchte ich London Ende November 1880 im Verein mit meinem Parteigenossen und Freunde August Bebel auf. Es war dies die Reise zu Karl Marx und Friedrich Engels, die Bebel im dritten Band seiner Lebenserinnerungen unter dem Titel „Der Kanossagang nach London" schildert. Auch ich habe irgendwo schon einiges über sie geschrieben, laufe also Gefahr, im nachfolgenden mich hier und dort zu wiederholen.

Der Zweck der Reise war, eine Verständigung mit den beiden geistigen Vätern der deutschen Sozialdemokratie zu suchen, die

*) Siehe das Dezemberheft der Weissen Blätter, 2. Jahrg., und die Februar-, März-, Mai-, Juli- und Septemberhefte, 3. Jahrg.

über bestimmte, mit der im Sommer 1879 erfolgten Gründung des Zürcher „Sozialdemokrat" verbundene Vorkommnisse erbittert waren und gegen die Zürcher Gruppe des „Sozialdemokrat", der auch ich angehörte, grosses Mißtrauen empfanden. Gegen mich war der Mißmut der beiden Alten besonders stark; kein Mitglied der Gruppe hatte aber so sehr das Bedürfnis, mit den Verfassern des „Kommunistischen Manifestes" sich auf guten Fuß zu stellen, als gerade ich. Um so größer meine Freude, als unser Freund Karl Höchberg sich bereit erklärte, die finanziellen Kosten eines erneuten Versuchs der Aussöhnung mit den Londonern auf sich zu nehmen.

Bebel und ich trafen uns in Calais. Er kam von Deutschland über Brüssel, ich aus der Schweiz über Lyon, wo ich im Auftrage Höchbergs dem französischen Sozialisten Benoît Malon einen eintägigen Besuch abgestattet hatte. Keiner von uns beiden hatte bis dahin eine Seefahrt gemacht, und unsere Unterhaltung drehte sich zunächst darum, wie wir die Fahrt über den Kanal bestehen würden. „Ich denke, ich werde ohne die Seekrankheit davonkommen", meinte der stets zum Optimismus geneigte Bebel. „Ich kriege sie sicher", antwortete ich, denn ich hatte eine schlaflose Nacht in einem nicht zu bequemen Eisenbahnwagen hinter mir. Es kam jedoch umgekehrt. Mit dem Gefühle eines Deliquenten, dessen der Strick des Henkers wartet, betrat ich das Dampfboot, das uns von Calais nach Dover bringen sollte. Da ich gehört oder gelesen hatte, daß man der Seekrankheit am ehesten entgeht, wenn man auf Deck des Schiffes bleibt, suchte ich mir ziemlich vorn auf dem Deck eine Ecke aus, stellte mich dort hin und harrte nun mit einer guten Dosis Fatalismus meines Schicksals.

Das Wetter war sehr stürmisch, und das nur mässig große Boot wurde vom Wind hin und her geworfen. Aufschäumende Wellen setzten immer wieder das Vorderteil des Decks unter Wasser und bespritzten mich von Kopf bis zu Fuß. Sehr bald verschwand Bebel, der sich in meiner Nähe aufgehalten, mit den Worten „Mir wird schlecht", ebenso verschwanden andere Passagiere, und schließlich zog sich selbst der auf Deck be-

dienende Matrose mit den verräterischen Anzeichen der Seekrankheit zurück. Auch mir war nichts weniger als wohl zumute, aber ich verlegte mich dem Unheil gegenüber auf den passiven Widerstand und bewegte mich nicht von der Stelle, entschlossen, nur dem äussersten Zwang nachzugeben. Ein paarmal glaubte ich wirklich, der verhängnisvolle Zeitpunkt sei gekommen, es ging aber jedesmal wieder vorüber, und als die Krise den Höhepunkt erreicht zu haben schien, ließ plötzlich das heftige Werfen nach, das Schiff fuhr ruhiger seinen Kurs und der Ruf „Dover" drang an mein Ohr. Nun kamen auch die Passagiere einer nach dem andern zum Vorschein, zuletzt Bebel, dem es sehr arg ergangen war, und der eine ziemliche Stunde brauchte, bis er sich völlig von der Strapaze erholte. Er war so matt ans Ufer gekommen, daß er sogar die Tasse Kaffee zurückwies, die ich ihm zur Stärkung anbot, und verhielt sich im Eisenbahnwagen zunächst ganz apathisch. Erst als wir Canterbury schon hinter uns hatten, deutete er mir mit einem Blick an, daß zwei junge Damen, die unsere Coupégenossinnen waren — halbflügge Engländerinnen, die von einer Pensionsschule in Frankreich zurückkehrten — doch sehr hübsch seien. „Na", dachte ich, „wenn du schon dafür Augen hast, dann ist es überwunden", und zehn Minuten später waren wir auch richtig wieder in lebhaftem Gespräche.

In London wurden wir von einem Parteifreund, der mich von der Bahn abholte, in ein kleines Hotel im Soho-Viertel gebracht, das viele Deutsche beherbergte, und am folgenden Morgen machten wir uns nach Regents Park Road 122, der Wohnung von Friedrich Engels, auf. Mit Hilfe eines Bädeker und des bisschen Englisch, das ich mir durch Selbstunterricht angeeignet hatte, glaubte ich mir ohne Cab helfen zu können. Aber ganz einfach war die Sache nicht. Meine erste Entdeckung war, daß die Engländer ihre Sprache nicht richtig aussprachen, will sagen nicht so, wie ich es gelernt hatte. Ich verstand keinen der Schutzleute, an die ich mich mit Fragen ob des Weges wandte. Zu meiner Entschuldigung kann ich bemerken, daß die Leute wahrscheinlich die Vokale nach der Weise der unteren

Schichten — des Cockney — aussprachen, was dem Neuling das Verstehen allerdings sehr erschwert. Zum Glück war ich wenigstens der Richtung meines Weges sicher, und nach Überwindung etlicher Schwierigkeiten brachte ich Bebel vor das Engelsche Haus und wollte zunächst wieder umkehren, da wohl Bebel, nicht aber ich zu Engels eingeladen war, und ich daher abzuwarten gedachte, bis die Einladung auf mich ausgedehnt würde. Aber Engels trat gerade aus dem Haus, als ich mich von Bebel verabschieden wollte, und nötigte nun auch mich sofort zu sich herauf.

Oben ging sehr bald die politische Unterhaltung los und nahm wiederholt einen sehr lebhaften Charakter an. Das stürmische Engelsche Temperament, hinter dem sich ein so wahrhaft edles Gemüt und viel Güte barg, offenbarte sich uns ebenso rückhaltslos wie des geborenen Rheinländers fröhliche Lebensauffassung. „Trinken Sie, junger Mann", mit diesen Worten füllte er mitten im heftigsten Disput mein Glas immer wieder mit Bordeauxwein an, den er stets im Hause hatte.

Engels hatte in jenen Tagen gerade das sechzigste Lebensjahr zurückgelegt und überraschte uns durch seine große geistige und körperliche Frische. Der hochgeschossene und schlanke Mann lief rascheren Schrittes als selbst der Jüngste von uns durch die langgezogenen Straßen Londons. Mit ihm bei unseren gemeinsamen Gängen Schritt zu halten, war keine ganz leichte Aufgabe. Sie ist mir indes leichter geworden, als das Schritthalten beim Glase Wein.

Den Gegenstand unseres Streites bildeten Fragen der politischen Haltung der deutschen Sozialdemokratie unter dem zwei Jahre vorher verkündeten Bismarckischen Ausnahmegesetz und der theoretischen wie politischen Haltung des Zürcher „Sozialdemokrat". Es fiel Bebel nicht schwer, Engels zu überzeugen, daß dieser, den damals Georg von Vollmar noch redigierte, jedenfalls eine sehr viel entschiedenere und grundsätzlichere Haltung beobachtete, als viele Führer der Partei in Deutschland, und daß die innere Verfassung dieser bei weitem

nicht so günstig beschaffen war, als andere sie den beiden „Alten" geschildert hatten.

Wir mochten wohl eine gute Stunde disputiert haben, als Engels plötzlich erklärte: „Jetzt ist es Zeit zu Marx zu gehen". Wir zogen unsere Röcke an und verließen mit ihm das Haus. Ich wollte mich verabschieden, da rief mir Engels zu: „Nein, nein, kommen Sie nur gleich mit zum Mohr". „Zum Mohr"? sagte ich, „wer ist denn das?" „Nun, der Marx", gab Engels in einem Ton zurück, als verstünde es sich von selbst, daß wir das wüßten. Mohr war der Spitzname, den Marxens Kinder ihrem Vater einst in Hinblick auf dessen pechschwarzes — mittlerweile aber schon weiß gewordenes — Haar und gelbliche Hautfarbe beigelegt hatten. Der „Mohr" wohnte in nächster Nähe von Engels, nämlich in Maitland Park Road, einer Nebenstraße der nach dem schönen Vorort Hampstead zu aufsteigenden Straße Haverstock Hill.

Engels wie Marx wohnten jeder in einem der Einfamilienhäuser, die den Normaltypus der Wohnhäuser Londons bildeten und in etwas anderer Bauart noch heute bilden. Für eine bürgerliche Familie, die 40 Pfund und darüber jährlich für Miete ausgeben konnte, bestanden damals, von den eigentlichen Villenvierteln abgesehen, die Wohnhäuser aus vier bis fünf Stockwerken; dem Keller oder Halbkeller — Basement genannt — der die Küche, ein Zimmer und kleinere wirtschaftliche Nebenräume umfaßte, das Erdgeschoß mit Eintrittsflur und zwei Zimmern, Vorder- und Hinter-Parlour genannt, den ersten Stock mit dem größten Zimmer des Hauses, das in der Regel als das Gesellschaftszimmer dient, von Engels aber als Bibliotheks- und Arbeitszimmer benutzt wurde, nebst kleinerem Nebenraum, und den, je zwei oder drei Schlafzimmer und kleinere Rumpelkammern enthaltenden oberen Stockwerken.

Diese Häuser sind sehr viel höher als breit, die billigeren von ihnen schmal emporstrebende Gebäude, die gewöhnlich in Gruppen von acht, zehn oder zwölf von einem Baumeister nach einem und demselben Schema erbaut wurden, so daß die zu einer solchen Gruppe gehörenden Häuser sich oft äußerlich

in nichts voneinander unterschieden. Der sehr kurzsichtige Marx war bei der Rückkehr von einem Ausgang immer in Zweifel, ob er vor seinem Haus oder dem irgendeines Nachbarn stehe, und oft genug merkte er erst am Versagen des Hausschlüssels, daß er sich geirrt hatte. Natürlich verbilligt diese Herstellung nach dem Dutzend die Baukosten sehr und ist einer der Gründe, weshalb man in London Häuser mit acht bis zehn größeren und kleineren Räumen und einem Gärtchen für einen bedeutend geringeren Mietzins haben kann, als in den festländischen Weltstädten.

Wer bisher nur in Etagenhäusern gewohnt hat, empfindet es zunächst als eine arge Belästigung, von Zimmer zu Zimmer über Treppen gehen zu müssen, während es dem Engländer als die selbstverständlichste Sache von der Welt erscheint. Auch hat diese Trennung der Zimmer durch Treppen neben ihren offenbaren Unbequemlichkeiten auch manche Vorteile. Sehr beliebt ist beim Engländer des unteren Bürgerstandes das Wohnzimmer im Keller oder Halbkeller, meist Frühstückszimmer — „Breakfastroom" — genannt. Von der Küche bequem zu erreichen, im Winter leicht zu erwärmen und im Sommer nicht zu warm, wird es in vielen Familien für alle Mahlzeiten benutzt und ist abends der gemeinsame Aufenthalt aller Familienmitglieder. Es wird auch oft sehr wohnlich ausgestattet, und so macht es auf den an festländische Wohnverhältnisse Gewohnten einen seltsamen Eindruck, wenn er von Leuten, die ein schön eingerichtetes Haus bewohnen, im Keller empfangen und bewirtet wird.

Das Marxsche Haus war kleiner als das Engelssche, und die Räume im Kellergeschoß waren entsprechend einfacher. Trotzdem nahm die Marxsche Familie die Mahlzeiten im Breakfastroom ein, während bei Engels, dessen Kellergeschoß recht weitläufig gebaut war, in einem der Parlours gespeist wurde. Im Kellerzimmer des Marxschen Hauses wurden Bebel und ich an einem der Tage unseres Besuchs an ziemlich umfangreicher und wohlbesetzter Tafel bewirtet.

Marxs Arbeitszimmer lag im ersten Stock des Hauses nach

hinten hinaus. Dort wurden wir am ersten Tage unseres Besuches von Marx empfangen. Er begrüßte Bebel überaus herzlich und trug ihm, wie dies vorher Engels getan, sofort die Brüderschaft an. Auch zu mir verhielt er sich freundlich, und da die Unterhaltung sich zunächst um außerhalb unseres Streits liegende Fragen drehte, verlief sie auch sehr viel gelassener, als bei Engels. Obwohl Marx nur zwei Jahre älter war als dieser, machte er doch einen viel älteren Eindruck. Er sprach in dem ruhig abgeklärten Ton eines Patriarchen, ganz entgegengesetzt der Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht hatte. Nach Schilderungen, die allerdings meist von Gegnern herrührten, hatte ich erwartet, einen ziemlich verbissenen und sehr reizbaren alten Herrn kennen zu lernen, und sah mich nun einem Manne mit weißem Haar gegenüber, aus dessen dunklen Augen Freundlichkeit lächelte, und in dessen Worten viel Milde lag. Als ich ein paar Tage später Engels meine Überraschung aussprach, Marx so ganz anders gefunden zu haben, als ich ihn mir gedacht hatte, meinte er: „Nun, der Mohr kann auch jetzt noch ganz gehörig wettern". Was ich bald zu beobachten Gelegenheit haben sollte. Um indes zu keinen irrigen Schlußfolgerungen Anlaß zu geben, will ich hinzusetzen, daß das Objekt des Unwillens das Buch eines Dritten war, auf das wir zu sprechen gekommen waren, und das ich zu verteidigen gesucht hatte.

Die Mission, um derentwillen Bebel und ich nach London gekommen waren, wurde in jeder Hinsicht nach Wunsch erledigt. Bebel, der damals in der vollen Blüte seiner geistigen Kraft stand, entzückte die beiden Alten durch seinen Freimut und die erschöpfende Aufklärung, die er ihnen über die politische Lage in Deutschland und die Verhältnisse der Partei gab, und was mich anbetrifft, so scheinen sie von mir das Bild eines anmaßenden Stubensozialisten gehabt und es daher angenehm empfunden zu haben, daß ihnen statt dessen ein Mensch zugeführt wurde, der mit Leib und Seele in der praktischen Bewegung steckte, und zu dessen letzten Tugenden Selbstbewußtsein in literarischen Dingen gehörte. In der Tat fiel mir Friedrich Engels eines Tages beinahe um den Hals, als ich mit etwas Scham ihm gestand,

obwohl schon dreißig Jahre alt, noch kein Buch geschrieben zu haben. „Was, Sie haben noch kein Buch geschrieben", rief er aus, „das ist ja sehr gut", und er zog vehement über die Art los, wie Leute die noch nichts Ordentliches gelernt, jetzt in Deutschland Bücher über alles mögliche schrieben. Daß man, wenn man etwas taugt, mit 24 Jahren ein so epochemachendes Buch wie „Die Lage der arbeitenden Klassen Englands" schreiben kann, unterließ ich, dem Verfasser dieses Buches ins Gedächtnis zu rufen.

Unser Aufenthalt in London währte damals eine Woche, eine Zeitspanne, in der man schon mancherlei vom Ort und seinen Bewohnern sehen und beobachten kann. Aber ich ging so vollständig in der sozialistischen Bewegung auf, hing auf unseren Spaziergängen so sehr an den Lippen von Engels, mein Denken und Sinnen war so sehr bei einem verhältnismäßig kleinen Kreis von Menschen, daß ich von der Riesenstadt selbst und ihren einheimischen Bewohnern nur sehr unbestimmte Eindrücke zurückbehielt. Fast alles, was ich sah, berührte mich fremdartig, aber ich hatte weder die Zeit, noch reichte mein Englisch aus, den Dingen und Menschen näher zu treten. Da Engels sofort Bebel als Gast in sein Haus aufnahm, ich aber in dem kleinen Hotel im Soho-Viertel wohnen blieb, ging mir viel Zeit durch die langen Wege verloren. Denn mir Cabs zu leisten, wäre über den Etat gegangen, den ich mir gesetzt hatte.

Natürlich statteten wir an einem der Tage dem Britischen Museum einen Besuch ab. Engels zeigte uns den berühmten Stein von Rosette, der so viel dazu geholfen hatte, der Entzifferung der Hieroglyphen beizukommen, und erzählte uns dabei als bezeichnend für das hochgradige Selbstgefühl Ferdinand Lassalles, daß er, als Marx ihm 1862 den Stein zeigte, diesen genauer betrachtet habe und dann in die Worte ausgebrochen sei: „Was meinst du, wenn ich einmal Hieroglyphen studierte, um den Ägyptologen zu *imponieren?*" Aus den Erinnerungen von Brugsch-Pascha wissen wir jetzt, daß Lassalle sich in der Tat ernsthaft mit dem Gedanken getragen hat, an dieses Studium zu gehen.

Im Marxschen Kreise war man auf Lassalle nicht gut zu sprechen, namentlich auf den weiblichen Teil der Familie Marx scheint er bei seinem Besuch im Sommer 1862 durch sein dandymäßiges Auftreten einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht zu haben, so daß Marx, der ihn sonst scharf genug kritisierte, wiederholt Frau und Töchtern gegenüber seine Verteidigung führte.

Marxs Frau war zur Zeit unseres Besuches schon schwer leidend. Trotzdem verließ sie an dem Tage, wo wir bei ihnen zu Mittag geladen waren, das Krankenlager, um bei Tisch uns die Ehre zu erweisen. Sie brachte in freundlichen Worten, die sich auf unsere Tätigkeit bezogen und dabei Bebels Verdienste gebührend würdigten, Bebels und meine Gesundheit aus, mußte sich aber nach Tisch bald wieder in ihr Krankenzimmer zurückziehen. In ihrem Benehmen verriet sie die feingebildete Frau, ihre Rede war bei aller Wärme frei von Überschwänglichkeiten. Von den Marxschen Töchtern habe ich, obwohl alle drei am Mittagsmahl teilnahmen, damals nur die jüngste, Eleanor, etwas näher kennen gelernt, und später sind meine Frau und ich in ein herzliches Freundschaftsverhältnis zu ihr getreten. Ihre interessante Persönlichkeit und ihr tragisches Ende mögen es rechtfertigen, wenn ich darüber gleich hier einiges einflechte.

Eleanor Marx war im Jahre 1880 ein blühendes, junges Mädchen von 24 Jahren, mit dem schwarzen Haar und den schwarzen Augen des Vaters, einer äußerst wohlklingenden Stimme, ungemein lebhaft und nahm in sehr temperamentvoller Weise an unseren Unterhaltungen über Parteiangelegenheiten teil. Mit viel größerer Hingabe als ihre beiden älteren Schwestern hat denn auch Tussy, wie Eleanor in der Familie und ihrem Freundeskreise gerufen wurde, sich der sozialistischen Bewegung gewidmet. Aber noch eine andere Macht hatte ihre Seele ergriffen und ist ihr in ihrem späteren Leben verhängnisvoll genug geworden: das Theater. Eleanor Marx war eine begeisterte Anbeterin der dramatischen Muse und wäre am liebsten selbst zum Theater gegangen. Einige Briefe im Briefwechsel von Marx und Engels geben einen Einblick, welche

inneren Kämpfe diese Leidenschaft ihr verursacht haben muß. Zur Zeit, von der ich schreibe, hatten wir natürlich noch keine Ahnung davon, doch bekamen wir Gelegenheit, Eleanor Marx bei einer Abendunterhaltung rezitieren zu hören.

Diese Unterhaltung fand zum Besten der Witwe eines Kommunarden in einem mäßig großen und auch nur mäßig erleuchteten Saal statt, der ebensogut der Klassenraum einer der vielen Sektenschulen, über die London verfügt, wie der Saal eines Arbeiterklubs hätte sein können. Bebel und ich wurden an einem der sehr dunklen Abende von Engels durch ein ganzes Straßengewirr in den Saal geführt, nach meiner Schätzung muß es im Stadtbezirk St. Pancras gewesen sein. Der Raum war nur zu zwei Dritteln gefüllt, aber das Publikum interessant genug. Außer Marx mit Töchtern, Friedrich Engels und August Bebel allerhand politische Flüchtlinge von mehr oder minder erheblicher Bedeutung für die sozialistisch-revolutionäre Bewegung ihres Landes, darunter der russische Sozialist Leo Hartmann, der an einem Attentat gegen Alexander II. beteiligt gewesen war. Aber, bezeichnend für englische Verhältnisse: auf der Rückseite des überaus bescheiden ausgestatteten Programms war eine Liste von Zeichnungen für den Zweck des Abends verzeichnet und darüber die Worte: Her Majesty the queen has headed the list with 10 £.

Das Gedicht, das Eleanor Marx vortrug, war die Ballade vom Rattenfänger von Hameln. Da mein Englisch noch sehr schwach war, konnte ich den Worten nur ungenügend folgen. Ich bemerkte lediglich, daß Eleanor sehr lebendig und mit reicher Modulation sprach und großen Beifall erntete. Später entwickelte sie sich zu einer wahren Redekünstlerin. Ich habe sie in Arbeiterklubs bei Vorträgen politischer Natur mit sehr poetischem Schwung und hinreißendem Tonfall sprechen hören, und ihre Aussprache des Englischen war vollendet. Als sie in den neunziger Jahren einmal im Londoner Klub der Theaterfreunde (Playgeers Club) über den Naturalismus im modernen Drama sprach und ihre Ausführungen bei einem Teil ihrer Hörer auf starken Widerspruch stießen, konnte einer ihrer

Opponenten sich nicht enthalten, am Schlusse seiner Gegenrede zu erklären: „Eines muß ich jedoch bemerken. Ich habe bis zum heutigen Abend, wo ich Frau Aveling sprechen hörte, nie gewußt, welch hoher Schönheit die englische Sprache fähig ist."

Etwa ein Jahr nach dem Tode ihres Vaters war Eleanor Marx eine freie Ehe mit dem Schriftsteller Dr. Edward B. Aveling eingegangen, die ihr Verhängnis werden sollte. Gleichheit der Weltauffassung, der politischen Parteistellung und der Liebe zum Drama hatte sie der Werbung dieses unzweifelhaft begabten, aber wenig disziplinierten Mannes Folge geben lassen.

Es war die Zeit, wo der seit dem Zusammenbruch des Chartismus und der Internationale in England in Mißkredit geratene Sozialismus in neuem Gewande dort wieder seinen Einzug hielt, zunächst vornehmlich gepredigt von Intellektuellen, von denen ein Teil, darunter Aveling, vom Freidenkertum her zur neuen Bewegung gekommen waren. Der Sohn eines protestantischen irischen Geistlichen, hatte Aveling im freisinnig geleiteten Londoner University College seine Gymnasialbildung empfangen, hierauf Naturwissenschaft studiert und den Doktorgrad erlangt, war aber dann dem Hang zum Theater gefolgt, hatte sich als Leiter einer wandernden Schauspielergruppe versucht, die jedoch einen Zusammenbruch erlitt, und sich hierauf dem Beruf eines Vortragenden bei den Freidenkern zugewandt, wo seine Besonderheit Vorträge über die Lehre Darwins waren, den er noch persönlich gekannt hatte. Diese Vorträge machten ihn in radikalen Kreisen zeitweise ungemein populär, und als er sich der sozialistischen Bewegung anschloß, galt sein Beitritt als ein sehr wertvoller Gewinn. Von Hause aus eine enthusiastische Natur, war Eleanor Marx ob dieses neuen Kampfgenossen begeistert, und so wurde es ihm leicht, ihr Herz zu erobern. Da er schon verheiratet war und nur von seiner Frau getrennt lebte, aber eine Scheidung nicht erlangen konnte, mußte der Bund mit Eleanor entweder geheim bleiben, oder aber vor aller Welt als wilde Ehe kundgegeben werden. Eleanor zog das letzte vor. Jede junge Bewegung trägt sektie-

rerische Züge und liebt es, den Bruch mit dem Alten auf allen möglichen Gebieten demonstrativ zu betonen. Eleanor hatte, als sie den Bund mit Aveling einging, eine gut bezahlte Stelle an einer besseren Pensionatsschule inne. Da man sie dort sehr schätzte, hätte man, wenn sie über ihr Verhältnis zu Aveling stille geblieben wäre, gern ein Auge zugedrückt. Sie aber machte der Vorsteherin in aller Form brieflich Mitteilung davon und mußte nun „mit Rücksicht auf die Allgemeinheit" gekündigt werden. Ebenso verschlossen sich ihr andre Türen. Allerdings nicht so viele, wie man nach der Überlieferung hätte gewärtigen müßen. „Mein London ist ein klein Paris", schrieb mir Friedrich Engels, als er mir von der Verbindung Eleanors mit Ed. Aveling Mitteilung machte. Eine etwas freiere Auffassung hatte sich in bestimmten Kreisen Londons doch durchgesetzt.

Mancher Widerstand gegen Eleanor rührte übrigens nicht so sehr daher, daß sie eine freie Ehe eingegangen war, als daß der männliche Teil eben Edward Aveling war. Dessen Ruf war gerade in der radikaldemokratischen Welt Londons schon sehr schlecht und verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Wer Bernard Shaws „The Doctor's Dilemma" — deutsch unter dem wenig sinngemäßen Titel „Der Arzt am Scheidewege" erschienen — gelesen oder gesehen hat, dem ist in dem Maler Dubedat ein etwas retouchierter Aveling begegnet. Shaw, der beide Avelings sehr gut kannte, hat dem Dubedat so ziemlich alle charakteristischen Eigenschaften Edward Avelings beigelegt: die Sucht, alles vom Besten haben zu wollen, die gewissen- und schamlose Art, für seine Genüsse selbst den Ärmsten ihre karge Barschaft abzuborgen, die Gabe, durch lyrisch-ästhetisches Schöntun naive Gemüter und insbesondere Frauen zu faszinieren, um sie dann mit jener Ungeniertheit auszubeuten, wie ein verzogenes Kind seine Pfleger ausbeutet, das sind Charakterzüge des Mannes, für den sich Eleanor Marx im Leben so aufopferte, wie im Stück die Frau Dubedat für ihren Mann. Und die gewollte Blindheit und Taubheit der Frau Dubedat für alles, was an Nachteiligem über ihren Mann umlief, ist genau das Widerspiel der Hartnäckigkeit, mit der Eleanor Aveling

trotz aller üblen Erfahrungen, die sie mit ihrem Erwählten machte, an ihn zu glauben fortfuhr, bis er ihr das Schändliche antat, das die Katastrophe herbeiführte. Denn die Wirklichkeit war in diesem Falle tragisch, wo das Shawsche Stück tragikomisch bleibt. Wohl starb Edward Aveling „in Schönheit" wie Dubedat — einen Tod, um den jeder ihn beneiden möchte: auf dem Lehnsessel im Sonnenschein ist er beim Lesen eines Buches für ewig eingeschlafen. Aber er hinterließ nicht eine Frau, die ihn lange Jahre mit Hingebung gepflegt hatte, damit sie „bald wieder heirate", sondern eine frisch angetraute Frau, mit der er, durch den Tod der ersten Frau gesetzlich Witwer geworden, hinter dem Rücken der Eleanor eine gesetzliche Ehe eingegangen war — die die Tochter von Karl Marx zum Selbstmord trieb.

„Wie traurig war unser Leben doch diese ganzen Jahre über" — how sad has life been all these years — so lautete das Billet, das Eleanor, ehe sie das Gift nahm, im verschlossenen Briefumschlag für Aveling zurückließ, und das von diesem, als man es ihm übergab, gleichmütig zerrissen worden wäre, hätte nicht der anwesende Beamte des Leichenarztes ihn daran verhindert. Ein trauriges Leben — von dessen Enttäuschungen die tapfere Tochter des tapfern Vaters die Außenwelt aber nichts hatte wissen lassen.

Es ist kennzeichnend für Shaw als Dichter, daß er die so tragisch ausgegangene Ehe der Avelings zum Mittelpunkt für ein Lustspiel nahm. Ich habe ihn einst einen lachenden Ibsen genannt — wie weit das Wort zutrifft, mögen andere entscheiden. Indes hat Shaw für seine Behandlung des Stoffs eine Rechtfertigung von Eleanor selbst noch erhalten. In ihren Briefen an Frederic Demuth, den Sohn der um die Familie Marx so hochverdienten Lenchen Demuth, schreibt sie am 5. Februar 1898 im Hinblick auf Edward Aveling, der wenige Monate vordem sie durch plötzliches Verschwinden und den Verkauf ihrer Sachen über ihren Kopf hinweg in die größte Verzweiflung und Angst versetzt hatte, nun aber Patient war, der ihrer bedurfte:

„Lieber Freddy, ich weiß, wie freundschaftlich Du für mich fühlst und wie aufrichtig Du um mich besorgt bist. Aber ich glaube nicht, daß Du völlig verstehst — ich selbst *fange erst an* zu verstehen. Ich sehe jedoch mehr und mehr ein, daß unrecht handeln einfach eine moralische Krankheit ist, und daß die moralisch Gesunden (wie Du) nicht geeignet sind, den Zustand der moralisch Kranken zu beurteilen, ebenso wie der physisch Gesunde sich den Zustand des physisch Kranken kaum vorstellen kann.

Es gibt Leute, denen genau so ein gewisser *moralischer* Sinn fehlt, wie andere taub sind oder schlecht sehen können oder in anderer Weise nicht gesund sind. Und ich fange an zu begreifen, daß man ebensowenig berechtigt ist, die eine Krankheit zu tadeln, wie die andere. Wir müssen uns bemühen, sie zu kurieren, und wenn keine Heilung möglich ist, unser Bestes tun. Ich habe dies durch langes Leiden einsehen gelernt — Leiden, dessen Einzelheiten ich selbst Dir nicht erzählen würde — aber ich habe es gelernt, und so versuche ich es denn, alle diese Prüfungen so gut es geht zu ertragen."

Und zwei Tage später, am 7. Februar 1898:

Mein lieber, lieber Freddy!

Ich muß sagen, daß es mich wirklich quält, mich nicht ganz klar ausgedrückt zu haben. Aber Du hast mich ganz und gar nicht verstanden. Und ich bin in zu großer Unruhe, um Dir's auseinanderzusetzen. Edward geht morgen ins Krankenhaus, und die Operation soll Mittwoch erfolgen. Es gibt ein französisches Sprüchwort, *verstehen* bedeute *vergeben.* Vieles Leiden hat mich verstehen gelehrt — und so brauch ich nicht erst zu vergeben. Ich kann nur lieben."

Dann in ihrem letzten Brief an Fred. Demuth am 1. März 1898:

„Nimm mein Nichtschreiben nicht für Nachlässigkeit. Die Sache ist, daß ich abgespannt bin und oft nicht den Mut zum Schreiben habe. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr es mich freut, daß Du mich nicht zu sehr tadelst, denn ich halte Dich für einen der größten und besten Menschen, die ich je kennen gelernt habe.

Es ist eine schlimme Zeit für mich. Ich fürchte, es ist wenig Hoffnung vorhanden, und die Schmerzen und Leiden sind groß. Warum wir so fortmachen, ist mir unverständlich. *Ich bin bereit zu gehen und würde es mit Freuden tun.* Aber solange er Hilfe *braucht,* bin ich verpflichtet zu bleiben."

Vier Wochen nachdem F. Demuth diesen Brief empfangen hatte, am 31. März 1898, machte Eleanor Marx ihrem Leben

ein Ende. Ein Brief, den sie am Morgen jenes Tages erhielt und den Edward Aveling vernichtet hat, ehe noch Dritte ihn gelesen, muß sie zu der Tat veranlaßt haben. Denn Avelings Befinden hatte sich gebessert, und Anordnungen, die sie abends zuvor getroffen hatten, waren solcher Natur, daß sie an einen baldigen Selbstmord nicht gedacht haben konnte. So muß der Brief sie davon unterrichtet haben, daß Aveling damals, als er plötzlich verschwunden war, sich mit einer blutjungen Schauspielerin gesetzlich verbunden hatte, sie also in der Tat „nicht mehr brauchte".

Sie hatte an ihn, an seine Begabung geglaubt und große Hoffnungen darauf gesetzt. Er hatte auch einige Einakter geschrieben, die Erfolg hatten. Aber für ein größeres dramatisches Werk reichte sein Talent nicht aus, weil es rein rezeptiv war.

In einem Avelingschen Einakter „An der See" habe ich ihn und Eleanor spielen sehen. Gemeinsam mit dem damals noch jugendlichen William Sanders — jetzt Alderman im Londoner Grafschaftsrat und Sekretär der Fabian-Gesellschaft — haben sie diese dramatische Szene, der Tennysons Enoch Arden zugrunde liegt, öfters in Arbeiterklubs aufgeführt. Eleanor spielte die jugendliche Frau, die zwischen Liebe und Treue sich für die letzte entscheidet, mit großer Wärme, aber das Stück war zu sehr auf einen einzigen Ton gestimmt, um ihr Gelegenheit zu schöpferischer Gestaltung zu geben. Welche anderen Möglichkeiten bietet etwa Bernard Shaws „Candida", die eine ähnliche Entscheidung zu treffen hat, einer dramatischen Künstlerin. Aber Shaw bringt eigene Menschen auf die Bühne und nicht nur romantische Figuren.

Ihren ersten Versuch als Schauspielerin hat Eleanor Marx schon zu Lebzeiten ihres Vaters gemacht. In einem Brief an Marx vom 7. Juli 1881 schreibt Friedrich Engels darüber:

> „Tussy war sehr gut in den leidenschaftlichen Szenen, nur merkte man etwas, daß sie sich Ellen Terry zum Vorbild genommen, wie Radford den Irving, doch das wird sie sich bald abgewöhnen; will sie öffentlich Effekt machen, muß sie unbedingt strike out a line of her own, und das wird sie schon."

Aus dieser Bemerkung geht hervor, daß Marx nicht grundsätzlich dagegen war, daß Eleanor die Laufbahn der Schauspielerin wählte. Ein halbes Jahr später, am 12. Januar 1882, schreibt der schon sehr leidende Marx von Ventnor auf der Isle of Wight, wohin er mit Eleanor um seiner Gesundheit willen gefahren war, an Engels, daß für seine weiteren Reisepläne Eleanor als Begleiterin ganz außer Betracht kommen müsse.

> „Das Kind ist unter einer seelischen Verstimmung, die seine Gesundheit ganz untergräbt. Weder Reisen noch change of climate, noch physicians can do anything in this case. Das einzige, was man für sie tun kann, ist, ihr den Willen zu tun und sie ihre theatralischen lessons bei Madame Jung durchmachen zu lassen. Sie brennt vor Begierde, sich, wie sie glaubt, so eine selbständige Artistenlaufbahn zu eröffnen, und dies einmal zugegeben, hat sie jedenfalls recht, in ihrem Alter keine weitere Zeit zu verlieren. Ich möchte um alles in der Welt nicht, daß das Kind sich einbilde, in Form der „Pflegerin" eines alten Mannes auf dem Familienaltar geopfert zu werden. In der Tat, ich bin überzeugt, daß Madame Jung pro nunc ihr einziger Arzt sein kann. Sie ist nicht offen; was ich sage, ist auf Beobachtung gegründet, nicht auf ihre eigenen Aussagen."

Diese wenigen Zeilen gewähren einen guten Einblick in das Verhältnis von Marx zu seinen Töchtern. Er hing mit der größten Liebe an ihnen und nahm mehr als väterliche Rücksicht auf sie. In seinen Briefen an Engels braucht er nur die zärtlichsten Ausdrücke, wenn er von ihnen spricht. Eleanor war schon im 26. Lebensjahr, als sie hier immer nur „das Kind" genannt wurde. Aber auch von der 13 Jahr ältern Jenny spricht Marx nur noch als von dem Kind oder braucht das Diminutiv Jennychen. Diese seine älteste Tochter war ihm besonders ans Herz gewachsen. Sie hatte die schlimmste Zeit in Marxs Leben in einem Alter mit durchlebt, wo Kinder schon Verständnis für die Nöte der Eltern haben, und war die eigentliche Vertraute des Vaters. Doch war auch das Verhältnis zwischen Marx und Eleanor ein sehr inniges. Vom Vater, der in vielen Dingen ihr Lehrer war, hatte diese unter anderem die große Verehrung für Shakespeare übernommen, der ihr fast ein Ab-

gott war. Überhaupt hatte sie die Begeisterung für die dramatische Muse im elterlichen Hause eingesogen. Mutter und Vater waren große Theaterfreunde, und oft war die ganze Familie den weiten Weg von Haverstock Hill nach Sadlers Wells Theater zu Fuß gepilgert, um vom Stehplatz aus — zu mehr reichte es nicht — den Shakespeare-Darsteller Phelps spielen zu sehen.

Von alledem erfuhr ich bei meinem ersten Besuch noch nichts, dagegen merkte ich am Benehmen von Eleanor, daß die Vierundzwanzigjährige noch immer etwas als das Nesthäkchen behandelt wurde.

*

Mein zweiter Besuch in England fand im Jahre 1884 statt. Ich hatte für das schweizerische sozialdemokratische Aktionskomitee an einer Versammlung in Lyon als Delegierter der schweizerischen Arbeiterbewegung teilgenommen, dann auf Einladung des sozialistischen deutschen Leseklubs in Paris dort einen Vortrag gehalten und war von Friedrich Engels, der erfahren hatte, das ich in Paris war, eingeladen worden, auf einige Tage nach London herüberzukommen und bei ihm als Gast zu weilen. So interessant diese Reise unter andern Gesichtspunkten war, so wenig hat sie dazu beigetragen, meine Kenntnisse von Land und Leuten in England zu erweitern. Marx war im März 1883 gestorben, und sein ganzer literarischer Nachlaß war in die Hände von Engels übergegangen, der ihn mit größter Hingebung sichtete und ordnete, um so viel als möglich von des Freundes Arbeiten der Öffentlichkeit zugängig zu machen. Nun las er mir, als ich hinübergekommen war, aus diesen Manuskripten und dem Entwurf eines Buches, dem er Marxs Auszüge aus des Amerikaners Lewis Morgan Ancient Society zugrunde legte, Abend für Abend bis in die tiefe Nacht hinein vor. Dafür ward um so später aufgestanden. Nach eingenommenem Frühstück wurde etwas Zeitung gelesen, Korrespondenz erledigt und gearbeitet, dann geluncht, nach dem Lunch ein gemeinsamer Spaziergang über Primrose Hill

durch Regents Park gemacht, dann wieder zuhause etwas gearbeitet, um 7 Uhr abends das eigentliche Diner genossen, worauf Engels zunächst etwas schlief, um mir schließlich am Kamin von Marxs Arbeiten zu erzählen und aus den Manuskripten vorzulesen. Das war die ganzen Tage über unsere Lebensweise, die ich nur zweimal zur Zeit, wo Engels arbeitete, unterbrach, um im Londoner Exil lebende deutsche Parteifreunde zu besuchen. Einige Male stellten sich auch Eleanor Marx sowie Ellen Rosher, die in Engels Haus wie ein eignes Kind aufgewachsene Nichte von Engels verstorbener Frau, auf ein halbes Stündchen ein, aber mit Engländern hatte ich damals noch weniger Berührung, als bei meiner ersten Reise. Dagegen lernte ich nun das treue Lenchen Demuth kennen. Friedrich Engels hatte die treffliche Person, die vom ersten Tage an, wo Marx und Frau ihren Hausstand begründeten, bis zu Marx Tode der Familie gedient hatte, zu sich als Haushälterin aufgenommen und behandelte sie wie ein Familienmitglied mit rührender Liebe und Aufmerksamkeit. Nimmy, wie die Marxschen Kinder, oder Nimmche, wie Engels gern Helen Demuth nannte, war in alle Angelegenheiten des Hauses eingeweiht und hatte über die Personen, die bei Marx verkehrten, ihr eigenes Urteil, das sie zuweilen recht derb zum besten gab.

Wenn aber nicht Engländer, hatte ich auf jener zweiten Reise Franzosen „zu Hause" kennen gelernt. In Lyon, wo ich zu sprechen hatte, holte mich ein der Marxistischen Partei zugehörender Arbeiter, Möbeltischler von Beruf, von der Bahn ab, brachte mich in ein kleines Gasthaus und ging dann, nachdem wir etwas gegessen hatten, den Abend mit mir an den Ufern der Rhone und Saône spazieren. Das war nun ein Südfranzose, aber wie sehr erinnerte mich sein Gebaren und seine Art zu schildern und zu urteilen an unsere deutschen Arbeiter. Hinter der sozialen Verwandtschaft trat der nationale Unterschied vollständig in den Hintergrund. Spät abends kam noch Jules Guesde von Paris an, der eigentliche Redner für die geplante Versammlung. Am andern Mittag gaben uns die Lyoner Sozialisten, nachdem sie uns wieder spazieren geführt hatten,

hoch oben im Viertel Croix Rousse ein Frühstück. Da merkte man nun eher eine nationale Besonderheit. Es war unglaublich, welche Mengen Brot bei dieser Mahlzeit, bei der es an Fleisch verschiedener Art durchaus nicht mangelte, verzehrt wurden. In die Brühsuppe, in die schon gehörig Brot eingeschnitten war, brockten sich die Franzosen von dem Brot, das in großen Schüsseln aufgetürmt auf dem Tisch stand, so lange ein, bis die Suppe fast zum Brei wurde. Natürlich war es Weißbrot und sehr schön locker gebacken.

Die Versammlung fand in einem Zirkus statt, war aber, da es Sonntag Nachmittag und entzückend schönes Frühjahrswetter war, nicht übermäßig stark besucht. Der weite Saal hätte gut um die Hälfte mehr Personen fassen können, als erschienen waren. Obwohl aber eine Versammlung, die Lücken aufweist, gewöhnlich eine kritische Versammlung ist, erntete Guesde — mein Lyoner Arbeiter sprach das s im Namen mit aus — wahre Beifallsstürme. Er behandelte sehr sarkastisch das Konzessionsunwesen des Staates gewissen Eisenbahngesellschaften gegenüber. Als er einmal nach einer Beifallssalve der Versammlung zurief: „Klatscht doch nicht, ich halte ja keine Rede, ich plaudere ja nur", rief ihm ein vorn stehender Arbeiter zu: „Mais nos cœurs vous applaudissent." Das wäre nun freilich einem deutschen Arbeiter kaum eingefallen.

Außer in Lyon sprachen Guesde und ich damals noch in Roanne, einer Fabrikstadt der Textilindustrie Südfrankreichs. Dort machten die Arbeiter wie der Zuschnitt und Ton der außerordentlich gut besuchten Versammlung auf mich ganz und gar den Eindruck, an den ich von Deutschland her gewohnt war. Und als ich auf der Rednerbühne an einem Nebentisch zwei Polizisten sitzen sah, von denen der eine eifrig Notizen machte, da ward mir fast wieder das Auge feucht, so heimatlich mutete der Anblick mich an. Fünf Jahre Leben und Tätigkeit in der Schweiz hatten mich seiner ganz entwöhnt.

Meine dritte Reise nach London ging wieder in Gesellschaft mit August Bebel vor sich. Sie fand im November 1887 statt und galt Verhandlungen mit englischen Sozialisten wegen eines

im folgenden Jahr zu veranstaltenden internationalen Sozialisten- und Gewerkschaftskongresses. Daraus ergab sich schon, daß sie mich mit Engländern in Verbindung brachte. Wir lernten Edward Aveling kennen und hatten mit H. M. Hyndman, dem Führer der Sozialdemokratischen Föderation, und William Morris, dem geistigen Haupt der von dieser abgesplitterten Socialist League, je eine Zusammenkunft, an denen noch etliche Trabanten dieser Zentralsonnen teilnahmen. Dagegen trafen wir den Sekretär des parlamentarischen Gewerkschaftskomitees, den damals noch sehr einflußreichen Henry Breadhurst, nicht in London an, und sein Schreiber, ein wohlgenährter rotwangiger Jüngling, war von den Engländern, auf die ich gestoßen bin, einer der wenigen, die dem Typus John Bull entsprachen, wie man ihn sich bei uns vorstellt. Daß es auf dem Festland auch eine Arbeiterbewegung gab, schien ihm völlig neu zu sein, aber wenig Kopfzerbrechen zu verursachen. Ganz anders Hyndman und der prächtige William Morris. Von ihnen wird indes besser zu reden sein, wenn ich meinen zwölfjährigen Aufenthalt in der Themsestadt schildere, den im Mai 1888 meine vierte Englandreise einleitete.

Bei unserem Aufenthalt im November 1887 sahen Bebel und ich auch eine der Arbeitslosendemonstrationen, die seit Anfang 1886 fast ständig am Fuße der Nelsonsäule auf Trafalgarsquare stattfanden, und bei denen von sozialistischen Agitatoren ungemein revolutionäre Reden gehalten wurden. Die Jahre 1886 und 1887 waren in England die Zeit eines großen Geschäftsdrucks, die Arbeitslosigkeit war so groß, daß selbst die bestgestellten englischen Gewerkschaften mit der Möglichkeit zu rechnen hatten, daß sie ihre Unterstützungen nicht mehr würden ausbezahlen können. Man kann sich denken, auf welchen fruchtbaren Boden da die bitteren Anklagereden gegen die kapitalistische Gesellschaft fielen, die vom Sockel der Nelsonsäule herab an die Versammelten gehalten wurden, an Arbeiter, die zumeist aus dem Ausstand kamen, und denen so vielfach der Hunger auf dem Gesicht geschrieben stand. Solange es beim bloßen Reden blieb, mischte die Polizei sich

nicht ein, mochten die Ansprachen auch noch so aufrührerisch lauten. Erst, als sich Ende Oktober 1887 Vorgänge wiederholten, wie sie schon im Vorjahr zu Verhaftungen geführt hatten, als Arbeitslose Läden in der Umgebung des Square zu plündern versuchten, mischte sich die Polizeiverwaltung von Groß-London ein und erließ eine Verordnung, die Versammlungen auf dem berühmten Square verbot. Nun wandten sich die Sozialisten an die radikaldemokratischen Elemente, insbesondere die linksliberalen Arbeiterklubs Londons und riefen sie auf, ihnen im Kampf für das Palladium der englischen Freiheit, das freie Versammlungsrecht, beizustehen. Die Liberalen waren gerade in der Opposition und wollten wegen eines Redeverbots gegen den irischen Nationalisten O'Brien gleichfalls mit der Regierung Abrechnung halten. Um so schneller kamen sie dem Aufruf nach.

Es war dem Verbot zum Trotz auf Sonntag den 13. November eine große Protestfeier auf Trafalgar Square einberufen, deren Beschickung außer von den Sozialisten auch von den meisten linksliberalen Londoner Klubs beschlossen war. Von allen Seiten marschierten zur festgesetzten Stunde Züge, gefolgt von Massen Publikums, die die Straße füllten, nach dem großen Platz im Zentrum Londons. Selbst die wohlvorbereitete und in Massen postierte Polizei konnte nur an bestimmten Zugangsstraßen die Menge zurückhalten. An andern brach diese durch, und bald war der Platz ziemlich dicht gefüllt. Da kam für die Polizei Sukkurs, ganze Trupps drangen vor und schlugen mit ihren Knütteln auf die Gekommenen ein. Wie immer, siegte die organisierte Macht über die unorganisierte und größtenteils unbewaffnete Menge und trieb sie in die Flucht. In der Verwirrung suchte sich zu retten wer konnte. Nur wenige setzten sich dauernd zur Wehr. Zu ihnen gehörte ein stämmiger untersetzter Arbeiter von etwa dreißig Jahren mit schwarzem Haar und buschigen Augenbrauen, sowie ein schlanker, feingekleideter brünetter Mann, in dem niemand einen Revolutionär vermutet hätte. Beide wehrten sich wie die Löwen, bis die Polizisten sie übermannten und der Haft überlieferten. Sie

wurden wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt angeklagt und zu je sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Der elegant gekleidete Mann war Robert *Cunningham Graham,* damals Parlamentsmitglied für den Camlachie-Bezirk von Glasgow, ein Mitglied der oberen Zehntausend, als Radikaler gewählt, aber zum Sozialismus übergetreten, dem er noch heute zugehört, und ein sehr geschätzter, über einen ganz eigenen Stil verfügender Schriftsteller. Der Arbeiter war der Maschinenbauer und rednerisch wie in Bezug auf Fassungskraft für Verwaltungsfragen ungewöhnlich begabte sozialistische Agitator John *Burns,* 18 Jahre später Kabinettsminister im liberalen Ministerium. Und der die beiden Aufrührer verteidigte, war ein junger Anwalt, der soeben erst in das parlamentarische Leben eingetreten war, dem aber viele ob seiner verschiedenen Gaben eine große politische Laufbahn voraussagten. Worin sie nicht Lügen gestraft wurden, denn der Mann hieß Herbert Henry Asquith.

André Suarès:

DON QUICHOTE

Aus dem kürzlich erschienenen „Cervantes" von André Suarès. Übertragen von Hugo Ball.

I.

Cervantes: ein Held, ein Soldat; verwundet in der Schlacht, einarmig; schwächlich von Jugend auf; häufig krank, immer in Geldverlegenheit; gleichwohl stahlhart, jede Faser voll Machtgefühl; viel herumgeworfen, wenig beachtet; in Algier gefangen, Sklave in Tunis, die Füße in Ketten, den Strick am Halse wie in verschollenen Märchen; ein armer Teufel, schlecht bezahlt, peinlicher Eindruck, schüchtern unter den Tagesgrößen, bis er sich in sein Grab verkriecht; mit Familie behängt, und die Familie ist verständnislos: so hat er gelebt, so zog er die Last seiner Tage auf bergigen, steinigen Wegen, ein Glücksritter mit durchstochenen Lenden; die Bremse Not stach ihm den Nacken. Er murrt nicht, selbst wenn ihn der Zorn hinreißt. Er hat von der Welt dieselbe Idee wie Don Quichote: er weiß, sie ist schlecht, gemein, voller Gewalttat und Affengelächter; sie ist plump, man könnte fast sagen brutal, anmaßend und ohne Erbarmen. Doch er glaubt: sie ist gut, könnte es wenigstens sein, könnte milde und voller Verehrung sein, da sie doch da ist für Schönheit und Liebe und für die Gerechtigkeit! Man ist Pessimist in der Anschauung und Optimist in der Intention.

Daß man nie den Heiligen wahrnahm in Don Quichote! Der komische Held ist Schauplatz aller Wunder der Heiligkeit. Hottentotten: nichts macht sie so sehr lachen wie die Heiligkeit: sie platzen vor Lachen. Die Geste Frankreichs erregt das

Gelächter aller Troßbuben in Deutschland. Der Heiligste der Heiligen darf sich gerne einen Jongleur Gottes nennen. Man hält ihn für einen Hanswurst und er sehnt sich doch, man möge in ihm den Fürsprecher erkennen.

Das große Kunstwerk spricht immer von seinem Schöpfer und offenbart ihn. Man macht, was man ist, nicht mehr und nicht weniger. Der Kniff ist das Signum aller derer, die gar nicht da sind. Nicht das tägliche Leben, die großen und kleinen Abenteuer, nicht der tagtägliche Trödelkram ist es, was zählt: sondern der Fond eines Menschen, sein lauterster Grund, das Wahre vom Wahrsten, die ewige Form, die täglich ins Werk kommt: und die in ihm ausgebildete Form des Lebens und der Gesamtheit. Das Bild, das er sich macht von Gott. Denn der Gedanke ist ein Spiegel. Jeder Künstler ist ein Spiegel Gottes. Spinoza bestätigt es.

II.

Oft führt in Cervantes das Leben weit über das Werk hinaus: Zeichen eines unsterblichen Geistes. Was Cervantes vielleicht sagt, um sich lustig zu machen, nimmt hingeschrieben einen andern Sinn an; und statt lächerlich zu sein, wird Don Quichote weise, tief und verehrungswürdig. Dieser Zug ist nur den größten komischen Dichtern eigen, Rabelais, Molière, Gogol und den russischen Meisterwerken. „Dummkopf", ruft Don Quichote, „die fahrenden Ritter geht es nichts an, ob Unglück, Gewalt und Gefängnis, denen sie begegnen auf ihren Wegen, zu Recht oder Unrecht verhängt sind: wer ein Kerl ist, eilt seinen Brüdern zu Hilfe und sieht ihre Not, nicht die Schlechtigkeit, die sie begangen haben. Ich wenigstens, wenn ich einem Zug Menschen begegne, die wie die Perlen eines Rosenkranzes in Unglück und Schmerz aneinandergeschmiedet sind, so tu ich für sie, was meine Religion mir gebietet; und das übrige kümmert mich wenig." Er fühlt sich hierhergeboren nur um die Frechheit zu zügeln, den Blutdurst und den Mißbrauch der Gewalt. Er ist kein Rebell der Gesellschaft. Die Gesellschaft ist es, die rebelliert; gegen die Verbrüderung, gegen die Caritas.

Seine liebenswürdige Bonhomie hilft ihm, immer in Noblesse zu leben und zu denken. Die Bonhomie trägt er als Wams unterm Panzer: mitunter legt er den Panzer ab. Wenn er sich gezankt hat, wenn er allzu hochfahrend disputierte, wenn seine Eigenliebe einen Stich bekam, kann Don Quichote sogar vergessen, daß er im Recht ist, und folgendermaßen Frieden schließen mit seinem Beleidiger: „In Zukunft", sagt er, „laß uns ein wenig mehr in Ordnung leben." Wie reich dies Wort, wie gescheit! Es ist Don Quichotes Form, Respekt zu verlangen. „Ich hab dir verziehen, geh zu; aber auch du, vergib mir das Mißvergnügen, das ich dir antat: die ersten Ausbrüche der Galle liegen nicht in unserer Hand."

Bonhomie ist keineswegs Familiarität. Sie ist eine Art freundschaftlicher Schlichtheit, Nachsicht dem andern gegenüber, und Vergessen seiner Entgleisungen. Unentwegtes Vertrauen auf Grund eines vollkommenen Geltenlassens, das man selbst, wenn auch nicht der andere praktiziert. Ohne sehr viel Leichtigkeit im Verzeihen ist man kein überlegener Christ: sicut et nos dimittimus. Die Süßigkeit einer starken Seele übertrifft bei weitem jedwede Großmut. „Du bist kein guter Christ: nie kannst du ein Unrecht vergessen", sagt Don Quichote. Man verzeiht siebenhundert Mal und man vergißt nicht ein einzig Mal. Und so kommt es, daß man nicht vergißt, vergessen zu haben.

Was aber auch kommt und was ihm auch passiert: Don Quichote behauptet seinen Platz: ein unerschöpflicher Quell von Komik. Immer derselbe Held, ob er Nachsicht übt, sich den Miseren des Lebens beugt, oder sich über Beschimpfungen hinwegsetzt. Das ist die Komödie; und die Tragödie, wenn er Widerstand leistet. Widerstand leisten ist nicht das richtige Wort. Es genügt nicht. Nicht einmal die Leidenschaftlichkeit der Courage genügt: man muß es fühlen und ganz bei sich selbst sein. Und was es auch die Griechen, die Dänen und die ganze Welt kostet: Achill ist nur um diesen Preis, Hamlet und Polyeukt. Der tragische Held ist ein Egoist.

Cervantes hat alle Art Komik. Wenn Sancho die Luft ver-

dirbt, sagt Cervantes zu Rabelais: „Das ist unstreitig neu: Abenteuer pflegen nicht um eine solche Bagatelle zu beginnen." Und wie vor Triboulet, dem Astrologen der Königin, fährt er auf: „Was hör ich? Wo kommt dieser Lärm her?" Selbst hier wahrt er Würde und gute Gesellschaft. Man lacht aus vollem Herzen mit ihm, über die Wahrheit, nicht über den Helden. Lachen bereichert zugleich und zerstreut, es entadelt nie. Das frische Lachen junger Mädchen, das goldene Lachen junger Verliebter ist ein Lied. Und die Musik, wenn sie schön ist, ist immer ein wenig traurig. Don Quichote ist der einzige Held, bei dem aus dem Lachen die Würde blüht. Je mehr man lacht über ihn, desto größer wird der Respekt. Eine köstliche Scham, eine köstliche Demut. Er kennt nur den Hochmut der Keuschheit. Er gibt sich Unrecht, wenn es sein muß. Aber er wird lieber sterben, ehe er einen hämischen Zweifel duldet: alles erträgt er, nur nicht die Schmähung seiner adeligen Absicht. Er weiß nicht, was er bedeutet, aber er weiß, was seine Überzeugung bedeutet.

III.

Er ist so rein, daß er keinen Erfolg beansprucht. Er glaubt an seine Sendung, aber nicht an seinen Sieg. So sehr er überzeugt ist, daß seine Mission die schönste und heiligste der Welt ist, so sehr sträubt er sich, ihr einen Triumph zu versprechen. Er stellt es Sancho frei, ihn zu verlassen; nach alledem, „wie die Dinge in diesen unseligen Zeiten liegen, weiß ich nicht, ob der Geist noch eine Aussicht hat". Machiavellisten lächeln darüber.

Ihn verabscheuen, ihn ins Herz treffen, ihm die Seele blenden, indem man ihm die Augen öffnet, ihn von seiner Humanität kurieren, ihn in dieser Welt plump verhöhnen und in der andern ihn verlieren, das kann man nur als Politiker und als Theologe. Was sind die Politiker anders, als die Doktoren in der Theologie der Gemeinplätze und der menschlichen Niedertracht? Je infamer eine Politik, für desto politischer hält sie sich. Dialektik des Interesses hält sich für überlegene Weisheit:

sie will gerade dort nicht sehen, wo der andere nicht aufhören will, zu erkennen. Jeder Hergelaufene, wenn er den Machiavell spielt, den Unfehlbaren, und tyrannisiert, hält sich für einen Cäsar und man nimmt ihn für Richelieu. Ich mache mich schon nicht mehr lustig über diese Leute, so sehr ich sie verachte ... Wohin soll man jene kleinen Affen schicken, die bismärckeln in den Journalen? Und welcher humane Erfinder wird sich damit beschäftigen, eine Maschine herzustellen, die sie ewig an den Ohren zieht?

Cervantes ist einer jener seltenen Heroen, die uns trösten über die Menschheit in dem Maße, in dem sie sie schaffen in uns. Sie befreien uns durch das Lachen. So bringt der Poet der Welt die Offenbarung in höchster Wahrheit, wenn die menschliche Heiterkeit teilhat an der göttlichen Ironie. Die Ironie ist die einzige Form von Negation in der Göttlichkeit. Oftmals erscheint meiner zärtlichen Traurigkeit die Macht, die belustigt den Menschen schafft und ihn spielen läßt zwischen ihren Fingern, wie ein chinesischer Gott: je mehr die Puppe leidet, desto mehr grimassiert sie; und je mehr sie Grimassen schneidet, desto mehr lacht der Gott.

Je näher der Geist den Objekten ist, desto mehr macht er sich lustig. Doch eine große Seele erhebt sich, wenn sie gelacht hat über die Realität, zu sich selbst. Sie preist alle die Torheiten, die sie verlachen könnte. Sie leiht ihnen ihre eigne Noblesse; sie kennt ihre eigne Vortrefflichkeit nur um sie zu teilen. Cervantes besitzt alle die Ironie, die er in Don Quichote verleugnet, die der gute Ritter aber mitunter nicht verbergen kann. Don Quichote muß fest im Sattel sitzen, auf seiner Rosinante. Sein Verhängnis ist es, so edel zu sein, daß er die ganze Gattung veredelt, und so rein, daß er sie läutert sogar von der schmeißigen Lustigkeit jener Herren, die in der Übermacht sind. Halten können sich gegen ihn nur die Sou-Machiavellisten: die Politikaster allein können nicht gerettet werden: sie lügen stets, und sie machen sich sogar eine Tugend daraus: denn sie haben aus dem Interesse ihren Himmel gemacht. Ich könnte nur einem Politiker glauben, der gerade nicht bei der Sache ist.

IV.

„Kein Glück auf Erden ist so vollkommen als das Glück, der verlorenen Freiheit wieder zu ihrem Recht zu verhelfen."

„Bei Gott, eine harte Gewalttat, Sklaven machen zu wollen aus Menschen, die Gott und Natur frei erschaffen haben. Seigneurs der hohen Polizei, diese Unglücklichen haben nichts verbrochen gegen euch: trage doch jeder selbst, was er sündigt! Nur Gottes Métier ist die Gerechtigkeit. Es steht nicht beim Menschen, Henker seines Nächsten zu sein."

Die Freiheit des Don Quichote ist ohne Grenzen. Rabelais und Montaigne allein in dieser Zeit sind frei wie er. Ich spreche nicht von Shakespeare, dem Souverän: seine Seele ist frei wie das Schicksal: Vertraute jeden Willens und jeder Leidenschaft.

Don Quichote hat den Fanatismus der Freiheit. Die Szene, wo er den Zug der Galeerensklaven durchbricht, ist einzig in der Kunst, vor Stendhal. Ein Hauch leisen Spottes geht durch die ganze Erzählung; und die Ironie darin ist zerstörend, wenn man recht zusieht. Die vergewaltigten Sklaven rechtfertigen sich derart trotz furchtbarer Verbrechen, daß man für sie ist, gegen die Leute des Königs. Der Schüler, beschmutzt von aller Art Unzucht, spricht von seinen Vergehen mit der Einfachheit und der Ruhe eines antiken Heroen. Gines de Pasamonte, der Schurke, ist sehr viel freier in sich als ein deutscher Herzog, regierend oder nicht regierend. Welcher Barbar befreit sich je von seinen Fesseln zu sich selbst? Gewalttat und Anmassung sind Ketten, die den Menschen zur schmutzigen Bestie machen.

Unsere dickköpfigen Lehrer in der Politik, für die alles Anarchie ist, was nicht Ordnung nach ihrer Fasson ist, werden es nicht schwer haben, in Don Quichote einen Rebellen zu sehen. Es wird ihre stete Zuflucht sein, ihn für einen Narren zu halten. Doch wer sich lustig macht über Don Quichote, den stäubt Don Quichote mit der Narrenpeitsche.

V.

Cervantes, ein großer Künstler im Stil, scheint es nicht so zu sein im Rest seines Lebens. Er kümmert sich um die Kunst

weniger als um die Händel. Aber Artist ist er gleichwohl, auch Don Quichote, mehr als er denkt. Beide leben der Schönheit vor allem. Und immerwährend. Sie ist stets gegenwärtig in ihrem Geiste. Oft rufen sie in ihr die Vernunft und letzte Bestätigung an. So muß es wohl sein. Die Leidenschaft der Gerechtigkeit kommt aus dem Willen zur Ordnung. Der Schönheit Leidenschaft ebenfalls. Vernunft und Empfindsamkeit verbinden sich im Suchen nach Harmonie und finden sie in der Ordnung. Im übrigen gibt es vielerlei Ordnung, vom Trockenen und Strikten bis zum Generösen und Reichen.

Es schien mir immer, daß im Künstler, was auch immer sein persönlicher Fanatismus sei, zuletzt die Ordnung zustande kommen müsse, und sie kommt auch zustande. Unter einer Bedingung: daß nämlich der Künstler fähig sei, ein Meisterwerk zu schaffen. Der wahre Künstler retabliert durch sein Werk alles, was er je zerstört hat.

Bei rücksichtslosen Politikern ist nicht die gute Idee der Ordnung: wenn sie die Ordnung wollen, werden sie zu jenen schlechten Architekten Pascals, die schiefe Fenster und schiefe Fassaden bauen. Wo das Leben geordnet ist, kommt es aus einer Vernunft, die tiefer, vielfältiger und sensibler ist.

Don Quichote hat den Kultus der Schönheit. Sie preist er, sie singt er. Er hat den Akzent eines Priesters, wenn er von ihr spricht. „Die Schönheit hat jede Macht. Vor ihr müssen die Schlösser sich öffnen, die Felsen bersten, und um sie zu empfangen, ist wohl das Geringste, daß die Berge sich ebnen." So soll es sein.

Cervantes publizierte den Don Quichote erst mit sechzig Jahren. Bis dahin fehlte in seinem Leben der Künstler. Die Kunst ist der Gegensatz von Aktion, solange der Künstler kein Meisterwerk schuf. Erst im Meisterwerk findet der Künstler als Held eine Landschaft. Nur mit aller Art Wehen und manchmal sogar mit unerträglicher Mühe formt sich das Werk der Schönheit. Der Kultus der Schönheit ist keine stille Religion.

VI.

Die komische Kraft des Cervantes ist die des Rabelais und Flauberts: sie liegt mehr im Stil als in der Sprache, und in der Sprache noch mehr als im Gedanken. Die Worte bei Rabelais und die Ordnung der Worte bei Flaubert sind viel komischer als das, was sie besagen: Cervantes hat das doppelte Talent. Wenn man von der Ironie oder von der Farce, den Gefühlswerten und den travestierten Ideen absieht, bleibt eine Wortkomik: er hält es mit dem einfachen Kontrast der Worte, ihrem Rapport, ihrer Aufeinanderfolge, ihrer Figur; mit dem Aussehen, das sie sich geben, den Grimassen und Wendungen, in denen sie sich präsentieren; mit ihrer Person zuletzt und ihren Privatallüren.

Diese Verbalkomik ist das Sturzbad der Lust, in dem Rabelais sich streckt und in das er uns mitzieht. Sie ist auch der Quell jenes finstern Gefängnisgelächters, das man wie einen Sandregen fallen hört in „Bouvard et Pécuchet". Ein Geist, der Werke wie Landschaften betrachtet, wird doch am Ende nur Flauberts Komik neben die Don Quichotes stellen. Und von da ist nur ein Schritt zu Gogol und den berühmten russischen Komikern.

In den letzten Jahren vor seinem Tode, zwischen den zwei Teilen des Don Quichote, hat Cervantes eine Sammlung Novellen herausgegeben. Eine davon, „Der Eifersüchtige von Estremadura", ist ein Mirakel von Stil. Man würde auf einen italienischen Chronisten raten, wenn anders der Chronist ein großer Künstler sein könnte. Mir fällt kein lebhafteres Lob ein.

Der Wurf ist von einer überlegenen Kraft: er hat die Leichtigkeit und Noblesse eines Fürsten, der, stets überlegen, sich ganz in der Hand hat; der immer Fürst bleibt, selbst wenn er das Knie beugt. So machtvoll ist dieser Stil, daß der Gesamtton, Ordnung und Wahl der Worte, Rhythmus des Satzes, von der Handlung einen noch glühenderen, grausameren und vollkommeren Begriff geben als die Erzählung selbst es vermag. Cervantes leidet. Er hat sich in Fesseln begeben, oder er duldet,

daß man sie ihm anlegt. Er sagt nicht alles, was er sagen könnte. Ein Greis, der stirbt aus Liebe und Schmerz; er fürchtet den Verrat seiner jungen Frau. Dieses wilde Drama einer Eifersucht enthüllt sich in einer Schönheit des Stils, wie Visionen eines Musikers in der Symphonie: die Tatsachen sind nur das Thema für die Inspiration. Das ist der Stil des Velasquez, breit, unfehlbar; die seltensten Valeurs, ein Talent der Beleuchtung, daß die härtesten Details aufgehen im Akkord einer ausgesuchten Harmonie: man kann keinen feineren und stärkeren Geschmack beweisen.

Und niemals wird dieser Stil vulgär. Jedes einzelne Wort kommt wie aus dem Munde von Grandseigneurs. Zuschnitt und Allüren halten den höchsten Rang. Diese Sätze haben die Freiheit großer Maitressen, einen Flug, den nichts niederzieht, den nichts außer Atem bringt. Noch der schwächste Zug des Cervantes, was Materialität anlangt, trifft wie ein Pfeil: er ist beflügelt an den Fersen und sogar an den Hüften.

VII.

Man muß wissen, was jemand unter Liebe und Freundschaft versteht, und man kennt ihn zur Hälfte. Die meisten sogar noch mehr: denn die Liebe ist ihre Fasson, zu wollen, zu siegen, dem Instinkt zu dienen und ihn zu nähren; die Freundschaft, ihre Gewohnheit zu fühlen und deren Verdauung.

Don Quichote hat keinen Freund: weil er zu würdig ist, einen zu finden, der ihm gleich ist, ohne daß er ein trauriger Achat, ein langweiliger Fanatiker wäre. Sodann ist für Don Quichote die Liebe selbst eine Freundschaft, leidenschaftlich und doch ideal. Was sollte er mit einem Freunde anfangen, er, der nicht einmal eine Maitresse braucht, um das Muster eines Liebhabers zu sein? Hätte Don Quichote einen Freund seines Ranges, wahrhaft ebenbürtig ihm in der Seele, eine Figur, ihm gleichgeartet und ähnlich, Ergänzung und Gegensatz, Don Quichote könnte nicht mehr mit gesenkter Lanze gegen die Windmühlen laufen. Er würde es lassen, Abenteuer zu suchen. Der Freund des generösen Ritters könnte nur Sokrates sein zu

Pferd; Pallas Athene selbst, verkleidet als Mentor. Und mir fällt dabei plötzlich ein anderer ein: Michel Montaigne. Und ich träume weiter. Wenn Montaigne die Replik führte gegen Don Quichote, mit Sancho als Chor, das gäbe ein Buch, hoch über allen andern.

In einer entgegengesetzten Welt, im Dunkel einer Zelle, fern aller Aktion, fällt einem Pascal ein. Die Apologie ist ein schreckliches Abenteuer. Sie häuft Windmühlen in Gestalt von Einwänden, ohne die Flügel vorauszusehen, wovon sie zerschmettert wird. Die leeren Bildrahmen, durch die sie hindurchstürmt: morgen werden sie alle bespannt sein mit Teppichen härter als Eisen. Er ist sicher zu siegen, und ist schon besiegt.

VIII.

In den Fünfzigern hat ein Mann, der so sehr erfüllt ist von Liebe, kein Talent mehr fürs Amouröse. Don Quichote: ist er nicht immer in den Fünfzigern? Nicht Greis, nicht Jüngling, ist er festgehalten im selben Alter, in dem der Dichter das Werk schreibt. Mit viel Sinn wollte Cervantes nicht, daß Don Quichote eine Frau habe und Kinder zu Hause. Er wäre ein Tyrann geworden, um Helden oder Heilige aus ihnen zu machen. Das heiße ich haushalten für die Exerzitien der Heiligkeit. Don Quichote und Sancho, ihre Frauen, die saure Gouvernante und die blöde Nichte, ihre Familie ist eher die Materie, die die beiden Helden abstreifen: sie bleibt zu Hause, und sie gehen davon. Sancho ist verheiratet: bei seiner Frau ist er reiner Geist

Eros — ist er zu fern oder zu leicht für Don Quichote? In die Liebe ist er viel mehr verliebt als in eine Frau. Er muß sich ein wenig zwingen, den jungen Amante zu spielen. „Ich will, Sancho, daß du mich nackt siehst, und ein Dutzend Dummheiten machen." Sehr bewundernswert! Er schickt sich an, Dummheiten zu machen, wie er sagt, zu Ehren seiner Schönen. Entkleidet, im Hemd, schnellt er sich in die Luft, zwei Sprünge, drei Sätze, dann Kapriolen. Im Purzelbaum zeigt er so tolle Sachen, daß Sancho erschrocken den Kopf wegwendet. Wie ist er verrückt! Wie ist er wahrhaft amourös!

Liebe ist zuletzt der Quell aller Erfindung, wie jeden Opfers. Jede Tugend kommt aus dieser Liebe, die die Seele erhebt, sie nährt und sie läutert. Solche Liebe ist anspruchslos und gibt doch alles. Menschliche Güte, Herzensstärke, Seelengröße und Kühnheit, das ganze Königreich moralischer Schönheit führt zu einem Gedanken der Liebe. Aber sei es eine Meinung, die der Geist sich formt nach seinem Ebenbild, oder ein göttliches Spiel der Imagination: Don Quichote lebt seine Gedanken nur vor sich hin, er identifiziert sich nicht sogleich damit. Wenn er sich dazu bekennen müßte, würde er mit diesem Zauber sein Leben schmücken wie mit einem Prunkgeschmeide, eh er sich davon verwirren ließe. Ich schließe es aus der hohen Vollendung seiner gütigen Grazie: nichts kann ihm weniger anhaben als sein eigenes Mißgeschick: man könnte sagen, er separiere sich von seinen Niederlagen: er steht nicht darüber, nicht darunter, er steht ganz außerhalb. Mitunter hat er ein mystisches Lächeln, worin sich vielleicht eine Welt verbirgt. Wer weiß, ob Don Quichote ein Düpe ist? Oder ob er es sein will? Dieser Ausblick ist so schön, daß Cervantes darin alle seine Zeitgenossen, sogar Montaigne, übertrifft.

Kasimir Edschmid:

DAS FRAUENSCHLOSS

EINE ERZÄHLUNG

Die Drachenköpfe unserer Boote bogen um das gelbe Segel. Die Parade vollzog sich in elegantem Rauschen, wir wollten mit Ostwind an das andere Ende, bei Ostwind anderthalb Stunden dachten wir, es waren dreißig Kilometer. Die Flottille lag in einer Linie. Die Ruder sangen dumpf verknattert. Dann schäumte das Wasser los, und die Segel beugten sich alle.

Wir fuhren in einer Lage steil in die graue Wüste hinein. Das durchpflügte Wasser riß in nie abstrebender Welle einen silbernen Bogen über den Lee. Die Bäuche der Segel neigten sich tiefer und streiften das farblose Wasser und hoben sich wieder aufgetaucht in rote Sonne. Die Luvseiten wälzten sich mit heller gestrichenen Leibern weit aus dem See, und der silberne Sprenkel der mitlaufenden ewigen Welle umstäupte uns von der anderen mit wildem Geflock. Alle Flaggen am Mast lohten schmal gezüngelt in das Blau.

Als die spitze Wolke zwischen dem verlassenen Schloß und uns hereinschoß, gerieten die Frauen in Bewegung. Die nackten Beine lösen faul Wade von Wade, sie trennen sich von Mast und der sonnigen Verdecke, über den dunklen Badeanzügen schimmern die bunten Jacken. Ein Tratsch saust hinten auf das Gebirg. Kühl gebogen steht unser Himmel noch blühend antik.

Ein Regenbogen rollte eine Natter darüber. Zwei siebenfarbene Brücken schnellen über die verblaßte. Sie rennen mit uns um die Wette. Große Jagd beginnt. Das Schloß irr leuchtend, in ferner Sonne steht schräg geduckt unter der gebogenen Wucht des Gewitters. Darüber aber wütet Jehovas eherner Regenbogen und schnellt mit glühendem Finger neben uns über das

Land. Die Gegend wird klein und grau und entzündet sich unter ihm mit magischem Glanz. Unter ihrem Schein fahren wir, Musik in allen Seilen.

Jessies Blick wölbt sich aus den Frauen herüber. Die Ruderpinne wird Eis in meiner Hand. Die Segel laufen auf das Wasser niedergelegt. Das Gewitter flattert über uns und bleibt. Noch durch alle Löcher schießt eine Säule Sonne. Gurgelnd schwemmt der silberne Muskel am Lee sein Wasser hinein. Jessie beginnt kniend zu pumpen, sie weiß, daß ich die Nacht nicht schlief, lächelnd mit abgetriebenem Mund. Erlöst aus katzenhaftem Erleben der Sonne sind die Frauen aufgerafft. Sie stehen fast auf Mast und Segel, ihre Füße stehen im Wasser, sie stehen auf Lee wie Statuen und die Backbordseite hebt sich hinter ihren von Lachen überfüllten Munden wie eine dunkle Muschel, über die ihr Haar noch leuchtet.

Wir sehen das Ufer durch Schaum. Wir rechnen, hart am Wind, noch zehn Minuten. Schäumender, gierig, ein Liebesschwert bohrt sich die Spitze mit fiebernder Wollust in das Gewoge. Ein dunkler Halbkreis saust vom Ufer heraus mit einer glashellen Kante. Jessie lauert. Die Bö. Der Großschot fährt über die Rolle, das Boot dreht herumgeworfen: das Segel, graue Apotheose entfaltet sich, rauscht losgelassen, wird flatternd hinein. Wir stehen. Jede Planke zittert im Herzschlag Dann steigt das Boot, die schmale Flagge weht. Das eingereffte Segel glüht unter Blitzstrahlen, die den See umlaufen. Ein weißer Strich bohren wir weiter, wettern die Boote in Bö und Bö, stehen starr, umflossen zwischen rund um uns aufgehäuften Wellen.

In siebzig Minuten erreichten wir das Ende des Sees.

Es war gegen Abend.

Wir blieben drei Tage.

In jener Nacht aber wuchs Jessie wild in der Liebe wie eine Stute, sie sprang durch das Fenster. Da stand ein Garten mit Güldenlack und Malven und roch in die dunkle Luft, in der kein Mond hing, aber Sterne die feuchten Segel überbürdeten.

Die Nacht war heiß nach nicht gekühltem Gewitter. Ich hatte keine Lust zu schlafen und folgte ihr.

Ich ruderte um die Landzunge, da war die Bucht paradiesisch erhellt, rot gespiegelt mit vielem Glas schoß ein Karussell einen Kreis, und eine Promenade mit erleuchteten Bäumen lief üppig von der Küste in den Wald. Über die Bootshäuser schwangen sich Raketen, eine gedämpfte Musik floh aus den Pavillons herüber, aber die Bucht war voll Kähne und alle Sterns und Hecks trugen rote und gelbe Ballone und manche mit Spagat überspannte hatten Girlanden-Lampione. So schaukelte unter ihnen der See.

Im heller gesättigtem Licht lag Jessies Kopf wie Perlmutter in dem Dunkel hinter ihr und ihre aus der Lust herauf gebrochenen Augen baten. Da fuhr ich ans Land und nahm rote und gelbe Papierkugeln für sie. Ihr Bein glitt schlangenhaft dankend über mein Knie. Donna è mobile lächelten ihre müd aufgeblätterten Lippen. Nie war sie so weiß und wild.

Wärme und Musik lagen über der Bucht, und die Inseln der Boote hatten kein Ende des Liegens. Brennend die rote und gelbe Laterne trieben wir noch glühend getrieben in der Dämmerung gegen unseren Strand. Jessies Kopf lag weiß wie eine Puppe mit überschweren Riegeln des Mundes in meinem Schoß. Wenn die Ruder sich über ihr schlossen, hob sie das Auge und schlug einen bebenden Fächer genossenes Leben hinauf. In dem weißen Morgen saßen die anderen Frauen, starr und ohne Laut an der Küste, warfen die langen Schnüre nach Raubfischen in das brodelnde Wasser und die großen gelben zurückkehrenden Stangen ihrer Angeln stellten sich wie ein Gitter vor den kühlen Wind des Horizonts.

Aber als wir anlegten, liebte ich Jessie nicht mehr.

Am vierten Tage, als wir ausfuhren, sprangen die Glocken langsam um den See, aber wir fuhren mit eigener Musik. Auf weiße Planken, spiegelnd vor Lack, lag Sonne und beschien die zusammengerollten Katzen. Wir fuhren mit dem Wind. Das weiße Segel lag ausgelassen weit hinaus, dagegen standen andere Frauen gelehnt, wie vor den Himmel hingewachsen, die langen

schlanken Beine auf der Rahe zärtlich schaukelnd. Es gab geringen Wind und in die schönen Tiere stieg die große Trägheit. Sie wurden still und schöner und hatten halbgeschlossene Augen. Trauben flogen geworfen zueinander. Ellen erkletterte den Mast. Sie trug Sandalen, deren gekreuzte Schnuren weiß über ihrer braunen Haut gegen das Knie hinaufkreuzten. Sie saß auf der Gaffel und blies Flöte, von dem aufbauschenden Segel gegen das leichte Blau getragen.

Dann wie die Brise anlief, kam ein fremder Racker auf uns zugeschossen, frecher Sperber, kreuzte, feixte, die Rollen liefen knirschend, sein gestreiftes Segel zuckte gierig. Er legte parallel, ein Mann stand in weißen fliegenden Hosen breit am Bord und photographierte uns siebenmal. Wir kreuzten ein wenig, bohrten gegen ihn los. Dann schwenkt die Ruderpinne einen Riesenkreis: einen Herzschlag lang liegen wir Bug an Bug, unsere Spitze deckt sein Steuer. Einen Augenblick geigten die Stricke aufeinander mit gläsernem Ton. Bauschend in dunklem Gewühl sanken die Segel ineinander..... ich reiche beide Hände hinüber.

Mit einem Zug steht eine Frau auf unserer Kufe, schwefelschweres Gelbjakett über der Schulter. Schon schwenken wir aus der Windstille, schaufeln Wind und sausen. Wir haben eine Frau geraubt.

Die Verfolgung begann. Kläffend. Mit Geschrei. Wir haben mehr Quadratmeter am Fock wie der Kleine am großen. Zwei Boote umzingeln ihn, nehmen ihm den Wind und verstoßen ihn aus der Jagd. Gieriger Sperber rast er am Horizont hin, während die großen Raubvögel in den blau aufgebrochenen Morgen hineinstreichen.

Sie war dunkel wie eine Zigeunerin, aber mit zwei schweren hellen Sonnenkreisen über den lodernden Augen. Sie kokettierte, indem sie den Blick erzürnte.

„Geraubt", ich lache vom Ruder.

Sie lacht, wirft die Brauen in die Stirn wie Wellen und springt ins Wasser.

Wir halsen und ziehen sie lachend heraus.

Wütend duckt sie, schaut im Kreis lauernd und schweigt. Dann schüttelt sie sich und legt die große volle Figur gegen das weiße Segel und hebt ihren Körper in die prallende süße Sonne.

Am Mittag stehen unsere Schiffe auf der Höhe ihres Hafens, venezianische Schönheit des entgegenlaufenden Landes, glühender Schwung voll Segel, Boot und Stegen und Gewirr von Menschen. Wir lavieren.

Ein Kran geigt. Das Segel steht schlapp gegen den Wind. Ich grüße tief. Die Katze duckt und springt. Wir sind allein.

Die Flotte kreuzt zurück. Ellen liegt unter der Fahne eingebauscht wie in Lotosblätter. Die Flöte springt in süßen Kurven. Katharys Mundharmonika zigeunert dazwischen. Das Licht war heiß für das Blut. Es war eine tolle Fahrt.

Gleichwohl ging wenig Wind, aber unsere Hirne wurden dunkel vor Übermut und Begierde. So schaukelten wir durch den ruhig aufblauenden See, kühle weiche Ufer überall in Ruhe und eine Stadt in Nebel aufgebaut gegen das Gebirge. Wir wiegten uns.

Dann sahen wir die Mole. Sie kam in einer Spange zärtlich in das Wasser hinausgelegt ganz weich und dünn mit Säulen und Vasen und Kapuzinerblumen. Da fuhren wir hinein, ankerten, bestiegen die Kähne und fuhren an Land. Kahn um Kahn rauschte in ein Gewebe von Binsen, in warmes Wasser kniehoch sprangen die Frauen, hoben Muscheln in das Licht, riefen und schwangen mit den Armen das Schilf auseinander, da hing das Ufer vor ihnen und alte Bäume standen mit Gipfelnestern riesig in Schatten gebreitet.

Über die Wiesen springend ergriffen die Frauen das Heu und warfen sich hinein. Dann stürmten sie die Bäume und durch die Zweige glitten nackte Beine, in den Gipfeln blinkte Fleisch.

Aus einer Konifere tanzte Kathary auf einem Astschweif, der unter ihr wogte. Sie trat aus der Krone in das brausende Licht, da sah sie das Schloß gegenüber aus der entfernten Küste von silbernem Sonnenstrich herausgesprengt und schrie. Ihr wildes Schreien weckte Geschrei in den bunten Bäumen, die Äste zum

See füllten sich mit Frauen, die die Haare in bunten Mützen trugen.

Katharys Ast rauschte hinunter, warf sprühende Welle aus dem See und schnellte zurück in das Licht. So flog sie halbnackt und süß zwischen Sonne und Sturm. Da warf sie mit einer heftigen Bewegung die Hände an den Mund und blies ihre Harmonika, indem sie flog.

Dann warfen sich alle Frauen in den See aus den Bäumen. Ostwind trug Wellenberge herüber und wühlte sie auf und warf die Schwimmenden einander zu über die glatten Tierrücken der Woge. Immer gaminte Katharys Harmonika über dem weißen Zischen. Da hielt ich nicht länger unter ihren grünen Augen und vergaß Ellens Flöte und behielt ihren Blick in der Gurgel hinter der Zunge. Wie eine Herde Antilopen steigen die Frauen aus dem Wasser und rennen in breiter Linie in den Park. Das Moos federt ihre Sohlen braunrot in die Höhe und die schlanken Schenkel leuchten unter den Bäumen.

Auf einer Wiese begann Ellen die Schlacht. Heu aufraffend, mit beiden Armen es an die Brust gepreßt, warf sie die Garbe in die Luft. Da sprangen alle, die schwarzen Schwimmanzüge glänzend wie Pantherhaut, auf den Rasen, biegen die Brüste zurück und schleudern das Gras in die Nacken, auf das Gesicht. Da prallt eine Dogge in die Schlacht.

Aus getrenntem Holunder tritt eine Dame im Reitanzug vor den glühenden Vollzug. Bleichen Gesichts bleibt sie in Spannung wie eine Herme stehen, kaum bebend. Der Reitstock klemmt unter ihrem Arm, ein roter Stein im Griff. Ich trinke Katharys grausames Lächeln. Die Frauen rennen nach der Küste. Flott gemachte Kähne rauschten durch Binsenschleier. Die Flottille warf Segel aus und streifte in die See. Ein Dampfer voll Menschen, Fahnen um das ganze Deck, stürmte uns läutend vorüber. Die Drachenköpfe glitten stolz an seinem goldenen Löwen vorüber. Schon aber rauschten die Segel sich schaukelnd vor dem Schloß.

Der Abend goß sich in glashell erleuchteter Kuppel aus. Die gemaserten Wellendämme ebbten windlos zu bleierner Fläche,

auf die in dunkler Brunst die Sonne herabfiel. Manchmal liefen langsam ausgeatmete Bogen über den See von einem stundenfernen Dampfer und klirrten sich tot an der Terrasse. Dann tanzten ungeheure Farbenbüschel auf dem Stahldunkel des Wassers und fielen wie ein brennender Fächer in Nichts. Aus der Dunkelheit kehrte ein kleiner Halbkreis in das Auge zurück, ein weißes Brodeln. Ich warf mich auf die Erde und hörte aus der fassungslosen Nacht an meinen Herzschlag den Puls der wild aus Furcht toll erregten Haut des Wassers schlagen.

Ich fuhr mit Jackl hinaus, die letzten Segel zu reffen. Auf der Terrasse lag der Anschlag eines gedämpften Klaviers. Als wir zurückfuhren, löschten die Lichter aus.

Aber die mondlose Julinacht war schwellend und unerträglich geworden. Auf- und abgehend die Küste wühlte über der Starre des Sees mein Herz sich auf. Über das Schweigen der erregten Dunkelheit kam eine Jacht, und auf der Gaffel hingen zwei schlanke helle Beine, lange Finger spannten eine Flöte vor den Mund. Es gab einen Schein, der, von dem Segel rasch verschwendet, erlosch in die Nacht zurück. Aber dagegen erhob sich die wilde Katze aus dem Park und schrie. Ich wählte: Katharys Zähne und Ellens Tieraugen.... da schien es mir berauschend, Kathary aufzusparen zu ihrem Lächeln, das ich eingetrunken, und dessen Begehr auf meiner Zunge saß. Ich schob Ellen davor.

Als mein Kopf über der Brüstung ihres Zimmers aufschwebte, trafen mich ihre großen warmen Lippen und küßten mich über das ganze Gesicht: ich liebe dich, ich liebe dich. Das Klavier donnerte durch die Korridore, eingeschlungen jagte die Harmonika dazwischen. Die Sterne hatten schwere Last mondlos zu tragen. Durch alle Mauern schwoll Sehnsucht wie Fieber. Die Wände dehnten sich wie Bogen. Die Luft hatte Blut eingesogen. Musik wühlte eine feurige Wolke um das Schloß. Alle sahen es, die nachts vorüberfuhren in dem windlosen See, dunkel die Rahen und ein Licht irgendwo an Bord.

Im frühen Morgen lag das Land hell mit weiter See. Sie schlief mit zitterndem Mund, ein Rosa auf den Wangen. Sie

flüsterte im Schlaf, als mich die Sehnsucht auftrieb. Ich stieg aus ihrem Bett in den Garten.

Da roch der Boden stark wie ein Raubtier. Die Beeren leuchteten. Auf dem Steg lag Tau in einem blauen Glanz. Unsere Flotte stand eingefroren auf unbewegtem Spiegel. Zwei Fischerboote strichen lautlos in den weißen Morgen und spannten ein Netz mit langen Schnüren. Der Motor tanzte in das Wasser, legte sich schräg und strich schmeichelnd, seine Turbine riß die tonlose Ebene morgenlichen Wassers in zwei lange Linien von kreisenden Dünen, die hinter uns blieben. Der Himmel stand lautlos und kühlblau. Auch die Luft war gegossen, durch die ich ergriffen jagte. Und dann kam der Hafen, kam der Hafen mit Flaggen und venetianischen Gondeln. Da ging die Sonne auf.

Endlich gegen Mittag traf ich meine Beute. Ihr kleiner Racker fuhr ein aus der Tiefe des Sees, ich erkannte das Segel, und aussteigend ging sie auf der Straße zwischen den Linden. Als wir uns gegenüberstanden, löste sich die Küste aus dem Dunst, und wie ein gedrehter Quarzblock leuchtete das Bergschloß dumpf und wirr. Die Lippen eingezogen zürnte sie mit aufgereckter Braue. Aber schon hielt ich nicht mehr: „Geraubte Frau..." da riß der Herzschlag die Worte im Mund. und ich küßte sie. Starr stehend nahm sie die Küsse, die über sie stürzten. Dann sank ihre Brust, und mit leichter Erhebung hob sie das Gesicht. Da lag ein Schein um ihren dunklen Kopf und machte ihn süß zum Weinen. Ihr Mund, irr entblättert, nahm Küsse auf, ihre Lippen bogen sich unter dem suchenden Mund. Sie trug nicht das Schwefeljakett, sie war blau und dunkel. Wie aber mein atemloser Mund zu schmelzen begann vor ihr und meine Zunge anfing, vor Liebe demütig und niedrig, sie zu preisen, da fiel ein großer unverständlicher Brand aus ihren Augen, und nun war Glanz um sie, daß ich fast verging.

Mit geblendeten Augen über die Dörfer hin, wie in einem Regenbogen strahlend, fahren wir im Wagen über die Dörfer. Alle Dinge haben Tiefe vor unserem Auge. Immer liegt die Landschaft vor uns. Gott ließ uns unsere Blicke nie sehen, vor Wonne stürben wir.

Dann sahen wir Netze hingehängt vor die Sonne, und die Sonne legt sich auf jeden Tropfen, der aus den Maschen sich löst und zur Erde fällt. Hier mußte das Ende der Welt sein. Hier steigen wir aus. Wilde Kühe sprangen auf einer zarten Wiese, und wo sie fertig war, da war ein See.

In ein Boot meine Beute. Die Luft ist stahlblau. Die Sonne ein Bündel Schwerter, deren Spitzen zerprasseln wie die Flammenschwerter der Cherubim. Wind weht mit stürmender Gewalt, stets, unaufhörlich, ein endloser Wind, stets flackert das Haar. Das Wasser formt sich unter ihm zu tausend kleinen Türmen. Durch tausend Türme, die schmetternd die Wände zerschlagen, erzwingen wir eine Insel. Gehen ins Wasser — und nun küssen wir uns.

Am Strand liegend kommt aus unseren Herzen die Verklärung, und die Landschaft liegt anders geformt. Zerrissene Sonne wirft der Wind in Funken durch die Luft, aber es wird ein Kranz, der aufwächst am Horizont und ihn rund macht und groß. Da wird die geweitete Wiese vor uns Ebene mit großen Städten vor ihm, paradiesische Tiere spielen in sanften Sprüngen, und große feierliche Wolken beginnen hinter ihr aufzusteigen und weiß den Himmel zu überrunden.

Kein Wunder scheint fremd, die Erde wird innig und warm. Der See wirft Muscheln herauf und seltene Fische, mit Bärten, sammetdunklen Augen. Ich sammle ihr alles, ich stehe bis zur Hüfte im Wasser und rufe hinüber, daß ich sie liebe. Mein Auge faßt die wilde Robinsonade. Die Weite hat unendliche Neue. Aber mein Herz wurde milder, ich habe dies nie gekannt.

Ihre schweren Brauen zuckten mit Gold über den schwarzen Augen, und der weiße Sand, auf dem sie lag, wurde glanzlos und dienend vor ihr. Manche hohe Welle erreichte unseren Kuß.

Da brach plötzlich der Schleier ihres Auges, und eine wilde Zärtlichkeit entströmte ihr. Und da konnt ich nicht halten, aber ich schrie nicht. Doch ich konnte es nicht halten und ich flüsterte. Mein Herz warf sich durch meine Brust, aber ich bewegte kaum die Lippen. Aber sie schwand aus meinem Hirn

als die bunte Beute, und ungekannte Zärtlichkeit hob sie ohne Halt. Ich wußte, daß ich sie lieben würde in Schmutz und in Unglück, daß ich sie lieben würde. Ihren Hals, ihre Zehen, jeden Schmerz und die Wollust und Krankheit, es gab kein Ende. Ich war voll und überströmte. Ich hielt es nicht mehr und flüsterte kaum mit den Lippen, es gab keine Grenze der Verzückung. Ich will dir dienen, flüsterte mein Herz, ich will dich töten. Aber alles war sinnlos, denn mein Herz war närrisch, denn dies hatte es nie gekannt. Und ich strich ihr über die Haare und sagte: „Ich liebe deine Zehen, ich liebe deinen Schmerz und den Schmutz und die Krankheit". Aber es war wenig nur, was ich versprach, denn mein Gefühl war viel größer, und dies war noch lang nicht die Grenze, und sie lächelte glücklich und fern. Ich hatte vieles, was ich noch keiner Frau gegeben, ich hatte Zahlloses, was in mir aufbrach, daß ich vor Glück verging. Ich kannte kein Ende, ich war die Welle, der See und die Insel und flüsterte mit jedem Geräusch: o daß ich dich liebe, o daß ich dich liebe, und mein Mund wurde stumm vor Übermaß.

Nun wurde die Landschaft still. Das Wasser milderte sich und gerann zu dunklem Öl, und zusammengeschlossen in endlose Ruhe, stieg über einem Segelboot, das träumte, der Tag ziellos.

Die Insel glühte mit dunklem Basalt in dem rötlichen Wasser. Sie hatte ein Glänzen. Es war ein grundloses Glänzen. Aber ich wußte, daß ich alles für sie tun würde, denn sie war ungeheuer in mir. Seligkeit floß über die Ränder des Tags. Es wurde Abend.

Wir fuhren zu den Zügen, noch eh das Licht auslosch. Noch stand die Sonne über der Ebene, die sie schon berührte, und der Kranz ihres Lichtes brach sich nach oben in einer stillen brünstigen Glut.

Allein auf der Terrasse des Bahnhofes beschloß sie zu bleiben und nicht zu fahren, den Blick nie von dem See unter ihr lösend, der immer mächtiger die Wellen der Landschaft aufschloß und in das Licht der unsäglichen Ruhe hineintrug.

„Ich mußte dich haben. Aber daß ich dich so liebte, nie hätte ich das geglaubt....." stammelte mein Mund.

Da nahm sie den Blick von der Gegend, und in einem fassungslosen Zueinander warf uns ein Kuß zusammen, aufgewühlt die Herzen in den Lippen tragend, ihre zuckenden Worte: ich liebe dich, ich liebe dich.

Aber erst, als der Zug unter rötlichen Wolken anzog, erkannte ich in ihrem Kopf, der, eine dunkle Schale, aus der Dämmerung heraus vergehend sich formte, das Auge in letzter Tiefe. Da erschrak mein Herz, und ich wurde irr vor Sehnsucht und maßlos getrieben vom Gefühl, rief mein Mund: O daß sie stürbe, o daß sie stürbe, wie unendlich wüchse mein Gefühl.

Aber ich war ein Narr und wußte nichts von Tod.

Und als der Motor unter mir die Nacht durchbrach und mit grünen Lichtern das Schloß suchte, da zitterte mein Herz noch einmal übermütig von Genossenem, und ich glaubte, nichts überträfe das Gefühl des Besitzes. Meine Augen schufen funkelnde Dinge in den Raum. Ich war übermäßig gefüllt und sprühte. Meine Augen setzten Glut in die Nacht, und das Dasein zog sich zusammen: es wurden Frauen. Katharys nicht genossenes Knie, ihr ungekanntes letztes Lachen reizten schmerzhaft mein Begehr. Dies war noch nicht beendigt. Aber dennoch: wie schwand es hin unter dem einen Gefühl.

Und ihr Kopf strömte wieder aus meinen Augen in die Dunkelheit und wandte sich gegen mich. So trug ich sie in mir. Und sie tilgte die Gegenstände, bis nichts mehr blieb als ihre Nähe, da stürzte Trauer in mein Herz, als ich sie sah. Aber ich hatte nie Traurigkeit gekannt von Frauen, ich wollte nicht leiden, und ich biß auf den Mund und hob die Brust.

Und dann schrie ich gegen ihr Gesicht, daß ich nicht leide.

Da trat der Schein um ihr verlöschendes Gesicht, und ihr Gesicht ward krank und süß zum Weinen. Da neigte ich den Kopf:

Auch da will ich bei dir sein.

Und nun wußte ich, daß ich Grenzenloses um sie leiden würde, daß ich stumm in Schmerzen vielleicht stürbe, daß diese Liebe mich in alle Höllen riße, daß ich an Straßenecken ver-

ginge am Geruch eines Baumes an Erinnerung, und daß die Welt aus meinem Hirn ganz hinausginge um sie.

Da wurde mein Herz einmal noch wild und ungeduldig und beschwor Gott um Kraft und Zorn gegen diese Liebe, und ich breitete die Arme aus und stand allein im Licht meiner Laterne auf dem Motor, der das Wasser zerwühlte, gegen die Dunkelheit gekreuzigt. Und ich schrie ihn ungeduldig an: „Warum gabst du mir ein wölfisches und wildes Herz?"

Aber schon schwand der Zorn unter der Inbrunst. Der Horizont schien endlos vertieft. Ihr Bild lag aufgeschlagen überall in meinem Blut. Mein Herz war freudig, alles zu tragen. Auch der See trug eine schmerzliche Reinheit. Der Strand leuchtete weiß. Später warf Gott den Mond in glühendem Bogen durch die Nacht.

Charlot Straßer:

DIE HEILIGE WUNDE.

ZEITUNGEN donnern den Wahnwitz der Fronten in blitzenden Lettern,
totes Papier, das die Augen erstarren, die Ohren zerschmettern, das Blut uns gerinnen läßt,
selbstverständlich von opferbrünstigen, zwangsverbissenen Toden gleißt,
wenn wie nur wollen, uns mit Entsetzen zerreißt,
wenn wir auch wollen, gleichgültig Frieren in nicht ausmalende Augen preßt.
Bald speien Kanonen aus Glocken gegoßne Granaten,
bald sehn wir beglückte noch Lebende (wörtlich) im Blute waten.
Wir sitzen und hassen den Zwang und hassen den Krieg und — vergessen auch seiner,
kehren zurück zum Schreibtisch und denken in einer
zufälligen Viertelstunde noch etwa darüber und bilden uns ein,
von Zuckungen schmählich mißhandelter Welt betroffen worden zu sein.

Und lassen uns taumeln im Nebel der täglichen Wetter.

Menschen drängen in unser häusliches Ich, um Hilfe zu heischen, —
Kranker, Verirrter, Zahlender, Dankverheißender, Fremder und Vetter, —
müssen sich all an ihren winzigen Wünschen zerfleischen,
erfüllen, durchdringen uns, saugen sich an und fallen nicht ab.
Würmer engen uns ein mit ihren ichsüchtigen Zielen,
stöhnen nach Gott und dem Guten aus ihrem muffigen Grab,

das sie in blindem Glauben an sich, in gierigem Wahn nach dem Recht, wie sie's meinten,
bis zum Ersticken über sich häuften, die einzelnen Vielen.
Umpanzerten sich mit Kasematten von Stahlgesetzen,
straften, verdammten, bekämpften, schlugen sich, bissen, verneinten.
Schreien jetzo aus dicken Lungen bis zum Zerfetzen
ihre unterirdische Not vom Staat, der Partei, der Familie,
schrein aus der Stickluft nach Dienstboten, Brot, Kartoffeln, Petrol, Petersilie,
stoßen, schlagen, vertragen, beißen sich, kreißen .....

*

WUNDERBAR, wie der lebendige Leichnam im Sarge versumpfter Begriffe
immer noch Schößlinge treibt mit kränklichen, weißen
Knollen, die draußen als Pestblasen platzen:
Ungeheuer gedunsen segeln papierene Schiffe;
Worte gasen sich aus zu weltauffressenden Fratzen;
ungeheuer wird jedem sein eigener Bau, eine jede Kloake,
ungeheuer die Buße, der Franken, das Ei und der Zucker,
ungeheuer Gezänk literarischer Schlucker und Mucker,
ungeheuer die Kehrichtabfuhr, der Mist und die Schlacke,
ungeheuer das nichtigste Bildwerk, Versuch, Erproben der ärmsten Talente,
ungeheuer der Pump, der Zins und die Rente,
ungeheuer der Gast, der Freund, die Geschenke,
ungeheuer der neueste alte Gedanke, die neuesten alten Gestänke,
alles platzt in der Zeit, — kein waches Halten im Rasen, —
tobend, friedlich, versöhnlich, liebreich, haßvoll, betäubend, —
Wiederum draußen das Chaos satanisch erfundner Maschinenekstasen,
mordender Wahnsinn, Krieg, Flutwirbel, im Weltall zerstäubend.

*

ABER das greift uns allimmer noch nicht an die Nieren,
würgt uns noch nicht, daß wir zitternd vergehen in Ohnmacht,
peitscht uns nicht auf zu schäumenden, wutverkrallten Faust-
hieben!

Wenn wir nur ja nicht das Ich, unser liebstes, verlieren!

*

DENNOCH tragen wir Wunden: Wenn Einsamkeit hohnlacht,
wo wir die Sehnsucht, die wir aus Kinderzeit lieben
und im wirbelnden Fließen, im Strom unter Masken nicht
ahnten,
ihr aber stetig in Träumen der Nacht, in wachen, bewußtlosen
Stunden die Wege bahnten,
wenn wir die Sehnsucht erfühlen, die innigste, eigenste, hehre.
Aus ihr drängt es zum Menschen, aus ihr schmiegt es zum
Andern,
aus ihr zum andern Geschlechte, zum fleischdurchdrungnen
Verkehre.
Aus den vergangenen Räuschen, die wir erinnernd durch-
wandern,
da wir, um nicht zu verzweifeln, trunksüchtigverschmolzen
erbebten,
da wir in unsrer Verdopplung, Vermählung erst Ewigkeits-
ahnung erlebten,
da wir in unsere Lust die geistigsten Bilder verwoben,
Abgründe irdischster Brunst, auf eisigste Gipfel erhoben.

*

SCHWÄRENDE Wunden tragen wir Menschen davon im
geheimen.
Rasende, wirkliche Leiden werden ans Licht geschleift,
wenn wir aus der Verdopplung zur Tierheit zurückerwacht,
Schwäche des Nächsten mit giftigen Worten verschleimen,
Eines dem Anderen gierig die Blöße greift
und sie dem windigen Ich zunutze macht.

*

UNFASSBARE Verschwendung von heiligster Kraft. Des Lebens
unwiederbringbare Frist. Verschleuderte Wut in den Ecken.
Krampf der Fäuste im Schlafgemach. Vergebens,
fruchtlos, sinnlos entfachter Haß in Gräberverstecken.
Kreischende Blutopferfeste verwesenden Kleinmutes wegen.
Aus Glocken gegoßne Kanonen, Granaten, Kartätschenregen.
Kleinheitswahn unser Aller, gemessen am Allerrichten.
Launen aus Todesahnung, gemessen am ewigen Raume.
Liebesracheverzweiflung: Haß zum gegriffenen Traume!
Ohnmachtszuckung im Chaos: Wie Gott vernichtet, vernichten!

*

DU, an der ich auch leide, du, die mein Glaube befunden,
die ich nicht missen will, der ich Treuwahn geschworen,
du, gedenke der Kraft, gedenke der fließenden Stunden,
du, gedenke der Großmut, gedenke des Wissens der Wunden,
heile durch Schweigen Vergangnes, laß es im Dunkel verloren,
töte das Weh aus der Ohnmacht, laß uns vor Mutigkeit zittern,
laß uns die Nöte der Menschheit, die wildverlogenen wittern,
schmilz uns zusammen und schaffe, gib das Eigensuchtwahre,
reiße bewußte Minuten mit mir aus dem Sturmbraus der Jahre,
fluche zerstörendem Rausch, baue, o baue Gedanken,
Ewigkeitstiere, auf daß sie mit weltumkrallenden Pranken
uns über Sterne hintragen, die Macht unsrer Liebe zu stählen,
um uns bei jedem Erkennen in wissender Lust zu vermählen!

HELDENTOD

Ein ungarischer Oberleutnant, der in den Kämpfen am Isonzo schwer verwundet wurde, schrieb, genesend, diese Geschichte und schickte sie den Weißen Blättern.

Der Stabsarzt hatte nicht verstanden. Er schüttelte ärgerlich den Kopf und sah, über den Kneiferrand, fragend auf seinen Assistenten hinab.

Der blonde Oberarzt schwieg schüchtern und stramm, denn er hatte auch nicht verstanden.

Nur der Bursche, am Fußende des Bettes, schien immer noch einigen Kontakt zu haben mit den Wahnvorstellungen seines Herrn, denn auf den Spitzen seines aufgewichsten Schnurrbartes glitzerten, wie aufgespießt, zwei Tränentropfen. Aber der Bursche sprach nur ungarisch, und so ließ ihn der Stabsarzt mit einem halblauten „dummes Luder" neben dem Bett stehen und schob sich, gefolgt von der semmelblonden Schüchternheit seines Assistenten, schwitzend und pustend in der Richtung des Operationszimmers weiter.

Die ungeheuerliche Wattekugel, die, laut der Tafel über dem Bette, den Kopf des Oberleutnants der Reserve Otto Kadar vom Feldartillerieregiment No. . . . . in ihrem Inneren barg, sank, als die Ärzte gegangen waren, auf die Kissen zurück. Miska setzte sich wieder auf seinen Rucksack, schnupfte die Tränen hoch und dachte, den Kopf zwischen die großen ungewaschenen Hände gepreßt, verzweifelt über seine Zukunft nach. Denn, daß es mit dem Herrn Oberleutnant nicht mehr lange dauern könne, darüber war er sich im klaren. Er wußte ja, was unter der riesigen Wattekugel verborgen lag; hatte die zertrümmerte Schädeldecke gesehen und das fürchterliche graue Gekröse unter den blutigen Splittern: das Gehirn des armen

Herrn Oberleutnant, der so ein gar guter Mensch und Vorgesetzter gewesen war. Ein zweites Mal durfte er auf so ein Mordsglück nicht hoffen. Ein zweites Mal gab es solch einen seelenguten Herrn überhaupt nicht mehr! Die vielen, vielen Scheiben Salami, die ihm der Herr Oberleutnant von seinem eigenen Vorrat immer geschenkt, — die sanften, warmen Worte, die er ihn hatte jedem Verwundeten zuflüstern hören, — alle Erinnerungen der langen blutigen Zeit, die er, fast als Kamerad, an der Seite seines Herrn stumpfsinnig durchgelitten hatte, stiegen jetzt in ihm auf. Er tat sich ganz furchtbar leid, der gute Miska, in seiner grenzenlosen Wehrlosigkeit gegenüber der großen Kriegsmaschine, in die er nun irgendwo von neuem hineingeworfen werden sollte, ohne die sichere Stütze des guten Herrn Oberleutnant an seiner Seite.

So kauerte er, den breiten Bauernschädel zwischen den Fäusten, wie ein Hund, zu Füßen seines sterbenden Herrn, und auf den Spitzen seines, mit Staub und Pomade festgekleisterten Schnurrbartes spießten sich in sanfter Folge die herabrollenden Tränen auf.

Ganz klar war es ja Miska auch nicht, warum der arme Herr Oberleutnant immer wieder so furchtbar nach seinem Grammophon schrie. Er wußte nur, daß die Herren im Unterstand gesessen hatten und sich vom Grammophon den Rakoczymarsch hatten vorspielen lassen, als plötzlich die verdammte Granate heranpfiff und dann alles in Rauch und Erde verschwand. Ihm selbst war ja auch Hören und Sehen vergangen, denn ein losgerissenes Brett hatte ihn, wie vom Himmel kommend, über den Rücken geschlagen, daß er hinfiel und eine Ewigkeit nicht Atem holen konnte.

Dann . . . dann, erinnerte sich Miska nur mehr, ganz unklar, an einen unerhörten Haufen von zerhackten Brettern, eingestürzten Balken, an einen Brei aus Sackfetzen, Beton, Erde, menschlichen Gliedern und viel Blut! . . . und . . . und an den Herrn Kadetten Meltzar, der immer noch aufrecht dasaß, den Rücken gegen die Reste der Seitenwand gelehnt, mit der Grammophonplatte, die eben noch den Rakoczymarsch gespielt

hatte und, wie durch ein Wunder, ganz geblieben war, an der Stelle, wo eigentlich sein Kopf hingehörte. Aber der Kopf war nicht da. Der Kopf war weg, ganz weg, nur die schwarze Grammophonplatte stand, auch an die Wand gelehnt, direkt auf dem blutigen Kragen. Das war schauderhaft gewesen! Kein Soldat hatte Hand anlegen wollen an den sitzenden Körper, mit der Platte, die genau wie ein Kopf auf dem Halse oben saß. Brr! ... Miska fühlte, wie's ihm kalt über den Rücken lief bei der Erinnerung, und das Herz blieb ihm stehen vor Schrecken, als just in diesem Augenblick der Herr Oberleutnant wieder zu schreien anfing:

„Grammophon! nur Grammophon!" ...

Miska sprang auf, sah die grosse Wattekugel sich mühselig von den Kissen lösen, sah das einzige Auge, das seinem Herrn geblieben war, gierig auf ein unsichtbares Etwas geheftet, und stand beschämt da, wie ein Schuldiger, als ihm aus allen benachbarten Betten unwillige Blicke zuflogen.

„Das ist ja nicht zum Aushalten!" — schrie ein schwerverwundeter Major vom andern Ende des langen Korridors — „tragen Sie den Menschen doch weg!"

Aber der Major sprach deutsch, und so stand Miska erst recht ratlos da, wischte sich den Angstschweiß von der Stirne und meldete — da ihn sein Herr ja doch nicht hören konnte — einem nebenan liegenden Leutnant, daß das Grammophon kaput gegangen sei, in tausend Stücke kaput, sonst hätte er, Miska, es gewiß nicht liegen lassen, sondern mitgebracht, wie alles, was von den Sachen des Herrn Oberleutnant noch irgend aufzufinden gewesen war.

Niemand gab ihm Antwort. Den ganzen langen Korridor entlang hatten die Herren Offiziere, wie auf Kommando, die Köpfe unter die Kissen gesteckt, die Decken über die Ohren gezogen; der alte Major wickelte sich sogar seinen blutigen Mantel wie einen Turben um, bloß um das fürchterliche, glucksende Lachen, das bald in Heulen, bald in wütende Schreie nach dem Grammophon überging, nicht zu hören.

„Herr Oberleutnant! ... Bitt' gehorsamst, Herr Oberleut-

nant" . . . bettelte Miska und strich mit seinen grossen, harten Pratzen ganz — ganz leise über die zuckenden Kniee seines Herrn.

Aber Herr Oberleutnant Kadar hörte ihn nicht. Fühlte auch die schwere Hand nicht, die auf seinen Knieen lag. Denn ihm gegenüber saß immer noch der Kadett Meltzar, mit einem flachen, schwarzen, runden Kopf auf dem Halse, in welchem der Rakoczymarsch spiralförmig aufgezeichnet war. Nun war es auf einmal ganz sonnenklar, daß er dem armen Meltzar sechs Monate lang bitteres Unrecht angetan hatte! Was konnte denn der arme Teufel für seine Dummheit, für die abgeschmackten patriotischen Floskeln? Wie hätte er mit einer Grammophonplatte als Kopf vernünftig denken können? . . . Der arme Meltzar! . . . Oberleutnant Kadar konnte einfach nicht begreifen, es schien ihm unfaßbar, daß er nicht vor sechs Monaten schon, gleich als Kadett Meltzar seine Einrückung zur Batterie gemeldet, dahinter gekommen war, was man dem guten Jungen im Hinterlande angetan hatte! . . .

Man hatte ihm den Kopf vertauscht! Den hübschen, blonden, achtzehnjährigen Kopf abgeschraubt und mit einer zerkritzelten schwarzen Scheibe ersetzt, die nichts konnte, als den Rakoczymarsch krächzen, — das war ja jetzt erwiesen! Wie mußte der arme Junge gelitten haben, wenn ihm sein zwanzig Jahre älterer Oberleutnant immer wieder lange Vorträge gehalten hatte über Menschlichkeit! Mit der flachen, runden Scheibe, die man ihm aufgesetzt, konnte er es natürlich nicht begreifen, daß die italienischen Soldaten, die zerfetzt und blutig an der Batterie vorbei geführt wurden, auch viel lieber zu Hause geblieben wären, wenn nicht ein Plakat an einer Straßenecke sie genau so gezwungen hätte, alles stehen und liegen zu lassen, wie die Mobilmachung in Ungarn die ungarischen Kanoniere.

Jetzt erst verstand Oberleutnant Kadar, warum der Junge, der ja sein Sohn hätte sein können, die schönsten, klügsten Reden und Erklärungen stumm hatte über sich ergehen lassen, um zum Schluß mit zusammengebissenen Zähnen den Rakoczymarsch zu pfeifen, und immer wieder knirschend den stereotypen Satz zu murmeln:

„Totschlagen soll man die Hunde!"

Also nicht weil er so jung und dumm gewesen! Nicht weil er, vom Hofe der Kadettenschule, schnurstracks ins Feld gekommen war. Die Grammophonplatte hatte die Schuld. Die Grammophonplatte!

Oberleutnant Kadar fühlte die Adern wie Stricke anschwellen, das Blut, wie mit Hammerschlägen, gegen seine Schläfen pochen, so unbändig war seine Wut gegen die Missetäter, die dem armen Meltzar den lieben Jungenkopf, den er früher auf dem Halse getragen, heimtückischer Weise abgeschraubt hatten.

Und ..... das war das Gräßlichste an der Sache: er sah, wenn er jetzt an seine Untergebenen und Offizierskameraden zurückdachte, alle, genau wie den armen Meltzar, ohne Kopf umherlaufen! Er preßte die Augen zusammen, wollte sich die Gesichtszüge seiner Kanoniere wieder ins Gedächtnis rufen, ... umsonst! Kein einziges Gesicht tauchte in seiner Erinnerung auf. Monate und Monate hatte er im Kreise der selben Menschen verbracht, — und kam jetzt erst dahinter, daß keiner von allen einen Kopf auf dem Halse getragen! Sonst hätte er sich doch entsinnen müssen, ob sein Feuerwerker einen Schnurrbart gehabt hatte, ob der Geschützführer vom ersten Geschütz blond oder brünett gewesen. Aber nein! .... Nichts war ihm geblieben. Nur Grammophonplatten sah er, schwarze, scheußliche, kreisrunde Scheiben auf blutigen Blusen aufsitzend. ....

Die ganze Isonzogegend lag plötzlich wie eine riesige topographische Karte tief unter ihm, so wie er sie oft in illustrierten Zeitungen gesehen. Das silberne Band des Flusses schlängelte sich durch Kuppen, und Hügel und Oberleutnant Kadar flog über das Gewimmel hinweg, ohne Motor und ohne Flugzeug, nur von seinen ausgebreiteten Armen getragen. Und überall, wohin seine Blicke fielen, auf jedem Hügel, jedem Berg, in jeder Mulde sah er die Schalltrichter von unzähligen Sprechapparaten in die Erde eingelassen. Tausende und abertausende von jenen bekannten Füllhörnern aus himmelblauem Blech, mit Goldkanten verziert, stierten mit geöffnetem Maul zu ihm empor. Und um jeden solchen eingegrabenen Schalltrichter wimmelte

ein Ameisenhaufen von emsigen Kanonieren mit Patronen und Granaten.

Und nun sah es Oberleutnant Kadar ganz genau: alle trugen Grammophonplatten auf dem Halse, wie der Kadett Meltzar. Nicht einer hatte seinen eigenen Kopf auf! Wenn aber die Granaten heulend hinausflogen aus den himmelblauen Trichtern, mitten hinein in einen Ameisenschwarm, dann brachen die flachen, schwarzen Scheiben unter der Wucht der Sprengstücke krachend auseinander, und verwandelten sich im selben Augenblicke auch schon wieder in richtige Menschenköpfe. Oberleutnant Kadar sah, aus der Höhe, das Gehirn aus den zertrümmerten Platten quellen, sah die gleichmäßig gerippten Flächen sich blitzschnell in fahle, leidende Menschenantlitze verwandeln.

Alle Geheimnisse des Krieges, alles, worüber der sterbende Oberleutnant monatelang Nächte durchgegrübelt hatte, schien jetzt mit einem Schlage entschleiert. So war es also zu verstehen! Diese Leute bekamen offenbar ihre Köpfe erst zurück, wenn es schon ans Sterben ging. Weit — weit rückwärts, irgendwo wurden sie ihnen abgeschraubt, mit Platten ersetzt, die nichts konnten, als den Rakoczymarsch spielen. So präpariert wurden sie in die Züge gepfercht, kamen so erst an die Front, wie der arme Meltzar, wie er selbst, wie alle . . . . .

Von wütendem Zorn gepackt, schnellte die Wattekugel wieder in die Höhe. Oberleutnant Kadar wollte aufspringen, den Leuten das Geheimnis verraten, sie aneifern, ihre Köpfe zurück zu fordern. Jedem Einzelnen wollte er's ins Ohr flüstern, auf der ganzen weiten Front: von Plava bis hinunter zum Meere. Jedem einzelnen Kanonier und jedem einzelnen Infanteristen, und auch den Italienern drüben! Auch denen wollte er es sagen. Auch denen hatte man ja Platten auf die Hälse geschraubt. Auch die sollten zurück, zurück nach Verona, nach Venedig, nach Neapel, wo ihre Köpfe aufgeschichtet lagen in Magazinen, zur Aufbewahrung bis nach dem Kriege. Von Mann zu Mann wollte Oberleutnant Kadar laufen, um jedem Einzelnen, Freund wie Feind, zu seinem Kopfe zurück zu verhelfen!

Aber da merkte er auf einmal, daß er nicht gehen konnte. Auch mit dem Fliegen war's vorbei. Mit dicken, eisernen Trossen waren seine Füße ans Bett gefesselt worden, damit er das große Geheimnis nicht enthüllen könne.

Nun, dann wollte er es ausrufen, mit schmetternder, übermenschlich lauter Stimme. Mit einer Stimme, die über das Heulen und Krachen der Granaten, von Plava bis Triest, und hinüber nach Tirol, und bis ans Meer in Flandern, und bis zum Persischen Golf hinunter, wie die Fanfare des jüngsten Gerichtes die Wahrheit verkünden sollte! Schreien wollte er, wie noch nie ein Mensch geschrien hatte:

„Grammophon... Holt die Köpfe!... Nur Grammophon!"...

Da brach seine Stimme, mitten in seiner Heilsverkündung, mit einem gurgelnden Schmerzenslaut plötzlich ab. Es tat zu weh! Er konnte nicht schreien. Ihm wars, als bohrte sich bei jedem Worte, das er rief, eine spitze Nadel tief in sein Gehirn ein.

Eine Nadel?...

Gewiß! Wie hatte er das vergessen können? Auch ihm war ja der Kopf abgeschraubt worden. Auch er trug ja nur eine Grammophonplatte auf dem Halse, wie alle Andern. Wenn er sprechen wollte, grub die Nadel sich in seinen Schädel und lief, erbarmungslos, über alle Windungen seines Gehirnes.

Nein! Das konnte er nicht ertragen! Lieber wollte er schweigen. Das Geheimnis für sich behalten. Nur nicht mehr diesen Schmerz, diesen wahnsinnigen Schmerz im Kopfe....

Aber die Maschine lief weiter! Oberleutnant Kadar packte seinen Kopf mit beiden Fäusten, krallte die Nägel tief in die Schläfen ein. Gelang es ihm nicht, die verdammte Maschinerie rechtzeitig zum Halten zu bringen, dann brach ihm sein eigener Kopf, immer weiter herumgedreht, unfehlbar das Genick in kurzer Zeit!

Eisig perlte der Angstschweiß aus allen Poren.

„Miska!" schrie der Oberleutnant in höchster Not.

Aber Miska verstand nicht, was er tun sollte. Die Platte drehte sich weiter und sang freudig schmetternd den Rakoczy-

marsch. Schon spannten sich alle Sehnen, ... immer wieder fühlte Oberleutnant Kadar den eigenen Kopf seinen Händen entgleiten; ..... schon tauchte sein Rückgrat vor seinen Augen auf! Mit einer letzten, rasenden Kraftanstrengung versuchte er noch einmal, in den Verband hinein zu greifen, den Kopf nach vorne zu pressen .... Dann .... dann noch ein fürchterliches Knirschen und Stöhnen .... und dann, dann ward es endlich mäuschenstill auf dem langen Korridor.

Als der semmelblonde Assistenzarzt aus dem Operationszimmer zurückkam, verriet ihm das Winseln Miskas von weitem schon, daß wieder ein Bett frei geworden war auf der Offiziersabteilung. Der ungeduldige alte Major winkte ihn, zum Überfluß, noch an sich heran und verkündete, mit respektvoll vibrierender Stimme, laut, damit es alle Herren hören:

„Der arme Teufel dort unten hat endlich ausgelitten. Als echter Ungar! Mit dem Rakoczymarsch auf den Lippen."

GLOSSEN

Zur Demokratisierung unserer Diplomatie.

Nach dem Tode des Staatssekretärs von Kiderlen kam der damalige Unterstaatssekretär Zimmermann wegen seiner Fähigkeiten und Erfahrung als erster auf die Kandidatenliste. „Zim-mer-mann, haben Sie keinen besseren Namen?" Doch, gewiß, und Herr von Jagow, der sich in richtiger Selbsteinschätzung für diesen Posten nicht geeignet hielt, wurde gezwungen, von Rom nach Berlin zu ziehen.

Trotzdem sich Herr von Kiderlen gerade seinen Mitarbeiter Zimmermann einmal als Nachfolger gewünscht hatte. Trotzdem Zimmermann in hohem Grade das Vertrauen der am Berliner Hofe beglaubigten Botschafter besaß.

Heute steht nun dieser Mann an der Spitze des auswärtigen Amtes und bekleidet damit einen Posten, der bisher als ausschließliche Domäne des Junkertums angesehen war. Kein Zweifel, das deutsche Volk begrüßt die Ernennung eines Bürgerlichen zum Leiter der auswärtigen Geschäfte mit großen Hoffnungen. Es glaubt, daß nunmehr mit den veralteten Zuständen und Arbeitsgewohnheiten des Auswärtigen Amtes gründlich aufgeräumt wird und neues Leben in die stickigen Räume der Wilhelmstraße einzieht. Vorderhand, so lasen wir in den Zeitungen, sind einige Tausend Quadratmeter neuer Büroräume für das Auswärtige Amt gemietet worden. Mögen die Hoffnungen in Erfüllungen gehen. Hier ist die Gelegenheit, den wahrhaften, den dauernden Dank eines großen schwergeprüften Volkes zu erwerben.

Nur sollte man nicht glauben, daß dann schon alles gut sei, wenn unsere Diplomaten bürgerliche Namen trügen. Mein Gott! der Name ist keine Bürgschaft, weder für Tüchtigkeit noch für demokratische Gesinnung, so erfreulich auch die Eroberung der Selbstverständlichkeit sein mag, daß ein bürgerlicher Name kein *Hindernis* bilden kann. Freie Bahn dem Tüchtigen, ob die Kandidaten dem Adel oder dem Bürgertum entstammen.

Nein, die Demokratisierung der Diplomatie hängt nicht von solchen Äußerlichkeiten ab. Auf den Geist kommt es an, der in dem Körper herrscht. Jede Reform wird daher letzten Endes Stückwerk bleiben, solange den Regierenden der Sinn für die Wohlfahrt und Freiheit des Volkes fehlt. Diese Gesinnung wird aber erst kommen, dann aber — in Deutschland — sich schnell befestigen, wenn wir einmal eine parlamentarische Regierung und damit auch einen dem Volke verantwortlichen auswärtigen Staatssekretär haben.

Mit dieser Einschränkung könnten selbst im Rahmen unserer heutigen Verfassung große Verbesserungen vorgenommen werden. Wenn dabei Vorschläge auftreten sollten, die manchem vielleicht etwas radikal erscheinen, so dürfte die heutige Zeit zu solchen Bedenken kaum geeignet sein, wo der Sturmwind des Krieges im Lande das unterste zum obersten kehrt.

Bevor wir aher von Reformen sprechen, müssen wir zum besseren Verständnis heutiger Diplomatensitten erst einen kurzen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Diplomatie werfen.

*

Im frühesten Mittelalter gab es an den Hauptplätzen des Mittelmeerbeckens Gesandte der Handel treibenden Staaten, besonders der italienischen Republiken. Später traten diese Gesandten auch an anderen großen Handelsplätzen im Norden auf. Sie vertraten vor allem die Wirtschaftsinteressen ihrer Staaten im Ausland, hatten also fast die gleichen Funktionen wie die heutigen Konsuln. Daneben übten sie ein Aufsichtsrecht über ihre Staatsangehörigen aus, hatten Polizeigewalt und besaßen das Recht der Exterritorialität, sowie andere Privilegien. Die Republik Venedig verstand es ausgezeichnet, diese Aussenbeamte zur Hebung ihrer Machtstellung zu benutzen. Die Berichte ihrer kaufmännischen Gesandten wurden im Mittelalter hochgeschätzt und sind bis in unsere Zeit herübergekommen.

Eine ganz andere Art Gesandter waren die von den weltlichen Fürsten an den päpstlichen Stuhl geschickten Würdenträger, bestimmt, die Fühlung mit dem allmächtigen Haupt der Christenheit aufrecht zu erhalten. Man wählte dazu meistens Herren des geistlichen Standes. Die Sprache dieser Diplomaten war die lateinische. Hier am römischen Hofe stand die Wiege der noch heute bei den Diplomaten eine so große Rolle spielenden Etiketten- und Rangfragen. Daneben gab es natürlich auch Gesandte, die zwischen den einzelnen weltlichen Höfen vermittelten oder verhandelten. Man nahm jedoch auch dazu meist nur geistliche Herren. Erst im Anfange des 16. Jahrhunderts kamen Gesandte weltlichen Charakters auf. Im Jahre 1520 verabredeten Karl V. und Heinrich VIII., daß künftig weltliche Vertrauensmänner an beiden Höfen gehalten werden sollten.

Die moderne Diplomatie hat sich jedoch erst seit dem westfälischen Frieden entwickelt, wo weltliche Gesandte allgemein und die Gesandtschaften überall eine ***ständige*** Einrichtung wurden. Seit dieser Zeit datiert auch das Aufkommen der französischen Sprache als Diplomatensprache. Am Hofe Ludwigs XIV. vollzog sich dann eine völlige Umwandlung des bisherigen Diplomatenstandes. Nur Kavaliere oder Hofleute durften es wagen, in die Nähe des Herrschers zu kommen. Hier wurde das Zeremoniell die Hauptsache. Geistreiches Salongespräch wurde höher geschätzt als langweilige Kenntnisse. Da in der damaligen Zeit nur die Mitglieder adeliger Häuser französische Manieren und Sprachgewandtheit besaßen, waren Bürgerliche aus dem

Diplomatenberufe von selbst ausgeschaltet. Auch die heutige Geheimtuerei der Diplomaten stammt aus diesem Zeitalter der Kabinettspolitik und des Absolutismus, desgleichen ihr Kastengeist und Standesdünkel. Damals hatten Geheimnistuerei und Hochmut allerdings eine gewisse Berechtigung. Die Gesandten jener Zeit trugen eine ganz andere Verantwortung als heute im Zeitalter des Telegraphen und der schnellen Postverbindungen. Während heute die Diplomaten eigentlich in täglicher Verbindung mit ihren Regierungen stehen und keinen wichtigen Schritt tun, ohne vorher in der Heimat angefragt zu haben, waren damals die Gesandten oft wochenlang ohne Nachricht von ihren Regierungen und mußten die schwierigsten Probleme ganz allein lösen. Wenn sie hierbei alle Intrigen spielen ließen, um sich Hilfe und Einblick zu verschaffen, und ihr eigenes Spiel sorgfältig verdeckten, so erscheint dies begreiflich, um so mehr als die hohen Staatsgeschäfte oft in der weiblichen Umgebung absolutistischer Monarchen geführt wurden.

Trotzdem sich die Zeiten nun gründlich geändert haben und ein demokratischer Geist in alle sonstigen Zweige der Regierungsgeschäfte eingedrungen ist, setzen allein die Diplomaten die absolutistische Tradition fort. Der Verkehr bei Hofe und die Stellung, die sie sich dort erobern, gilt ihnen als die wichtigste Aufgabe. Die Posten in Republiken werden möglichst gemieden; aber auch hier suchen sie mit Vorliebe die Kreise auf, auf denen noch ein Schimmer des alten Königtums ruht. Nur die Gesellschaft des diplomatischen Korps gilt ihnen noch als standesgemäßer Verkehr.

Aus dieser Exklusivität stammen fast alle Irrtümer und Einseitigkeiten unserer Diplomaten. Sie ist die Quelle allen Übels. Der fast ausschließliche Verkehr mit ihresgleichen beraubt sie der Möglichkeit, sich über den wahren politischen Zustand und die wirkliche Volksmeinung des Landes ihres Wirkungskreises ein richtiges Bild zu machen. Denn heutzutage wird die Politik, namentlich in demokratisch regierten Staaten, nicht mehr am Hofe oder in den Salons gemacht, sondern in den Vereinsräumen der politischen Parteien, in den Redaktionen der großen Zeitungen und Zeitschriften und in den Büros der Finanz, des Handels und der Industrie. Nur wer in diesen Kreisen Vertrauen erwirbt, wird sich ein Urteil bilden könnnen über die Denkweise eines Volkes und die Richtungslinien seiner Politik. Dann wird er auch bevorstehende Ereignisse rechtzeitig zu erkennen vermögen, anstatt sich durch die Geschehnisse überraschen zu lassen, wie es beim Ausbruch des russisch-japanischen und des Balkankrieges der Fall war. Zur Einziehung von Informationen bedienen sich heute die Diplomaten meistens sogenannter örtlicher Vertrauensmänner, die diesen Titel oft nicht verdienen, oder der Dolmetscher in Ländern, deren Sprache sie leider nicht beherrschen und erhalten dadurch ein schiefes Bild. Daneben werden allerdings auch die Landeszeitungen zur Information herangezogen, die aber besonders in Zeiten politischer Spannung oft die wichtigsten Vorgänge in mehr oder weniger offiziöser Färbung bringen.

*

Leider gedeiht dies Übel der Exklusivität auch zu Hause in der Zentrale des auswärtigen Dienstes. Die besteht aus der politischen, der handelspolitischen, der juristischen und der Personal-Abteilung. Die politische Abteilung dünkt sich weit erhaben über die anderen, weil in ihr, abgesehen von ein oder zwei bürgerlichen Arbeitsbienen, nur waschechte Diplomaten sitzen, während die Funktionen der anderen Abteilungen von Beamten aus der Konsulats-Karriere wahrgenommen werden. Das führt zu ganz merkwürdigen Zuständen. Alles, was in der politischen Abteilung eingeht, wird als „politisch" und daher als großes Staatsgeheimnis behandelt. Die Mitteilung von Akten der politischen Abteilung an andere Abteilungen vollzieht sich unter Normen, als ob die Mitglieder dieser Abteilungen kein Vertrauen verdienten oder den Diensteid nicht geschworen hätten, der bekanntlich auch Amtsverschwiegenheit enthält. So sind z. B. die Leiter der großen Handelsreferate meist in völliger Unkenntnis über die politischen Vorgänge in den Ländern, deren wirtschaftliche Entwicklung sie zu beobachten haben. Ist es doch vorgekommen, daß ein Vertreter im Auslande von der handelspolitischen Abteilung ermutigt wurde, deutsche Wirtschaftsinteressen in einem Lande eifrigst zu fördern, während zu gleicher Zeit in der politischen Abteilung eine Abmachung bestand, daß die Deutschen in diesem Lande zugunsten einer anderen Macht wirtschaftlich zurückzutreten hätten.

Ein ähnliches wenig harmonisches Zusammenarbeiten herrscht auch im Auslande, wo die konsularischen Vertretungen von den Diplomaten nicht für voll angesehen und demnach behandelt werden.

Zur Abhilfe dieser Zustände, welche keinen nutzbringenden Betrieb im auswärtigen Dienst aufkommen lassen, müßte zunächst einmal die Zusammenlegung der politischen und wirtschaftlichen Abteilung in der Zentrale erfolgen, was anderswo, etwa in Frankreich, schon durchgeführt ist. Die Teilung der Arbeit hätte nach Ländern zu erfolgen, so daß der Chef eines Referates zugleich über die politischen und wirtschaftlichen Vorgänge eines Staates unterrichtet wäre. Die Diplomaten würden dadurch gezwungen, sich auch für andere Fragen, als nur die sogenannte hohe Politik, zu interessieren.

Zu gleicher Zeit wäre eine entsprechende Reformierung der Personalabteilung vorzunehmen. Sie hätte zunächst die Personalien der Diplomaten mitzuübernehmen, über deren Geschick heute ausschließlich die politische Abteilung entscheidet. Damit aber überhaupt eine sachlichere Behandlung aller Personalien erreicht wird, die jetzt mehr oder weniger von der Gunst des Personalchefs abhängen, müsste über die Besetzung freier Posten in gemeinsamen Abteilungskonferenzen beraten und entschieden werden. Der Beschluß wäre dann dem Reichstagsausschuß für auswärtige Angelegenheiten zur Kenntnis und Äußerung zu unterbreiten. Es könnten dann nicht mehr so große Fehler bei der Besetzung unserer Auslandsposten vorkommen. Der richtige Mann käme eher auf den richtigen Platz.

Hierbei drängt sich von selbst die

Frage auf, ob nicht überhaupt auf eine Teilung der diplomatischen und konsularischen Karriere zu verzichten und ein einziger auswärtiger Dienst zu schaffen wäre, um so mehr als ja heute bereits in der Zentrale die Mehrzahl der höheren Beamten aus dem Konsulatsberufe stammen. Abgesehen von der dadurch erzielten Vereinfachung des Dienstes würde eine solche Reform den großen Vorteil haben, der Exklusivität der Diplomaten die Wurzel abzuschneiden. Denn wenn alle Kandidaten für den auswärtigen Dienst durch die gleiche Prüfung und Schule gingen, wenn sie nur durch Fähigkeit und Arbeitskraft vorwärts kämen, wenn alle die Aussicht hätten, zu den höchsten Posten des auswärtigen Dienstes im In- und Auslande zu gelangen, dann würden nur solche Aristokraten sich zu diesem Berufe drängen, welche wirklich arbeiten wollen, und nicht diejenigen, ob Aristokraten oder Plutokraten, die heute den diplomatischen Beruf nur ergreifen, um eine gesellschaftliche Rolle zu spielen.

In dieser Richtlinie bewegt sich übrigens auch der im Reichstage gestellte Antrag Richthofen und Genossen, der eine Vereinheitlichung der Prüfung für den konsularischen und diplomatischen Beruf fordert. Gehen wir einen Schritt weiter und verlangen wir dazu einen freien Wettbewerb für einen einzigen Auswärtigen Dienst, einen Wettbewerb, zu dem Kandidaten aller Stände zuzulassen wären, ob sie aus dem Beamtentum kommen oder dem Handel, der Industrie, der Presse und andern Berufen. Die Hauptforderungen müßten nur sein: Verständnis zur Beurteilung ausländischer Verhältnisse und Volksstimmungen, Taktgefühl und Sprachenkenntnis. Aus diesen Männern nehme man dann in rücksichtsloser Auswahl zu den hervorragenden Posten der Zentrale und des Auslandes nur diejenigen, welche bewiesen haben, daß sie außer Erfahrungen und Kenntnisse das wichtigste, nämlich Talent zur Diplomatie, besitzen.

Civis diplomaticus.

Christian Schad.

Wertvollste Malerei geht heute wieder den einen Heilsweg zu den Sternen. Sie macht es wie alle zu tiefst echte und ernste Kunst: läutert sich zur Messiastat, Schicksale tragen zu helfen. Sie wird Erlösung oder Bestätigung, Sichel oder Kranz. Sie dient in Demut dem ewigen Mysterium der «Tatsache Mensch», ringt der Seele ihre böseste Angst ab und macht ihre schwerste Scham zuschanden, oder bricht sich durchs Dornendickicht den Pfad zum verzauberten Gott und küßt von seinem Munde das schöpferische Sesam. Sie besitzt nicht, sondern sucht; wirkt, statt Neugier und Bekehrungseifer, Liebe und Frömmigkeit. Und bei alledem wird aus Liebe und Frömmigkeit die Mathematik ihres Formalen vollkommener geleistet, als es die von außen stoßenden Zirkel ehrlich bemühter Rationalisten je zustande bringen. Ströme langsam vergewaltigten Blutes werden zu klingenden Kaskaden entbunden, Zwiespalt und Verlorenheit in Frieden und Heimat gesungen, Problematik nicht mit Technischem

umgangen und umgarnt, vielmehr ehrlich bejaht, in Betracht gezogen, von der Last des Minderwertigkeitswahnes befreit. Kokoschka und Meidner sind mir Edelrepräsentanten solcher Seligmachungen.

Christian Schad bekannte sich in einem herzhaft kurzen, innig erlebten Programm zum Glauben an so (im besten Sinne des Wortes) moralische Leistung. Seine zehn Holzschnitte, die eine schöne, im Sirius-Verlage zu Zürich erschieneneMappe vereint, sind Belege, die ihn glänzend rechtfertigen. Fegefeuer, Reinigung, Himmelfahrt durch Beschattung und Erhellung, durch Gliederung äußerster Bewußtseinsfragmente und Wiederaufbau, Bangen um die Ruhe und Reife. Die « Kreuzigung » stellt die Tat in die Scheidung von Gut und Böse, in der sie als Tat Recht hat, « Mutter und Kind » verklärt den Kummer zu einem Raume, dem nichts fremd bleibt, die vier Porträte sehen durch kristallne Prismen bis zu Gottes Herz hinauf, und aller Schreck und alle Verwüstung der Cafés und nächtlichen Schädelstätten breitet in unwiderstehlicher Gebärde Flügel zum Kreuze, von dem die «Dompteuse» ihrem kleinen, ach so allmächtigen Werkzeug Leiblichkeit verpflichtet, nicht einmal etwas zu ahnen braucht. Der Gott, der nicht *nur* Geist ist, macht allgütig Schoß und Lippen schuldlos, selbst die stumpfeste Kreatur wird eines Gewissens gewürdigt, und am Ende jeglicher Pilgerschaft ist ein strahlender Mond angezündet und ein offenes Tor aufgestellt.

Max Herrmann-Neiße.

Die Bösen.

(Dem Maler Ludwig Meidner gewidmet.)

Der Privatdozent Elimar Edekaben
Mußte ein rotes Glas venezianischen Schliffes haben
Und ging mit Marei zum Trödler, es abzuholen.

Sie fanden eins, das ihm sehr gefiel;
Er wußte es nicht genug zu loben:
Die steigende Wand, den leise hebenden Stiel,
Den klaren Schnitt und die tiefe Glut.
Sie hielt es mit wendenden Händen hoch vor ihm aufgehoben;
Verstohlen
Fing sie das Licht zu rotem brünstigen Spiele.

Da zuckte ihr aufsiedendes Blut;
Sie schlug das Glas auf seinen geduckten Schädel,
Und Scherben schellten über die Diele.

Und Elimar faßte das große Mädel
Mit großen Fäusten hart um die Rippen
Und küßte stumm ihre böse glänzenden Augen und zitternd erblaßten Lippen.

Rudolf Leonhard.

Catherina Godwin bespricht „Timur" von Kasimir Edschmid.

Timur ist Schwert, und wo er schreitet, spaltet er Menschen zu Spalier. Die er also im Triumphzug durcheilt, sind ihm nur Straßen. Er wendet sich nie — nicht nach Jubel noch Qual. Ziel im Blick, kämpft er sich unaufhaltsam durch Erlebnis,

Blut, der erfüllenden Zeit entgegen. Sieghaft stößt er jede Zukunft hinter sich. Er überschreitet sein Ziel, er überschreitet sich selbst als Symbol und gipfelt sich in Gott.

Gott aber, in dem er landet, ist nicht der greise gütige, allgerechte, allwissende Gott-Vater. *Sein Gott ist jung.* Blendendes Licht kreisender Sonnen strahlend, ragt er in maßloser Kraft das Chaos meisternd, gigantisch ins Grenzenlose. Und alle Gestalten, die Edschmid belebt, sind nur in diesem jungen Gotte verstanden, sie wandeln in seinem mystischen Glanze und sind von seinem Schwerte geweiht.

Edschmid ist Dichter aus Kraft. Athlet der Phantasie. Sein Wort ist Gewalt. Man liest ihn wie Sieg. Seine Helden alle sind Kämpfer, die das Detail zermalmen, und Bezwinger, Ritter des Gordischen Knotens, die herrisch das Problem zerschlagen, Verwirklicher, die ihr Wollen und Träumen handeln. Könige des Willens, nicht des Geistes — Sieger aus Macht, nicht aus Recht — Auserwählte, doch nicht Berufene.

Aus dem Chaos tiefster Lebenselemente emporgewühlt, scheinen sie Wilde, die Flügel sind, Schwebende, befreit von jeder Schwere und dennoch der Erde so verwandt, so voll Inbrunst an das Bestehende, so verliebt in den Abgrund, berauscht vom Extrem und mit allem Lebendigen eins.

Ungeheuer setzt er seine Helden in Szene:

Überlebensgroß türmt er sie in den Raum — er reißt die Zeiten zusammen und breitet sie als Teppich zu ihren Füßen und sie ziehen einher im Pompe der Sensation, behangen mit Geschick. Ihr Dasein blendet als Verschwendung, Luxus auch nach der Richtung des Zerfalles hin, spiegelt ihm jede Gosse den Stern.

Es ist stets und stets bei der Partei des Sieges, ein Nehmender in seinen Helden, der brutal von der Welt Tribut und Opfer heischt. Doch im Dichter ist er ein Gebender: er hat die große Geste göttlichen Reichtums, er schenkt die Welt ganz hemmungslos, er kennt nicht Frage, er kennt nicht Ferne, alles ist ihm Nähe und Besitz.

Mit Wucht haut er die Sätze hin, und sie stehen wie Monumente. Er ist Aufruf. Er verspricht. Jedes Wort ist Reklame für das Kommende, jede Zeile kündet.

Er ist schrecklich in der Eile und immer Neuem zugetan. Denn ihn treibt wütende Tendenz. Der Singular wird blaß vor ihm, er strebt nach Plural, er sucht das All in Allen, er treibt die Masse vor sich her, er reißt sie an sich und reißt sie nieder: Platz da — für den zeitlos Einen — für Timur den reinen Mörder — den Märtyrer, der die Welt steinigt! Andere bluten seine Wunden.

Und was in Edschmids früheren Werken Anklang, Verheißung letzter Freiheit und Erlösung war, nun in «Timur» wird es laut und lauter, wird Lärm. Lärm im Rhythmus und Tod im Tempo und nirgends Pause und nirgends Stille und Christus nie.

Während er also in rasender Karriere seinen Helden vom Halunken bis zur Gottheit hinaufpeitscht, treibt er an sich selbst den Dichter bis zum *businessman* empor.

Gewiß, er hält auch hier, was er verspricht, jedoch er hält zu viel. Man starrt auf ein Riesenunternehmen, auf Masseneffekte zeitlos und aktuell.

Maßlos betriebsam wirkt sein Fanatismus und kalt und klugest seiner Leidenschaft Regie.

Der Schmerz wird zur Dekorative, Leichen sind ihm Kulissen, und das Scharlachrot der Wunden macht ihm die Szene bunt.

Catherina Godwin.

Zwei Vorworte.

Widmung des in den *Notizen* angezeigten Buches „Lucidarium in Arte Musicae" an Ricciotto Canudo:

Ricciotto, ob du überhaupt lebst?

Ich erfuhr, daß du, deinem Familiengewissen treu, deinem Taufnamen alle Ehre machen wolltest und als Garibaldiner in den Argonnen fochtest.

Ricciotto, wir trafen uns zum erstenmal in einer Faschingsnacht in der Taverne Lorraine auf dem Boulevard der jungen Leute aller Länder.

Wir waren Freunde geworden, als von dir zum erstenmal das Wort Nietzsche ausgesprochen wurde. Derart glänzten deine Augen.

Wir blieben die ganze Nacht beisammen, in den Straßen um Notre-Dame; Leibniz, Fichte, Schopenhauer sollten unter uns sein, damit die Begeisterung bis zum Morgenanbruch dauern könnte. Schließlich fings an zu schneien: wir sprachen über Kant. Ich glaube wenigstens, es verhielt sich so, denn wie könnte ich sonst dieses Buch mit dir zusammen schreiben?

Ricciotto, durch dich empfing ich die Weihen im Tempel der deutschen Musik zum erstenmal: in der freigebigen Hauptstadt Paris.

Dann sahen wir uns in Florenz wieder, in Forte dei Marmi. Einmal bei D'Annunzio. Er las uns die herrliche Hymne ans Adriatische Meer, den Prolog zu seiner Nave vor. Es stellte sich dabei heraus, daß wir alle drei an der blauwogigsten See, am allerbittersten Meer, wie D'Annunzio die Adria nennt, geboren sind. Du in Apulien, der Meister in den Abruzzen, ich ganz oben in der letzten Ecke.

Etwas sehr Verwandtschaftliches verband uns, ich fühle es besonders jetzt, da ich nicht mehr weiß, ob du lebst.

Theodor Däubler.

*

Vorwort zu den Schippeliana, einem bürgerlichen Bilderbuch von Ottomar Starke (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig):

Sehr geehrter Herr!

Sie schreiben mir von dem Zwang, der Sie trieb (als Sie nach mitgekämpften Schlachten durch Verwundung unter die Nichtkämpfer versetzt waren), das ehemalige beschauliche Wirken im Künstlerischen mit hübschem Einkommen aufzugeben und in Ihrem Griffel nur noch das Mittel zu sehen, Ihrer politischen Überzeugung durch das Ihnen von der Vorsehung verliehene Talent kräftigeren Ausdruck zu geben, als es der durchschnittliche Zeitgenosse vermag.

Sie haben die Freundlichkeit, im Brief zu behaupten, es sei mein dichterisches Werk (die Dramen „1913" und „Tabula rasa" vorzüglich), das

Ihnen die Überzeugung verschafft, es müsse in Zeiten wie den gegenwärtigen die Kunst, wolle sie am lebendigen Leben teilhaben, eminent politisch sein.

Sie seien als nationaler Deutscher verzweifelt, hörten Sie die Lieder, die im dritten Kriegsjahr noch immer unser Volk als den Ausdruck seiner Seele singe. Die vom Mägdelein und Heyelein tönten und von den Franzosen, auf die man nur „Hosen" in längst bekanntem Sinne reime. Verzweifelt über das fadenscheinige unzeitgemäße Klischee jener Ideale, die im Nibelungenlied einmal ursprünglich, seither über Friedrich von Schiller und Wagner zu häufig gestreckt und gewässert scheinen.

Es habe Sie erschüttert, als der berühmte Dichter Ihnen neulich Falten der Bedeutung im Gesicht, sein neues Kriegslied gelesen, in dem wieder nur die Nachtigall im blassen Glanz der Mondnacht flügge war. Warum fragen Sie, während Deutsche zielbewußt die wirksamsten Geschütze gießen und bedienen, ein Volk von Männern schöpferisches Verständnis für schreckliche Wirklichkeit beweist, Dichter immer noch Vorsintflutliches reimen dürfen und das Publikum und „die leitenden Kreise" sie beifallklatschend unterstützen?

Ich antworte: Sie folgen Ihrem guten Stern, begreifen Sie, daß nicht nur jetzt, sondern stets alle eigentliche Kunst politisch war. Jedes Werk des wirklich großen Künstlers ist uns nur deshalb lebendig, weil es als höchste politische Erkenntnis seiner Zeit vor jeder andern Äußerung menschlichen Geistes zeitgenössisch, uns den schließlichen Sinn der betreffenden Epoche in die Ewigkeit hinüberrettete.

Da aber der Künstler, durch Wahrhaftigkeitsbedürfnis Gott am nächsten und unbestechlich, nur die Wahrheit zu überliefern gewillt ist, wird er jener Pseudopatrioten verhaßtester Feind, die ein ins Erhabene ungeschminktes Bild ihrer Zeitläufte späteren Generationen aus Eitelkeit zu hinterlassen auf Leben und Tod entschlossen sind, und die es in ihrer Absicht nicht bedenklich macht, daß Zeiten, die im Gleichnis des Kunstwerks zu höherer Lebendigkeit nicht gekommen sind, aus dem Gedächtnis der Massen beiläufiger Sterblicher überhaupt ausgerottet wurden.

Ihrer Absicht, späteren Geschlechtern durch Ihren Bilderzyklus wertvoll zu sein, stelle ich darum das beste Prognostikon.

Sie geißeln in den Blättern vorhandene Schwächen weiter Kreise unseres Volkes. Beweisen aber durch Ihre Kritik, daß der Deutsche glühend gewillt ist, sie in dem ausgebrochenen Kampf als in einer heiligen allgemeinen Läuterung ruckhaft abzuwerfen und neben so großer bewiesener Tüchtigkeit fortan nicht mehr gelten zu lassen.

Die Mitlebenden werden Ihnen zu einem großen Teil keinen Dank wissen, indem Sie Ihre reinen Absichten verdrehen.

Ihres Briefes Ton aber bedeutet mich, Sie haben damit gerechnet und wollen doch in diesem Sinn leben und sterben als Soldat und brav.

Ich grüße Sie und bin Ihr ergebener

Carl Sternheim.

Notizen.

Theodor Däubler, mit einem kleinen Buch *„Lucidarium in arte musicae"* (Hellerauer Verlag): befreit die deutsche Musikschriftstellerei vom sauren Schund und vom eitlen Atelierkram. Sein Essay ist nur ein gedrängter Abriß der Musikgeschichte (vielleicht sogar einer schlechten; man rät auf den Canevas eines verkappten Wagnerianers.) Aber, endlich einmal! dieser Däubler fügt die Musikgeschichte ein in die Geschichte des Menschen, der nach den Sternen springt. Dadurch begrenzt er den Weg der Musik — der sonst als unabsehbare Addition aus unendlich vielen kleinen Fortschreitungen dargestellt wird; und gleichzeitig erweitert er ihn ungeheuer — denn nun gilt es nicht mehr die Übergänge, sondern die Resultate der Geschichte des Himmels im Menschen. Das Buch ist nicht einmal blendend, aber es ist unglaublich richtig. Mit der leidenschaftlichsten Selbstverständlichkeit bekommt hier Pythagoras, der Musiker, wieder recht, nach mehr als zwei Jahrtausenden: Die himmlischen Verhältnisse der bewegten Bilder des großen Kosmos werden vom Menschen eingefangen in erbittertem Schauer; umgeboren in bewußt geleitete Luftschwingungen, die den Menschen wieder unmittelbar anrühren und hinauf zu seinem göttlichen Ursprung führen. (Diese Partien hätte auch ein heutiger Maler schreiben können, dem der Kubismus ein gläubiger kosmischer Enthusiasmus ist!) Däubler, der, ohne Aufhebens davon zu machen, die innere, die geistige Geschichte der Jahrhunderte kennt — den Zusammenhang des Menschen mit dem Himmel durch die Zeiten und seinen Abfall — gibt außerordentliche Erkenntnisse beinahe in Nebensätzen. Die Dreiteiligkeit der neueuropäischen Musik, der Kathedralenbauten und des Danteschen Werks. Oder, Zusammenbindung eines scheinbar nur musiktechnischen Prozesses mit dem ewigen Schicksal der Erdenwesen: „Die Polyphonie, der tönende Ausbruch eines unterweltlichen Sternenhimmels im Menschen" (was nicht allein schön ist, sondern jedem Kenner der Mythengeschichte sofort als unerhört exakt auffällt!) Nebenbei tiefe Aufschlüsse über den Sinn der senkrechten und der wagerechten Linie; über den Ansturm des werdend vorschreitenden Entwicklungsmäßigen und über das in sich geschlossen Ruhende des „glaubhaften Urvorhandenseins". Jedoch, das erste und das letzte Zeichen dieses Buches ist: der Mensch! (nicht eine künstlich herausgelotete Lehrangelegenheit „Musikgeschichte"). Damit wirft das kleine Musikbuch des Dichters Däubler in die Musikbetrachtung (die bisher amoralischeste aller Betrachtungen) Werte. Nicht Sonderentdeckungen, Nebenforschungen werden da veröffentlicht, auch nicht jene alten, sinnlos unvorstellbaren Parteiurteile von guter oder schlechter Musik. Die neue Frage heißt: gelungene oder mißlungene Musik. Sie ist eine ethische Frage, sie fragt nach dem Maße des Sprungantriebes, den die Musik in unsere Adern bläst. Und diese schon metaphysische Frage reiht die klingenden Präludien unserer Anläufer auf näch-

tige Gipfel in die Menschheitsgeschichte. *Ludwig Rubiner.*

Döblin gibt in seinem (bei S. Fischer in Berlin) erschienenen Roman *„Die drei Sprünge des Wang-lun"* die Geschichte einer der religiösen Revolutionen, die das ungeheure Reich der Mitte von Zeit zu Zeit durchzittern, von der Gründung der Sekte der „Wahrhaft Schwachen" durch Wang, den Fischersohn und Straßenrüpel, bis zu seiner und des Bundes endgültiger Vernichtung durch die kaiserlichen Truppen. Wang-lun kommt durch den Mord der Polizei an seinem Freund über ein Leben der Gewalttat mit Räubern zu der Erkenntnis, daß das einzige Mittel, das Entsetzliche des Lebens zu ertragen, darin liegt, nicht dem Schicksal zu widerstreben, sondern wunschlos, voll Liebe zu sein. Das Problem, daß sich auf der Erde das Geistige nicht halten kann gegen Macht ohne Macht, spielt in die Handlung hinein. Hier bildet die in das Land als Fremdes eingedrungene Mandschudynastie das Prinzip des Mächtigen, Sinnlosen. Von ihm gehen die Taten aus, die den Leben und Farbe liebenden Wang zur pessimistischen Religion des Nichthandelns führt.

Der vielverleumdete Expressionismus hat als unschätzbar Gutes die Voranstellung des gestalteten Willens zum Nachteil des gestaltenden Stoffes gebracht. Da unsere Künstler heute aber vielfach von einer mehr geistig als künstlerisch dominierten Geistesart sind, so ist das dort in den Vordergrund Tretende ein reflexives Moment, welches die einfache Leidenschaft in ihrem Fließen anhält und so des Werks Unmittelbarkeit zum Leben beeinträchtigt, während das expressionistische *Prinzip* diese durchaus einschließt, wenn anders nur die Sinnenfreudigkeit der Künstler dem Leben nahe bleibt. Auch bei Döblin, dem ausgezeichneten Schriftsteller, ist ein Ich am Werke, welches ständig vertieft, vereinzelt und schließlich den Ausdruck vom Wesentlichen zu weit entfernt. Er sagt: „Verlangen melkte seinen Speichel" oder „Die Bischöfe stopften die Münder auf die Dielen". Man versteht einen Satz wie „sie knisterte hinauf" keinesfalls gleich beim Hören durch eine Empfindung, sondern muß der Psychologie des Autors nachgehen: kein Kunstgenuß, sondern Denkvorgang. Bei so ferner Einstellung von seinem Objekt, ist es nicht verwunderlich, daß Döblin eine ungeheure bewundernswerte Fülle chinesischen Lebens gibt, ohne das Land gesehen zu haben: das Erlebnis erübrigt sich. Die Folge aber ist, daß das Erzählte einer gewissen Notwendigkeit entbehrt. Der Aufwand der Worte scheint irgendwie nutzlos. Und weil der Erlebnisvorrat des Autors gar nicht für die Masse des Dargestellten reichen kann, so wird vielfach eine Zimmersteigerung vorgenommen und eine schattenhafte Plastik erreicht. Durch diese Ungemußtheit und die Vereinzelung der Teile kann der lange Roman auch nicht immer anspannen. So wird die Art des Autors noch durch seinen Irrtum in der Wahl des Motivs ungünstig unterstützt. Dennoch ist viel Vorzügliches da: die Beschreibung der weltflüchtigen Ekstase der Sektierer, die irratio-

nelle Innigkeit und sanfte Poesie des Chinesenlebens, das Anschwellen der Volksstimmungen, die Charakterisierung des Helden selbst. Ein bedeutendes, leider nicht zwingendes Buch.

Alfred Lemm.

In Kiel arbeitet ein *„Kriegsarchiv des Völkerrechts"*. Wir erhalten darüber folgende Zuschrift: „Das im Februar 1914 gegründete Seminar für Internationales Recht an der Universität Kiel unternimmt es, das im Weltkrieg erwachsene völkerrechtliche Material zu sammeln. Die Tatbestände, die Streitfragen, die Entwicklungsprobleme, welche der Krieg gebracht hat, sollen im Hinblick auf die künftige Beurteilung und als Grundlage der weiteren Entwicklung für die allgemeine Verwertung bereitgestellt werden.

In Gestalt von Zeitungsausschnitten, Sonderabdrücken, Staats- und Flugschriften, systematischen Bibliographien mit Inhaltsangabe von Abhandlungen und Büchern soll der Stoff zusammengesucht und archivalisch geordnet werden.

Gegen 100 geeignete Mitarbeiter sind bisher für die Arbeit gewonnen worden, — teils fachwissenschaftlich durchgebildete Persönlichkeiten, teils Studierende, teils historisch und politisch interessierte Laien, zum Teil in Kiel, zum Teil außerhalb, in allen Teilen des Reiches. Folgende Sprachen sind durch je mehrere Mitarbeiter vertreten: Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Norwegisch, Russisch, Polnisch. Neue Meldungen laufen täglich ein. Die Arbeit wird zum größten Teil ehrenamtlich geleistet. Bürokräfte sind angestellt. Die Arbeit vollzieht sich in dem Rahmen zweier selbständiger Arbeitssektionen:

Sektion A (Sammlungs-Sektion), Sektion B (Wissenschaftliche Sektion).

Die Sektion A ist in 4 Abteilungen geteilt: Abteilung I Zeitungen. Abteilung II Zeitschriften. Abteilung III Bücher. Abteilung IV Staatsschriften, Kongresse, Gesellschaften, Privatnachrichten etc.

Innerhalb der unter Abteilungsvorstehern arbeitenden Abteilungen wird das Material auf Gruppen (z. B. Abt. I, Gruppe c: „Zeitungen in französischer Sprache") und innerhalb der Gruppen auf Berichterstatter verteilt, und zwar zu dem Zwecke der Registrierung, geeignetenfalls des Ausschneidens, des Abschreibens oder der kurzen Inhaltsangabe.

Die in dieser Art herausgestellten Exzerpte werden in den Abteilungen nach einem für alle Abteilungen gleichmäßig festgestellten System gesichtet und nach Schlagwörtern (z. B. Staatsmoral, Staatsrepräsentation, Kriegsgefangene, Ärzte, Gasangriffe, Repressalien, Privatschuldverhältnisse) geordnet.

Durch regelmäßige Gesamtsitzungen mit wissenschaftlich belehrenden Darlegungen wird die Einheitlichkeit und zweckentsprechende Durchführung der Arbeit gesichert.

Die Sektion B ist, entsprechend der wissenschaftlich und praktisch sich ergebenden systematischen Gliederung des Stoffes, derart eingerichtet, daß Abteilungen je nach Bedürfnis und Gelegenheit gebildet werden. Bisher

sind folgende Abteilungen gebildet und unter die Leitung völkerrechtlicher Gelehrter und Praktiker gestellt: I. Allgemeines. II. Landkriegsrecht. III. Seekriegsrecht. IV. Das Privatrecht im Kriege.

Wissenschaftliche Referenten sind bisher z. B. für folgende Einzelgebiete gewonnen: Kriegszone, Kriegsentschädigung, Versicherungswesen. Weitere Werbung in dieser Richtung ist unternommen.

Um Sendung von Zeitungen, Sonderabdrücken und Büchern sowie sonstige Mitteilungen völkerrechtlich-politischen Inhaltes wird im wissenschaftlichen Interesse, welches sich mit dem des Vaterlandes deckt, gebeten.

Kiel, im Mai 1916. *Th. Niemeyer.*"

Man weiß nicht, handelt es sich um ein Kampfinstitut oder um einen großzügigen Versuch der Volksaufklärung. In diesem Fall könnte und müßte das Kieler Kriegsarchiv für Völkerrecht Deutschland und der Welt große Dienste leisten. —

Neue Bücher.

Im Verlag Georg Müller, München:

Walther Hermann: Das Tempelwunder und andere Novellen.

Andreas Latzko: Das ewige Bankett. Novellen.

Im Verlag Rascher & Cie., Zürich:

Prof. Dr. F. Foerster: Aus goldenen Tagen. Wanderungen in Österreich.

Konrad Falke: San Salvatore. Erzählung.

Robert Walser: Prosastücke.

Gottfried Keller: Der Landvogt von Greifensee.

Sophie Hochstetter: Ein Erbteil.

Charlot Strasser: Ja Völker zerrissen.

(Diese vier i. d. Sammlung „Schriften für Schweizer Art und Kunst.)

Hans Sachs: Der Morgen. Eine Tragödie.

Im Verlag Kurt Wolff, Leipzig:

Max Pulver: Selbstbegegnung. Gedichte.

Gustav Meyrink: Fledermäuse. Novellen.

Gustave Flaubert: November. Roman.

Albert Ehrenstein: Nicht da, nicht dort. (Sammlung „Der Jüngste Tag".)

Agnona: Schwarz-Weiß-Rot. (Sammlung „Der Jüngste Tag".)

Gottfried Benn: Gehirne. Novellen. (Sammlung „Der Jüngste Tag".)

Max Brod: Die erste Stunde nach dem Tode. (Sammlung „Der Jüngste Tag".)

Franz Kafka: Das Urteil. (Sammlung „Der Jüngste Tag".)

Verantwortlich *René Schickele.*

Für Ostern-Ungarn: *Alois Haider,* Wien I, Bauernmarkt 3. — Im Verlag von *Rascher & Cie.* Zürich I und Leipzig, Talstrasse 15. — Druck von *Benteli A.-G.* Bümpliz (Bern).

N. Rubakin:

DIE GÜNSTLINGSWIRTSCHAFT IM HEUTIGEN RUSSLAND UND IHRE INTERNATIONALE BEDEUTUNG

Zu Beginn möchte ich aus der Erinnerung einige Dinge erzählen, die zwanzig Jahre zurückliegen.

Es war im Jahre 1897 in Petersburg. Eines Abends gegen 11 Uhr kommt, ganz außer Atem, einer meiner Freunde bei mir an, ein Mann, den man kennt und der in der Gesellschaft eine Notabilität ist. Ich bin erstaunt, stelle Fragen. Mein Freund macht mir nachdrücklich klar: „Sie sind unterrichtet über die Art und Weise, wie die russische Verwaltung die Entwicklung des öffentlichen Unterrichts behindert. Schreiben Sie sofort und in energischem Ton einen kurzgefaßten Bericht." Ich möchte natürlich gerne wissen, für wen und in welcher Absicht. „Für den Zaren", sagt mein Freund strahlend. „Der Zar will die Wahrheit wissen, die wahre Wahrheit über das, was vorgeht in Rußland. Übernehmen Sie das Exposé über den öffentlichen Unterricht, andere bearbeiten die übrigen Themata. Es gibt eine Person, die in der Lage ist, Ihren Bericht an seinen Bestimmungsort gelangen zu lassen. Lachen Sie, wenn Sie wollen, über dieses „heimliche Parlament freier Geister", lachen Sie nur; aber lassen Sie sich nicht abhalten, zu schreiben und Ihren Bericht vorzulegen!" . . .

Und mein Freund eilte im Laufschritt weiter, andere „Sprecher" zu suchen, denn aus leicht begreiflichen Gründen verzichtete ich auf die Ehre. Meine literarischen Kameraden ebenso.

1897 und 1898 sprach man in der legalen Presse und in den literarischen Zirkeln viel von diesen Einladungen zu direk-

tem Vortrag vor dem Zaren auf dem Wege konfidentieller Berichte. Die radikalen Kreise witzelten darüber, anders aber sah man die Sache bei den Liberalen an. Ehrgeizige Schieberlinge jeder Art zogen Profit daraus. Jedermann weiß heute, daß etwa von 1895 an dieses eigenartige Mittel, sich über die „wahre Wahrheit" zu informieren, am Hofe Nikolaus II. zur Praxis wurde und in Gebrauch blieb bis in unsere Tage.

Es gibt nicht nur Berichte, die auf dunklen und gewundenen Wegen bis zum russischen Autokraten gelangen, es gibt auch Leute, von denen man jedenfalls das Eine sagen kann, daß sie eine Welt für sich ausmachen, die ebenso sonderbar wie mißverhältlich ist. Sie wissen sich ins Palais einzudrängen, sie treiben dort als Bußprediger ihr hundertfingriges Wesen und es gelingt ihnen nur allzuoft, sich zu behaupten. Fühlen sie einmal festen Boden unter den Füßen, so lassen sie dann ihre Kraft und ihre Talente spielen. Einer strebt nach Mitarbeit in der inneren und äußeren Politik, ein anderer fühlt sich berufen, die Produktivität Rußlands zu entwickeln, wieder andere sind einfach geschickte und rührige Ausbeuter der Bereitschaft zu aller Art Laster.

1897 war es ein relativ liberaler Beamter, A. Klopow, der den Zaren über die „wahre Wahrheit" unterrichtete. Gegen 1900 wurde er ersetzt durch den Ingenieur und Meteorologen N. Demtschinskij, Zielscheibe bitterer Sticheleien der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und regelmäßiger, vertrauter Mitarbeiter der „Nowoje Wremja". Später war es eine Zeitlang der spiritistische Haarkräusler Philipp, dann der schielende Mitja der Blödsinnige, und schließlich, 1905, kam Gregor Rasputin mit seinem Anhang. Einige Namen mehr aus der Reihe dieser Interpreten der „wahren Wahrheit": Barnabas, der gefeierte und belesene Bischof von Tobolsk, vor seiner Ausweihung ein einfacher Muschik; Mardari, ein Mönch und Intrigant, der aus Montenegro kam; Anatol, Prior des Klosters St. Nikolaus zu Samara, ein Vertreter der schönen Spezies der Ignorantiner etc., etc.... Das sind die Markantesten; die weniger Bedeutenden wollen wir beiseite lassen.

Von einer andern Seite her wurde die Kampagne geführt vom höfischen Militäradel (den Generälen Wojejkow, Mossolow, Strukow etc.). Das sind die Zentren, um die die Minister von morgen und die von gestern kreisen, wenigstens diejenigen, die ein besonderes Vertrauen genießen, Goremykin, Stürmer und N. Maklakow zum Beispiel. Der letztere hielt es, wenn man den Protokollen der Dumadebatten glauben darf, nicht unter seiner Würde, sich von ausgedehnten politischen Beratungen zu erholen durch Schaustellung von Szenen folgender Art vor dem Zaren: er setzte sich auf allen Vieren unter den Tisch, bot die Illusion einer Manege und das Gebrüll eines brünstigen Panthers. Dies Talent trug nicht wenig zu seiner Berufung ins Ministerium bei und verschaffte ihm den Spitznamen eines „Staatshanswursten".

Auf ähnlichen Wegen erhielten auch jene Abenteurer Zutritt in das Palais, die 1905 die „Union des russischen Volkes" begründeten, einen Bund, den man noch jüngst überführte, die Ermordung eines hervorragenden russischen Politikers, des Professors P. Miljukow, besoldet zu haben.

Im Grunde war das Geschick Rasputins mit der „Union" verbunden; die Ermordung Rasputins und das Attentat gegen Miljukow erklären sich wechselseitig. Es ist interessant, sich diese beiden Äußerungen der zeitgenössischen russischen Günstlingswirtschaft vorzunehmen und ihre Rückwirkung auf die äußere und innere Politik Rußlands zu studieren. Unsichtbare Fäden laufen von beiden Ereignissen zu den Machenschaften eines Suchomlinow und eines Myassojedow, die eine Reihe russischer Niederlagen 1915 zur Folge hatten, und auch zu den Intrigen, mit denen Stürmer und Protopopow Rußland einem Verrat an seinen Verbündeten entgegenführten, einem Verrat, den kein rechtschaffener russischer Patriot verziehen hätte.

Rasputin beschränkte sich von allem Anfang an nicht darauf, dem Zaren und mehr noch der Zarin zu hofieren. Er bezog die „wahre Wahrheit" nicht nur auf Rußland, sondern auf die Menschheit im allgemeinen; er weihte das Zarenpaar in Wahrheiten ein, deren Offenbarung Gott selbst ihn für würdig er-

achtet hatte. Während die Industrieritter der „Union des russischen Volkes" sich als die Wortführer Allrußlands aufspielten, mit dem Anspruch, die Meinung des ganzen Landes auszusprechen, seine wirklichen Bedürfnisse, seine authentischen Wünsche, blieben jene Manöver nicht aus, die Rußland „ein Herz und eine Seele in seinem Souverän" nannten, trotz (sic!) des kaiserlichen Manifestes vom 17./30. Oktober 1905. Man sicherte sich auf diese Weise die Verbindung mit Gott und dem Volke und man hatte es bequem, dem Manifest, das das Versprechen der Abschaffung des Absolutismus enthielt, eine Auslegung unterzuschieben, die das Bestehenbleiben der Autokratie sicherte. Wiederholen wir noch — was für niemand mehr ein Geheimnis ist — daß seit 1881 die russischen Souveräne nur reaktionäre Journale lesen von der Art der „Nowoje Wremja", daß jede Publikation, die auch nur im entferntesten oppositionelle Gefühle wiedergibt, von ihnen als Meuterei angesehen wird, daß ein kleines Hofblatt eigens für den Zaren gedruckt wird, das in Form von Auszügen aus der russischen Presse nur bringt, was den Großwürdenträgern, die seine Redakteure sind, gefällt.*)

Die Beziehungen des Zaren zu seinem Volke müssen einem Europäer sehr seltsam erscheinen. Sie illustrieren merkwürdig die alte Wahrheit, die Bentham vor so vielen andern aussprach: die Autokraten sind nur die Sklaven der Intriganten; wenn sie sich an ihre sogenannte autokratische Macht klammern, kommt das daher, daß sie über den Marktpreis hinaus Sklaven ihrer eigenen Denkunfähigkeit sind. Es könnte nicht anders sein.

Es würde in diesem Bilde etwas fehlen, wenn wir unterließen, an einige historische und traditionelle Einzelheiten des russischen Hoflebens zu erinnern. Einerseits ist der Hof immer bevölkert von Leuten, die eine wahre Kaste von Autokraten bilden, physiologisch Entarteten, die die Kerze an den zwei Enden anzünden, die nur der Intrige und der Hetzjagd nach der

*) W. Burtzew hat ein solches nach den Intentionen des Zaren hergestelltes Journal zu seiner Verfügung gehabt und es der Öffentlichkeit übergeben.

Macht und jenem ungeheuren Reichtum leben, die ihre zügellose Spielerexistenz erfordert.

Andrerseits tut man gut daran, nicht zu vergessen, daß der Hof in der Mehrzahl aus Elementen besteht, die ethnographisch nicht zu Rußland gehören, Elementen, denen jeder nationale Charakter fehlt.*) Vom sozialökonomischen Standpunkt aus betrachtet, sind diese Elemente unzweifelhaft unproduktiv, Parasiten, und ihre Gier macht sie antisozial: ein Typ von Blutsaugern, den nur Rußland kennt. Wissen muß man noch, daß in dieser Welt die Anzahl der Individuen, die einen systematischen Unterricht genossen haben, äußerst gering ist. Von dem, was man die höhere Bildung nennt, spreche ich gar nicht. Wenn der Leser sich alle diese Umstände vergegenwärtigt, wird er sich erst einen klaren Begriff machen können von der Atmosphäre, in der die Abtrünnlinge einer andern Welt, die Rasputin und die Mitglieder der „Union des russischen Volkes" sich wiederfinden, wenn sie in das Palais gelangen.

Kehren wir zurück zu Rasputin. Die erste Frage, die ein Russe sich diesem Individuum gegenüber stellen kann, ist die: warum spricht die westeuropäische Presse so viel von Rasputin, da sie sich doch so wenig aufregt über die innere russische Politik? Das Interessante in diesem Drama ist nicht die Person des Helden, sondern die politische Linie, die er verkörpert. Der Erfolg Rasputins ist nur eine der vielfältigen Äußerungen der russischen Günstlingswirtschaft, und der Favoritismus selbst ist wiederum nur eine Phase des russischen Absolutismus. Man glaubt in Europa gemeinhin, Rußland sei seit 1905 ein Land mit konstitutioneller Monarchie. Man lese aber Artikel 4 der Verfassungsgesetze von 1906 nach, worin der Zar noch immer als *Autokrat* bezeichnet wird; oder Artikel 222 des Hausrechts der kaiserlichen Familie, worin man ihm das Epitheton eines *absoluten Herrschers* gibt; oder Artikel 87 der Verfassung, der

*) „Der russische Adel", eine Studie von Prof. Romanowitsch-Slowatinskij über die Zusammensetzung der höheren Kaste in Rußland; „Abriß der russischen Rechtsgeschichte" von Prof. Wladimirskij-Budanow, S. 115; „Die Tragödie des russischen Volkes", von N. Rubakin, I. Teil, Kap. 3.

ihm das Recht zugesteht, unabhängig von Duma und Reichsrat *gesetzgebend* aufzutreten. Im Verlaufe der letzten Dumasitzung (9.—15. Dezember a. St., 22.—28. Dezember n. St.) hat man die Anzahl der gesetzgeberischen Akte festgestellt, die während des Krieges kraft Artikel 87, wohlverstanden ohne die Volksvertretung zu befragen, angenommen wurden; es ging in die Hunderte: vor dem Kriege (1906—1914) sechzehn, während des Krieges dreihundertsechzig bis vierhundert. Die wenigen Gesetze, die auf normalem Wege eingeführt wurden, verschwinden in dieser Flut. Und was man nicht darin finden kann: Der Artikel 87 mußte dazu herhalten, neue Institutionen zu schaffen, zum Beispiel ein öffentliches Gesundheitsamt unter der Leitung eines Doktor Rein, eines gewöhnlichen Hofgeburtshelfers; derselbe Artikel gab die Möglichkeit, die Polizei zu verstärken, sein Budget (90 Millionen Rubel jährlich) zu erweitern,*) verschiedene Komitees und Kommissionen einzusetzen, neue Steuern einzuführen, neue Normen im Zivil- und Strafrecht aufzustellen, stellenweise sogar die bürgerlichen Rechte auszuschalten, die allen russischen Staatsangehörigen verfassungsgemäß garantiert sind etc., etc. So sieht das konstitutionelle russische Regime aus!

Und das ist nicht alles. Rußland lebt seit 1882 unter dem „provisorischen" Regime des Zivil-Belagerungszustandes**), das nicht nur der Autokratie, sondern sogar einer asiatischen Despotie Tür und Tor offen hält. Dieser „provisorische" Zustand, in der Folge fünfunddreißig mal von den verschiedenen Zaren verlängert, jedesmal für ein Jahr, liefert das russische Volk auf Treu und Glauben dem Minister des Innern aus. (Das Ministerium des Innern ist heute mit A. Protopopow besetzt, einem Anhänger des Separatfriedens, einer Kreatur Stürmers und Rasputins.) Vergessen wir nicht, daß nach dem Wortlaut der Verfassung von 1906 die Minister vor den Kammern *nicht verantwortlich sind,* und daß die Exekutiv-

*) Das Gesetz wurde am Vorabend der Dumaeröffnung publiziert.

**) Siehe über dieses Unglücksgesetz meinen Artikel „Die russische Reaktion und ihre Entwicklung". („Revue politique internationale", 1916, Nn. 21—22.)

gewalt nicht gehalten ist, sich der gesetzgebenden Körperschaft zu unterwerfen. Das Gerichtsgetriebe wird so gehandhabt, daß aus der Justiz ein Instrument der Exekutivgewalt wird. Dieser Kniff ist das Werk Tscheglowitows (Justizminister von 1906—1916, Verfasser der berühmten Denkschrift über den Separatfrieden, zusammen mit N. Maklakow und dem Baron Taube). Nur wenn man diese Dinge weiß, macht man sich einen vollständigen und richtigen Begriff von dem Mechanismus, mit dem die Rasputin und Konsorten den Gang der Ereignisse regeln. Dieser Mechanismus scheint eigens dafür bestimmt, die Politik sowohl die innere, wie die äußere, insgeheim in die Gewalt der Günstlinge zu bringen. Gewiß, es hat auch anderswo Favoriten gegeben. Aber davon ist nicht die Rede, es handelt sich vielmehr gerade um die Bedeutung und den Einfluß der russischen Günstlingswirtschaft und um deren Charakter. Nirgendwo während der letzten zwei Jahrhunderte haben Favoriten in einem Volk und in einer Gesellschaft so viel Unheil gestiftet wie in Rußland. Nirgendwo hat der hinterste Betrüger so in die Politik eingreifen können wie in Rußland. Nirgendwo wurden diese Wesen mit soviel Bereitwilligkeit aufgenommen wie im Kaiserreich des Zaren; nirgend sonstwo kommen sie dazu, sich selbst als Autokraten zu etablieren. Das ist es, wovor die europäische Presse sich duckt und schweigt. Die Gunst dieser Leute ist es, die die Regierungen in Frankreich und England fast dazu bringt, ihre eigenen Konstitutionen zu verletzen, wenn sie den Zeitungen in ihren Pourparlers Vorsicht anempfehlen.

Betrachten wir jetzt das Verhältnis des russischen Favoritismus zum Regime in der Vergangenheit.

Unter der Regierung der Kaiserin Anna Joannowna (1730 bis 1740) wurde der russische Hof germanisiert von Abenteurern, die aus den baltischen Provinzen kamen, wie der Stallknecht Biron. Unter Elisabeth und Katharina II. wurden mehr als eine Million Leibeigene der Krone, Staatsbauern und mehrere Millionen Dessiatinen*) Krongut (also Nationalbesitz)

*) 1 Hektar = 0,91 Dessiatinen.

den Favoriten zu völligem Eigentum übergeben. Unter Paul I. (1796—1801) war die Ausplünderung des Nationalreichtums durch die Favoriten noch schamloser. Man weiß, welch traurige Rolle unter Alexander I. der Günstling Araktschejew und der halbverrückte fanatische Archimandrit Photius spielten. Eben diese beiden sind es, die das erste Beispiel jener absurden Initiative gaben, dem russischen Volk und der russischen Gesellschaft eine Art offizieller russischer Trinität aufzuerlegen, deren Elemente die Orthodoxie, die Autokratie und der Nationalismus sein sollten. Unter Alexander II. erwies sich der Günstling Tanejew sehr schädlich. Unter Alexander III. war der Einfluß des Pobjedonoszew mächtig genug, die Entwicklung Rußlands zu verzögern, ja sie aufzuhalten und von ihrem Wege abzubringen. Die Geschichte Rußlands ist, wie man sieht, ebenso sehr die Geschichte der Günstlinge wie die der Autokraten. Aber nur während der Regierung Nikolaus II. konnte sich die Herrschaft des Favoritismus in einem Glanze erheben, der im Europa des 20. Jahrhunderts alles überbot, was man bis dahin gesehen hatte. Das russische Volk bezahlte mit unerhörten Opfern, mit Millionen von Hinrichtungen, mit Dutzenden von Millionen russischer Leben, die im Verlauf der sogenannten „Beruhigungs"-Expeditionen im Innern des Landes vernichtet wurden, mit Millionen von Menschen, die in blutigen Kriegen fielen. Es ist wohlbekannt, daß gewisse Favoriten, wie z. B. Leutnant Bezobrazow, Regimentskamerad und Zechgenosse Nikolaus II., ein Admiral Alexejew, ein Abaza etc., dank ihrer „kleinen Affären" am Yalu (Korea) Rußland in den Krieg 1904—1905 stürzten, einen Krieg, der eine außergewöhnlich schimpfliche Niederlage im Gefolge hatte. Sodann die heimliche Agitation gewisser skrupelloser Reaktionäre, die durch Vermittlung von Günstlingen die Regierung dazu brachten, in mehr als siebzig Städten (1902 bis 1908 und 1914) Pogrome zu organisieren.*) Der Ex-Direktor

*) Die Russen nennen Progrom das vorbedachte Massaker einer friedlichen und wehrlosen Bevölkerung durch bewaffnete Banden. Die Pogrome gelten vorzugsweise den Juden, den Armeniern und den Intellektuellen der Oppositionsparteien. Im Jahre 1914 richteten sie sich gleicherweise

des Polizeidepartements beim Minister des Innern, A. Lopuchin, hat erklärt, daß der Favorit D. Trepow, ehemaliger Palastkommandant und Bruder des Premierministers, der jüngst seinen Abschied nahm, die Organisation präsidierte, die die Progrome 1905, 1906 und 1907 veranstaltete. Zu den Favoriten muß man auch den General Orlow rechnen, einen in der Hofwelt als persönlicher Freund der Kaiserin sehr bekannten Mann, Held der gehässigen Gewaltmaßregeln in den baltischen Provinzen 1905 und 1906. Auch die unerwartete Moskauer Katastrophe am Tage der Krönung Nikolaus II. (15. Mai 1895), die fünftausend Menschen das Leben kostete, verdankt man den Favoriten.

Schließlich fehlte ihr Einfluß hinter der Kulisse auch bei der Entstehung des großen europäischen Krieges und weiterhin nicht. Vergessen wir nicht, daß Nikolaus II. zu seinen Günstlingen lange Zeit den Kriegsminister Suchomlinow zählte, den seine offiziellen Urteile und die Duma ohne Umschweif einen „Verräter" und „käuflich" nennen. Lassen wir nicht außer acht, daß trotz der Duma-Instanzen die Voruntersuchung in dem Prozeß dieses Herrn noch immer nicht abgeschlossen ist, und dies mehr als ein Jahr nach der Entdeckung des Verbrechens, für das sein Komplice Mjassojedow mit dem Tod bestraft wurde. Obgleich die Resultate der Untersuchung danach angetan sind, alle Alliierten Rußlands gleicherweise zu interessieren, vertagt man die Sache ins Unendliche und bemüht sich, sie unter den Tisch fallen zu lassen. Man kommt jetzt dahinter, daß Rasputin an all diesen Affären teilhatte und an der Leitung der auswärtigen Politik Rußlands in den letzten drei oder vier Jahren mitarbeitete. Knapp vor Ausbruch des großen Krieges veröffentlichten die russischen Zeitungen Informationen über die Beteiligung Rasputins an den Geheimsitzungen in der Frage eines Krieges mit Deutschland.

gegen die Deutschen. Die „Union des russischen Volkes" ist nicht allein verantwortlich, denn sie geht Hand in Hand mit der öffentlichen oder geheimen politischen Polizei. Die Zivil- oder Militärbehörden, die den Geheimordern aus den leitenden Kreisen folgen, bleiben passiv während der Pogrome.

1915 suchte Rasputin den Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch im Felde auf, um ihm den Separatfrieden zu predigen. Die eingeleiteten Untersuchungen über die Finanzoperationen des Dunkelmanns D. Rubinstein*) ergaben, daß Rasputin daran interessiert war, und daß andererseits Rubinstein einen gewissen Manassewitsch-Manujlow in der Hand hatte, einen der Hauptagenten der russischen politischen Polizei, den man auch in Paris sehr gut kennt, einen Ehrenmann, dessen Biographie zahlreiche Erpressungen und einige andere Spitzbübereien aufweist. Manassewitsch war nichtsdestoweniger Privatsekretär Stürmers, welch letzterer wiederum teilweise Rasputin sein Portefeuille als Minister des Auswärtigen verdankte (siehe die Stenogramme der Dumadebatten vom Jahre 1916).

Der Germanophile Protopopow, Interimsminister durch die Gunst Rasputins, bloßgestellt in einer Dumasitzung und überführt, intrigiert zu haben im Sinne eines Separatfriedens, sah sich gleichwohl in seinem Amt als Minister des Innern bestätigt. Einem Menschen wie Protopopow, persönlich eine Null und ohne jede Bedeutung, verliehen Rasputin und andere mysteriöse Mächte eine solche Kraft, daß der Zar, als er im Dezember 1916 vor die Alternative gestellt war zu wählen zwischen Protopopow und Rußland, dem ersteren den Vorzug gab. Das zeigte sich bei Gelegenheit des Verbotes zweier Kongresse: des Kongresses der Semstwo- und Städtevereinigungen, und des Kongresses der im Dienste der nationalen Verteidigung stehenden Kriegsindustrien (Dezember 1916). Ganz Rußland wünschte die Autorisation der Kongresse; Protopopow forderte ihr Verbot. Er erhielt die nötigen Vollmachten und verordnete die Schließung. Und so geschah es. Der Bürgermeister von Moskau, M. Tschelnokow, der dem einen der Kongresse präsidieren sollte, wurde von der Polizei brutalisiert, der Präsident des andern, Baron Meller-

*) D. Rubinstein, seine Frau und Herr Manassewitsch-Manujlow wurden aus der Haft entlassen, die Verhandlungen sind auf unabsehbare Zeit sistiert. Frau Rubinstein schickte am Tage ihrer Entlassung an Rasputin und an Protopopow je einen großen Blumenkorb im Werte von zusammen 500 Rubeln. Siehe „Rußkija Wjedomosti", Nr. 286, 1916.

Zakomelskij wurde nach den Berichten russischer und polnischer Zeitungen festgenommen.

Der Einfluß Rasputins und anderer Günstlinge wuchs in unglaublicher Weise zu Beginn des Dezembers 1916. Wahrhaftig, der Staat, das waren sie. Seit langem liegt überdies die Zensur in ihren Händen, da sie es sind, die die Protokolle der Kammersitzungen streichen oder unterdrücken, obwohl deren Publikation verfassungsgemäß sowohl, wie von seiten der Militär- und Zivilbehörden erlaubt ist.

Um sich einen Begriff von dem enormen Einfluß Rasputins auf die Ernennung und Verabschiedung der Minister zu machen, muß man sich ins Gedächtnis rufen, daß es mehr als vierzig Ministerwechsel seit Beginn des Krieges gab; daß einer der Verächtlichsten unter diesen Würdenträgern, Sabler, Oberprokurator der heiligen Synode, sich nicht scheute, vor dem Favoriten auf die Knie zu fallen. Man ist darüber unterrichtet durch die Duma-Stenogramme.

Um Finanzminister zu werden, fand es der Graf Tatischtschew ganz natürlich, Stürmer durch Vermittlung Manassewitsch-Manujlos die hübsche Summe von 25,000 Rubeln zukommen zu lassen (siehe die Rede Miljukows, Sitzung vom 14. November 1914). Ein Prokurator der heiligen Synode, A. Samarin, wurde abberufen durch den Zaren, weil er ihn vor die Wahl gestellt hatte, zu entscheiden zwischen ihm und Barnabas (einer Kreatur Rasputins). Um einen gewissen Fürsten Jewachow zu versorgen, schuf man, ohne die zuständigen Autoritäten zu befragen, den Posten eines zweiten Vize-Prokurators der Synode und dotierte dieses Amt auf irgendeinen Empfehlungsbrief hin mit einem Gehalt von 12,000 Rubeln, voraus zu erheben auf die dem Klerus angewiesenen notwendigen Kredite. Dieser Skandal wurde in der Duma durch W. Lwow aufgedeckt. Eine Menge Material wurde in dieser Debatte von W. Lwow und außerdem von den Teilnehmern am XII. Kongress des „vereinigten Adels" gegen Rasputin vorgebracht (Dezember 1916). Sowohl der Reichsrat, wie die genannten Assisen legten Nachdruck auf die Notwendigkeit, sich entweder für die „Geheimpolitik", oder für das Wohl Rußlands zu entscheiden (siehe die

im November und Dezember 1916 von der Duma, dem Reichsrat, wie von der XII. Sitzung des „vereinigten Adels" und *mehreren Hundert* andern offiziellen Tagungen angenommenen Resolutionen). Und noch einmal gab man den Vorzug Rasputin.

Die Fürstin S. N. Wassiltschikow, die in einem Privatbriefe an eine Person der „höheren Kreise" gegen das Benehmen Rasputins protestierte, wurde von Petersburg verbannt*). Der Bescheid wurde ihr mitgeteilt vom Hofminister Friederichs in eigener Person. Das nämliche Geschick traf den früheren Unterrichtsminister Kaufmann-Turkestanskij, der es wagte, seine Sympathien für die Fürstin Wassiltschikow auszusprechen. Dann ging, in unerwarteter Konsequenz, aus Hofkreisen selbst ein Terrorist hervor, der dem Leben des berüchtigten Erotomanen, dessen Einfluß auf die innere und äußere Politik beträchtlich war, ein Ziel setzte.

Es ist interessant, sich daran zu erinnern, daß ein erstes Attentat gegen Rasputin im Jahre 1914 von einer Frau, Theonie Gußjewa, unternommen wurde, die er beleidigt und geschmäht hatte. Diese Frau starb im Gefängnis. Ihr Tod blieb in Dunkel gehüllt. Ein zweites Attentat wurde vorbereitet 1916 von dem Minister des Innern, A. Chwostow, Mitglied der schwarzen Hundert, der als Provokateur auftrat mit der Absicht, Rasputin durch dessen Rivalen Heliodor zu unterdrücken.

Einem Verwandten des Zaren blieb es vorbehalten, den entscheidenden Schritt zu tun.

Aber das weitläufige historische Drama, dessen Peripetie wir soeben erlebten, ist noch nicht an seiner Auflösung angelangt. Man hat Grund zu glauben, daß der oben genannte Mardari Rasputins Nachfolger werden und seinerseits die Liste der Favoriten fortsetzen wird, und daß die auf der Duma- und Reichsratstribüne so manchmal gekennzeichnete schwere Gefahr Rußland und seine Alliierten weiter bedrohen wird.

Ist eine Erklärung nötig, weshalb der Einfluß Rasputins so mächtig werden konnte? Es steht außer Zweifel, daß er seine

*) Zweihundert Damen der hohen Aristokratie sprachen Frau Wassiltschikow nach ihrer Verbannung ihre Sympathie und Hochachtung aus.

Erfolge seiner zügellosen Erotomanie verdankte. Ein berühmter Kenner der russischen Verhältnisse, A. Prugawin, veröffentlichte letzten Sommer in der „Rußkija Wjedomosti" (dem Organ der Moskauer Universitätsprofessoren) einen Artikel, der in diese Frage Licht bringt. Prugawin bespricht in diesem Artikel ein Buch des Ex-Mönchs Heliodor (dessen Name bereits genannt wurde), eines ehemaligen Anhängers und Freundes Rasputins. Das Buch, das den bizarren Titel „Ein heiliger Teufel" trägt, ist noch nicht zugänglich. Es ist nicht leicht, öffentlich die Natur der Beziehungen Rasputins zu seinen selbst hochgestellten Freundinnen zu definieren. Die „Gazette de Lausanne" gibt vollkommen zutreffende Informationen französischer Zeitungen wieder, die besagen, daß Rasputin zu jeder Tages- und Nachtzeit freien Zutritt hatte zu den Gemächern der Zarin sowohl wie zu denen des Zaren. Von Personen, die über das Hofleben sehr unterrichtet sind, stammt der folgende sehr charakteristische Ausspruch Nikolaus II: „Es ist weniger peinlich, ein Halbdutzend Rasputins zu ertragen, als eine Nervenkrise meiner Frau". Die Anbeterinnen, Anhänger und Schüler Rasputins waren besonders zahlreich unter den Hofdamen (Mmes. Golowin, A. A. Wyrubow, Reschetnikow, etc.). Das beschleunigte auch sein Ende,*) sicherlich aber auch nichts anderes als das. Nach den bekannten Theorien der Professoren Bleuler, Breuer, Freud, ist die Ideologie der Rasputin und ihrer Mörder immer abhängig von ihren erotischen Neigungen. „Wenn man von mir gerettet werden will", lehrte Rasputin, „ist es unerläßlich, sich körperlich und seelisch mit mir zu vereinigen." Und weiter: „Jede meiner Äußerungen ist Quelle des Lichts und geläutert von Sünde." Er formulierte seine Lehre hie und da in Aphorismen dogmatischen Charakters, aber ganz unzusammenhängend. Seine Wirkung auf die Frauen verdankt er dem leidenschaftlichen, nicht dem räsonierenden Element seiner Lehre. Seine Verführung lag unter anderem in der Idee, daß man, um „wohl gerettet zu werden, unerläßlich wohl müsse gesündigt haben".

*) Man erkennt Rasputin in einer Romanfigur von Frau Hippius-Mereschkowskij aus „Roman Zarewitsch" (der Sohn des Zaren), Roman, 1915.

Er hat die Hälfte seines Lebens darauf verwandt, alle in der Möglichkeit liegenden Arten von „Sündenfall" zu realisieren, und er gab sich nach Büßerart den Namen „Rasputin", abgeleitet von „rasputzwo", dem russischen Wort für Ausschweifung (sein richtiger Familienname war Nowych). Diese geschickt und reichlich angewandte Heilspraktik, seine Lehre von der aussichtsreichen Versündigung, warb Rasputin sehr rasch eine Menge Verehrerinnen, gleichzeitig allerdings eine Anzahl Feinde. Die Nachwirkung erlittener Beleidigungen und individuelle Enttäuschung verbanden sich in den Köpfen seiner Feinde zu Eindrücken von den großen historischen Ereignissen der Zeit. Und so ist es meines Erachtens unmöglich, die Ermordung Rasputins als einen Akt ganz ohne politische Motive anzusehen. Rasputin selbst hat die Praktik des Erotomanen zu offensichtlich mit der Politik verbunden. Wer die russische Mentalität kennt, wird verstehen, daß im gegenwärtigen Orkan ein Mörder, selbst wenn er aus persönlichen Motiven handelt, sehr viel Chance hat, als Nationalheld aufgefaßt zu werden, wenn er sich gegen einen Rasputin wendet. Rekapitulieren wir die Ereignisse, die der Ermordung unmittelbar vorausgingen: Zahlreiche Proteste seitens der Gesellschaft gegen den Favoritismus und seitens der Regierung, brutale Auflösung dreier Kongresse von größter Tragweite für die nationale Verteidigung, Arrestationen und schließlich das Komplott gegen Miljukow den Ankläger der Stürmer und Konsorten, einen Mann, in dem das russische Volk und die Majorität der kultivierten russischen Gesellschaft heute einen wirklichen Nationalhelden sehen.

Der wirkliche und geheime Charakter der leitenden Kreise des heutigen Rußland zeigte sich eklatant bei der Vorbereitung des Attentats gegen Miljukow. Die Geschichte dieses Komplotts ist der ganz besonderen Aufmerksamkeit der Alliierten Rußlands wert. Man bilde sich nicht ein, daß die Tat aus den Tiefen des russischen Patriotismus kam. Der geplante Streich wurde vorbereitet von einem Dr. Dubrowin, Zentralpräsident der „Union des russischen Volkes". Dieser Mensch hat hinter sich und für sich eine Schar Favoriten, die ihn je nachdem unterstützen oder be-

nützen. Die Beziehungen der Urheber des Komplotts zu den Regierungskreisen sind nicht zu leugnen. Vor langer Zeit schon wurden sie erwiesen mit *authentischem Material.* Man findet die betreffenden Dokumente in den „Materialien zur Geschichte der Gegenrevolution in Rußland", gedruckt Petersburg 1908*). Die Wichtigkeit und Beweiskraft dieses Materials wurden noch unterstrichen und bekräftigt durch mehrere Kriminalprozesse, deren Protokolle man nachlesen kann in der Revue „Prawo" und in verschiedenen anderen Publikationen. Die „Union" wurde begründet von einer Gruppe von Rubeljägern, die sich, gestützt auf ihre Vorzüge als Adepten einer unbegrenzten Autokratie und als Verächter jeder Volksvertretung, bis zum Zaren vorzuschieben verstanden**). Man beachte das Gründungsdatum: es war der 23. Dezember 1905, also zwei Monate nachdem der Zar das Manifest vom 17./30. Oktober unterzeichnet hatte, und schon sprach sich der Zar vor den „Unionisten" in einem Sinne aus, der dem Geiste seines Manifestes diametral entgegengesetzt war. Hier die authentischen Worte des Zaren: „Ich bin gewillt, allein die Bürde der Macht zu tragen, die ich im Kreml auf mich genommen habe (1894). Gott allein werde ich Rechenschaft darüber ablegen, wie ich sie getragen habe". „Russen***), vereinigt euch! Ich setze meine Hoffnung auf euch. Danken Sie allen Russen, die der „Union des russischen Volkes" beigetreten sind". Diese letztere Phrase wurde dann ausgespielt in einer Eingabe der „Unionisten", die die Abschaffung der Volksvertretung und die

*) Von der Zensur eingestampft.

**) Dreiundzwanzig Personen insgesamt, darunter der Doktor Dubrowin, Redaktor der „Russischen Fahne", in Rußland gemeinhin die „Preußische Fahne" genannt wegen ihrer Germanophilie. Dazu gehörte auch der Advokat N. Bulatzel, derselbe, der 1916 in seiner Zeitung einen Hymnus auf Wilhelm II. und Schmähungen gegen England brachte, infolge deren er veranlaßt wurde, sich dem englischen Botschafter in Petersburg gegenüber persönlich zu entschuldigen.

***) Ich übersetze mit „Russen" den Ausdruck „rußkija ljudi" (wörtlich „russische Leute"), was keineswegs gleichbedeutend ist mit „Russen im allgemeinen", sondern im Jargon der reaktionären Zeitungen nur das Element bezeichnet, das man „wahre Russen" nennt.

Wiederherstellung des Absolutismus forderte. Bei dieser Gelegenheit nahm der Zar den Titel eines Ehrenpräsidenten der „Union" an, legte das Abzeichen an und verfügte dessen Weitergabe an den Thronerben (siehe das reaktionäre Journal „Objedinjenje", Nr. 9, 1916 und das Buch des Abgeordneten Obninskij, betitelt „Das neue Regime", S. 71). Dubrowin übermittelte dem Zaren telegraphisch 1907 die Huldigungen der „Union" und der Zar erwiderte darauf wie folgt: „Wollen Sie den Präsidenten der Lokalsektionen und allen Mitgliedern der „Union" zur Kenntnis bringen, daß ich ihnen von Herzen danke für ihre Ergebenheit und ihren Eifer im Dienste des Thrones und in der Arbeit für das Wohl unseres teuren Vaterlandes. *Möge es der „Union" gelingen, mir eine treue Stütze zu sein und überall unentwegt ein Beispiel der Achtung vor dem Gesetz und der Ordnung zu geben.* Nikolaus". Diese Antwort wurde wiedergegeben in der „Russischen Fahne", Organ der „Union", und in allen Blättern der „schwarzen Hundert", sowie im „Prawo" Nr. 23, S. 1717 (1907).

Die „Union des russischen Volkes" ließ 1906 Herzenstein ermorden, Abgeordneten der konstitutionellen Opposition (Mitglied der Kadetten). Das Verbrechen wurde ausgeführt in Terioki, auf finnländischem Territorium, und die finnländische Justiz war zuständig. Juschkjewitsch-Kraskowskij und Polownew, Mitglieder der „Union", die der Tat überführt wurden, wurden gleichwohl *vom Zaren persönlich begnadigt.* (Hierüber die weiter oben zitierten Quellen.) 1907 traf einen zweiten oppositionellen Abgeordneten, den bekannten Publizisten Jollos, und 1908 einen dritten, den Doktor Karawajew, dasselbe Geschick wie Herzenstein. Trotz der in der Duma und in der Presse angestellten Erhebungen kam in den beiden letzteren Fällen kein Urteil zustande. Ebenso hat man das Attentat auf S. Witte (das fehlging), unterdrückt. Wittes Korrespondenz mit dem Premierminister P. Stolypin (1915 veröffentlicht in den „Russkija Wjedomosti") verrät die Anstrengungen des letzteren, die Affäre zufolge eines Winks von oben zu begraben.

Die Mitschuld der „Union" an der Organisation der Pogrome

wurde mehr als einmal im Verlaufe der Gerichtsdebatten über diese Ereignisse erhärtet. Die Pogromisten wurden samt und sonders in Schutz genommen und begnadigt. Seit 1906 erstreckte sich die Gnade des Zaren auf 426 Individuen, die wegen Mord, Gewalttat, Plünderung, Straßenraub, begangen während der Pogrome, verurteilt waren: das sind ungefähr 40% aller Verurteilten. 14,288 Familien mit insgesamt 125,578 Personen wurden von den Pogromen betroffen; 740 Personen wurden getötet, 908 verwundet. (Siehe Obninskij, in seinem zitierten Werk, S. 274 und 275.)

Die Statistik zeigt, daß die „Union des russischen Volkes" beinahe allein von der kaiserlichen Gnade berücksichtigt wurde. 1913 wurden dem Zaren 19,824 Begnadigungsgesuche überreicht. Die Mehrzahl dieser Bittschriften verlangte eine Milderung des Urteils für Personen, die von den Gerichten verurteilt oder administrativ (also ohne Urteil) gemaßregelt waren. In diesem Falle handelte es sich vorzugsweise um Personen, die von der Polizei wegen politischer Verbrechen arretiert, deportiert oder entfernt worden waren. Der Zar hat nur 18 von diesen 19,824 Gesuchen in Betracht gezogen. (Siehe „Prawo", 1914, Nr. 28, S. 2195.) Ehemalige Mitglieder der „Union", darunter S. Prochoschyi (alias Gutzullo), den jener Dr. Dubrowin mit der Ermordung Miljukows beauftragt hatte, haben ein Namensverzeichnis der Mitglieder des Bundes bestätigt, das auf der Tribüne der Duma ausgegeben wurde. Es enthält bestenfalls einige hundert Mitglieder, die mit Geldern der leitenden Kreise und einiger Streber (beispielsweise einer Frau Polubojarinow) ausgehalten werden. Gleichwohl traten eine ganze Anzahl Minister seit 1905 der „Union" bei. Man weiß aus sicherer Quelle, daß der Zar regelmäßig Telegramme der sogenannten Provinzial-Sektionen der „Union" erhält, sie liest und eigenhändig beantwortet.

Wenn wir alle diese Dinge hier berichten, so geschieht es nur, um Geschehnisse verständlich zu machen, deren Glaubwürdigkeit außer Zweifel steht. Es ist der beste Beweis für die Gefahr, die der kaiserlichen Tätigkeit selbst von seiten des Favoritismus

droht. Sind es nicht die Favoriten vom Schlage Rasputins und des Dr. Dubrowin, die Ende 1916 das russische Volk zwangen, die Dynastie selbst in Frage zu ziehen? Wie es aber damit auch sei, wir haben zur Genüge dargelegt, daß die Fäden des gegen Miljukow angezettelten Komplotts in die Kreise der Favoriten zurückführen. Die Autokratie stellt die Straflosigkeit eines Dubrowin sicher, wie sie schon die eines Rasputin, eines Bezobrazow, Manassewitsch, Rubinstein, Stürmer usw. garantiert hatte. Diese notorischen Verbrecher unter den Favoriten trifft bestenfalls ein leichtes Mißbehagen, das ihnen mehr oder weniger fühlbar wird, je nach der sozialen Position, die sie einnehmen. Denn, wenn sich auch zufällig einer von ihnen erwischen läßt, und die Gerichte ihn verurteilen, der Zar ist immer da mit der Begnadigung. Der von dieser Gnade Bedachte verkriecht sich für einige Zeit, dann aber versucht er mit Hilfe derjenigen seiner Freunde, die sich den Zutritt ins Palais nicht verscherzten, alles, um seine Rückkehr zu ermöglichen. Und wenn es ihm nicht gelingt, seinen früheren Platz wieder einzunehmen, so weiß er sich doch den Machtinhabern zu nähern und sich seinen Anteil nebst den Revenuen zu verschaffen, die daraus ersprießen. Warum sollte er zweifeln an seinem Recht, es so zu halten? Tritt er nicht überzeugt für die Autokratie ein? . . .

Das war der Fall Stürmers, Sablers, Kurlows, Goremykins, Makarows und all der anderen.

Die Geschichte Rasputins und der Versuch der Ermordung Miljukows ließen im schärfsten Relief die Qualität der Elemente hervortreten, auf die sich die russische Autokratie stützt. Andere Elemente des großen und edlen russischen Volkes haben dafür gesorgt, daß eine Grenzlinie besteht zwischen ihnen und jenen Mächten der Finsternis, von denen die Autokratie selbst ohne Zweifel die unseligste ist.

Clarens (Schweiz), 1917.

Theodor Däubler:

DREI GEDICHTE

ERINNERUNG

Wie eigen, wenn ich meine Wanderung beginne,
So kommen die geliebten Wolken angeflogen;
Bald gipfelt über uns ihr hochgetürmter Bogen
Mit seiner glutdurchzitterten Gewitterzinne.

Und wenn ich dann der stillsten Tage mich besinne,
So hört der Wind durch Wald und Wolken auf zu wogen:
Ich weiß, daß mich die wortbegabten Sänge trogen,
Und lausche hauchlos auf die silbenferne Minne.

Die Sonne ist doch fort, und bunte Blumen leuchten.
Doch keine Nacht ist da, mein unerschautes Tagen!
Ein Dämmern, wie sich Halme sanft mit Tau befeuchten.

Vom schwachen Gras wird ein geträumter Glanz getragen.
Du glaubst, daß Seelen ihren hellsten Traum verscheuchten:
Nun sehn uns Vögel an und eingesternte Sagen.

GEHEIMNIS

Der Vollmond steigt auf steilen Kupferstufen
Sehr rasch ins taubeblaute Feigenland.
Ein Tier, das starb, hat ihn emporgerufen;
Ein Vogel? Streichelt ihn die Silberhand?

Nun ist der liebe Mond zu sich gekommen:
Beruhigt kann er unter Menschen sein.
Die Junikäfer sind verliebt erglommen:
Jasmingeruch betäubt die Todespein.

Dann wieder hat ein Tier im Busch gewimmert.
Es schrie sogar! Nun ist es bloß der Wind.
Nur still, wie gut die Silberampel schimmert:
Der Mond ist Wald und Wesen holdgesinnt.

Als Vogel ist er einst davongeflogen,
Er sollte Künder sein von Trost und Glück!
Dann sind ihm weiße Tauben nachgezogen;
Der Mond kehrt nie in Gottes Hand zurück.

SEHNSUCHT

Ich habe das geliebte Meer bedrängt verlassen.
Mit leisen Schritten zog ich seine Flucht entlang.
Denn ich verstand der Woge Sprache und Gesang:
Nun hör ich noch das holde Meergedicht verblassen.

Ich such es geträumt als ein Gesicht zu fassen.
Doch Worte und Gestalten gehn den gleichen Gang.
Ich glaub auf der Besinnung zieht ein Wogendrang:
Das will aus mir hinweg durch alte Seelengassen.

Ich wollte meine Wolken wollten weiterjagen,
Gewitterschwer und unbegrenzt das Meer erreichen,
Doch keine Sehnsucht kann in sich den Flug erwagen.

So lass ich die Geburtsgestade gern zerbleichen.
Dort zieht der Tauwind auf, um Wünsche herzutragen:
Aus milder Ferne wird mich oft ein Traum beschleichen.

Paul Kornfeld:

LEGENDE

ERSTES KAPITEL

WRATISLAV UND WLADISLAV

„Wo Saat ist in der Menschenbrust,
Erscheint Gott selbst, um glühend sie zu pflegen!"

Im Jahre 1613 lebte im südlichen Böhmen, dort, wo die letzten Hügel des Böhmerwaldes in Ebene vergehen, auf seinem Gute, das groß und blühend und, von der Sonne beschienen, in allen Farben schillerte, Graf Wratislav; außer ihm noch, neben den vielen Knechten, Mägden und Bauern, sein Freund und Diener Wladislav. Gemeinsam verbrachte Kindheit verband diesen und jenen; freundlich gemeinsam verbrachte Zeiten blieben für beide eine gern getragene Fessel. Sie hatten die selben Spiele gespielt, miteinander den gleichen Unfug getrieben, die selben Felder durchflogen, die selben Wälder gerochen, und als sie allmählich Männer geworden waren, hatte sich auch allmählich ernste Freundschaft zwischen sie gestellt. Waren alle Angelegenheiten des Tages getan, hatte Wladislav, der Diener, seine Pflichten erfüllt, war als letzter seiner Dienste das Geschirr vom Abendtisch getragen und lag Stille über der Erde und Nacht vor den Fenstern, dann saßen inmitten des großen Saales als gute Freunde die beiden, Wein vor sich, den Arm auf den Tisch gestützt, den Kopf in die Hände gelegt, von einem Flämmchen, auf den Tisch gestellt, zart nur und flackernd beschienen und berieten männlich, lachten dröhnend oder schwiegen freundlich miteinander.

In des Grafen Innern war vor Monaten plötzlich, wie durch Zauber, ein Gedanke aufgetaucht, der, von der Zeit genährt,

von seiner Freundschaft getragen und durch sie von immer neuen Argumenten gestützt, ihm Qual und, durch seine wachsende Überzeugungskraft, immer mehr Qual verursachte und längst schon begonnen hatte. ihm seine Ruhe zu nehmen. In einer Nacht, als sie seit vielen Stunden schon beisammen gesessen waren und noch immer beieinander saßen und die Sonne mystisch den Tag schon begann, fand seine Geduld ein Ende; er nahm all seine Kraft, fand Worte, und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Wie wär es, Wladislav", begann der Graf, „wie würde es dir gefallen, hättest du deine eigenen Felder, deren Früchte dir gehören, deine eigenen Wiesen mit den Rindern, von deinen eigenen Bauern alles gepflegt, und deine eigene Hütte irgendwo und wärest selbst Herr über dies alles? Wie würd es dir gefallen?"

„Es wäre", antwortete der Diener, „es wäre schön, doch wenn's nicht ist" —

„Es wäre schön, sagst du? Nun denn: ich schenke dir ein Stück von meinem Land, treib Vieh von meinen Wiesen auf die deinen, und meine Knechte bauen dir ein Haus! Sei glücklich drin, Gott segne dich!"

Der Graf hatte geendet und erwartete, den Körper vorgebeugt, den Mund geöffnet, mit fragenden Augen die Antwort. Der Diener aber schweigt und bleibt still sitzen, nur zwischen den halb geschlossenen Augenlidern schaut er den Grafen scharf und mißtrauisch an.

„Ich danke Ihnen — ich will es nicht!"

„Warum willst du es nicht? Warum willst du es von mir nicht annehmen?"

„Ich will es nicht!"

Eine bedrohliche Pause lag über dem Saal. Wladislav sitzt, ohne sich zu rühren, verbissen da. Doch endlich, nach einigem Zaudern, dann schwer sich entschließend erhebt er die Stimme und, als wäre es Vorwurf und Drohung zugleich, sagt er in bösem Tone: „Und wer würde, wer würde Sie bedienen?

Morgens Sie wecken und ankleiden? Sie zur Jagd begleiten und die Speisen auf den Tisch stellen?"

„Ich würde vielleicht einen andern Diener finden." Und mit Kraft fügt er hinzu: „Ich will es nicht, daß du, mein einziger Freund, mich bedienst! Ich will keinen Diener — es ist schlecht!"

Der Graf schwieg; ängstliche Blicke schlichen hinüber zu seinem Diener, und nichts war im Raume zu hören als das Rauschen der Luft; doch geschah das Geahnte, wenn auch nicht Erwartete: lärmend, wie eine Katastrophe, sprang Wladislav von seinem Stuhl; der Tisch erzitterte unter seinen Fäusten, der Stuhl fiel um, das Glas mit seinem Öl wankte, das Flämmchen bog sich zur Seite, richtete sich auf, duckte sich ersterbend, zitterte, schon winzig, und erlosch.

„Nun denn", schrie er, „so gehe ich! Doch Ihre Felder und Ihre Bauern und mein eigenes Haus will ich nicht!"

Aufstampfend nähert er sich der Tür, ergreift das Schloß, doch wendet er sich nochmals um — diesmal aber war sein Ton nur der eines Gekränkten und Tränen lagen in seinen Augen: — „Wer hätte das gedacht! Für so viel Treue so wenig Dankbarkeit! Für so viel Dienste so wenig Gerechtigkeit!" — Er sprach nicht zu Ende und verschwand.

Der Graf blieb allein, seine Angst hatte sich erfüllt.

*

Auf die schon aufgeschwemmte und weich gewordene Erde fiel gleichmäßig weiter der trübe Regen; es war der nächste Tag und einsam in der Landschaft, in ihr aufragend wie ein Turm, stand breitschulterig, groß und mächtig, gegen Norden, die Ebene, gerichtet, der Diener Wladislav. Die Beine waren frech gespreizt, ihre Füße fest im Boden versunken, die Fäuste in die Taschen verbissen und der tüchtige breite Nacken ein wenig zurückgelehnt, der Kopf trotzig halb zum Himmel erhoben — so fand ihn Sturm und Regen steinhart im Lande, doch seinen Augen entströmten Tränen und verloren sich nach kurzem Lauf unzählig im Urwald seines bäuerlichen Vollbarts.

Ein Knabe kam, um ihn auf des Grafen Befehl zu ihm, dem Grafen zu holen; die Aufforderung überhörend, ließ er sie sich in der Luft verlieren, und der Knabe mußte die Worte wiederholen, ehe sie in des Dieners Bewußtsein drangen, und nochmals wiederholen, ehe Bewegung in die Starrheit seiner Glieder kam und er sich, mühsam die Muskeln in Fluß bringend und dann wuchtig und gemessen einherschreitend, dem Hof und Haus zuwandte.

Der Graf erwartete ihn. Dessen Körper war klein und zierlich, das bartlose Gesicht knabenhaft zart. Mit eingezogenen Schultern, in sich zusammen geduckt, mit den Fingern der einen Hand aufgeregt die Knöchel der anderen niederdrückend, daß sie knackten, den Kopf vorgeschoben, um mit Ohren und Augen, die, aufgerissen, Falten in die Stirne zeichneten, das Herannahen des Dieners zu erlauern, saß er in einem weiten und in seiner Höhe ihn überragenden Stuhl, aus Eichenholz großzügig einfach gebaut, dessen Seitenlehnen nur den Kopf und einen kleinen Teil der Brust sehen ließen, und dessen Mächtigkeit seine Gestalt noch zierlicher und in diesem Augenblick noch trauriger erscheinen ließ.

Man hörte Schritte, und es durchzuckte den Grafen. Die Lage seines Körpers und seine Spannung lösen sich, und breitspurig lehnt er sich gelassen in seinen Stuhl zurück; leise ironisch lächelnd, mit langsam gleichgültigen Bewegungen tritt der Diener ein. Gelangweilt streicht sich der Graf durch die Haare und beginnt, übermäßig die Silben dehnend, zu sprechen: „Im Westen, neben dem großen Obstgarten, dort, wo das alte Haus steht —". Als wäre seine Rede eingeschlafen, bricht er leise ab und beginnt nochmals, unvermittelt, energischen Tones und sich überhastend: „Dort, wo das alte Haus steht, jenes Stück Land gehört von heute an dir!"

Wladislav schwieg, und der Graf schreit: „Schweig!" Er springt auf und, die Fäuste in die Hüften stemmend und, um ihm, dem viel Größeren ins Gesicht sehen zu können, den Kopf weit zurückbiegend, stellt sich der kleine Graf wütend vor Wladislav auf: „Ich bin dein Herr und darf dir wohl befehlen! Und

ich befehle dir, reich zu werden! Besorge alles, wie es sich gehört! Und kümmere dich darum, daß alles Notwendige hingebracht wird! Dort, in diesem Hause, wirst du wohnen! Für dich ist's groß genug! — Schweig!" Der Graf unterbrach sich, um Atem zu holen, dann aber schreit er, aufstampfend, noch lauter: „Was ist das für ein Gesicht, das du da schneidest?! Ich befehle dir, dich zu freuen! — Schweig!" Nach einer Pause: „Nun geh!"

Wladislav war regungslos dagestanden und hatte mit ziellosem Blick in die Luft geschaut; und nun schwerfällig sich zum Gehen wendend, biegt er den Kopf nach unten, und während sich sein Mund breit zu einem höhnischen Lächeln verzieht, übergießt er von oben herab den Grafen mit Blicken einer stummen, doch unsäglich tiefen Verachtung, die ihm selbst zu tief erschien, als daß er hätte versuchen wollen, sie mit Worten auszusprechen. Der Graf hält ihn noch auf und ruft: „Glaub nicht, es bliebe dir erspart, mir Diener zu sein! Das würde dir gefallen, auf deinem eigenen Hofe faul zu sitzen! Teil deine Zeit und deine Arbeit! Wer würde mich bedienen? Mich ankleiden? Mich zur Jagd begleiten? Erfüll deine Pflicht und wehe dir! finde ich nicht alles so, wie sich's gehört! —" Der Graf keuchte vor Wut bei diesen letzten Worten. — „Nun geh!" Wladislav ging.

Graf Wratislav blieb stehen, in Haltung und Gesicht noch alle Merkmale der Empörung, doch horchte er, und kaum waren des Dieners letzte Schritte verhallt, als die lebhafteste Bewegung seinen Körper verwandelte und er hinaus und über die Stufen springend, auf den Hof stürzte, um dort Befehle in die Luft zu schreien; es liefen die Kinder, um von den Feldern die Männer zu holen, aus den Hütten kamen die Frauen; für jede hatte er eine Weisung: die eine verschwand im Stall, die andere in der Scheune und jene im Keller; die einen kamen, die anderen liefen; es ging kreuz und quer und wie bei einer Feuersbrunst lief alles durcheinander, und als die Männer von der Arbeit kamen, erhöhte sich das Chaos. Wratislav stand festgewurzelt und lenkte unermüdlich die Bewegung. Als erste

verließen, mit Pflöcken auf den Schultern, etwa dreißig Männer den Hof, nach Westen sich strahlerförmig verbreitend. Aus dem Hause trug man Kästen, Tische, aus dem Stalle trieb man Vieh; von einer hohen Scheune wurden Säcke geworfen, von irgendwo Krüge und Teller und Küchengerät herbeigeholt, aus den Schuppen Pflüge und Wagen gezogen. Dies alles auf den Hof getragen und geführt, war dieser bald erfüllt mit Gegenständen, Tieren und Menschen. In der Mitte, auf einem Wagen, stand Graf Wratislav, ein glücklicher Triumphator, und übersah prüfend diesen Wirrwarr.

Die Wolken waren verflogen, die Landschaft war erhellt. Wladislav war durch die Wälder gegangen und nun, ins freie Land tretend, setzte er sich ermüdet auf einen der Pflöcke, die frisch in die Erde gerammt, ohne daß er es wußte, sein neues Besitztum begrenzten. Aus starrem Nachdenken erwachend, hörte er Lärm, wandte sich nach dem Hofe und sah einen Zug von Wagen, Menschen und Tieren sich ihm nähern; er blieb sitzen und ließ ihn an sich vorbeigehen. Er überhörte alle Zurufe und Glückwünsche und starrte nur wortlos auf diese Völkerwanderung: eine Schafherde, Pflüge, Ochsen, Pferde, dann viele Wagen, beladen mit allem Hausrat und Feldgerät, Frauen, Körbe und Eimer tragend, Karren, von Männern geschleppt oder geschoben, und wieder Wagen mit Geschirr und Krügen, Frauen mit Kleidern, Männer mit Sätteln auf den Schultern und wieder brüllendes Vieh und knarrende Wagen. Alles wurde an seiner Stelle untergebracht; fehlte etwas irgendwo, war es bald in Ordnung gestellt. Am Abend war das Haus bereit zu Wladislavs Empfang. Zwölf Mädchen traten vor, um ihn mit Tanz zu feiern, zwölf Männer sangen einen Chor. Wladislav blieb unbewegt, dann waren alle verschwunden.

Schwermütigen Schrittes näherte er sich dem Hause und betrat es. Seine Trauer wurde von Staunen durchtränkt: er besah die dicken Wände, wanderte durch die Räume, hob die Gläser gegen das letzte Abendlicht, befühlte den Stoff der neuen Kleider, klopfte prüfend auf das Holz der Tische, roch an seinem Wein, setzte sich aufs weiche Bett und betastete

die frische Leinwand, doch sein Haß schien nicht geschwunden, denn so oft er irgend ein Ding ergriff oder berührte, verzog ein mißachtendes Lächeln seinen Mund und seine Augen strahlten Hohn; so ließ er jeden Gegenstand einzeln seine Verachtung fühlen. Dann kam er wieder vors Haus. Er schüttelte, die Zähne fletschend, mächtig wie ein großes Tier, den Kopf, spannte die Brust und, den Kopf verzweiflungsvoll zurückgeworfen, breitete die Arme und hob die geballten Fäuste in drohendem Zorn zum Himmel. In sich wieder zusammensinkend, bemerkte sein Blick über dem Tor einen Kranz aus frischen Feldblumen. Es überkam ihn; er sprang auf einen Stein und riß ihn herunter; mit den Händen umkrampfend, erhob er ihn vor seine Augen und blickte ihn, wie einen mit Lebensgefahr überwundenen Feind, grimmig an, er warf ihn in weitem Bogen voller Ekel von sich — doch er besann sich und lief ihm nach. Doch als könnte dieser Kranz zu neuer Feindschaft, neuer Kränkung lebendig wieder auferstehen, lief er ihm nach, um ihn vollends zu vernichten: er hob ihn nochmals auf und zerriß ihn in Stücke; als er nichts mehr in Händen hielt, sprang und tanzte er, in ekstatischer Wut die Glieder verrenkend, auf diesen Blumen, bis nichts von ihnen blieb, als Staub und kleine Fetzen.

Wladislav stürmte zurück ins Haus; im ersten Zimmer packte er, als erstes Ding, das ihm in den Griff kam, einen Stuhl, der, an die Wand geschmettert, in Stücke zerfallen wieder zurückkam. Wladislav raste durch die Räume. Es krachte und dröhnte. Von den Gestellen klirrten die Gläser und Krüge, von den Wänden stürzten die Bilder; Tische wurden gespalten, Kleider und Stoffe zerrissen, kein Gegenstand blieb so, wie er gewesen, Sein wirrer Blick suchte nach anderen Dingen, die Adern traten gewaltig vor, keuchend wogte die Brust. Er blieb stehen, und wie ein Träumender sah er sich um; der Atem ging schwer, und Wladislav fiel nieder auf einen Stuhl; er seufzte auf, noch einmal blickte er um sich, Staunen und Ratlosigkeit in den weit offenen Augen, dann stützte er die Arme auf die Knie, ein Beben durchlief den Körper, langsam senkte sich sein Kopf,

vergrub sich sein Gesicht in den Händen, und seiner männlichen Brust entrang sich, wild und groß, stöhnendes Schluchzen.

ZWEITES KAPITEL

DER NELKENGERUCH

Dumpf und übernächtig durchirrte Wladislav in den nächsten Tagen das Land. Er schlief manchmal kurze Stunden in den Wäldern, und seine Nahrung waren unreife Früchte der Bäume. An seinen Kleidern hing das Moos. Die Stiefel waren bedeckt mit einer Schicht eingetrockneter Erde, die er durchwatet; sein Haar erhob sich in ungepflegten Strähnen zum Himmel, und der Bart, wild und breit, schreckte die Kinder. Meistens trug er im Gehen den Kopf zur Seite geneigt und gesenkt; doch manchmal, aus seiner Wanderung in der Nacht, erstarrte der Gang, und er blieb stehen; dann erhob sich ein fahles Gesicht voll leidender Züge schwermütig — langsam hinauf in den Mondschein. So verging eine Zeit.

Der Zufall brachte es, daß Wladislav, einem seiner Bauern begegnend, von diesem in einer Sache der Feldarbeit befragt wurde; mühsam sich seinem Traum entreißend, gab er Antwort. Am nächsten Tag durchquerte er, sich hin verirrend, seine Felder und seinen Hof; kaum war er sichtbar geworden, liefen von da und dort Männer heran, um, wie es sich ergab, ihn nach manchen Dingen zu fragen, dies oder jenes zu erbitten, manche, um zu berichten oder Klage zu führen. Aus immer weiterem Umkreis kam man herbeigelaufen, und die Zahl der ihn Umdrängenden wuchs zu seinem Erstaunen und zu seiner Qual. Jeder wollte sich von dem kleinen Teil der Verantwortung befreien, den er hatte durch Wladislavs Abwesenheit übernehmen müssen. So sa er sich als Mittelpunkt und mußte sich, um all diesen Stimmen Bescheid geben zu können, entschließen, diese Nacht und den folgenden Tag in seinem Hause zu verbringen. Er wurde gegen seinen Willen vom Eifer der ihn Umgebenden selbst in eifrige Tätigkeit gezogen, und die Stimmen der Menschen und seine eigene Stimme,

die nun wieder erklang und, wie sich's fügte, augenblicklicher Ärger oder ein, wenn auch unwilliges Lachen, das ihm der Scherz irgend eines anderen entlockte, dies alles zerriß den Nebel, der sich in der vergangenen Zeit um ihn gelegt hatte und löste den Traum. Wohl war die Sehnsucht lebendig, den Faden jenes Lebens, das er nun bis zu seinem Tode zu führen gedachte, auszunehmen, es der Trauer widmend und der großen Enttäuschung seines Daseins hingegeben, doch als die Zeit, die er sich gesetzt, verstrichen war, hatten wieder neue Fragen ihm den Weg verstellt und neue Angelegenheiten sich vor ihm getürmt, daß er länger bleiben mußte, als es seinem Vorsatz entsprach. Tag um Tag verging, und er sah sich im Netz des Alltags gefangen. Immer hatte er das Gefühl, von dem Menschen, den er am meisten geliebt hatte, verstoßen zu sein, und dachte er auch nicht daran — immer spürte er ein Gewicht in der Brust, als trüge er dort eine Kinderleiche, und als müßte sie durch den offenen Mund entfliehen, hob sich manchmal, auch im Schlaf, während die Lippen sich teilten, schwer atmend die Brust, doch immer war es nur Seufzen, das ihr entströmte; immer lag die Trauer über ihm, wie eine öde Wolke.

Von Zeit zu Zeit, war die Luft reiner als sonst, war er erhitzt vom Eifer der Gedanken, von der Lebendigkeit des Getriebes oder, wozu ihn die Gelegenheit wohl manchmal zwang, von eigener körperlicher Arbeit, spannte er die Arme, es durchblitzte ihn — alles war verschwunden, er fühlte sich lebendig. Doch waren's nur Augenblicke.

Als die Früchte seiner Arbeit reiften und er sie vor sich sah, konnte er lächelnde Befriedigung nicht unterdrücken. Seinem Willen zum Trotz, dies allzu brutale Leben abzubrechen, das ihn, wie er's empfand, seinem eigentlichen Beruf und Drang entzog: unirdisch seinem Schmerz zu leben und seinen trauernden Gefühlen zum Hohn, konnte er in sich den ehrgeizigen Wunsch nicht zum Schweigen bringen, die begonnene Arbeit zur besten Vollendung zu bringen und der Natur das meiste zu entnehmen, was sie nur geben konnte.

Selbst in immer lebendigerer Tätigkeit, eiferte er die anderen an, und so war er mit einem Teile seines Wesens der Lust der Arbeit und der Freude des Besitzes hingegeben.

Wladislavs Empörung über des Grafen schwarze Tat, wie er sie nannte, wurde sanfter und wurde gemildert durch die neuen Freuden und den Stolz, den sie ihm bereitet; er dachte nicht mehr nur mit Verachtung an ihn, oft mit Sehnsucht und war sich dessen bewußt, daß zu seinem Glück nichts fehlte, als die alte Freundschaft. Sein Inneres ward beruhigter, die frühere Liebe wieder lebendig, und als eines Tages unerwartet der Graf erschien, um seinen Diener demütig um Verzeihung zu bitten, da stand der Versöhnung nichts mehr im Wege. Die wurde nun unter viel Rührung und mit vielen Umarmungen zum Jubel all derer, die zu ihnen gehörten, gefeiert. Wladislav behielt seinen jungen Reichtum und wurde wieder Diener des Grafen. Seine Zeit war von nun an geteilt in Arbeit und Dienst.

*

Graf Wratislav saß im Zimmer seines Turmes beim geöffneten Fenster und ließ die Luft der Felder sich entgegenwehen. Die früheren Ereignisse glitten zum Vergangenen und die entstandenen Veränderungen hinüber in die Alltäglichkeit. Die Muskeln entspannt, die Züge schlaff, war des Grafen Körper ganz in träumendem Nichtstun verloren. Zufrieden enteilten die Blicke den Augen und jubelten draußen im Land. Die linke Hand bedeckte leicht das Herz.

Festen Schrittes trat Wladislav ein. Sein Mund, vor Fröhlichkeit grinsend, bis zu den Ohren verzogen, bildete einen roten Halbkreis im braunen Vollbart, der wild in seinem Gesichte blühte. Die Augen sahen, vor Übermut herausfordernd und wie schreiend vor Freude, Wratislav an, als wollten sie sich in ihrem Glanz vollends auf den Grafen werfen.

Erwachend lächelte der Graf ihm zu. Wladislav begann, übersprudelnd und während immer eines seiner Worte über das andere stolperte, zu sprechen. Nach des Grafen oftmaligen Fragen, die in der hastigen Verworrenheit der Erzählung

den Zusammenhang suchten und das ihm Unverständliche verständlicher machen und in das Chaos der kaum zu Ende gesprochenen Worte, der vielen Ausrufe und der immer neuen Zwischensätze Ordnung bringen sollten, ergab sich die Tatsache folgenden Ereignisses: Wladislav hatte an einer noch unbebauten Stelle das Unkraut ausgejätet und die Erde umgegraben. Fiel die Hacke in die Erde, erkannte er am Klang der Berührung, daß unter ihm sich Hohlraum dehnen müßte. Er durchgrub den Erdboden und stieß auf einen Gang, der, hier beginnend, unterirdisch weiterlief; Wladislav betrat und verfolgte ihn, bis er am Ende sich zu einem Halbkreis verbreitete; dort lag ein großer Klumpen Goldes. Das war's, was Wladislav so sehr aus der Fassung gebracht hatte, den Grafen aber zu seinem Erstaunen gleichgiltig ließ. Als er geendet hatte, lief Wladislav hinaus, um allen im Hof und Haus und Dorf das Ereignis zu berichten, und bis spät in die Nacht hörte man seine aufgeregte Stimme, und bestimmte Worte hallten immer wieder in die Luft hinaus. Die Männer umringten ihn, die Beine gespreizt und die Fäuste in die Hüften gestemmt, die Frauen, die gefalteten Hände überm Bauch und die Daumen umeinander drehend. Alle hatten den Mund weit offen, und hie und da hob sich schwarz eine Hand in die Nacht und schwermütig bekreuzigte sich jemand.

Der Graf war sitzen geblieben. Er legte die Faust aufs Fensterbrett, stützte auf sie das Kinn und schaute hinaus in das sich schon verdunkelnde Land. Plötzlich hob er, die Hand an die Stirne werfend, den Kopf und schloß für einen Augenblick die Lider. Betäubender Nelkengeruch erfüllte das Zimmer, schwer und süß umwogte er ihn, daß der Atem ihm stockte. In diesem Geruche badend und ihm hingegeben, lehnte er langsam den Kopf zurück und genoß die süßen Sekunden. Die Hände lagen weich auf den Knien, der Atem ging langsam und schwer. Die Augen wieder öffnend sah er um sich — bei der Tür stand, klein, bescheiden und in sich geduckt, eine fremde Gestalt. Der Graf erschrak und starrte sie an. Es war ein schmächtiges Männchen, dessen Körper

in einem gerade herabfallenden und bis zur Erde reichenden Mantel von abgebrauchter brauner Farbe versteckt war. Sein Kopf war kahl und sehr zur Schulter hingesenkt. Ein schwarzer Bart, ganz dünn und zart, gleichsam ein hungriger Bart, umrahmte Lippen und Wangen und lief unterm Kinn in eine Spitze aus. Die Wangen waren leichenfarben blaß und ohne auch nur ein rotes Pünktchen, zwischen ihnen die Nase kurz, dünn und spitz. Die Arme hingen teilnahmlos herab, die müden Augen blickten sanft und demütig zum Grafen auf.

Noch in erschrecktem Ton, ein wenig ärgerlich, begann der Graf zu sprechen: „Was gibt es?"

„Hier steht es", erwiderte leise und mit belegter Stimme der Fremde. Zugleich hob er ein wenig die Hand und wollte dem Grafen ein beschriebenes Pergamentblatt reichen, doch als traute er sich nicht, war der Arm fest an den Körper gedrückt, und nur die drei ersten Finger, die das Blatt hielten, waren vorgestreckt.

„Was?"

„Hier steht es", wiederholte er noch zarter, und über sein Gesicht breitete sich ein mildes Lächeln, verlegen und freundlich.

„Was steht dort?"

Einige Augenblicke stand noch der Fremde, freundlich in des Grafen Anblick versunken, unentschlossen da, dann aber rührte er sich, schüchtern und als täte er es nur, weil es sein müßte, und tat mit plötzlichem Entschluß schnell drei kleine Schritte vor und reichte dem Grafen das Blatt; ängstlich zog er schnell wieder die Hand zurück. Der Graf ergriff und besah es; in seine Stirn gruben sich Falten, und mißtrauisch sah er auf den fremden Mann, der sich unter diesen Blicken, ganz klein und ganz scheu, in sich selbst verkroch.

„Was ist das für ein Blatt? Wo hast dus hergenommen?"

„Ich habs bekommen, ja, ich habs bekommen. — Dort steht es."

Er streckte den Zeigefinger der rechten Hand, hinweisend, vor, dann versteckte er die ganze Hand im linken Ärmel, im

anderen verschwand die andere Hand und so, die Unterarme verschränkt auf die Brust gelegt, blieb er nun stehen.

Das Blatt enthielt die Erklärung, daß der darauf Unterschriebene sich verpflichtet hätte, demjenigen, der es ihm überbringen würde und auf dessen Verlangen, wann immer und wer immer es sei, eine Summe, die des Näheren bezeichnet war, zu zahlen. Darunter stand des Grafen Namenszug und Siegel.

Der Graf, sich dessen bewußt, keines Menschen Schuldner zu sein, stand vor dem Mann und schrie: „Gauner! Wo hast dus herbekommen?"

Eingeschüchtert und mit traurigem Lächeln sprach er mit liebevollstem Vorwurf in der verhauchenden Stimme: „Aber! Ich habs bekommen. Ich bin kein Gauner! Ich habs bekommen. — Hier stehts!"

„Von wem, von wem hast dus bekommen?"

„Ich habs bekommen" wiederholte er, schon mit sanfter Verzweiflung in seinen treuherzigen Augen.

„Schwindel, Schwindel!" schrie der Graf.

„Aber hier steht es doch!"

„Das eben ist der Betrug!"

„Ich habs bekommen."

Trotz aller Fragen und Drohungen Wratislavs fand der Fremde keine andern Worte, als die: „Ich habs bekommen" und: „Hier stehts." Wratislav ging auf und ab, prüfte das Blatt, stellte sich ans Fenster und blickte, angestrengt überlegend, in die Nacht hinaus. An der Echtheit des Namenszuges und Siegels konnte er nicht zweifeln. Er wandte sich um und sah scharf den Fremden an; er konnte kein Betrüger sein. Wieder lief er hin und her, hob die Hände und ließ sie an die Schenkel fallen. „Das hat der Teufel getan!" rief er aus und nach einer Weile fügte er, ein wenig höhnisch lächelnd, hinzu: „Oder Gott! Für ihn ist ja alles möglich!" Der Fremde senkte schüchtern den Blick zu Boden und hob beide Handflächen abwehrend gegen den Grafen hin. „Oh — bitte!" hauchte er, und als wollte er zurücktreten, setzte er einen

Fuß nach hinten, während ein verlegenes, bescheidenes Lächeln seinen Mund verzog.

Der Graf sah ihn an, dann rief er verzweifelt: „Wo nehme ichs her? Ich habe nicht soviel Geld!"

Des Fremden Gesicht erhellte ein Lächeln, das sich um Mund und Augen in unendliche Güte vertiefte; Röte überflog die Wangen. „Es wird sich finden", sagte er und ging, immer die Füße nach rückwärts setzend, lautlos zur Tür. Dort beugte er sich feierlich und demütig zur Erde und verschwand.

Der Graf saß beim Fenster; der Kopf war auf die flache Hand gestützt. Es war Nacht. Ein Windhauch flog vorüber und bewegte das Laub der Bäume, die Büsche unter des Grafen Fenster bogen sich rauschend zur Seite. Irgendwo in der Ferne erklang ein unklarer Ton. Der Mond war von Wolken dicht verdeckt, und auch keines Sternes Strahl durchbrach das Dunkel. Der Wind war verflogen, und es war Stille. Schwerer atmend hob und senkte sich des Grafen Brust, der Kopf fiel mit kurzen Stößen allmählich auf sie herab, beglückendes Wohlgefühl durchbebte den Körper, ein letztes Seufzen und er schlief ein.

*

Aus schwerer Traumlosigkeit erwachend sah der Graf um sich schon hellstes Licht und unter sich, auf dem Hofe, das Treiben des Tages. Er stand auf, legte, sich erinnernd, die Hand an die Stirne, und da er unten Wladislav sah, ging er hinunter, um ihm, je mehr er erwachte und ihm das Einzelne wieder auftauchte, desto erstaunter und mit desto größerem Gefühl des Wunderbaren, das Ereignis dieser Nacht zu erzählen. Wladislav hörte ernst und gewichtig zu, schien aber den Beteuerungen des Grafen, ihm wäre der Ursprung dieser Schuld fremd, nicht glauben zu wollen; im übrigen war er wohl zufrieden, nickte, lächelte und verließ plötzlich den Grafen, kam aber bald, jenen Klumpen Goldes tragend, wieder zurück. Der sollte die Zahlung für die Schuld sein und wurde für den Fremden, sollte er kommen, bereit gelegt. Kaum war

das geschehen, da stand auch, flehend den Kopf zur Seite geneigt und milde lächelnd, der Fremde in der Mitte des Hoftors. Als traute er sich nicht, näher zu kommen, sah er nur nach dem Grafen hin; Wratislav winkte, und auch Wladislav erkannte ihn nach des Grafen Beschreibung; Kopf und Oberkörper blieb unbewegt, während er sich, nur die Beine gerade nach vorn setzend, näherte. „Da!" schrie Wladislav und wies auf das Gold. Der Fremde erschrak, seine Augen wurden groß und ängstlich, und er bog sich, als fürchtete er, geschlagen zu werden, zur Seite. Als Wladislav aber nichts dergleichen tat, bückte er sich vorsichtig, zwar noch immer zu ihm hinschielend, faßte das Gold mit fester Hand an und hob es auf, dann, die beiden nicht mehr beachtend, kehrte er ihnen den Rücken, und ehe einer auch nur ein Wort hatte sagen können, hatte er, so schnell als seine Last es ihm erlaubte, den Hof verlassen. Wratislav, dies alles nicht begreifend, schüttelte den Kopf, und Wladislav verzog sein Gesicht zu einer wütenden Grimasse und fluchte; dann gingen beide durch die Felder und sprachen über das Ereignis; da aber das einzig Sichere, das sie wußten, ihr eigenes Erstaunen und des Grafen Empörung war, sprachen sie immer dasselbe. Schließlich sagte der Graf: „Wladislav, du hast mich von dieser wunderbaren Schuld befreit; ich nahm es hin, doch ist es nur gerecht — dir gehört von heute an noch dieses Stück Landes, von dort bis dahin", und zugleich beschrieb er ihm die neue Grenze. Wladislav war stehen geblieben und tat eine sich wütend dagegen sträubende Bewegung, doch ehe er auch nur ein Wort sagen konnte, beantwortete sie der Graf mit einem deutlich warnenden Blick, der den Diener an das Vergangene erinnern sollte. Wladislav seufzte auf und innerlich sich duckend, nahm er hin, was ihm auferlegt war. In diesem Augenblick ihres stummen Gespräches begegnete ihnen der fremde, kleine Mann, näherte sich ihnen und sagte in flüsterndem Ton: „Ich habe noch nicht gedankt; ich tue et jetzt." Zugleich beugte er sich nieder zum Kniefall und berührte mit feierlichem Kuß die Erde vor den Füßen der beiden. Er

erhob sich und erhob die Arme segnend zuerst nach Wladislav, dann zu Wratislav hin, legte beide Hände auf die Brust, verneigte sich tief und ging seines Weges. Auch Wratislav und Wladislav setzten schweigend den ihrigen fort.

Am nächsten Tag wurden die Pflöcke ausgegraben, weiter ostwärts eingerammt und so ein großes Stück Landes mit Feld und Wald vom Grafen hin zu Wladislav geschoben.

*

Die Arbeit des Sommers war getan und die des Herbstes stand bevor. Graf Wratislav stand an der Grenze des ihm gehörigen Landes und schaute befriedigt hinüber nach seines Dieners blühendem Besitz. Ein Mann, nach seiner Kleidung ein Bauer, kam ihm, auf schmalem Rain quer durch die Felder gehend, entgegen. Er war von mittelgroßer und kräftiger Gestalt. Als er sich genähert hatte, sah Wratislav auch sein Gesicht: es war dick, die Wangen endeten in schwer herabhängenden Backentaschen, und aufgeschwemmt und wie geschwollen, wie bei Menschen, die sehr viel essen und sehr viel trinken, die Haut, wie bei lasterhaften Menschen, dünn und bleich. Die Nase, ungeformt, mit vielen kleinen Höckern und ein wenig zur Seite gestülpt, sah aus wie eine verwachsene Gurke. Zwischen den starken Stoppeln eines roten Bartes, von denen das Gesicht übersäet war, sah man viele gesprungene Äderchen, die rote Pünktchen mit daranhängenden Linien zurückgelassen hatten. Die Lippen waren dick und in roher Weise aufgeworfen, und brandrote Haarsträhne hoben sich von seinem Kopf herausfordernd und verworren hinauf in die Luft.

Breitspurig und selbstbewußt pflanzte er sich vor Wratislav auf. Seine Stimme, gemein und vom Trunk verdorben, klang heiser und krächzend. „Ich habe Hunger", sagte er. „Nun?" „Nun?! Gib mir zu essen!" schrie er, und sein Gesicht verzog sich zu einer drohenden Grimasse. Wladislav sah von der Ferne den Fremden, hörte sein Geschrei und lief herbei: „Schrei nicht, du roter Igel!" und voller Erstaunen die Luft

einziehend: „Du hast wohl Nelken gefressen, weil du darnach so stinkst?" Der Fremde holte mit der Hand aus, als wollte er Wladislav schlagen; zugleich streckte er drohend den Kopf vor, die Lippen schoben sich nach vorn und die schmalen, grünlichen Augen blitzten böse auf Wladislav hin. „Was kümmerts dich, du brauner Vollbartaffe, was ich gefressen habe, besoffenes Stinktier, Indianerlaus, Mondkalb, flüssiger Käse, Astronom, Ochsenschwanz, Hirscheuter, Erdenbengel, gebackener Dreck — Der Graf unterbrach ihn: „Geh ins Haus, iß, du kannst bei uns arbeiten!" Der Bauer wandte sich zum Gehen, etwas brummend und schimpfend und war schnell verschwunden.

Am Abend zurückkommend, sahen Wratislav und Wladislav schon aus der Ferne vor dem Hause eine aufgeregte Menge. Im Flur des Hauses und im Hofe, zum Tor hindrängend, waren die Männer und Frauen und Kinder und flüsterten geheimnisvoll miteinander; auch vor einem Fenster, das in ein ebenerdiges Zimmer führte, standen sie und schauten, den Mund aufgerissen, mit ängstlichem Erstaunen hinein. Am Nachmittag war auf dem Hof ein fremder Bauer, die Beschreibung ließ dem Grafen erkennen, daß es jener sein müßte, der auch ihm begegnet war, der fremde Bauer war auf dem Hof erschienen und hatte grob und einsilbig zu essen verlangt; man hatte Milch, Brot und Käse vor ihn gestellt, doch kaum hatte er zu essen begonnen, verlangte er mehr und immer noch mehr. Der Ton seiner Stimme war befehlend, nichts genügte ihm was man ihm brachte, und in immer drohenderer Art ließ er herbeischleppen, was nur zu finden war. Schon hatte er eine Stunde mit umheimlicher Schnelligkeit und schon hatte er unzählige Laiber Brot und Käse und unzählige Krüge Milch gegessen und getrunken, und das anfängliche Bedauern, das man für ihn gefühlt hatte, wich großem Erstaunen und später wieder dieses der Furcht. Noch immer schien er nicht gesättigt. Wollte man ihm wehren, dann zog er aus irgend einer Tasche, die man vorher nicht gesehen hatte, große, eiserne Kugeln, mit spitzen Nägeln beschlagen

und zielte, als wollte er sie werfen, auf die Menge. Sein Mund verzog sich, wenn er aß, zum Maul, und alle Muskeln verzerrten das Gesicht. Die Kunde von dem Erscheinen dieses Menschen wurde verbreitet, und die Menschen sammelten sich und bestaunten ihn wie etwas furchtbar Wunderbares. Immer neue Schüsseln mußte man ihm bringen; der Vorrat ging zu Ende, zitternd sagte man es ihm. Er stand mit irgend einem Schimpfwort auf und ging gelassen, niemanden beachtend, aus dem Hause und über den Hof in den Schweinestall; dort packte er, als wäre ers gewöhnt, mit sicherem Griff das erste Tier, das ihm in den Weg kam, an den Hinterbeinen, wirbelte es über seinem Kopf im Kreise herum, und schleuderte es gegen die Wand, so, daß es mit dem Kopf gegen den Türpfosten schlug; leblos fiel das Tier zur Erde. Der Bauer durchbohrte es mit einer Stange und so, wie es war, mit den Eingeweiden, allem Schmutz und den Stacheln, briet er es über einem Feuer, das man auf seinen Befehl angezündet hatte, und verschlang es. Dann ging er, als wäre er dies alles gewohnt, und als wäre es das Selbstverständlichste, nach dem Stall, in dem die Kühe standen; er molk die erste Kuh in einen Eimer, geschickt, so, wie es sich gehörte; war das Gefäß voll, trank er es aus und war der Euter leer, ging er zum nächsten Tier. Später, sich Mühe ersparend, tat er es so, daß er sich auf den Rücken unter jedes Tier legte, das Ende des Euters in den Mund nahm und auf diese Weise alle Milch trank. Die sechsunddreissig Kühe des Stalles waren gemolken, und er wandte sich wieder dem Hause zu, doch auf dem Weg ergriff er noch zwei Pfauen, drehte ihnen im Weitergehen den Hals um und briet sie über dem Feuer.

Als Wratislav und Wladislav auf den Hof kamen, aß er eben schon den zweiten Pfau, und von Sekunde zu Sekunde stieg die aufgeregte Erwartung der Menschen, denn man wußte nicht, und alle zitterten bei dem Gedanken, was er nun tun würde. Alle hielten ihn für ein Ungeheuer aus einer andern Welt. Wenn er aß, schmatzten die Lippen, schlugen iröhnend die Zähne aneinander, und unheimlich gurgelnde

und schnaufende Töne waren zu hören. Der Graf, hinter ihm Wladislav kampfbereit, trat ein. Der Bauer kaute eben den letzten Bissen und spuckte verächtlich die Federn, die nicht verbrannt waren, aus; die beiden, als sähe er niemanden, beachtete er nicht. Er schluckte den letzten Bissen, und draußen erhob sich ein erstauntes und freudiges und immer lauter werdendes Murmeln, denn er lehnte sich, vielleicht gesättigt, behaglich zurück. Aufatmen der Befreiung aus vieler Menschen geängstigter Brust rauschte vor Tür und Fenster; es verhauchte, dann wurde es totenstill. Alle warteten, während der Fremde durch nichts gestört und nichts beachtend, den Bauch ein wenig vorgeschoben auf seinem Platze saß, in tierische Zufriedenheit versunken, auf den Boden starrte und die Verdauung ihren Weg gehen ließ. Graf Wratislav öffnete eben den Mund zur Anrede — in diesem Augenblick aber rülpste der Fremde so laut und furchterregend, daß draußen die Männer zusammenzuckten und an die Waffen griffen, die Frauen schrien „Jesus Maria!", und die Kinder liefen heulend weg; dann legte er sich, schwer die Glieder bewegend, auf die Bank, auf der er gesessen hatte, schloß die Augen, schlief im selben Augenblick ein und schlief bis zum nächsten Mittag. Doch wie ein Sturm drang der Atem aus der Nase und aus dem Mund schnarchender und gurgelnder Ton. Laut ächzend hob sich die Brust und grunzend senkte sie sich wieder. Immer lauter wurden die Geräusche und wurden zum dröhnenden Lärm, und immer neue und immer andere ließen die Menschen staunen und sich fürchten. In dieser Nacht schlief niemand, denn wie ferner Donner war es im Dorf zu hören und im Schloß erzitterten die Wände. Man wagte nicht, ihn zu wecken, denn sein schlafendes Gesicht hatte einen so bösen und grausamen Ausdruck, daß man fürchten mußte, er könnte erwachend etwas Schreckliches tun. In Gruppen vereinigt, standen die Männer beieinander und warteten. Es war so, als wäre von den Wäldern her ein wildes Tier eingebrochen. Dumpfe Spannung lag über allen und niemand ahnte, was kommen würde und niemand wußte, was man tun sollte.

Doch es geschah nichts, und nach einer bösen Nacht gingen die Menschen bestürzt und bedrückt an die Arbeit. Als der Bauer erwachte und den Hof verließ, bemerkte ihn niemand. Wratislav aber, am Nachmittag durchs Land gehend, sah ihn friedlich auf einer Wiese schlafend liegen; am Abend kam er wieder zurück ins Haus.

Von dem Tage an, da der Fremde erschienen war, beherrschte seine Anwesenheit alle Menschen. Immer mußten Berge von Speisen für ihn bereit sein und Menschen, die sie ihm zutragen sollten. Die Mengen dessen, was er verschlang, beunruhigten alle, und die Geräusche, die er von sich gab, hielten alle in Atem. Ging er, dann klang es wie der Schritt eines Riesen, der Boden tönte, und die Bretter bogen sich krachend unter ihm; hatte er gegessen und atmete er auf, war es wie Sturm und sein Rülpsen wie Donner; auch gab er noch andere Töne von sich, die so laut und schrecklich waren, dass alle Menschen, erklangen diese Töne, ergrauend sich bekreuzigten. Ein achtzehnjähriges, blauäugiges Mädchen konnte sich einmal, als wieder sein Rülpsen erdröhnte, nicht enthalten, zu sagen: „Du hast wohl ein Gewitter verschluckt?“ Sein Gesicht veränderte sich zu dem eines Mörders, wortlos stand er auf, — alle wichen zurück — umfaßte, aus den Augen sprühend und die Lippen böse vorgeschoben, den Leib des Mädchens und warf es im Bogen durchs offene Fenster. Vor dem Fenster aber, im Hofe lag ein Misthaufen, das Mädchen fiel weich, und es geschah ihm nichts Schlimmes. Das Bedrückendste aber war, daß man in ihm eine andere ärgere Wildheit ahnte, als die es war, die sich in seiner Gefräßigkeit und in dem Lärm seiner Töne austobte. Sein Gesicht wurde immer grausamer, die Sprache seiner Befehle immer drohender, und jede seiner Bewegungen konnte die erste eines Mordes sein. Man ging mit ihm um, als wäre er ein halbgezähmter Löwe, den man fürchten mußte, da er, bräche eines Tages seine erste, ungezähmte Natur hervor, den Menschen furchtbar werden könnte. Schon hatte er einmal, als eine junge üppige Frau an ihm vorbeigegangen war, geschmatzt und sich die Lippen geleckt.

Graf Wratislav wünschte und suchte eine Gelegenheit, sich des fremden Bauern zu entledigen; der aber, war er im Hause, aß oder schlief, und ihn während des Essens zu stören, wie auch aus dem Schlaf zu wecken, hätte gefährlich werden müssen. Auch sah er ihn täglich gegen Abend, wo immer er ging, auf seinem Wege, im Wald unter einem Baum, auf einem Feld, Garben unter den Kopf geschoben oder auf einer Wiese, doch immer schlief er, und Wratislav ging vorbei. Eines Tages aber, zum erstenmal, sah er ihn wachend: er saß, während die Füße in den Straßengraben hingen, am Rand einer Wiese und hatte eben eine große, grün schillernde Eidechse gefangen, ihren Kopf abgebissen und ausgespuckt und hielt ihren Körper, um einen Stock geschlungen, über einem kleinen Feuer, aus trokkenem Reisig entzündet. Wratislav blieb stehen, und der Fremde, als fühlte er sich gestört, erhob ärgerlich den Blick.

„Nun?" begann Wratislav, zu sprechen „wie geht's?" Der Fremde erwiderte: „Kusch!" Wratislav lächelte, nach kurzer Weile aber sagte er: „du ißt und trinkst und schläfst, und willst du nicht so, wie wir alle es tun, auch arbeiten?" Der Fremde kniff die Augen zu, und durch den Spalt der Lider maß er verächtlich des Grafen Gestalt, dann warf er in weitem Bogen den Stock mit der Eidechse von sich, stand auf, und nach einem plötzlichen, schnellen Sprung über den Graben, stand er auf der Straße und, die Schultern gehoben, den Kopf zwischen sie gezwängt, den Oberkörper drohend vorgebeugt, näherte er sich, während sein Mund sich auftat und Reihen großer und furchtbar starker Zähne sehen ließ, mit schleichenden Schritten dem Grafen. Wratislav wich zurück. „Arbeiten? Arbeiten?" grunzte der Fremde und folgte.

Schritt um Schritt, immer vom anderen verfolgt, wich Wratislav zurück, bis an der anderen Seite der Straße ihm der andere Graben den Weg versperrte. „Ich habe es nicht böse gemeint", sagte er. „Arbeiten? Arbeiten?" wiederholte der Fremde „du rasierter Affe, du besoffenes Stinktier, Indianerlaus, Mondkalb, flüssiger Käse, Astronom, Ochsenschwanz, Hirscheuter, Erdenbengel, gebackener Dreck" — — und schon

hob er die Fäuste gegen Wratislav hin, und sein Gesicht, von Zorn gerötet, war bösartig und gefährlich. Wratislav wandte sich und lief, so schnell als er nur konnte, davon; hinter sich hörte er stampfende Schritte, die ihn verfolgten. Mit angespannten Kräften und die Möglichkeiten seines Körpers auf die Spitze treibend, lief er die Straße entlang und über Wiesen und Felder, hinter ihm immer die dröhnenden Schritte, wie die eines Ungeheuers. Er verlor den Atem und ermattet, daß kaum die Beine ihn noch aufrecht hielten und in den Knieen zusammenknickend, blieb er stehen. Zögernd und ängstlich, im nächsten Augenblick gepackt oder niedergeschlagen zu werden, wandte er sich um — der Fremde aber stand weit auf der Straße, die Beine gespreizt, die geballten Fäuste zum Himmel erhoben und ihm Schimpfwort um Schimpfwort, jedes einzeln deutlich geformt, aus seinem zum Rüssel vorgeschobenen Mund nachschleudernd, so, wie man einem Davonlaufenden ruhig und gelassen, wohl zielend, Stein um Stein nachwirft.

Am Abend im Hofe erweckte an diesem Tag der Fremde, dessen Namen man noch immer nicht kannte und nach dem zu fragen, sich niemand getraute, den Eindruck eines Verbrechers vor seiner Tat und eines Menschen, der über ein ihm geschehenes Unrecht brütend, vom Hunger nach Rache zerfressen, Böses plant. Er aß nicht und ging ziellos, in sich versunken, noch weniger, als sonst, jemanden beachtend, herum, sein Gesicht aber schien Gedanken an Furchtbares zu spiegeln. Wratislav wich ihm aus. Der Fremde zog manchmal die eisernen Kugeln hervor, wog sie in der Hand, warf sie auch spielerisch in die Höhe und fing sie wieder auf, nahm, als könnte er sie brauchen, eine schwere Eisenstange prüfend zur Hand, dann wieder beklopfte er die Wände des Hauses und stemmte sich seitlich gegen eine Mauer, als wollte er das ganze Haus von der Stelle rücken oder in sich zusammenstürzen lassen. Über allen lag die Atmosphäre der Erwartung eines Unglücks, und als sich der Fremde endlich zum Schlafe niederlegte und bald das Rauschen seines Atems durchs Haus und übers Land strich, fühlten sich alle von einer Gefahr befreit und suchten ihre Ruhe.

In der Nacht erwachend, hörte Graf Wratislav in seiner Umgebung ein Knistern und spürte den Geruch von Feuer. Er erhob sich, konnte aber nicht die Quelle des Geräusches finden, doch er hörte Bewegung im Hause, und es zeigte sich, daß alle durch das gleiche Knistern in ihrer Nähe und den gleichen Brandgeruch geweckt worden waren. Man suchte und fand nicht die Ursache dieser Wirkung. Das Knistern schien sich zu verbreiten, es steckte in den Wänden, in jedem Tisch und jedem Stuhl, und es wurde lauter und es erhob sich zum Prasseln. Es war unbegreiflich. Das Licht wurde trübe, als erfüllte Rauch die Räume, in schwererer Luft atmeten die Menschen schwerer, und als sie, immer düsterer, begann, undurchsichtig zu werden und die Geräusche immer drohender ertönten, verließen alle das Haus. Niemand wußte, was er denken sollte. In Zweifel und Ratlosigkeit standen die Männer und Frauen, vom Schlaf noch umnebelt, vor dem Hause, und eben betraten die letzten durchs Tor den Hof, als auf der rechten Seite des Hauses durch ein Fenster des obersten Stockwerkes unvermittelt, groß und leuchtend eine Flamme ausbrach; doch als wäre es ein Arm, der sich ausgestreckt und wieder eingezogen hätte, so zog sich auch die Flamme wieder zurück und verschwand; es herrschte Stille und nach kurzen Augenblicken des Wartens und Staunens stürzte sie, ebenso plötzlich und grell, auf der anderen, der linken Seite durch die Mauer ins Freie hinaus. Schrei um Schrei ertönte, und die Menschen rannten, doch das Feuer, schneller, als Menschenhände und -füße, dehnte und streckte sich ins Riesenhafte aus. Es sprang, sich beeilend, ohne erst einen Weg zu suchen, wunderbar von oben nach unten, von unten nach oben, von eine Seite zur anderen, es lief, wie rasend, die Mauern entlang, sie schon bei der ersten Berührung zerfressend, und wo ein Balken, der Teil einer Wand noch unversehrt gestanden hatte, war plötzlich nichts als Flamme. Ehe der erste Versuch zur Rettung unternommen war, gab es kein Haus mehr, nur einen großen Brand noch, der mächtig in der Ebene stand und gewaltig übers Land hinleuchtete; über dem Dach lief er in ein Band aus, das im leichten Wind wie eine

Fahne flatterte. Die Bewohner des Hauses und Dorfes, alle Bauern, Knechte und Frauen standen rings um die große Flamme, eine Mauer bildend, rot und gelb beleuchtet, schweigend und unbewegt; zwischen ihnen Wratislav, in Gedanken des Staunens versunken und Wladislav, ärgerlich und böse über diesen Brand, keineswegs aber unglücklich. Er war als erster geschäftig hin- und hergelaufen, hatte aber bald ohne Verzweiflung die Bemühungen aufgegeben. Man hörte im Innern des Feuers die Balken sich biegen und krachend stürzen. Die Flamme über dem Dach senkte sich, und das Gebälk fiel donnernd, die verkohlten Böden der Stockwerke durchschlagend und mit sich reißend, ins Innere des Hauses bis auf die Erde. Der seitliche Turm wankte, fiel übers Haus hin und schlug die Mauern nieder. Das Feuer ward niedriger, und der eine große Brand löste sich in einzelne Flammen auf, die, schnell vernichtend, was sie erfaßt hatten, auch schnell sich senkten und dann erloschen; immer mehr verloren sich über dem Haufen aus Stein und verkohltem Holz. Bald war, wo das Haus gestanden hatte, nur noch glimmend, Schutt und Asche. Einzelne Flämmchen schlängelten sich in die Luft und verschwanden. Funken liefen über die Kohle, und ersterbendes Knistern tönte und erlosch. Die Mauer der Menschen stand wie zuvor. Als erster löste sich aus ihr Graf Wratislav und trat hinüber zu seinem Diener. „Was liegt daran!" sagte er. „Wir bauen ein neues Haus!" „Natürlich!" erwiderte fröhlich Wladislav, und seine Augen wurden groß und leuchtend, und sein Mund verzog sich grinsend bis zu den Ohren. „Natürlich bauen wir ein neues Haus! Ach Gott, was liegt daran! Natürlich bauen wir ein neues!"

Das Haus war bis auf den letzten Stein verfallen und bis auf den letzten Balken verbrannt und verkohlt. Man zweifelte nicht daran, daß jener Fremde mit den roten Haaren, der so erschreckend viel gegessen und immer ein Dröhnen um sich verbreitet hatte, allen Menschen, die ihm begegneten, gruselig sein mußte und, wie er aufgetaucht, so plötzlich auch verschwunden war, aus Rache oder bösem Trieb, unheimliches

Wesen zu unheimlicher Tat gestaltend, diesen Brand verursacht hatte. Als das Feuer ausgebrochen war, hatte man ihn zum letztenmal gesehen; er war aus dem Haus getreten und seitdem verschwunden. Auch in der Umgebung sah ihn niemand mehr. Er blieb unauffindbar und ungestraft.

Das nächste Jahr ging dahin, während an Stelle des niedergebrannten Hauses ein neues, größeres und prächtigeres gebaut wurde. Graf Wratislav widmete sich mit vieler Freude der Aufsicht dieser Arbeit. Er ließ seine ältesten Wälder ausroden und kostbare Steine aus dem Süden kommen. Alle Kräfte mußten dem Bau zur Verfügung stehen, und der berühmteste Baumeister seiner Zeit leitete ihn. Auch Wladislavs Sorgen galten dem neuen Haus, und all seine Gedanken richteten sich dahin. Er durchwachte viele Nächte mit dem Grafen, und sie verbrachten die Zeit damit, Pläne zu entwerfen oder sich das Haus, so wie es werden sollte, mit allen Schönheiten und Nützlichkeiten vorzustellen. Auch unterstützte er Wratislav mit Aufsicht der Arbeit und mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen. In freudigem Eifer war er immer geschäftig. Fehlte etwas beim Bau, schaffte er es zur Stelle. Je mehr man seine Hilfe in Anspruch nahm, je größer seine Tätigkeit sein durfte, desto glücklicher schien er zu sein, und konnte man nicht anders seine Arbeit gebrauchen, dann behaute er die Steine oder trug die Bretter herbei. In all der Zeit erglänzte sein Gesicht in glücklicher Zufriedenheit, denn, voller Stolz, bereitete es ihm Genugtuung und Freude, daß er für den Grafen nicht nur mit sich selbst und seinen Kräften immer bereit und tätig sein durfte, sondern auch, wie es ihm schien: als schönste Frucht seines Besitzes, mit diesem oder jenem aushelfen und, immer beschenkt vom Grafen, auch nun dem Grafen schenken zu dürfen. Gedankenlos nahms Wratislav hin. Sah man den Vorrat an Holz zu Ende gehen und stands bevor, weil aus des Grafen Wäldern schon alle starken Stämme geholt worden waren, daß man die Arbeit würde unterbrechen müssen, dann führte Wladislav seine Bauern in einen seiner Wälder, ließ die ältesten Bäume nieder-

hauen, und ehe es der Graf noch überlegt hatte, wurden ihm schon die frischgefällten Stämme zugetragen. Seine Neugier und fröhliche Spannung wuchsen immer mehr. Seine größte Sorge war es und wäre sein größter Kummer gewesen, wenn aus irgend einem Grunde der Gang der Arbeit sich verlangsamt hätte, und je mehr sich das Haus gestaltete, und als schon die Mauern standen und das Gebälk des Daches über sie gelegt war, eiferte er mit umso größerer Hast alle zu schnellem Fleiße an. Schon am ersten Tag hatte er alle Arbeiter aus seinem Haus und von seinen Feldern auf des Grafen Hof zum neuen Bau hingejagt. Getreide, schon gemäht, noch nicht nach Hause geführt, blieb draußen liegen, wurde vom Regen durchnäßt und verfaulte auf den Feldern. In diesem Winter wurden die Äcker nicht umgepflügt und im Frühling kaum gesät. Sowohl Wratislavs wie seines Dieners Felder lagen verwüstet und die Wälder waren ausgerodet, doch beide achteten nicht darauf, denn im nächsten Jahr, meinten sie, müßte das Land, nun ausgeruht, doppelt tragen, und in zehn Jahren, wo jetzt Lichtung wäre, neuer frischer Wald gewachsen sein.

Da der Graf und sein Diener, ihrer freudigen Arbeitslust folgend, mit ihrem eigenen Eifer und auf jede Art die Ausführung des Hauses beschleunigten, da ihre Leute, zweckgemäß verteilt, hier die eine, dort die andere Arbeit taten, und während die eine an der Reihe, schon für die nächste und die folgende alles Nötige vorbereitet war, wurde nicht die Arbeitskraft auch nur eines Menschen für einen Tag, eine Stunde ungenützt gelassen. Ein Jahr nach des alten Hauses Vernichtung durch jenen geheimnisvollen Brand, angestiftet durch den, seitdem für immer verschwundenen, Fremden, stand größer und prächtiger, glänzend das neue Haus an Stelle jenes früheren. Es wurden nun, schon lange dafür bereit, die schweren Kästen und Betten, Tische und Stühle, neu gezimmert, die Gläser und silbernen Krüge, Geschirr und alles Gerät und die neuen Kleider ins Haus getragen, verteilt und an ihren Platz gestellt oder gehängt. Wladislav ging, erstaunt alles beklopfend und befühlend, durch die Räume

und stolz auf die Vornehmheit seines Herrn, freute er sich der Pracht und des Reichtums.

Als der Herbst begann, wurde unter vielem Jubel und mit großer Festlichkeit das neue Haus eingeweiht und der Graf beglückwünscht und gefeiert. Nachdem man einige Tage und Nächte gegessen und getrunken, dann einige Tage und Nächte geschlafen hatte, und als die Freude allmählich zur Gewohnheit geworden war und nun auch früheren, älteren Gewohnheiten Raum zu lassen begann, trat wiederum, wohl ein wenig verändert, der frühere Alltag ein.

*

Graf Wratislav durchquerte, seit langer Zeit zum erstenmal, sein Land, und da sich seine Gedanken wieder der Bebauung und Pflege seiner Felder zuwandten, kam ihm deren Verwüstung zum Bewußtsein und erfüllte ihn, in Erinnerung an die Blüte, in der sie gestanden hatten und wieder Blüte und reichen Ertrag als Ziel vor sich, mit Trauer. Er sah um sich und sah manchmal verfaultes Stroh, den Erdboden bedeckend, sonst nur in den zu trockenen Klumpen verhärteten Schollen die Halme des vorjährigen Getreides oder zwischen den halb verschwundenen Furchen des Pfluges Feldblumen und Unkraut. In Gedanken, wie hier, was vernachlässigt worden war, wieder gut gemacht werden könnte, betrat er Wladislavs Besitztum und sah mit um so größerer Bestürzung, daß auch dieses Land, ohne Frucht und Blüte, eine Einöde war. Hier wie dort hatte sonniges Wetter und Regen vergebens gewaltet und sinnlos die Erde beides genossen. Er war, zwischen seinen eigenen Feldern stehend, nahe daran gewesen, in Tränen auszubrechen, denn es schien ihm, als wäre niemals ein Stück Land irgend eines Menschen Besitz und dessen Bebauung nicht nur seine Freude oder sein Beruf, es schien ihm, als wäre, das Land zu pflegen, Pflicht und es nicht zu pflegen, eine Sünde; nun wurde seine Trauer noch durch das Gefühl der Schuld gegen Wladislav vertieft und durch die Qual der Frage, auf welche Art der Schaden, durch ihn angerichtet, auch durch ihn ausgeglichen werden

könnte. Er suchte Wladislav auf, fand ihn bei der Arbeit und führte ihn mit sich durch die Felder.

Wratislav begann zu sprechen. „Wie traurig sieht das Land doch aus!" Wladislav sah ihn erstaunt an, er schien sich zu wundern, daß man darüber sprechen sollte, und lachend sagte er: „Was liegt daran!"

„Wie kann ichs wieder gut machen?" sagte der Graf traurig. Wladislav riß die Augen auf. „Du hast in diesem Jahr keine Ernte, deine Wälder sind verwüstet, und deine Bauern haben für mich gearbeitet. Ich wills gar nicht zusammenzählen, was ich dir schulde, ich nehms als Ganzes hin. Nimm, da ich nichts anderes besitze, mein Land dafür!"

Wladislav blieb stehen. Es durchzuckte ihn, er setzte zu einer Bewegung mit den Händen an, er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch er fand keine Worte; er starrte nur den Grafen an, und auf seiner Stirne bildeten sich Tropfen von Schweiß. Der Graf konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Nun ja!" sagte er.

Wladislavs Brust begann sich zu heben und zu senken, seine Augen liefen verwirrt hin und her, und seinem sich verzerrenden Gesicht sah man es an, daß er vor einem Tränenausbruch stand.

„Ich behalte diesen Winkel dort", sagte der Graf, nach einer Richtung weisend, „er ist groß genug, und er genügt mir."

Noch erstarrt vor Schrecken und schon mit verschleierter Stimme, hauchte Wladislav entsetzt: „Nein!"

Beide schwiegen; Atemlosigkeit herrschte, und jeder wartete auf des anderen Worte, doch es blieb still; plötzlich aber, unvermittelt und wie von fremder Hand hinaufgeschnellt, warf sich Wladislav mit seiner ganzen Fülle in die Luft, und wieder zu Boden sinkend, trampelte er, wie manchmal Kinder es tun, heulend und schreiend auf die Erde. Er schüttelte wild seinen Kopf, die Fäuste bewegten sich schnell und immer schneller auf- und abwärts, und dazu schrie er immer nur dieselben Worte: „Ich will es nicht! Ich will es nicht!" Der Graf stand abwartend daneben. Wladislav heulte und tanzte unablässig, doch allmählich

hob er, in den Knieen ermüdet, weniger die Füße, die Fäuste liefen langsamer und blieben dann, während die Arme schlaff herunterhingen, unbewegt; er schüttelte nur noch leise den Kopf, sein Geschrei wurde zum Wimmern, und endlich blieb er, keuchend und in sich zusammenknickend, ermattet stehen.

„Ist es nicht gerecht so?" begann der Graf freundlich, „schulde ich dir denn nicht —".

Wladislav schlug fassungslos die Hände ineinander und warf den Kopf zurück. „Aber so viel!" schrie er, „aber so viel!"

„Es ist ja nichts wert," erwiderte der Graf.

„Aber so viel! aber so viel!" schrie Wladislav weiter. Er schüttelte verzweifelt den Kopf, und sein Blick war voller Entsetzen zum Himmel erhoben. „Und was werden Sie nun tun? Und wie darf ich so reich sein? Ich bin doch ein Diener! Ich bin doch nichts! Ich bin doch ein Lump! Und was werden Sie nun tun? Kein Land mehr, und Sie werden hungern müssen, und Sie werden vielleicht stehlen müssen, und Sie werden — —".

Der Graf unterbrach ihn: „Wirst du mir, wenn ich arm sein und hungern werde, nicht helfen?"

„Ja! Ja! Aber was werden Sie nun tun? Sie werden hungern müssen und vielleicht — —".

Der Graf legte die Hand auf seine Schultern. „Es wird sich zeigen", sagte er und ging weiter. Wladislav schlich neben ihm, gebückt, mit hängendem Kopf, ihn von Zeit zu Zeit, in Gedanken versunken, hin- und herbewegend. Seine Augen waren gerötet, sein Gesicht verweint, noch atmete er schwer, und er erweckte den Eindruck eines von einem Unglück für immer niedergebeugten Menschen. Plötzlich blieb er stehen; er erhob wie aus dem Traum den Kopf, legte in traurigster Ratlosigkeit die Hände ineinander, und wieder, langsam und dann schneller, verzogen sich seine Mienen zum Weinen; die Hände vors Gesicht werfend, begann er zu laufen. Er ließ Wratislav hinter sich, und aufschluchzend stampfte er davon.

Von diesem Tage an war Wladislav anders. Nachdenklich, in mürrischer Versunkenheit, schien er von einer Sorge gequält zu sein. Den Blick zu Boden gesenkt, neigte sich sein Kopf

immer nach unten, mit müdem Gang schlich er ziellos hin und her und sprach nur, wenn es notwendig war. Er hatte, als wäre er zu müde und kraftlos, um Widerstand nur versuchen zu können, geschehen lassen, was der Graf befohlen hatte, und war Herr über fast alles früher dem Grafen gehörende Land, doch kümmerte er sich um keine der vielen Angelegenheiten, und Wratislav mußte alle Befehle statt seiner erteilen und alle Arbeit für ihn tun. Die einzige Tätigkeit Wladislavs war die, den Grafen zu bedienen. Er tat es pflichteifrig und war beflissen, es an nichts fehlen zu lassen, doch immer schweigsam und, trotz sichtbarer Mühe, konnte er sich nicht dazu zwingen, in des Grafen Gesicht zu sehen oder gar freundlich zu ihm zu sprechen.

Wratislav hoffte wohl auf eine Änderung, doch Wladislav, unwandelbar in seiner Trauer, immer bedrückt von irgend einem Gedanken, blieb unverrückbar in seinem Zustand. Seine Wangen waren bleich, auch sein Bart nicht mehr so voll, die Augen bewölkt, und so schien es, als wäre er älter geworden und als wäre er, voll verlorener Hoffnungen und für die Zukunft hoffnungslos, des Lebens müde. Sah er den Grafen von weitem, wich er ihm aus, und begegnete er ihm, dann wandten sich seine Augen scheu zur Seite. Alle, die ihn kannten, bemühten sich um ihn, doch er, verhärtet und erstarrt, beantwortete alle freundlichen Worte mit mürrischem Brummen, alle Geschenke mit Gleichgültigkeit und einen Scherz oder Gelächter mit einem erstaunten und traurigen Blick.

Der Winter verging trübe und für alle verwölkt durch Wladislavs unglückliches Wesen, und auch als im Frühling ein regeres, arbeitsameres Leben begann und alles, wie die Natur, so auch die Menschen, anders wurde, blieb er dennoch unverändert und nicht nur ungetröstet, auch, wie es schien, trostlos und ohne jede Erwartung für die Zukunft, als läge alles Glück und alles Unglück und alle Bewegung, die sein Leben erfüllen könnte, schon hinter ihm. Man erzählte ihm vom Stand seiner Felder, die in diesem Jahr doppelt schnell und doppelt reich gediehen, doch, von allem unberührt, hörte er

kaum zu. Es gab keine Nachricht, die ihn froher, auch keine, die ihn noch trauriger machen konnte. Darum ließ es ihn auch gleichgültig, als eines Tages ein Teil seiner Felder, vom Hagelschlag getroffen, verwüstet wurde.

Schwer und dunkel, schnell größer werdend, wälzte sich von Osten her eine Wolke heran. Sturm begann zu wirbeln, Staub flog auf, Rauschen des Windes, die Felder neigten sich, die Bäume bogen sich, und schon stand, am Himmel ausgebreitet, die Wolke über des Grafen letzten Rest Landes und über einem Teil von Wladislavs Feldern. Dicht und laut aufschlagend, vom Boden, zurückgeworfen, wieder aufspringend, fielen die Körner. Halm um Halm wurde getroffen und geknickt. Unregelmäßig und unordentlich gemäht, lag bald alles Getreide. Nach wenigen Minuten zog, gelichtet und dünner, die Wolke, schnell kleiner werdend, westwärts weiter.

Wladislav beachtete nicht die Verwüstung seiner Felder, doch auch des Grafen Land, dessen letzter Besitz, war für dieses Jahr vernichtet und ohne Frucht und Ertrag. Er besaß nun nichts mehr, als sein Haus. Freudig hingegeben, doch ohne Freude zu stiften, lag das Land nun da, als wäre es herrenlos und er selbst, nun verarmt, wurde traurig. Wohl wurde das Haus, wie früher, reich geführt, und wann immer er sie brauchte, fand er neue Kleider und neue Vorräte, und er mußte, bedrückt von dieser Schuld und beschämt vor seinem Diener, wie er wohl wußte, als stille Geschenke Wladislavs dies alles hinnehmen, wollte er leben.

Wladislav, betroffen von dem Unglück seines Herrn, knickte noch mehr in sich ein; es schien, als wäre er kleiner geworden. Viele Stunden an jedem Tag stand er, sie betrauernd, vor den zerschlagenen Feldern. Wohl diente er Wratislav noch eifriger, als früher, er lauerte auf jede Bewegung, auf jeden Schritt, den er für den Grafen tun könnte, achtete darauf, ihm auch die kleinste Mühe zu ersparen, sorgte dafür, daß alles, was dem Grafen lieb war, im Hause geschah, daß seine Lieblingsspeisen aufgetragen wurden, daß nichts sich rührte, wenn er schlief,

fand immer neuen Zeitvertreib für ihn, doch er tat dies mit niedergeschlagenem Blick und näherte sich Wratislav, mit abgewandtem Kopf; auch entlief er manchmal, nur, um den Grafen nicht sehen zu müssen. Doch lief ihm der Graf nicht mehr, wie früher, nach, um mit ihm zu sprechen und ihn zu trösten, denn selbst zu traurig, um eines anderen Menschen Trauer aufheitern zu können, von Wladislavs Besitz lebend und zugleich von Wladislav bedient, Herr jenes Menschen, der ihn ernährte, schlossen sich, wenn er ihn sah, auch seine Lippen wehmütig, seine Blicke senkten sich und er sah aus, als wollte er sich in sich selbst verkriechen. Er mied seine Gegenwart, und war sie nicht zu umgehen, schiens eine Last für ihn zu sein; er schwieg, und versuchte er zu sprechen, klang seine Stimme heiser und belegt. Begegnete einer dem anderen, dann schlichen sie, die Augen zu Boden gerichtet, scheu aneinander vorüber, und für beide schiens leichter, miteinander zu schweigen. Beobachtete man sie, dann mußte man denken, es wären zwei Feinde oder zwei Menschen, deren jeder ein Verbrechen gegen den anderen auf dem Gewissen, darum auch des anderen Blicke fürchten müßte.

Nun geschah es noch zu des Grafen Qual, daß hie und da der oder jener, beim Bau des Hauses Wratislavs Gläubiger geworden, auf dem Hof erschien, um seine Schuld einzutreiben. Wladislav tilgte alle Schulden, doch bereitete es ihm keine Freude mehr, und Wratislav, während er nicht reicher dadurch, sein Diener aber ärmer geworden, war immer mehr in sich gekehrt und immer düsterer und schien von Zweifeln geplagt und als würde er immer über irgend ein Ding, mühsam, doch ohne zum Ziel zu kommen, nachdenken. Er wußte, daß er nicht mehr, würde er auch alles, was er noch besaß, hergeben, die Schuld gegen seinen Diener ausgleichen könnte, und doch, da er sich schämte, immer beschenkt, von einem anderen ernährt, auch nur das geringste zu besitzen, gab er Wladislav, nachdem er ihm dies alles gesagt hatte, auch seine letzten Felder, den letzten Wald und was dazu gehörte. Wladislav, so niedergedrückt, daß nichts mehr ihn niederdrücken konnte, nahms ungerührt hin,

und als der Graf geendet hatte, schlich er, wie er gekommen war, schweigend und in sich geduckt, davon.

So wars geschehen, daß des Grafen ganzer Reichtum zu Wladislav hinübergeglitten und er selbst, nun arm, gezwungen war, von seines Dieners Überfluß zu leben.

DRITTES KAPITEL

DER KAMPF

Wratislav, auch von seinem letzten Besitz befreit und dadurch von einer Qual erleichtert, schien für einige Tage heiterer geworden und wieder darauf bedacht zu sein, auch seinen Diener dem Trübsinn zu entreißen, doch schnell verfiel er selbst wieder der Trauer, denn noch immer Wladislavs Schuldner, empfing er täglich neue Geschenke, die er als solche des Mitleids ansehen mußte und die er jemals zu erwidern nicht hoffen konnte. Er sah, wie Wladislavs Reichtum langsamer, als es hätte sein müssen, anstieg, weil der Aufwand des Hauses, für ihn selbst getrieben, einen großen Teil des Ertrages verbrauchte, während er, Wladislav, der Schenkende, wie ein Bauer lebend, sich selbst immer nur als Diener betrachtete und als den Zweck seines Lebens, dem Grafen Mühe zu ersparen, jeden Tag erfreulich zu gestalten und für ihn die kleinsten, niedrigsten Dienste zu tun, als wäre er der Letzte, Ärmste und der vom Grafen Beschenkte. In sich versunken, von Zweifeln geplagt, schlich der Graf, ohne etwas zu tun, hin und her. Die beiden sprachen nicht mehr miteinander. Ihre Züge waren die der Trauer und ihre Blicke die des Schuldbewußtseins.

Endlich, der Zweifel überdrüssig und, wie es schien, mit sich im klaren, flackerte wieder Licht in des Grafen Gesicht und Leben in seinen Augen auf. Festeren Schrittes, sich um dies odes jenes kümmernd, ging er umher, seine Stimme klang voller; Atem der Regsamkeit, Rhythmus der Lebendigkeit bewegte seine Gestalt und über Nacht hatte der Schatten der Trauer sich von ihm gehoben.

Er saß in der Mitte des Saales und hatte nach seinem Diener

geschickt. Wladislav trat ein, und traurigen Tones begann der Graf zu sprechen:

„Wladislav", sagte er, „du weißt es, daß ich dir immer gut, mehr als das: daß ich dir immer Freund war. Wohl konnte ich deine Dienste so, wie es gerecht gewesen wäre, nicht belohnen, doch es zu tun, war immer mein Wunsch, und ich habe getan, was in meinen Kräften stand. Nun aber steht nichts mehr in meinen Kräften — ich bin arm! Das Unglück hat mich verfolgt, und ich besitze nichts mehr als dieses Haus — wer aber kanns brauchen inmitten von fremdem Land? — Was soll ich tun? Wie soll ich leben? Ach, hilf mir, Wladislav! Ich müßte, wenn du mir nicht hilfst, verhungern oder gar stehlen! Du bist reich — beweise mir deine Freundschaft, hilf mir und nimm mich, nimm mich als deinen Diener auf!"

Der Graf legte bittend die Hände ineinander und schaute demütig zu Wladislav auf. Der hatte den Kopf erhoben und, seit langer Zeit zum erstenmal, lachte er. Belustigt schaute er in des Grafen Gesicht, in der Erwartung, auch dort ein Lachen zu sehen; doch fand er nur Ernst. Er versuchte nochmals zu lächeln, doch ohne daß es ihm gelang; er wurde verlegen, denn es mißfiel ihm, diesen, wies ihm schien, unheimlichen Scherz zu lange auszuspinnen. In des Grafen Zügen, die er mißbilligend betrachtete, änderte sich nichts, und er schüttelte erstaunt, ja besorgt, den Kopf und verließ nach einer wegwerfenden Handbewegung, unfreundlich etwas brummend, das Zimmer. Am Nachmittag trug er, wie er es zweimal täglich zu tun pflegte, auf einem großen Brett die Schüsseln, mit Speisen gefüllt, zur Mahlzeit in den Saal. Er brachte täglich die Schüsseln auf ihren Platz und stellte sich selbst dann zur rechten Seite des Tisches hinter den Stuhl, auf dem der Graf zu sitzen pflegte — diesmal aber, als er den Saal betrat, war der Tisch zur Mahlzeit schon bereitet, mit Speisen bestellt, und zu seiner linken Seite hinter dem Stuhl, jenem Platz gegenüber, den Wladislav immer eingenommen hatte, stand, in der Haltung des Dieners, Graf Wratislav.

Wladislav, in der Tür erstarrend, blieb stehen. Der Graf

rührte sich nicht. Wladislav, regungslos, als wäre er zu Stein geworden, betrachtete ihn wie eine Erscheinung aus fremder Welt und dann, wie allmählich aus einer Ohnmacht erwachend, sah er staunend und die Stirne runzelnd um sich und sah in des Grafen Gesicht. Er senkte den Kopf, legte die Hand auf die Stirn und schloß die Augen; er schien, sich zum Erwachen zwingend, mühsam und wie unter einem Krampf nachzudenken und plötzlich sich besinnend, ging er schnell und festen Schrittes zum Tisch hin, stellte die Schüsseln nieder und sich selbst, wie immer, hinter seinen Stuhl, blieb stehen und wartete. Die beiden standen, jeder den leeren Stuhl vor sich, einander gegenüber.

Der Graf erhob einigemale erstaunt den Blick zu Wladislav; einige Zeit verging, dann hob er langsam die Hand und wies einladend auf den leeren Platz vor sich. Wladislav, ebenfalls die Hand hebend, ahmte die Bewegung nach. So geschah es noch öfter, von Zeit zu Zeit. — Geduldig und unbeirrt stand der Graf in dienstbereiter Stellung, hie und da durch einen Blick oder durch eine höfliche, diskrete Bewegung Wladislav zum Beginn der Mahlzeit auffordernd. Der, dem Grafen in allem nachahmend, versuchte wohl die gleiche Höflichkeit und Zurückhaltung der Bewegungen, konnte aber nicht verhindern, durch deren ungewollte Heftigkeit seine Ungeduld zu verraten. Die Zeit verging, und beide waren schon, von einem Fuß auf den andern tretend, wohl ermüdet. Wladislavs Blicke strahlten Zorn hinüber, doch der Graf, sie nicht beachtend, blieb wie zuvor. Nach einer Weile hob er ganz leise eine Schüssel, auf der ein gebratener Hase lag, wie um ihn Wladislav zu zeigen und dadurch anzupreisen. Wladislav entriß, um dasselbe zu tun, mit kurzem Stoß dem Grafen die Schüssel, hob sie dann, wie dieser, zart, dem Grafen zu, in die Höhe, und ließ sie dann, seine Ruhe kaum mehr bewahrend, niederfallen. Sein Gesicht zuckte; von Zeit zu Zeit verzog es sich; die Brauen schoben sich, die Stirne in Falten legend, nach oben, der Mund, zur Seite verzerrt, öffnete sich ein wenig, die Augen hatten einen verzweifelten Ausdruck, und es sah aus,

als wollte er weinen, doch die Fäuste ballend, brachte er das Gesicht wieder zur Ruhe. Der Graf schien Wladislavs Empörung nicht zu bemerken und stand bewegungslos, wohl nicht mehr in der Erwartung, Wladislav bedienen zu dürfen und doch, um seine Pflicht zu erfüllen. Er war ein wenig zusammengeknickt und schaute geistesabwesend vor sich hin; seine Haltung wurde schlaffer. Wladislav aber wurde durch Aufregung wach gehalten. In flehender Verzweiflung sah er, während er sich bemühte, durch Bewegungen oder leise Geräusche, die er mit dem Stuhl entstehen ließ, Wratislavs Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, zum Grafen hinüber; immer öfter entstellte sich sein Gesicht, und immer schwerer konnte er dessen Muskeln beherrschen. Nun war schon lange Zeit vergangen. Wladislav seufzte unglücklich auf, der Graf hob den Kopf und es kam, daß sie einander lange ansahen; der Graf teils gleichgiltig, teils erstaunt, Wladislav vorwurfsvoll und haßerfüllt; dann blickte der Graf wieder nach unten und Wladislav, wie in verzweifeltem Gebet, nach oben. Er betrachtete lange den Grafen, der bewegungslos zu Boden schaute, mit traurigen und fragenden Augen, dann endlich aber rührte sich seine ganze Gestalt; er hob den Stuhl, der vor ihm stand, in die Höhe und stieß ihn krachend wieder zur Erde, dann verließ er, Gang und Gestalt vom Jammer verzerrt, den Saal.

Der Graf hatte erschrocken aufgeschaut, nun blieb er noch eine kurze Weile stehen und ging in jenes Zimmer, in dem das Gesinde zu essen pflegte. Dort saß schon Wladislav auf seinem Platz, das Gesicht noch voller Wut und Trotz, mit kurzen heftigen Stößen die Bissen zum Munde führend. Wratislav setzte sich ihm gegenüber und aß. Sie schwiegen.

Am Abend wiederholte sich der gleiche Vorgang. Diesmal hatte wohl Wladislav, sich beeilend, als erster den Tisch zur Mahlzeit vorbereitet und als erster stand er auf seinem Platz, doch dann kam Wratislav, schaute erstaunt auf Wladislav hin, stellte das Geschirr auf den Tisch und sich hinter den Stuhl.

Des Grafen Geduld kämpfte mit Wladislavs Wut, und seine Gelassenheit blieb standhaft gegen seines Dieners manchmal

bittende und verzweifelte, manchmal zornsprühende Blicke. Mit größerem Trotz blieb Wladislav diesmal länger stehen. Die gleichen Bewegungen wurden von beiden wieder stumm vollführt, und als die Zeit dahin gelangt war, befiel die gleiche Erschlaffung den Grafen, während Wladislavs innere Wallung sich immer deutlicher in seinen Gebärden und seinen Zügen aussprach. Beide taten dasselbe: sie standen auf ihrem Platz, doch der eine in passiver Stärke, der andere in aktiver Kampflust, und an des Grafen durch nichts zu erschütterndem Gleichmut scheiterte Wladislavs Wildheit und Trotz. Nachdem lange Zeit vergangen war, schien er, vom Zorn innerlich geschwächt, unter seiner Verzweiflung zusammenzubrechen: er knickte in sich ein, drehte sich um und schlich davon.

Wratislav hatte für seinen Diener, ohne daß dieser es gewußt hätte, in ein großes, lichtes Zimmer seines Hauses ein neues, breites Bett bringen und in diesem Zimmer auch sonst Möbel, ähnlich jenen, die er selbst benützt hatte, aufstellen lassen. Neben dieses Bett stellte sich nun, da es schon spät war, in der Erwartung, daß Wladislav bald müde werden und sich zur Ruhe legen würde, Graf Wratislav und wartete, um jenem dann, käme er, beim Auskleiden behilflich zu sein. So hatte auch Wladislav es immer getan, und auch heute, wie immer, stellte er sich neben das Bett des Grafen, bereit, ihn zu bedienen. Sie standen in gleicher Geduld in der Nacht, wie am Tage. Da kein Geräusch mehr im Hause zu hören war und Wladislav auch nicht wußte, was der Graf, jetzt noch wachend, anderes tun könnte, schien er bald des Grafen Tätigkeit und Plan erraten zu haben, denn die gleichen Merkmale seines Jammers, wie am Tage und Abend, tauchten auch nun in Gestalt und Gesicht auf, doch, unbeobachtet und wie er den Grafen betrachtete: ohne Gegner und also ohne Anlaß, Stolz zu zeigen, gab er sich in Augenblicken des Erwachens aus seinem Staunen und Brüten offener seinem Schmerze hin.

Einige Stunden waren vergangen und beide kamen, Wladislav voll Ungeduld, Wratislav in ruhiger Gelassenheit, auf den Gedanken, nach dem anderen zu sehen. Sie verließen ihren

Platz und, leise, vorsichtig auf den Fußspitzen gehend, das Zimmer und näherten sich schleichend jenem zweiten, in dem einer den anderen vermutete. In der Mitte des Weges begegneten sie einander. Sie erkannten die gegenseitige Absicht, blieben stehen, sahen einen Augenblick jeder dem anderen ins Gesicht, drehten sich wieder um und gingen auf ihren Platz. So geschah es noch ein zweites Mal.

Die Nacht verging, und als schon der erste Beginn des Tages durch die Fenster leuchtete, sank jeder der beiden, ermüdet vom Wachen und Warten, schon willenlos durch die Ermüdung, auf das Bett des anderen nieder. Sie kämpften gegen den Schlaf, und bei jedem Ton, den vielleicht der Wind verursacht hatte, zuckten sie in der Erwartung, der andere könnte doch noch kommen, zusammen, hoben den Körper ein wenig und sahen erschreckt und angstvoll auf das zerdrückte Bett; und als sie allmählich der Bewußtlosigkeit verfielen und ihre Augen sich schlossen, glätteten noch immer ihre Hände, schuldbewußt und unermüdlich, die zerknüllten Tücher und Decken. Endlich, als schon die ersten Geräusche im Hause hörbar wurden, ergaben sie sich und schliefen.

Am nächsten Tag schien Wladislav sich in einer Betäubung zu befinden.

Wratislav war fröhlich aus dem Bett gesprungen und, immer leise Melodien pfeifend oder summend, schien er sich aller Menschen und Dinge zu freuen. Wohl immer Wladislavs Befehle erwartend, bereit, ihnen zu folgen, nur ihnen, würden sie ausgesprochen, verpflichtet, doch ohne daß er irgend welche zu hören bekam, ging er unbeschäftigt, sorgenlos und unbedrückt umher. Er war nur am Morgen nach dem Erwachen in jenes Zimmer, in dem Wladislav die Nacht verbracht hatte, geeilt, um ihm beim Ankleiden behilflich zu sein und nach seinen Wünschen zu fragen, doch hatte es Wladislav schon verlassen und war nirgendwo auffindbar; dann hatte er schnell, sich Wladislavs Gewohnheiten anpassend, dies oder jenes zu dessen Bequemlichkeit vorbereitet und später, am Nachmittag zur gewohnten Stunde, den Tisch für die Mahlzeit gedeckt,

die Speisen gebracht und gewartet. Doch, da Wladislav nicht kam und er auch wußte, daß dieser den Hof verlassen hatte, trug er bald die Schüsseln wieder ab, ging vor das Tor des Hofes, legte sich dort, behaglich die Glieder reckend, in den Sonnenschein, um seines Herrn Rückkunft zu erwarten und so, käme er, gleich für dessen Bedienung zur Verfügung zu sein.

Wladislav kam erst am Abend zurück. Während Wratislav sich vors Tor legte, stand er mitten in einem Feld und schien, den Kopf gesenkt und mit der Hand in schwerem Nachdenken über die Stirne streichend, von einem Problem besessen zu sein. Er hatte nur wenige Stunden geschlafen und war dann, noch unausgeruht, erwacht, sofort sich einer Sorge erinnernd und von einem Gedanken bedrückt, der zu Ende gedacht sein mußte. Grübelnd betrat er den Hof und blieb stehen. Manchmal murmelte er etwas, und von Zeit zu Zeit sprach er irgend ein Wort, ohne daß er es wußte, laut aus. Man konnte, hörte man im Vorbeigehen diese Worte, erraten, daß er über den Grafen und über dessen wunderbares Verhalten nachdachte; er schien nicht im klaren zu sein, ob dies alles ein Scherz, ob es ein Spiel, teuflisch erfunden, um ihn zu quälen, oder ob es Wahnsinn des Grafen sei. Er stand in Gedanken versunken bald da und bald dort, schwerfällig von einem Platz zum anderen schleichend, immer jemandem im Wege und nicht beachtend, was um ihn vorging. Von vielem gestört, von Fragen, die an ihn gerichtet waren, von Zurufen, vom Lärm der Arbeit und vom Gespräch der ihn umgebenden Menschen, fand er nicht die Ruhe, die er für seine alles Andere, als ihren Gegenstand vergessende Nachdenklichkeit zu brauchen schien; er verließ den Hof und ging ins Freie. Dort stand er hier und dort im Felde und gab sich weiter und unablässig seiner Versunkenheit hin. Endlich, als er, aus dem Gefängnis seiner Gedanken befreit, zur Besinnung erwachte und um sich sah, war es Abend. Er spürte wieder sich und seinen Körper, und da er hungrig war, kehrte er um und wandte sich dem Hofe zu. Als er sich näherte, lag Wratislav vor dem Tore, doch sprang er, sobald er Wladislav erkannt hatte, hastig vom Boden auf

und erwartete ihn in devoter Haltung des Dieners. Zugleich trat er einen Schritt zurück, gleichsam aus Ehrerbietung, um jenem mehr Raum zu geben und ihn so an sich vorbeigehen zu lassen, den Augenblick erwartend, in dem Wladislav nahe genug gekommen wäre, um gegrüßt zu werden. Wladislav blieb stehen; er erkannte des Grafen Absicht und nach einer Sekunde des Überlegens drehte er sich um und ging, ein höhnisches Lächeln der Überlegenheit in seinen Zügen, wieder hinaus ins Freie. Wratislav legte sich wieder zu Boden.

Vom Hunger getrieben, den Tag über ohne Speise und Trank, kehrte Wladislav nach einer halben Stunde zurück; da es dunkel geworden war, mußte er nahe herankommen, bis beide einander sichtbar werden konnten: der Graf, jetzt in der einen Hand ein Stück gebratenes Fleisch, in der anderen ein Stück Brot, nun aber beides neben sich legend, erhob sich, Wladislav aber wandte sich, diesmal ohne erst stehen zu bleiben, im selben Augenblick in zorniger Bewegung, mit dem Fuß aufstampfend, alle Zeichen der Wut an seinem Körper, nochmals um und lief davon. Der Hunger quälte ihn, er fühlte, wie Schwäche ihn überkam, und er lief, um nicht gesehen zu werden, in weitem Bogen nach rechts und kam so an die seitliche Mauer des Hofes. Er überkletterte sie, eilte ins Haus und stillte seinen Hunger.

Wratislav verbrachte den größten Teil der Nacht im Freien, erst spät, bevor der Morgen begann, schlich er ins Haus, horchte an Wladislavs Zimmer nach dessen Atemzügen, fand es leer und betrat es, um zu warten. Wladislav stand schon, seitdem er das Haus erreicht und sich gesättigt hatte, in des Grafen Zimmer. An seinen Gebärden wars zu erkennen, daß sein Brüten ans Ende gekommen war: vom Druck der Gedanken, von der Spannung seines Zweifels befreit, hatte er mit jenen das Resultat gefunden; nun aber schien er einer neuen Qual preisgegeben: dies Resultat vor sich sehen zu müssen. Er schien eingesehen zu haben, daß des Grafen wunderliches Benehmen weder ein Spiel, wie er es gehofft, noch ein Scherz sein konnte, sondern Ernst der wirklichen Bereitschaft, von nun an nichts anderes zu sein, als des anderen Diener, Er wand sich, einmal im Zorn,

einmal im Schmerz; doch als es Tag wurde, schien es so, als hätte er alle Ausbrüche seiner Empörung überwunden: er stand breitspurig im Zimmer. Trotz in seiner Gestalt, Kampflust in seinen Zügen, die Faust geballt und erhoben.

Als am Morgen die Stunde dafür gekommen war, ging Wladislav zielbewußt und energischen Schrittes hinüber in jenes Zimmer, in dem Wratislav halb angekleidet neben dem Bett stand, auf das er am frühen Morgen zu kurzem Schlaf niedergesunken war. Wladislav sah aus, als hätte er den festen Willen, sich durch nichts beirren zu lassen. Nach höflichem, aber trotzigem Gruß schickte er sich an, dem Grafen beim Ankleiden behilflich zu sein; ohne auch nur ein Wort zu sagen, begann er damit. Er nahm einen Stiefel, der mitten im Zimmer stand, ging zum Grafen hin, kniete auf einen Fuß nieder und hielt ihm den offenen Schaft entgegen, so daß jener, hätte er gewollt, nur hätte hineinzuschlüpfen brauchen. Wratislav tat so, als sähe er es nicht, ging hinaus und holte, da Wladislav auch die seinen noch nicht an den Füßen hatte, dessen Stiefelpaar, kniete selbst vor dem knieenden Wladislav nieder und hielt ihm dessen Stiefel entgegen; so hatte jeder vor seinem Gesicht die Öffnung seines Stiefels. Wladislav runzelte einen Augenblick die Stirn, dann aber schob er mit befehlender Geste den Stiefel näher an den Grafen heran; der tat dasselbe; Wladislav versuchte nun, ihn über den auf der Erde stehenden Fuß zu ziehen, da es aber nicht gelingen konnte, hob er mit der einen Hand den Fuß des Grafen; der aber tat wiederum dasselbe und hob Wladislavs Fuß; Wladislav zog des anderen Fuß zu sich heran, der Graf tats auch; zugleich aber versuchten beide, sich einander zu entziehen, und es kam bald so, daß sie einander hin- und herzogen, dann einer den anderen durchs Zimmer zerrte und schleifte und schließlich Arme und Beine ineinander verwickelt, das Gesicht des einen bei den Füßen des anderen, sich auf der Erde wälzten. Wladislav, als der Stärkere, hätte zuerst sein Ziel erreicht, doch da entriß sich ihm der Graf und schlüpfte, um ihm zuvorzukommen, so schnell, als er nur konnte, in seine Stiefel. Wladislav stand langsam auf und mußte zusehen, dann

fragte er, in einem Ton, als sollte dies die Rache sein, nach des Grafen Befehlen. Der aber schrie voller Wut, mit der Hand nach der Tür weisend und in befehlendem Ton: „Nichts!" Wladislav verließ das Zimmer, kaum aber war er ins andere gekommen, erschien dort im Rahmen der Tür Wratislav, um des anderen Befehle entgegen zu nehmen; so, wie jener es getan, schrie Wladislav laut und in glühendem Zorn: „Nichts!" Zugleich deutete er befehlend nach der Tür, und Wratislav verschwand.

So begann für beide nun ein widernatürliches Leben. Von ihrem Willen nicht abweichend und ihn täglich und stündlich zum Trotz erhärtend und diesen Trotz, gereizt durch den Widerstand des anderen und erzürnt über die eigene Unzulänglichkeit, zur Verbissenheit steigernd, konnte keiner hoffen, den anderen zur Nachgiebigkeit zu zwingen; und doch unablässig zu diesem Ziel hinstrebend und unbeirrt in ihren Bemühungen, es zu erreichen, wichen sie einander nicht aus: einer suchte den andern und versäumte keine Gelegenheit, durch eine Handlung, durch eine Bewegung oder nur durch den Gruß zu zeigen und zu beweisen, daß er auf seinem Recht bestehe, sich für des anderen Diener zu halten, daß er gesonnen sei, die Konsequenzen dessen bis ins letzte zu verfolgen. Ihre Gedanken waren davon in Anspruch genommen und ihre Zeit davon beherrscht. Sie vernachlässigten ihre Arbeit und alle Dinge und Tätigkeiten, denen sie sich zu ihrer Freude hingegeben hatten. Ihre frühere Art, Tag und Nacht zu verbringen, wurde gestürzt, und eine neue Art begann: sinnlos, dem Streit gewidmet, ermüdend und erzürnend.

Ihr Leben war in allem gestört. Nichts, was sie begannen, konnten sie ausführen, weil überall der Kampf sich einschlich und Schranken auf den Weg jeder Tätigkeit legte und, was sie taten, geschah für den Streit. Sie blieben immer stumm, und da ihr Zorn keinen Ausweg in Worten fand, entlud er sich in ihrer Beharrlichkeit, ihrem Trotz und in der Wildheit ihrer Blicke. Beider Kampflust erhöhte sich gleichmässig, und da des einen immer wachsende Wut gegen die immer wachsende Härte

des anderen vergebens anrennen mußte, stieg beider Trotz zu steinharter Verbissenheit an, beider Zorn zu verzehrender Größe, der in dieser unentschiedenen Art kein Genüge finden konnte und eines Tages andere Wege zu seiner Entladung suchen mußte, als es die bisherigen waren, und eine Katastrophe schien unvermeidlich.

Beide standen einen großen Teil des Tages und der Nacht irgendwo und warteten darauf, den anderen zu bedienen oder auch nur mit betonter Höflichkeit zu grüßen. Mit Absicht kreuzte einer dem anderen den Weg, um ihm dann, wenn sichs ergab, mit besonderer Ehrerbietung auszuweichen. Manchmal stellte sich einer der beiden, den Blicken der Vorbeigehenden verborgen, hinter eine Mauer oder eine Hecke; näherte sich, nichts ahnend, der zweite, dann sprang jener erste plötzlich aus seinem Versteck hervor, verneigte sich bis zur Erde, und ehe der andere sich besinnen und Anstalten treffen konnte, seinerseits mit doppelter Ehrfurcht den versäumten Gruß nachzuholen, hatte er ihm schon den Rücken gekehrt und lief, für einige Augenblicke erfreut über diesen Sieg, davon. Selbst immer Pläne schmiedend, Überfälle planend und vom Siege träumend, mußte jeder sich in jedem Augenblick vor Überfällen des anderen fürchten: vor einem geleisteten Dienst, einer Höflichkeit oder ehrerbietigem Gruß.

Beider Gesicht war magerer geworden, beider Wangen waren bleich; die Augen glänzten wie im Fieber. Ermüdet und übernächtig, hielt nur ihr Zorn und Wille sie aufrecht. Von der Apathie der Ermattung befallen, vom Fanatismus des Streites verzehrt, war ihr Kopf auf die Brust und ihr Körper in sich zusammengesunken, die Glieder schlaff, der Gang war schleppend und ihr Gebaren voller Müdigkeit und Trauer. Kleidete sich einer an, gleich war der andere, um zu helfen, da; wenn er aß, war jener zur Stelle; wollte er arbeiten, erlaubte es der andere nicht; machte einer, als Diener, dem anderen den Vorschlag, dies oder jenes zu seinem Vergnügen zu tun, hörte es der andere als Diener und nahm die Worte als Befehl. So kam es, daß sie auch einmal an den Fluß gingen, um zu angeln;

jeder trug das Fischgerät des anderen, und als sie an die Stelle kamen, warfen beide sich zu Boden, kratzten die Erde auf und hielten dann, einer dem anderen, zwischen Zeigefinger und Daumen, einen Regenwurm entgegen; so standen sie einander gegenüber, während sich der Wurm um die Finger ringelte, und während von Zeit zu Zeit ein großer, dicker Fisch, an der Oberfläche des Wassers erscheinend, sich beiden zeigte; sie wiesen zuerst leise, dann voller Wut, mit Blicken und Zwinkern der Augen einander einladend, hin, während der Fisch langsam in der Tiefe verschwand. — Wollte der eine sich zur Ruhe legen, dann bereitete der andere ihm das Bett, und er verzichtete auf den Schlaf; war der eine in den Feldern gegangen und kam zurück, dann lag der andere vor dem Tor, und jener konnte nicht nach Hause kommen; wollte er irgendwo draußen nach der Arbeit sehen, folgte ihm der andere, um ihm ehrerbietig Auskunft und Rechenschaft zu geben, und er ließ auch das.

So war, was sie taten, Karikatur, und so blieb, was sie begannen, immer Fragment. Des einen wie des anderen glühendster Wunsch war, dem anderen Mühe zu sparen, dem anderen Freude zu schaffen, dem anderen Hilfe zu sein — unzähligemal bot jeder sich dem anderen an, unzähligemal wehrte jeder ab. So verging die Zeit und sie lebten so, einer des anderen Diener, keiner des anderen Herr.

Doch ihre Augen blitzten schon, des Streites müde und doch noch voll ihm hingegeben, bedrückt von der Last ihrer Sehnsucht und wieder aufgehoben, erschlafft an Kräften, ungepflegt an Körper und Kleidung, schlichen sie, bedauernswerte Gestalten, schattenhaft im Hofe hin und her und wußten nicht, in welchen Winkel sie sich, um aufzuatmen, zur Ruhe niederlegen sollten.

Eines Tages fragte Wladislav den Grafen — vielleicht, um durch die Art, mit der er es tat, sich wieder als Diener präsentieren zu können, vielleicht, um dem Grafen, vielleicht, um sich selbst Ablenkung in der Öde der Untätigkeit zu verschaffen — er fragte ihn, obs ihm nicht Freude bereiten würde, an einem der nächsten Tage in den Wäldern zu jagen. Graf

Wratislav nahms, wie immer in solchen Fällen, nicht als Einladung, vielmehr als Befehl und, selbst im Tone des Dieners sprechend, schlug er, in der Meinung, es würde Wladislav Vergnügen bereiten, gleich den Morgen des nächsten Tages vor. Wladislav, nun seinerseits sich verneigend, nahm diese Weisung entgegen.

So gingen sie, wies natürlich war: jeder die Flinte des anderen tragend, am nächsten Morgen, um im Süden, in den Wäldern zu jagen. Kaum aber hatten sie den Hof verlassen, vermißte Wladislav den Grafen neben sich; er suchte und fand ihn hinter sich. So war er selbst immer, wie sichs gehörte, hinter dem Grafen gegangen, um nie den Anschein zu erwecken, als wollte er sich seinem Herrn gleichstellen. Nun sich umwendend, sah er den Grafen einen Augenblick prüfend an, als wollte er erfahren, ob sein Zurückbleiben diesmal Absicht oder Zufall wäre. Er kehrte ihm wieder den Rücken und blieb stehen — hinter ihm erstarben die Schritte, er ging weiter, und sie erklangen wieder. Da sprang Wladislav, ohne sich zu besinnen, ohne sich erst umzudrehen, schnell zwei Schritte rückwärts und kam so seinerseits hinter den Grafen; der antwortete auf gleiche Art und hüpfte selbst zwei Schritte zurück; Wladislav wiederholte den Sprung und der Graf den seinen und dann Wladislav und dann der Graf, und so geschah es noch einigemal, und sie waren wieder im Hofe, von wo sie ausgegangen waren; sie schienen ermüdet von dieser ungewohnten Art, sich zu bewegen und von der sich steigernden Hast, mit der sie es taten, der Atem ging schwerer, doch keiner gesonnen, nachzugeben, blieb keiner stehen; sie setzten quer durch den Hof ihren Lauf fort und sprangen, immer rückwärts, ohne sich umzudrehen, durchs andere Tor wieder hinaus.

Immer schneller gingen die Sprünge. Jeder spannte seine Kräfte an, als wäre es in einem großen Kampf Entscheidung, als hinge Unerhörtes von diesem Wettlauf ab. Das Gesicht war verzerrt, der Mund geöffnet, in vielen Strömen floß der Schweiß. Sie stießen sich, um die Weite jedes einzelnen Sprunges auszudehnen, mit Kraft von der Erde ab, streckten die Beine

und warfen den Körper rückwärts, unzähligemal einander kreuzend und überholend; dann wieder, die Länge der Sprünge nicht weiter beachtend, versuchten sie, durch Schnelligkeit einander zuvorzukommen, doch immer blieben sie auf gleicher Höhe. Schon keuchten sie leise, dann lauter und grunzend, der Körper war nach vorn gebeugt, die Augen, matt und geistesabwesend, halb geschlossen, sie schienen die Beine nicht mehr strecken, kaum mehr bewegen zu können, die Sprünge wurden kürzer und langsamer. Schnaufen drang aus der Nase, Rasseln erklang in beider Kehle, sie knickten ein, und nur mit Mühe verhinderten sie es, zu Boden zu fallen; doch als hoffte jeder auf die schließliche Erschöpfung des anderen, sprangen sie weiter und setzten weiter diesen unnatürlichen Wettlauf fort. So waren sie, die nach dem Süden, in die Berge, um zu jagen, ausgegangen waren, nach Norden, in die Ebene gekommen und schleppten sich, verkrümmt, zu Tode ermattet, zwei Besessene, rückwärts durch die Landschaft. Und endlich, als hätten sie nun auch den letzten Rest ihrer Kräfte verschwendet, beherrschten sie ihre Glieder nicht mehr und, wie es schien, gegen ihren Willen, das Gesicht schweißtriefend und mit totem Ausdruck, die Augen geschlossen, nach Atem ringend, die Knie eingeknickt, den Oberkörper vornüber gebeugt, daß die Hände fast den Boden berührten, blieben sie stehen. Bejammernswerte Erscheinungen, verharrten sie in dieser Haltung.

Sie richteten sich auf. Wladislav, noch immer stöhnend, das Gesicht von Wut und Verzweiflung entstellt, sah den Grafen an. Er ballte die Fäuste und fletschte die Zähne. Er trat einen Schritt näher zum Grafen hin und streckte den Kopf vor. Seine Hände zitterten, der Atem ging wieder schwerer, und wieder hob sich seine Brust schneller und stärker. Er rückte an den Grafen heran, krächzend gab er irgend einen undeutlichen Laut von sich, und sein Gesicht verzerrte sich weiter bis zur Grausamkeit. Jammer und Haß zugleich sprach aus seinen Blicken; er schien vernichtet; und da geschahs: er riß die Augen auf, holte aus und schlug den Grafen ins Gesicht.

Als Wladislav seine Hand wieder zurückfallen lassen wollte,

erstarrte sie in der Luft. Seine Augen weiteten sich, und es schien, als erwachte er aus einem Traum. Maßlos erstaunt und ratlos blickte er um sich, er suchte nach Worten, und als er sie endlich gefunden zu haben schien und etwas sagen wollte, fand er keinen Ton und rang nach seiner Stimme. Entgeistert stand er da. Und endlich legte er beide Hände träumerisch auf sein Herz, schloß die Augen und mit zartem Lächeln sagte er: „Oh Gott! Herr Graf! Was habe ich getan! Verzeihen Sie!"

„Ich habe nichts zu verzeihen!" erwiderte der Graf. Wladislav riß die Augen auf.

„Wie?" rief er in fassungslosem Schrecken und die Hände zum Himmel erhebend: „Wie?! Sie hätten mir nichts zu verzeihen! Oh Gott!"

„Der Herr", sagte der Graf und lächelte sieghaft, „der Herr darf ja seinen Diener schlagen!"

„Wie?!" schrie Wladislav auf, „Oh Gott! Ich habe Sie geschlagen! Verzeihen Sie es mir, daß ich Sie geschlagen habe! Sie müssen mir verzeihen!"

„Sie dürfen mich doch schlagen", erwiderte der Graf.

„Nein! Das darf ich nicht! Bei Gott! das darf ich nicht! Es ist ein furchtbares Verbrechen! Verzeihen Sie mir!"

„Ich habe nichts zu verzeihen!"

„Doch! Doch!" jammerte Wladislav und rang die Hände. „Ich habe Sie doch geschlagen! Sie müssen mirs verzeihen!" Der Graf schüttelte den Kopf. Wladislav, in ratloser Verzweiflung, stampfte mit den Füßen auf der Erde und brüllte: „Verzeihen Sies mir! Ich bitte Sie darum!" Schon außer sich, faßte er den Grafen an der Schulter. Der aber schüttelte zum zweitenmal den Kopf. Wladislav rüttelte ihn hin und her, und im Takt dazu brüllend betonte er jedes Wort in befehlendem Ton: „Sie müssen mir verzeihen, daß ich Sie geschlagen habe! Ich bitte Sie darum!"

„Nein!" rief Wratislav und lachte höhnisch auf. Da schien es Wladislav zu übermannen. Er hielt im Rütteln ein und stieß den Grafen von sich. „Ha! Elender!" brüllte er: „Ich bin der Diener, und Sie müssens mir verzeihen! —" Er machte eine

Pause und hob die Fäuste: „Verzeihen Sie mir — oder —." Er wußte nicht, was er sagen sollte. Der Graf schüttelte wieder den Kopf und zeigte so, daß er ihm nicht verzeihen könnte; da faßte ihn Wladislav nochmals mit der einen Hand an der Schulter, rüttelte seinen Körper, und mit der anderen Hand schlug er den Grafen zum zweitenmal; er prügelte ihn und jeden Schlag begleitete er mit einer Silbe: „Ich will Ihnen doch zeigen, ob Sies mir verzeihen werden! Ich bin der Diener und — Sie — sind — der — Herr!"

In besinnungslosem Zorn schlug er den Grafen, bis seine Hände ermüdet von ihm abließen und dann leblos niederfielen. Keuchend, vor Empörung und Aufregung zugleich, stand er da, das Gesicht noch in der Verzerrung der Wut und starrte mit geistesabwesendem Blick den Grafen an. Plötzlich warf er beide Hände, daß sie laut aufschlugen, an die Stirne. „O Gott!" rief er, wandte sich und lief davon. Er rannte, bald die Hände vor dem Gesicht, bald mit den erhobenen Armen durch die Luft fahrend, und unnatürlich laut schluchzte und heulte er auf, daß es über die Felder weithin hallte. Sein Körper wankte und wackelte hin und her, er stolperte, fiel nieder, sprang wieder auf, blieb atemlos stehen und rannte weiter. So taumelte er wie ein Betrunkener und wie von etwas Furchtbarem gehetzt durch die Landschaft.

Wratislav war stehen geblieben. Er rieb die schmerzhaften Stellen seines Körpers, dann wandte auch er sich und mit einem Lächeln auf dem vor Zufriedenheit strahlenden Gesicht ging er nach Hause. Hungrig geworden und sich der Mahlzeit freuend, die ihn erwartete, betrat er, behaglich sich reckend und elastischen Schrittes, das Haus und das Zimmer, in dem er zu essen pflegte; doch auf der Schwelle blieb er stehen: in der Mitte des Zimmers saß schon, das Gesicht in den Händen, die Arme auf den Tisch gestützt, Wladislav einsam, ein Bild des Jammers und der Verzweiflung. Unaufhaltsam drang Schluchzen aus seiner Brust und erschüttert von seinem Schmerz, erbebte der Körper.

Des Grafen Gesicht wurde ernst; er sah nach Wladislav,

schüttelte traurig den Kopf, und in seinen Zügen spiegelte sich Mitleid. So stand er, von Wladislav unbemerkt, da, und sein Gesicht verdunkelte sich immer mehr in Trauer. Er schien zu überlegen, in Zweifeln zu sein und endlich entschloß er sich: er trat auf Wladislav zu, legte sanft die Hand auf dessen Schulter und im gütigen Ton des Mitleids: „Wladislav", sagte er, „so geht es nicht weiter!" Wladislav hob den Kopf mit seinem verweinten und unglücklichen Gesicht und sah den Grafen zuerst erstaunt und erschreckt und dann traurig an. „Nein!" sagte er und seufzte auf, „so geht es nicht weiter!" Wratislav lächelte, setzte sich dann, ihm gegenüber, an den Tisch und beide sahen lange einander an.

„Nun", begann der Graf zu sprechen, „so geht es nicht weiter — und wie soll es werden?"

„Ja, wie solls werden?" seufzte Wladislav.

„Ich bin nicht der Herr."

„Ich auch nicht!"

„Mir gehört nichts."

„Mir auch nicht!" Da blieben sie still und sahen traurig vor sich hin.

„Es wäre besser", sagte Wratislav, hob den Kopf und sah unglücklich zu Wladislav hinüber, „es wäre wahrlich besser, es gäbe gar kein Haus und keine Felder!"

„Ja! Es wäre besser!" Aus beider Brust drang schweres Seufzen, und sie verstummten wieder.

„Was aber sollen wir damit tun?" fragte der Graf in verzweifeltem Ton.

„Was wir damit tun sollen?" schrie Wladislav. „Verbrennen!" schrie er voll wilden Zornes. „Verbrennen!"

„Und wir? Wie sollten wir leben?"

„Ja! Wir —" Wladislav erschrak. „Wir werden hungern müssen!" rief er aus, „und wir werden vielleicht stehlen müssen!" Der Graf dachte nach, dann sagte er: „Nun", sagte er, „wir müßten's vielleicht nicht! Wir würden gewiß Menschen finden, die uns das Nötigste schenken."

„Ja!" rief Wladislav, „gewiß werden wir sie finden! Es gibt

so viele gute Menschen!" Von seinem Gesicht verschwand das Unglück, es heiterte sich auf, und er selbst erwachte zu neuem Leben.

„Nun", sprach der Graf weiter, „soll wirklich dies alles keinem von uns beiden gehören?"

„Keinem! Keinem von uns beiden!"

„Und was sollen wir dann tun?"

„Weg von hier! Weg von hier!"

„Wohin?"

„Gleichgültig!" rief Wladislav, „gleichgültig! Nur weg von hier! Weg von hier!" In seiner Stimme klang Hoffnung und Jubel.

„Arm? Heimatlos?"

„Ja! Arm! Heimatlos! So ziehen wir miteinander aus! Dann gibts keinen Streit und keinen Zorn mehr! Ziehen wir weg! Ziehen wir weg!"

„Und das Haus?" fragte Wratislav „und die Felder?"

„Ach! Was kümmerts uns! Die Felder verschenken wir! Und im Haus soll wohnen, wer will! Die Armen aus dem Dorf! Und die Kranken! Wer will! Ziehen wir weg!" bat er innig, die Hände kindlich ineinandergelegt, „ziehen wir weg!"

„Dann gäbe es", sagte der Graf und mildes Lächeln verklärte sein Gesicht, „dann gäbe es keinen Streit mehr und keinen Zorn!"

„Ziehen wir weg!"

„Und in Eintracht könnten wir zwei ein freundlicheres Leben führen!"

„Ziehen wir weg! Ziehen wir weg!"

Eine kurze Stille.

„Ja!" sagte der Graf. „Ziehen wir weg!"

Wladislavs Augen öffneten sich weit und über beider Gesicht breitete sich Lächeln des Glücks; die Arme auf den Tisch gelegt, Körper und Kopf zurückgebeugt, blieben sie stumm. Dann aber rührten sie sich wieder und mit leisen Bewegungen standen sie auf; beglückt, von großer Qual befreit. Sie breiteten die Arme und mit einem Aufschrei des Jubels stürzten sie einander an die Brust.

VIERTES KAPITEL

DAS DORF

Jenes Gespräch, in einem Augenblick der Verzweiflung und Trauer von Wratislav und Wladislav geführt, sein Inhalt mehr Traum als Absicht, verdichtete sich im nächsten Augenblick schon zum sicheren Plan in ihnen und am nächsten Morgen schon nach dieser Nacht begannen sie, ihn zu verwirklichen. Glücklich über ihre Rettung, der abgrundtiefen Feindschaft zu entgehen, im Jubel ihrer Versöhnung und wiedergefundenen Liebe, beeilten sie sich, um ihre neue Freundschaft zu besiegeln, daß nichts mehr ihre Eintracht stören könnte, in hastigem Eifer, alle Vorbereitungen im Haus zu treffen, die getan sein mußten, bevor sie es verlassen könnten.

Der größte Teil des Landes wurde unter die Bauern verteilt, der Rest war bestimmt, der Erhaltung des Landes zu dienen und das Haus selbst bereitet, die Kranken und Greise zu empfangen. Betten wurden gezimmert und in die Räume gebracht, Frauen bestellt und darin unterrichtet, wie sie die Kranken pflegen müßten und Zimmer eingerichtet, in denen diese Frauen wohnen sollten.

Den Tag, da sie den Ort ihres Kampfes und Hasses verlassen könnten, mit glühender Sehnsucht erwartend, ließen sie keinen Tag und keine Stunde ungenützt, und alle Kräfte mußten dienen, ihn schneller herbeizuführen. Der Garten ums Haus wurde vergrößert, mit Lauben, sonnigen Wiesen und schattigen Bäumen für die Genesenden. Wo ihre Geduld, wie sie wußten, nicht ausreichen würde, die Verwirklichung dieses oder jenes Planes abzuwarten, hinterließen sie Befehle, wie er ausgeführt werden sollte. Hastige Tätigkeit entfaltete sich überall, bewegteres Leben, von Wratislav und Wladislav geleitet, erfüllte jeden Winkel und, jede Arbeit, freudig begonnen und mit Eifer ausgeführt, war bald alles zu Ende gebracht, was man begonnen hatte. Als letztes wurde ein Zaun um den Garten geführt und vor sein Tor als Pförtner ein bärtiger Bauer gesetzt.

Alles war bereitet, und Wratislav und Wladislav sahen sich vor der Erfüllung ihres Wunsches. Bevor sie das Haus verließen, durchschritten sie dessen Räume. In einem der Zimmer, für einen Kranken hergerichtet, blieb Wratislav, aufs Bett hinschauend, in trauriger Nachdenklichkeit stehen. „Wer wird", sagte er, „wer wird in diesem Bett wohl liegen? Vielleicht ein Greis in seinen letzten Augenblicken —". Wladislav seufzte auf. „Vielleicht", fuhr der Graf fort, „ein Kind, zu Tode krank; die Mutter wird am Rand des Bettes sitzen und weinen. O Gott, vielleicht starb ihr schon ein Kind, und sie kennt den Jammer, ein Kind begraben zu müssen —". Wladislavs Augen wurden feucht, und er nickte trübsinnig mit dem Kopf. „Ja", seufzte er auf, „und vielleicht starben ihr gar schon zwei — oder noch mehr!" fügte er traurig hinzu. Er ließ unglücklich den Kopf hängen und dachte nach; ein Gedanke schien sich in ihm zu entwickeln und zu wachsen und schien ihn zu erschrecken. Seine Augen wurden immer größer, sein Gesicht verzog sich, und plötzlich die Hände vors Gesicht werfend und aufheulend — „Oder gar zwanzig!" schrie er in fassungslosem Kummer, und sein Körper erbebte. — Wratislav faßte ihn freundlich am Arm und entführte ihn.

Dann nahmen sie Abschied. Von hundert Händen gesegnet, von hundert Grüßen begleitet, zogen sie aus.

Man weiß nicht, wohin sie gingen, und in welchen Gegenden und Ländern sie ihr Leben verbrachten; auch weiß man nicht, was ihnen in diesen Jahren an Schönem oder Traurigem begegnet ist. Fragte man sie später, als sie wiedergekommen waren, was sie erlebt hätten, dann antworteten sie „Nichts", und auf die Frage, wovon sie sich ernährt hätten: sie hätten, wie sie es erwartet hatten, immer gute Menschen gefunden. Ihr Schicksal in dieser Zeit ist dunkel. Sie zogen wohl ohne Ziel und Plan von Straße auf Straße und von Ort zu Ort. Ohne Wunsch und Begierde, weil ihr einziger Wunsch, miteinander in Eintracht zu leben, in Erfüllung gegangen war, von keiner Leidenschaft gehetzt, weil ihre einzige die war, einander Freunde zu sein, mag wohl ihr Leben in ruhigem Glück vergangen sein.

Jahr um Jahr verfloß, und weder einander, noch dieses Lebens überdrüssig, setzten sies fort. Sie zählten weder Tage, noch Jahre und wurden nicht älter; ihre Haut war dunkler geworden, üppiger blühte ihr Bart, und ihre Augen, groß und klar, wie die eines Kindes, spiegelten kein Schicksal; ihr Blick, still und gelassen, war der eines Unwissenden, eines nichts Ahnenden, eines wahrhaft beruhigten Menschen. Dahingleitend auf dem Strom ihres unbewegten Daseins, durchtränkt von der Zufriedenheit, die, wie jene des Schlafes, sich selbst nicht ahnt, ließen sie sich von Ort zu Ort, von Land zu Land, von einem Jahr ins andere tragen, ihr Leben war das eines stillen Tieres oder das eines Baumes, als hätte jener Strom nicht Quelle und nicht Mündung. — So war ein Jahrzehnt vergangen, schnell sich erfüllend, reihte ein zweites sich an, und dann empfanden sie den Wunsch, ihre Heimat wieder aufzusuchen. Sie müßten wohl, wie sie meinten, nun andere Menschen und alles anders finden, als sie es verlassen hatten, und doch gaben sie ihrem Wunsche nach, fragten sich durch die Länder, bis sie nach Böhmen kamen und fanden dann den Weg nach Haus.

An einem milden Sommertag, windstill und sanft von der Sonne beschienen, näherten sie sich auf freundlichem Weg durch üppige Landschaft in stummer Erwartung dem Dorf. Niemand hatte ihre Schritte gehört, niemand sie kommen gesehen, doch wunderbar, als hätten es alle geahnt: sobald sie das Dorf erreichten, öffneten sich in allen Häusern lautlos die Türen und hervor traten, ohne Zeichen des Staunens, als Gruß nur ein strahlender Blick und liebkosendes Lächeln, die Frauen, Kinder an den Händen führend und die Männer, leuchtenden Auges. In allen Zügen spiegelte sich Glück der unwandelbaren Ruhe. Eiligen Schrittes traten sie, die Arme ihnen entgegenstreckend, auf die Wiedergekommenen zu und beide versenkten ihre Blicke in aller Augen und drückten in stummer Begrüßung aller Hände. Ohne gerufen zu sein, kamen in schnellem Lauf von den Feldern die Männer und gesellten sich zu. Keiner sagte ein Wort. Keiner suchte es, und alle fanden ihren Ausdruck im festlichen Schweigen. Still, als wäre sie entschlafen,

blieb die Landschaft und in der Landschaft die Menschen und anders, als sonst, ausdrucksvoller und mehr Gesang, lag auf der Erde das Licht. In unbewegter Luft blieb jeder Grashalm still, und in jedes Vogels Kehle erlosch der Gesang.

Wratislav und Wladislav waren auf zwei Stufen eines Hauses getreten; dort standen sie, von allen umringt, die Arme ein wenig gebreitet, den Kopf zurückgebeugt, das Gesicht von einem Lächeln der Seligkeit verklärt. Die Strahlen der Sonne fielen auf ihren Scheitel und zu ihren Füßen, freundlich lächelnd und ehrfürchtig zu ihnen aufschauend, standen die Kinder und dann strahlend die Männer und leuchtend die Frauen, mit emporgestreckten Armen. Jeder war diesem Augenblick hingegeben, irgend etwas schien vollendet zu sein. Aller Gesichter schienen verklärt, und da erhob sich brausend aus aller Menschen Brust eine Hymne, Lied und Gebet, lautlos zum Himmel. —

Wratislav und Wladislav traten von den Stufen zur Erde und gingen, während alle ihnen folgten, gemessenen Schrittes, jedes einzelne Ding besehend und jedes wiedererkennend, durchs Dorf ans andere Ende und betraten ein Haus. Dort war für ihren Empfang alles bereitet, der Tisch gedeckt, und sie setzten sich, dem Eingang gegenüber, an die längere Seite des Tisches, in die Mitte und neben sie und um sie, da nicht mehr Raum war, manche Männer. Die anderen blieben draußen und sahen freundlich durch Tür und Fenster. Die beiden, den Oberkörper zurückgebeugt und die Hände auf den Tisch gelegt, sahen lächelnd im Kreis von einem zum anderen, jeden einzelnen erkennend und jedes einzelnen wirklicher Freund. Dann aßen sie und stillten ihren Hunger.

Am nächsten Tag wurde das Schweigen gebrochen. Eine Frage erklang und freundliche Antwort. Bald hatten wieder alle ihre Stimme gefunden; jeder ihrer Blicke war Freude und jedes ihrer Worte liebkosende Freundschaft, und bald sprudelten fröhlich über ihre Lippen die Gespräche.

Wratislav und Wladislav gingen durchs Dorf. Aus einem Traum erwachend, sahen sie sich von noch traumhafterer Wirklichkeit umgeben. Jeder Mensch und jedes Ding in diesem Dorf

schien anders geworden zu sein; milder war aller Menschen Ton und sanfter ihre Gebärden, ihr Blick aus größer gewordenen Augen war voll jener Ruhe der frommen Tiere, voll jener Gelassenheit der unbesorgten Menschen. Kein Ding war so, daß es hätte übersehen werden können; jedes, bedeutsam hingestellt und sein Dasein betont, der Bach, wie er floß, der Baum, wie er da stand, war Merkmal des Ewigen.

Die beiden fragten nach diesem und jenem, nach jedes einzelnen Wohlergehen. Die Erde hatte die Arbeit leicht gemacht, der oder jener eine Frau genommen. Die Antworten und Erzählungen waren voll des Wunderbaren, denn während die beiden draußen die Jahrzehnte verbracht hatten, war über keinen der vielen, die hier lebten, in all der Zeit, ein Unglück gekommen, keiner war krank gewesen, keiner war gestorben, ja, keiner war älter geworden und aller Kräfte hatten sich verjüngt. So gab es hier Leute von unmenschlichem Alter, und sie führten das Leben von Männern, und hundertjährige Frauen hatten Kinder zur Welt gebracht. Wratislav und Wladislav, als sie dies alles hörten, hoben die Hände zum Himmel. Sie gingen hinauf zum früheren Schloß und in den Garten; sie kamen ans Tor und sahen: auf seiner Bank saß jener gelbe Pförtner noch in friedlichem Schlaf. Sein Gesicht war gerundet und hatte rote Kinderwangen, sein Haar, dicht und wild, strebte hoch in die Luft, und wie er da saß, reichte sein Bart bis zur Erde. Das Tor war von innen versperrt: mit Pflanzen, die, ohne gesät zu sein, zu wachsen pflegen und die, dicht und unentwirrbar, sich miteinander und um die Stäbe der Tür und um das Schloß geschlungen hatten, eine Mauer bildend, zäh und undurchdringlich. Sie kletterten über den Zaun und in den Garten, doch auch er war anders geworden und die Wege verschwunden. Alles war verwachsen; überall war Wiese; Chaos, reich und froh, entsproß der Erde, denn die Natur hatte sich wieder dem Willen der Menschen entzogen und ließ wieder Blüten und Grünes wachsen auf allen Wegen und in allen Winkeln. Doch inmitten dieser Wildnis ragte, man weiß nicht, von wem, rätselhaft hergestellt, aus Stein gehauen, auf einem

hergewälzten, moosbewachsenen Felsblock, als dem Postament, liebevoll von Grün umschlungen, ein Standbild auf: jenes kleine Männchen mit dem sanften Gesicht, das sich vor langer Zeit beim Grafen gezeigt hatte und so, wie es damals erschienen, war es auch hier zu sehen: der gerade herabfallende Mantel verdeckte, bis zur Erde reichend, den kleinen Körper, und das Gesicht mit den eingefallenen Wangen war vom dünnen Bärtchen umrahmt; es war von zartem Lächeln erhellt, der Kopf in milder Verklärung zurückgeneigt und die Hände, wie in großer Freude, gefühlvoll zum Himmel gestreckt.

Wratislav und Wladislav sprachen niemals und gedachten auch wohl nicht ihres zukünftigen Lebens. Sie blieben im Dorf, und es war ihre einzige Heimat. Sie zählten nicht die Jahre, abseits vom Kalender lebten sie und ließen Zeit um Zeit kommen und gehen und so, wie es an jenem Tag der Ankunft gewesen war, blieb es: die Menschen, das Leben und die Dinge, auch weiterhin ins Unendliche. Klar und großzügig war eines jeden Gesicht, denn jenseits aller menschlichen Verwirrungen lebten alle Menschen, nicht ahnend, daß etwas anders sein könnte, als es ist, und nicht Charakter spiegelte sich in ihren Zügen, sondern nur: freudige Zufriedenheit, Traum eines Daseins und Seele des Menschen. Sie gingen an die Arbeit, aßen und schliefen, doch was sie taten, war wie die Bewegung einer Pflanze im Wind oder wie das Laufen eines Tieres übers Feld. Ihr Dasein war schuldlos und einfach, wie das der Tiere und unabänderlich, wie das der Dinge. Schön und glücklich wuchsen die Kinder auf und waren nichts, als ein Stück der Natur.

Die Zeit verfloß ihnen, ohne daß sies fühlten, unübersehbar und unmeßbar; Bewußtsein des Todes war ihnen entschwunden. Wohl war manches anders geworden, doch nicht das Alter, und aller Menschen und aller Dinge Wesen blieb sich gleich. Scharen von Kindern hatten die Eltern und unzählige Enkel; die Bärte der Männer, immer wachsend, bis zur Erde reichend, bedeckten den Boden um sie, und es war das liebste Spiel der Kinder, sich auf den nachschleifenden Bart eines Mannes zu setzen und sich durchs Dorf und über die Wiesen ziehen zu

lassen; in ungeahnte Höhen wuchsen die Bäume, daß ihre Spitzen, schon unsichtbar geworden, sich im Himmel zu verlieren schienen; die Mauern standen schief, die Häuser neigten sich schwer zur Seite, doch wunderbar blieben sie stehen und stürzten nicht ein. — Das Glück über diesem Land schien ewig werden zu sollen, unwandelbar und unveränderlich. Jahrzehnt und Jahrhundert ging dahin, und es war, als wäre die Natur sich selbst untreu geworden, als wären die Menschen unsterblich, die Welt ein Idyll ohne Menschliches und Schicksal des Menschen nichts, als schlichte Freude.

Von leichtem Wind belebt rauschte dies reiche Land; voll der freudigen Farben der zahllosen Blüten im unendlichen Grün unterm Himmel, auf dem die Wölkchen einander jagten; und die unzähligen Kinderstimmen, in der Landschaft verteilt, im Grünen versteckt, tönten, und es war wie der Zusammenklang vieler Glocken unter der Erde. Der Frauen Gesicht, in ihren Zügen ein jenseitiges Lächeln, war, groß und gütig, das der heiligen Frauen, und man hätte nicht staunen dürfen, wenn diese oder jene sich eines Tages verwandelt hätte und, am Bache stehend, plötzlich eine Weide gewesen wäre, sich im Winde neigend, oder, am Fenster übers Land hinschauend, eine Taube am Fenstergesims.

Jahrhundert und Jahrhundert war vergangen, abseits von Europa, nichts ahnend von allen Geschehnissen und Umwälzungen der Welt, verstrich ihr Dasein, und das Ende des neunzehnten Jahrhunderts war gekommen. Wohl war von Zeit zu Zeit einsam irgend jemand, ein Bauer, ein Hirte, ein Gelehrter, man wußte nicht, auf welchem Wege, erschienen, doch hatte er sich, als wäre er kein Fremder, freundlich hier allem ihn Umgebendem angegliedert, war nicht Gast, sondern wie zu Hause und verschwand dann wieder; keiner aber hatte jemals den Wunsch gehabt, ja, keiner hatte den Gedanken fassen können, das Dorf zu verlassen, denn niemand ahnte jenseits des Dorfes das Dasein einer Welt. Die Straßen und Wege führten zwischen den Häusern und weiter in der Landschaft an einen Bach, einen Teich, an eine Wildnis und verloren sich dann. So gab es keine

Berührung zwischen ihnen und der übrigen Welt, und nur einmal war es geschehen, daß ein Aeroplan, übers Land hinfliegend, vom Sturm aus seiner Bahn gebracht, übers Dorf gekommen war und, sein Lenker nicht mehr Herr des Flugzeugs, hier hatte landen müssen; doch es störte sie nicht, so, wie es nichts gab, das sie stören konnte. Der Flieger und sein Begleiter hatten um sich geschaut, auf die Häuser, die Bäume, die andere Natur und die anderen Menschen und waren wieder, erstaunt und erschreckt, aufgeflogen. Im Dorf hatte sie niemand beachtet. Sie erzählten wohl, in ihre Heimat gekommen, noch ausser sich vor Verwunderung, was ihnen begegnet war, doch man glaubte ihrem Erlebnis nicht. Da es ihnen aber nicht aus den Gedanken wich und sie immer wieder davon sprachen, beschloß man, es auf seine Wahrheit zu prüfen. Sie konnten die Richtung, doch nicht die Wege weisen, und man faßte den Plan, mit Absicht das zu erreichen, was durch Zufall geschehen war: auf Aeroplanen das Dorf zu finden. Der Plan gelang, und die Wahrheit der Berichte war bestätigt. Es waren einige Herren, Gelehrte der Universität, und sie blieben einige Tage im Dorf. Sie bestaunten alles, doch sie selbst blieben unbeachtet. In gleich bleibendem Wandel lebten hier alle weiter: der oder jener Bewohner des Dorfes begegnete den Fremden, ein anderer sah in die Richtung, in der sie standen, doch, als wären ihre Sinne unempfänglich für fremde Erscheinungen, schien keiner sie wahrzunehmen.

Die Fremden wußten nicht, was sie von den Menschen und von den Dingen, die sie hier zu sehen bekamen, denken sollten. Sie suchten Erklärungen für das Unwahrscheinliche, und auf einer Wiese, in den Feldern, zwischen den Häusern stehend, sprachen sie miteinander und suchten nach den Gründen für alles Rätselhafte. Sie sahen alles an, beklopften und untersuchten vieles und notierten ihre Ergebnisse. Dann verließen sie, diesmal zu Fuß, das Dorf, indem sie den Weg, den sie zurücklegten, mit kleinen Fähnchen, die in die Erde gesteckt wurden, bezeichneten.

So, wie niemand ihr Kommen wahrgenommen hatte, konnte

auch niemand ihre Abwesenheit bemerken. Der Strom ihres Daseins blieb immer gleich und es gab nichts, das in diesen Kreis hätte eindringen können. Dies Land blieb eine Insel, unveränderlich und unberührbar. In unverwirrbarem Wandel glitten sie dahin, uralt und engelhaft, in unerschöpflicher Freude und nichts ahnend von der Welt, ahnten sie auch nicht, daß die Welt sie bestaunte. Denn jene Gelehrten hatten Berichte und Beschreibungen verfaßt, man horchte auf und schlug die Hände ineinander. Alle Zweige der Wissenschaft sahen neue Rätsel vor sich, die zu lösen nun ihre Aufgabe war, indem sie für alles die Gründe suchen und so das Unwahrscheinliche zum Wahrscheinlichen machen müßten, und sie wußten wohl, daß es ihnen gelingen würde; denn jene Zeit des unbändigen Wissensdurstes, der exakten Forschung und ihrer großen Resultate war gekommen und damit jene Zeit, in der der Mensch sich auf sich selbst besonnen und erkannt hatte, daß er, würde er nur alles geprüft und erforscht und für alle Dinge die Zusammenhänge gefunden haben, größer und übermenschlich groß werden müßte. Wohl welkte ihnen manches, während sie es prüften, unter den Händen dahin, wohl starb ihnen manches, doch war das ein Opfer, das sie erwarten durften, von den Menschen der Würde der Menschen dargebracht, und manches verstanden sie erst, nachdem sie es getötet hatten; doch so mußte es sein, so, wie man das Wesen des Menschen erst ganz versteht, wenn er, als Leiche seziert, da liegt und man alle Funktionen jeder Muskel und jeder Faser erkannt hat. Nachdem sie jedes untersucht und dafür die Ursachen erfaßt hätten, könnten sie, selbst einst den Göttern unterworfen, nun selbst Götter über der Erde werden. Die Menschen, von der Koryphäe der Wissenschaft bis zum einfachen Bürger und wäre er auch nur Verkäufer in einem Seidenladen, waren durchdrungen vom Fortschritt der Menschheit. Unendlich viel hatte man schon aufgeklärt, man arbeitete weiter, untersuchte, und so konnte man dem Augenblick entgegensehen, der wohl nicht in naher, doch auch nicht in gar zu ferner Zeit liegen konnte, wo die Menschen, auf den Gipfel

des Fortschritts gelangt, in ihrer Vollkommenheit da stehen und sich dem Himmel zeigen könnten.

Eingehüllt in die entrückte Atmosphäre, genoß das Dorf ewiges Leben auf geliebter Erde. Was Trauer im Menschen entfachen kann, blieb jenseits des Dorfes und der Tod jenseits seiner Grenzen. Kein Raum für Tränen, keiner für Begierden, kaum für Worte, nur Flug des Vogels über den Feldern, freundlicher Blick, Rauschen der Sträucher im Wind, Gesang auf abendlichen Feldern und wortlose Liebe, dies alles in endgültiger Vollendung, und über allem der Segen! Jedes Ding, eigens bestrahlt, jedes Ding, gewaltig da, schien heilig zu sein, und die Menschen, nicht weniger heilig, auf den Wiesen liegend oder, einander zulächelnd, über sie hinschwebend, schienen für immer vom Irdischen entbunden. Manchmal geschah's, daß der oder jener der Fremden mit einem Wort, mit einer Frage, sich an sie wandte, doch konnte nichts als sanftes Lächeln ihre Antwort sein. Und das geschah immer öfter, denn immer eifriger wurden die Gelehrten, und nicht nur sie, auch die Bürger kamen, das Dorf zu besehen und zu bestaunen. Man hatte längs jener Fähnchen eine Straße gebaut, um so die Reise ins Dorf zu ermöglichen, und immer lebhafter wurde der Verkehr, doch die Bewohner wußten es nicht und glitten vorüber. Professoren kamen mit einer Schar von Studenten, eine Lehrerin an der Spitze ihrer Schülerinnen, Väter, von ihrer Familie umgeben. Alles war belebt, die Wälder, in denen an Sonntagen die Mädchen auf Abwege gerieten und die Jünglinge Gedichte rezitierten, die Wiesen voll des bewegtesten Treibens und die Haine, in die an stilleren Tagen ein Selbstmörder gekommen war, um hier seine grausige Tat zu vollführen. So war auch Bewegung des Menschlichen in die Landschaft gekommen, und man hatte dem Dorf, Merkmal alles Irdischen, einen Namen gegeben.

In dieser Zeit kam auch einer der Fremden jener Art, wie sie schon früher von Zeit zu Zeit erschienen waren. Am Tage ihres Erscheinens innerlich sich wandelnd, waren sie bald, als wären sie seit jeher zugehörig, mit allem hier verschmolzen.

Diesmal wars ein Fabrikant aus irgend einer Stadt. Er war eines Tages da gewesen, war von Wratislav und Wladislav und auch von den anderen begrüßt worden und war bald ihr alter Freund. Er lebte bei den beiden und verbrachte die Tage und Nächte mit ihnen. Er spielte mit den Kindern, sprach mit den Erwachsenen, machte ihre leichte Arbeit, indem er ihnen Ratschläge gab, noch leichter, und ging mit den beiden, sich zu erfrischen und zu seiner und ihrer Freude, durch die Felder und Wiesen. Oft breitete er die Arme, atmete die Luft ein, und ein leiser Schrei der Freude erklang aus seinem Mund. Er hatte ein angenehmes, doch in nichts besonderes Gesicht, seine Züge waren regelmäßig, und über den Lippen trug er einen blonden, gestutzten Bart. Sein Wesen war zutunlich, die Kleidung bescheiden, und er war gegen alle in gleicher Weise freundlich. Er war Parfumfabrikant und seine Spezialität waren, wie er selbst sagte, Nelkenparfums.

Eines Sonntags waren die drei durch die an diesem Tage besonders belebte Landschaft gegangen und wieder ans Dorf kommend, blieb jener Fabrikant, ein wenig ermüdet, um Atem zu schöpfen, am Anfang der Dorfstraße stehen. Es war ein heißer Sommertag und viele Gäste waren gekommen. Die einen waren draußen im Freien verbreitet, während die anderen, dies oder jenes besehend und miteinander sprechend, zu Gruppen verteilt, zwischen den Häusern des Dorfes standen und gingen. Auch in dieser Straße, an deren Beginn sich die drei nun befanden, standen einige Gruppen, es waren ihrer vier, jede von ihnen durch reges Gespräch belebt. Der Fabrikant hatte sich erholt, er konnte den Weg fortsetzen, und nun gingen sie, jener in der Mitte, langsam und schweigend, weiter durch die Straße. Die erste der Gruppen, die sie im Vorbeigehen berührten, bestand aus zwei Damen. Eine der beiden sprach eben. Sie mag gegen sechzig Jahre alt gewesen sein und hatte ein rundes Gesicht mit Backentaschen, hie und da eine braune, behaarte Warze; unter dem lose herabfallenden Kleid, weiß mit vielen lila Kreisen, das den Hals und einen Teil der Brust frei ließ, und das nur vorn von einer

Broche, ein großes Dreieck aus Emaille, auf dem lauter Quadrate gezeichnet waren, zusammengehalten wurde, wogten die aufgeschwemmten Körperformen hin und her. Die Füße steckten in schweren, wasserdichten Stiefeln, und sie schwitzte. Um den Hals hing über den Busen eine schwere, rote Korallenkette, und auch in jedem Ohrläppchen hing eine große Koralle, in Gestalt eines Tropfens. Hinter dem Ohr steckte ein Bleistift. Als die drei vorübergingen, hörte man eben die Worte, die sie sprach; es waren folgende Worte: „Geschmack ist Weltanschauung! — Nun studiere ich eben höhere Mathematik! Per aspera ad astra!" — Die drei gingen weiter, ohne die Damen zu beachten, der Fabrikant aber schüttelte, als wäre er in Nachdenken versunken, ein wenig den Kopf, doch näherten sie sich schon der zweiten Gruppe, mehreren Herren und Damen, deren eine, in einem Gespräch mit einer anderen begriffen, wohl als Antwort auf irgend welche Worte dieser anderen, eben sprach. In leichtem, hingeworfenem Ton, während sie ein wenig verächtlich den Kopf schüttelte, auf die andere niedersah und ein Lächeln des Stolzes um ihren Mund spiegelte, sagte sie: „Ach, mein Mann legt keinen Wert auf weibliche Reize!" — Auch hier gingen sie vorüber, doch nur wenige Schritte, denn dann blieb der Fabrikant stehen, und als käme er mit seinen Gedanken nicht zu Ende, legte er die Hand auf die Stirne und sah zu Boden — doch er richtete sich auf und ging weiter — an der dritten Gruppe vorbei. Da stand ein junges Mädchen mit freundlichem, blauäugigem Gesicht und reichen blonden Haaren, in schweren Zöpfen um den Kopf gelegt. Vor ihm stand ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren und schien es, laut sprechend und aufgeregt mit den Händen durch die Luft fahrend, von einer bestimmten Sache überzeugen zu wollen. Er hatte wilde, schwarze Haare, sein Gesicht war mit schwarzen Bartstoppeln und vielen Pickeln bedeckt, sein Rücken gebogen, die Kleidung unordentlich und verstaubt, und die Nase, auf der ein Zwicker saß, war gekrümmt. Er war wohl lebhaft, doch nicht schön. Seine Augen flammten, und vor des Mädchens Gesicht, das

schon einen verzweifelten Ausdruck angenommen hatte, wild die Hände bewegend, sprach er, ein wenig singend, ekstatischen Tones: „Verstehen Sie das denn nicht? Alles ist natürlich! Was ist, ist natürlich! Verstehen Sie das denn nicht?!" — Er sprach, während seine Stimme ins Kreischen überging, noch weiter, doch hörten sie es nicht mehr, denn der Fabrikant beschleunigte seine Schritte. Plötzlich aber blieb er wiederum stehen: er legte die Hand auf die Brust, und sein Gesicht verzog sich, als hätte er einen körperlichen Schmerz; doch stand er nur eine kurze Weile, und dann entschloß er sich, obwohl er ihn noch nicht überwunden zu haben schien, mit einem ein wenig leidenden Gesicht zum Weitergehen. Die Gruppe, der sie sich nun näherten, bildeten viele Studenten, in deren Mitte ein Professor stand und eine Rede hielt. Als sie nahe genug gekommen waren, hörten sie seine Worte: „Und so sehen Sie denn, daß nicht nur dieses, sondern auch alle andern Rätsel der Welt bei genügendem Fleiß mit Leichtigkeit gelöst werden können! Lasset uns nicht staunen!" — Der Fabrikant war wieder stehen geblieben — „mir ist nicht wohl", flüsterte er und legte die Hand auf den Mund. Der Professor wandte sich ihm, ärgerlich über diese Störung, mit einem strengen Blick zu, doch fuhr er dann fort: „Meine Herren! Glauben ist des Menschen unwürdig! Das Wissen sei ihr Glaube!" Er schlug sich auf die Brust, daß es klatschte. Der Fabrikant stand noch immer da, nun beide Hände auf die Brust gelegt, er würgte, beugte sich vor, öffnete den Mund, und er — o Gott! — erbrach sich! Der Professor wandte sich nochmals, diesmal voller Verachtung, nach ihm, während zwischen den Studenten vereinzeltes Lachen, sonst nur ärgerliches Murren hörbar wurde. Der Professor sagte, während er die Fäuste in die Hüften stemmte: „Nun! Sagen Sie! Sind Sie ein kultivierter Mensch?!" Der Fabrikant richtete sich wieder auf, das Gesicht bleich und leidend, mühsam hielt er sich aufrecht; er legte die Hände ineinander: „Verzeihen Sie!" flüsterte er — er wollte noch weiter sprechen, sich rings im Kreise voll traurigen Schuld-

bewußtseins umsehend, doch er seufzte nur, schwieg und müden Schrittes ging er, den Blick zu Boden gesenkt, langsam weiter. Jedes seiner Glieder schien erschlafft, kaum trugen ihn die Füße noch, und Wratislav und Wladislav mußten ihn stützen. Er ließ den Kopf hängen, seine Wangen waren in diesen kurzen Augenblicken eingefallen, und seine Augen waren voll unsäglich müder Trauer. So gingen sie weiter, am Rand des Dorfes aber blieb er stehen und nahm Abschied von den beiden. Zwischen ihnen stehend, hielt er ihre Hände und den Kopf zurückgeneigt, schaute er, nicht nur in den Augen, auch in jedem Zug, nichts als Tränen, in die Luft, mit verlorenem, allem abgewandtem, nur der Trauer hingegebenem Blick. Er wollte sprechen, doch als fände er keine Worte, löste er nur seine Hände aus denen der Freunde, und von gewaltigem Schmerz durchbebt, stürzte er an ihre Brust. Dann riß er sich los und ging übers Feld davon. Die beiden blieben stehen und sahen im nach, wie er verschwand.

Wratislav und Wladislav waren ins Dorf zurückgekehrt. Sie waren traurig, schienen nirgendwo Ruhe zu finden, irrten ziellos umher, und während sie so schweigend, in sich versunken, gingen, schienen sie, für sie selbst unerklärlich, einem leidenden Gefühl hingegeben zu sein. Von Zeit zu Zeit begann plötzlich der eine oder andere, bitter zu weinen. Sie waren ein wenig gebeugt, die Schritte langsamer und ihre Bewegungen ohne Lebendigkeit. Ihr Weg, kreuz und quer und im Kreis, fand kein Ende. Schlaflos gingen sie über die Felder, durch den Wald, und zwischen den Häusern und bis spät in die Nacht hörte man ihre Schritte, wie sie, zwei ruhelose Gespenster, stumm nebeneinander durchs Land gingen, einmal seufzend und dann wieder schluchzend. Die Nacht begann, man sah sie nicht mehr, und die Nacht verging. Am nächsten Tag fand man sie auf einem Feld. Sie lagen auf der Erde, als schliefen sie und waren tot und doch: nicht der Tod hatte sie berührt, nur das Leben war von ihnen gewichen, und sie blieben zwei schöne Körper, zwei schöne Dinge der leblosen Natur.

Lange standen alle schweigend, in stummer Verwunderung

an den Leichen und starrten sie an, dann aber hatten sie begriffen, was Totsein bedeutet, und seit Jahrhunderten zum erstenmal war der Schmerz über sie gekommen. Sturm der Verzweiflung raste über das Land hin, Aufschrei um Aufschrei, unheimliches Stöhnen des Schmerzes entwälzte sich grausam in allen Winkeln dem Jammer der Menschen. Klagen durchtönte die Luft, Seufzen durchflatterte sie. In den Winkeln des Waldes, in ihren Häusern versteckt, war niemand sichtbar, und nur die Töne der Trauer, schrecklicher Gesang, aus ihrem Versteck hervorquellend und einander begegnend, miteinander sich verschlingend, schrecklicher Chor, erfüllte den Raum. Tag um Tag verging, immer neu blieb der Schmerz, und die Trauer behielt ihre Kraft. Sie blieben trostlos und nur ihrem Jammer hingegeben, bis mancher von ihnen, vom Schmerz getötet, dahinsank. Keines Herz ward beruhigt, so lange es noch lebte. Furchtbares Sterben begann. Wo sie standen und gingen, fielen sie zur Erde und waren tot. Alle starben dahin, Mensch um Mensch, als müßten sie nachholen, was sie so lange versäumt hatten. Bald gabs zu wenig Lebende, um alle Toten zu begraben, und mancher, eine Leiche tragend, stürzte zu Boden unter dieser Last und war selbst eine Leiche. Es endete nicht, bis auch der letzte gestorben war. Wankend zwischen den Häusern, von einer Seite zur anderen taumelnd, mit leeren Augen und nicht mehr durch eigenen Willen bewegten Gliedern, ziellos schwankte der letzte dahin. Er erreichte sie nicht mehr, als er sich an einer Mauer anklammern wollte und fiel zu Boden. Ohne eine Regung, ohne ein Stöhnen starb er. Es gab niemand, der ihn begraben hätte, er blieb liegen, vermodernd, der Luft peisgegeben. So lag er, dann zerfiel sein Körper, er verschwand, und nur die Knochen blieben, auch sie vom Wind, der eine dahin, der andere dorthin, getragen. Dann blieb es still

Kein Atem der Menschen, kein Gesang der Frauen. Der Sturm raste über das Land, die Blätter rauschten, und die Stämme krachten; sinnlos drehte sich eine Windmühle; Fließen des Wassers, Flügelschlag und einsamer Schrei des Vogels; ungemessen ging die Zeit dahin; nun endlich gaben die Mauern

ihr nach und stürzten ein. Schnell nacheinander verfielen die Häuser, und wo eines gestanden, war nur ein Trümmerhaufen, und der wehende Wind brachte die Steine ins Rollen, trug die Geräte der Häuser mit sich und ließ sie achtlos irgendwo wieder zu Boden fallen. Gewitter kamen und fällten die Stämme. Schwer sanken sie hin, doch im dichten Wald nicht Raum genug, sich zu Boden zu strecken, lagen sie in den Armen der anderen Bäume. Straßen und Wege, von Gras bedeckt, waren unsichtbar geworden. Unendliche Flächen, nur von Wäldern und Bächen unterbrochen. Die Wellen erhoben sich, und plätschernd stürzten sie ein. Die Dinge, in der Landschaft verteilt, von Moos und Unkraut überwachsen, waren unterm Grün verschwunden, unzählige grüne Hügel, Gräber der Dinge. Still erschien täglich der Mond. Das Licht, die Bäume, der Wind, das Moos und das Gras, dumpfer Schlag eines niederfallenden Baumes, Knistern der trockenen Äste, Rascheln der Blätter, unbeseelt und ohne Merkmale des Menschlichen. Immer im August fielen Sternschnuppen und manchmal in der Nacht rollte der Donner. Aus dem Unendlichen ins Unendliche flossen die Bäche. An der Spitze eines Astes auf irgend einem Baum kroch eine Raupe.

Nur wo das Schloß gestanden, im früheren Garten, blieb jenes Monument; jenes kleine Männchen mit dem sanften Gesicht und den emporgestreckten Armen. Doch war es so, als hätten sich um seinen Mund Falten des Schmerzes gegraben, und als läge Trauer über seinem Gesicht aus Stein, und deshalb schien es so, als würden die Hände nicht mehr, wie früher, zu Freude und Segen zum Himmel emporstreben, sondern nun: wie zu Jammer und trauriger Verzweiflung. Vom Sockel sich emporschlingend, wuchsen Blüten und grüne Pflanzen den Körper entlang auf- und aufwärts. Manchmal, vom Winde gerüttelt, bebten die Blätter, und es schien, als bebte der Körper mit ihnen.

Albert Ehrenstein:

NEUE GEDICHTE

GEBET

Gott, der du mich in allen Dingen erhört hast, nur in einem nie, höre mich! Wenn es kein Verbrechen ist, nach einem Funken Glück zu haschen, während du alle deine Söhne mit Bitterkeit durchschüttest, mögen meine Worte zu dir dringen. Zu welcher Demütigung und Vernichtung hast du mich nicht auserkoren, immer noch ließest du mich mit gekrümmtem Rücken entrinnen. Bin ich deinem letzten Zorn aufgespart, gerne gehe ich, wohin du mich schickest, willig nehme ich jeden Tod, mit dem du mich begnadest. Meine Stimme ist heiser, weil ich für viele bat, nun wage ich nicht, meinen schamstummen Mund zu öffnen, da es um mich geht.

Ach, ich bin wie du, mein eifersüchtiger Gott, und der ich alles von mir abgetan habe, ich lechze noch nach einem Besitze. Endlich, endlich gib mir das Glück, daß ich meine Hände damit fülle.

Sie ist noch ein Kind, darum liebe ich sie; sie wird bald ein Weib, darum bin ich unsicher, und sie ist schon ein Mensch, darum begehre ich sie. Gib mir einen Tropfen, meinen Tropfen deiner Seligkeit. Ich weiß der Weiber treulose Treue, so erbitte ich das Unmögliche: Laß sie nur meinen Wein trinken. Ein totes Gestirn bin ich, laß mich zum Leben kommen. Möge ich sie erkennen, auf daß ich endlich dich erkenne. Was mir an Güte, Einsicht, Macht und Herrlichkeit fehlt, das bist du, gib mir dein irdisches Maß. Lachlustig ist sie wie die Jugend, grausam tanzt sie vorbei wie das Glück, aber ihr Herz schlägt morgen über den Kampf hinweg.

Zu wenig noch straftest du mich, weil ich nach der Leckerkeit ihrer Schenkel gierte, sehen wollte ihre unsichtbaren Brüste. Verhärte mein Mädchen, wenn du einen Unseligeren weißt, ihn mit ihr zu beglücken. Laß sie schmelzen in Hingebung, wenn du mich sanft des Heiligtums deiner Milde würdigst. Dein Finsterster sucht seine Gefährtin, ehe er deinen Weg geht. Du kennst mein Leben, du kennst meinen Tod, inmitten der spottenden Feinde umschlägt Liebenden mich Schamrot!

TRENNUNG

O daß in Gott die Staaten schmölzen,
die zwischen Menschen Grenzen wälzen.
Wird je die Sonne mich aus Schatten heben?
Bitter seufze ich. Wo ist das Leben?

Ach, hier starrt dumpf Berg, Wald, See, Bahn;
zu ihr trägt mich nicht Himmelszug, Wunschschiff, Traumkahn.
Ihr frachtet Tod auf tausend Schienensträngen,
da kann nicht Sehnsucht, Liebe seelwärts drängen.

Ich gönne keinem ihren Zufallsblick,
mein Herz schmerzt jeder Handkuss, den sie trägt.
Die ich im lieb wie bösen Brief tief rief,
umhauche mich, du Glück, eh Nacht mich niederschlägt.

FERN

Hunden, die zur Tränke gehen,
erschallt des Wassers tröstliches Geriesel,
wonach ihr Herz begehrt.

Irrlichter im Dunkeln munkeln,
Flirrwische sich freundlich befunkeln,
unbeschwert.

Der Wanderer wankt krankenhaft.
Ohne Schimmer wimmert ihm das Zimmer
Gefangenschaft.

Still will er sich leibentquälen,
sieht, wie im See die Wellen sich vermählen
liebeglucksend.

Sieht in Frieden Knecht und Mägde beieinander liegen,
schmiegsam schnäbelnd sich in Himmel wiegen
gottbedacht.

Sterne sieht er selig ihren Saal beschreiten,
muß ins Leere seine armen Arme weiten
im Sack der Nacht.

DER LIEBENDE

Meine Lippen fiebern: „Hundert Küsse!"
Ich möchte dich streicheln
in der einsamen Nacht,
ich wäre mir lieblich,
wenn du mich liebtest.

Schwer bin ich erwacht.
„Dein Mädchen ist krank"
spricht zu mir einsame Nacht.
Wenn der Tod sie sich bricht,
bin ich umgebracht.

Hart war
mir das Bett an der bleichwangigen Wand,
ich gebar
den Tropfen der Träne
in meine leere Schmerzhand.

ABENDSEE

Wir kämmten Wolken, Faun und Fee,
im Liebesspiel über Stern und See.
Nun hat uns Dämmer verschneit, Nebel gezweit,
im Leid vergilbt die Lilienzeit.

Neidwolken, herzschnappende weiße Wölfe,
aus Schaumtraum scheuchtet ihr mir die verspielte Tanzelfe.
Mein Abendlied sinkt im See.

Die wilde Nacht bespringt mein Reh,
die Sterne haben sich abgedreht,
Ödvogel weht sein: „Spät, zu spät!"
weh fühle ich, wie ich im Schnee
untergeh.

GOTTES TOD

Schnee begräbt das Immergrün,
heiße Eisenwolken ziehn
über alle Jugend hin.

In schalem Schall seid ihr ertaubt,
Siegglocken schlagen euch aufs Haupt,
Metall hat euch den Gott geraubt.

Zeit der eisernen Ameisen,
die auf ewig blutenden Gleisen
nichtig, vernichtend nichtswärts reisen.

Trost gebärt ein Mädchenschoß.
Doch so wirst du Gott nicht los,
ihn mordet der Kanonenkloß.

Gott schrie „Hilfe!", eine kleine Weile.
Nun liegt er längst gefangen, wundverstümmelt, totengroß,
erschlagen, unbestattet, nackt und bloß
allnächtig im Kriegsberichte: schwarze Zeile.

PREDIGT

Ihr verdient nicht Glanz der Wege,
verneigt euch kreischend allen Winden
wie die Möve auf dem Pfahle.
Ihr verdient das Augenlicht nicht, blinden
Bergblick nicht, noch Tanz im Tale.
Streiter ihr um Höllenstege,
betet nicht zum Gotte Wendeleid.
Vulkan der Untererde Feuer speit
Lava-Wut dem Mann der Keule.
Blutschlamm verschluckt die Donnerrohre,
die Länder eitern — Modermoore,
dies ist die Zeit der Drachenfäule!

NACHT

Du leuchtetst, Sonne, dralles Licht,
begrünst das Kahle,
Spatzen essen dir schneefröhlich Körner,
nur im Menschen warfst du nicht Anker,
er mengt deine Tagessaat
seinem Dunkel, schattender Zwerg.

Der in die morgende Allnacht
den Urnebel hauchte,
die Sternbilder mischte,
den Feuerfluß ballte zur Sonne,
seines Affen hatte er nicht acht,
der Pulverlaus, gierbäuchigen Menschtiers,
das in Gefilden, Lüften, meereinher
selbstzerfleischendes Fleisch
in sich sein Geprank schlägt, brüllend im Erdversteck
zum Tod seinesgleichen sucht mit Wut.

ZU HILFE!

Was nützt es, wundzubeten hinfälligen Mund?
Wo, wo ist die Urposaune des ehernen Engels, zerdonnernder
Schlund?
Wo, wo ist die schweigende Wucht, Gewalthand
des Erzschildners, der die Kampfzwerge zerschmeißt
unter dem sieben tötenden Rand
seines niedersausenden Grimmes? Noch, noch zerreißt
Myriaden
im Blutsumpf stummes Ersticken, gasgiftiger Schwaden.
Ihr Geier ohne Maß
immer nur Haß und Aas?

Fr. Mark:

DIE KRIEGSPHILOSOPHEN

Dem Laster der Bescheidenheit verfallen gerade die Besten und Gerechtesten, gerade die Klügsten. Weil sie beide Seiten einer Sache sehen und sehen wollen... Weil sie den Gegner zu verstehen wünschen. Und sie geben dadurch den anderen recht, den Schreiern und Böswilligen, geben Anlaß zu der Beschuldigung: „Ihr seht es ja, sie glauben selbst nicht an ihre Sache."

Leopold von Wiese hat ein gütiges, gerechtes und kluges Buch geschrieben. Er nennt es „Gedanken über Menschlichkeit" und wird vielen Stillen im Lande damit eine Trosteinsamkeit geschenkt haben. Und er wird seine lauten Gegner bestärken in dem Bewußtsein ihrer unerschütterlichen moralischen Position und unerreichbaren Überlegenheit. Seine Gegner, die Kriegsphilosophen und Staatsidealisten, deren Zahl Legion ist. Er selbst nimmt vor allem Professor Wundt und seine Philosophie der Nationen aufs Korn, aber Wundt ist nur Repräsentant unserer landläufigen Kriegsphilosophie.

Wiese sieht heut zwei Weltanschauungen — miteinander kämpfen? Nein, er sieht die eine, gegnerische triumphierend in fast unbestrittener Alleinherrschaft. Jenen Staatsidealismus, der jeden Menschen nur als Vehikel des Staatsgedankens gelten läßt, der die Pflicht — dem Staat gegenüber — als einziges Regulativ des menschlichen Lebens ansieht und dem Anspruch auf Glück jegliche Berechtigung abspricht. Dem gegenüber hält Wiese fest, daß die Menschlichkeit des Menschen eigentlicher Beruf sei, daß Glück und Schönheit absolute Werte, ebenso wie Pflicht und Sittlichkeit, und daß der Pflichtrigorismus, indem er alle freien Triebe und Neigungen verkümmert, den Menschen schwer, taub, unmenschlich, das Leben hart und

lebensunwert macht. Und dies tritt ihm entgegen als Kernproblem: „Ist die Zielsetzung des Lebens auf Pflicht allein aufrecht zu erhalten?" Das verneint er. Und damit gibt er — allzu bescheiden — seine Position verloren. Denn der Idee der Pflicht ist es wesentlich, absolut zu sein und keinen anderen Herren neben sich zu dulden. Pflicht, die zeitweise abdanken kann dem Glück zulieb oder menschlichen Neigungen oder menschlicher Schwäche, das ist gar keine Pflicht mehr. Es heißt hier wirklich mit Luther: „Entweder rein mit Haut und Haaren alles geglaubt oder gar nichts geglaubt." Wir können allenfalls jede Pflicht theoretisch verneinen, aber wenn wir sie bejahen, sind wir ihr auch ganz verfallen, und es gibt keinen Ausgleich und keine Lösung, wie Wiese sie versucht. Und seine Gegner, die Staatsidealisten und „Pflichtrigoristen", Herr Professor Wundt und das Heer der deutschen Philosophieprofessoren samt ihrem Gefolge, sie werden, wenn sie überhaupt von seiner Schrift Notiz nehmen, mit Genugtuung konstatieren, daß: sogar — — nicht umhin kann, die Höhe und Reinheit ihres Standpunktes anzuerkennen, und daß seine Einwände in sich selbst zusammen fallen, denn: vivere non necesse est. Und alles andere, was wir so oft gehört, und womit sie recht haben. Denn ihre Folgerungen sind unangreifbar, nur die Prämissen sind falsch. Ihre Prämissen, die sich auf — Kant aufbauen, und die daher „wissenschaftlich bewiesen und unwiderlegbar" sind.

„Die sich auf Kant aufbauen" — Hier stock' ich schon. Ja baut sich der neudeutsche Idealismus auf Kant auf? Gewiß, er beginnt seine Erörterungen immer mit Kant. Er übernimmt kantische Terminologie und kantische Beweise, um dann mit einer kühnen Wendung sich vom kantischen „Individualismus, Subjektivismus und Formalismus" abzuwenden. Ich zitiere Wundt (Die Nationen und ihre Philosophie, p. 81): „So ist denn auch der ganze auf Kant folgende deutsche Idealismus, soweit er nicht einer unselbständigen Kantscholastik verfiel, darin einig, daß, so wenig sich das menschliche Erkennen in das Netz apriorischer Kategorien einfangen läßt, ebensowenig, ja vielleicht noch weniger die Moral auf das subjektive Gewis-

sen zurückgeführt werden kann, ohne daß dabei die wichtigsten Gebiete des sittlichen Lebens ausscheiden." Demgemäß wird es also als Fortschritt angenommen, daß Hegel die subjektive Moral der „Sittlichkeit" unterordnet, diese verstanden als „das Walten des sittlichen Geistes in der objektiven Welt".

Die „subjektiv beschränkte" Autonomie des einzelnen wird also abgedankt zu Gunsten einer „die einzelne Persönlichkeit als letztes Glied umfassenden sittlichen Welt". Hier geschieht die Wendung von Kant hinweg. Nicht darin liegt das Neue, daß eine sittliche Welt angenommen wird, die die Einzelindividualitäten umfaßt, das tut auch Kant und mußte es tun, sondern darin, daß man annimmt, diese intelligible Welt sei dem Menschen auch im „Weltgeschehen" oder in einer Gemeinschaft erfaßbar und erkennbar, während nach Kant das eigene Gewissen die einzige — man kann dies nicht stark genug unterstreichen — die einzige Stelle ist, wo sie sich dem Menschen offenbart, und Autonomie nichts andres bedeutet als gerade diese Tatsache, daß der Mensch nur auf sein eigenes Gewissen sich stützt, und keinerlei innerweltliche Erfahrung oder außerweltliche Offenbarung über sein Gewissen Gewalt hat.

Dieser Fortschritt zum Weltganzen als sittlicher Gemeinschaft und dem Weltgeschehen als sich objektiv verwirklichender Sittlichkeit ergibt, als notwendige weitere Folgerung den Hegelschen Satz: „Alles, was ist, ist vernünftig" und „Was ist, nicht was sein soll, zu begreifen, ist Aufgabe der Philosophie". Da das praktisch aber der Tod aller Ethik wäre, die nur mit dem zu tun hat, was sein soll, ja darüber hinaus der Tod alles Handelns, denn innerhalb der sich selbst verwirklichenden Vernunft des Weltgeschehens ist keinerlei Anreiz zum Handeln mehr gegeben, so sucht der hegelianische Neukantinismus nach einer Gemeinschaft niederer Ordnung, innerhalb deren die autonome Sittlichkeit sich darstellt und findet sie im Staat. Diesem als der verkörperten sittlichen Weltordnung unterwirft sich der einzelne nicht nur äusserlich, nicht nur, indem er sein Leben dem Staatszweck unterordnet, sondern indem er auch

seine „subjektiv beschränkte" Moral ihm opfert. Das heißt, indem er sein Gewissen ihm gefangen gibt. Unter der Hand, indem diese Kantschüler nach einem Objekt des sittlichen Handelns zu suchen scheinen, das über das Einzelindividuum hinausführt, eskamotieren sie also das moralische Subjekt selbst, das sittliche Bewußtsein des einzelnen, hinweg und schieben an seine Stelle eine Gesamtheit, der der einzelne sich mit Haut und Haar zu verschreiben hat. Dieser Unterschied wird aber nie deutlich gemacht, es wird nicht klar geschieden zwischen dem Ziel des sittlichen Handelns, das sehr wohl eine Gemeinschaft sein kann, und seinem Träger, der immer nur das Einzelgewissen sein wird. Denn was soll man vernünftigerweise unter einem Gesamtgewissen verstehen? Allerhöchstens kann es die zufällige Übereinstimmung sein, in Massenstimmungen und- meinungen, die in erregten Augenblicken zur Massensuggestion wird, oder aber, und das muß dann die Schlußfolgerung der eigentlichen Staatsidealisten sein, die bestehenden Staatsgesetze und- vorschriften. Gegen eins von beiden, die vox Dei der Zeitung oder der Straße, oder den kategorischen Imperativ der Polizeivorschrift, zu verstoßen, wird dann die Sünde gegen den heiligen Geist. Was aber dieser Taschenspielerei zu Grunde liegt, ist eine tiefe Verachtung des Menschen — verhüllt unter einem übergroßen Respekt vor der menschlichen Gemeinschaft — und ein tiefes Mißtrauen vor menschlicher Freiheit.

Und so landen wir da, wo wir heute sind: An Stelle des autonomen Gewissens steht das Generalkommando, an Stelle des kategorischen Imperativs die Polizeiverfügung und an Stelle von Kants oberstem Sittengetz das: „Right or wrong my country." „Das sind keine Götter, Israel." Daß die einheimische und fremde Presse wirklich Kant und den Preußischen Unteroffizier nicht unterscheiden kann, versteht sich ja von selbst. Aber daß wir die historische Entwicklung so hübsch glatt verfolgen können, scheint wirklich auch kluge Leute zu der Meinung zu verführen, was heute überall wuchert, das sei kantische Philosophie. Nun, weil ich auf der Landkarte

und auch in Wirklichkeit den Weg vom Libanon ans Tote Meer zurücklegen kann, darum befinden sich beide noch nicht in der gleichen Höhenlage. Wir sitzen aber augenblicklich am Toten Meer und treiben Götzendienst in dem frommen Glauben aller Götzendiener, daß wir dem einzig wahren Gott einen Dienst damit erweisen. Jeder Götzendienst aber ist unsittlich, einerlei ob der Götze Vitzliputzli heißt, oder Moloch oder Staat, denn er vergewaltigt den einzig wahren Gott, der „in unserem Munde und in unserem Herzen" ist, wie das Deuteronomium sagt. Und darum lehnen wir den ganzen Staatsidealismus ab, nicht aus Laxheit, nicht aus Glücksbedürfnis, sondern aus sittlichem Rigorismus, weil wir ihn als im tiefsten Innern widersittlich und widergöttlich erkennen. Und nur so, als unsittlich, ist er überwindbar. Daß wir uns dabei den Pseudokantianern gegenüber als echte Jünger Kants fühlen, ist natürlich angenehm, aber durchaus nebensächlich, denn dadurch, daß Kant eine Sache behauptet, wird sie nicht wahr, dadurch, daß er sie verneint, wird sie nicht falsch. Aber es wird letzthin mit Kants sehr ehrwürdigem Namen ein solcher Unfug getrieben und gerade bei solchen, die von keinerlei Sachkenntnis angekränkelt sind, daß man sich wirklich, nun erst recht, auf seine Seite stellen muß oder ihn auf unsere, was auf das gleiche hinausläuft.

Also, wir sind Rigoristen und zwar rein nach Kant. Denn wir stellen uns mit voller Schärfe auf seinen Standpunkt der unbedingten sittlichen Autonomie. Der beschränkten subjektiven Moral, um mit unseren Gegnern zu reden.

Die Auchkantianer nehmen so eine Art sittlichen Contrat social an. Nachdem der sittlich autonome Mensch im Staate den Träger (idealiter oder realiter) des Sittengesetzes erkannt hat, dankt er zu seinen Gunsten seine Autonomie ab und erkennt ihn als die übergeordnete sittliche Macht an, der sein Wille sich unbedingt beugt. Das ist — mit Verlaub gesagt — ein Unding. Der Mensch kann gar kein Gesetz anerkennen als das in seinem Herzen. Er kann über Sittlichkeit und Unsittlichkeit überhaupt nur entscheiden, sofern sein Gewissen be-

jaht oder verneint, und da ihm alles äußere Geschehen und alle Träger von Handlungen nur erfahrungsmäßig bekannt werden, so kann er auch nie a priori über den sittlichen Wert oder Unwert irgend einer Erscheinung bestimmen, kann daher auch nie sich irgendwie sittlich binden — da er ja innerlich gebunden ist — weder gegen den Staat noch gegen die Kirche, noch gegen irgend eine Gemeinschaft, wie denn jeder Treueid notwendig die reservatio mentalis einschließt: sofern es nicht gegen mein Gewissen ist. Fichte konnte sich eine Staatsidee konstruieren und diese dann als Zweck des sittlichen Handelns hinstellen. Solange sie nichts war als eine Projektion seiner eigenen sittlichen Forderungen, war das nicht unsittlich, die Autonomie blieb hier durchaus gewahrt: aber es war gefährlich, denn in dem Augenblicke, wo diese Staatsidee mit irgend einem wirklich existierenden Staat identifiziert wurde, setzt die sittliche Versklavung ein: Der Mensch hat seine Seele verkauft an einen fremden Herrn. Der simpelste russische Bauer ist hier freier, als unsere Höchstgebildeten, denn während er sich äußerlich willenlos dem staatlichen Zwange fügt nach dem Grundsatz, daß „ihr nicht widerstreben sollt dem Übel", räumt er ihm innerlich nicht das geringste Recht ein und bewahrt seine volle Unbefangenheit ihm gegenüber, während wir mit Leib und Seele kapitulieren.

Vor dieser sittlichen Autonomie besteht aber eine merkwürdige Scheu. Sie wird verwechselt mit Zügellosigkeit und „schrankenlosem" Subjektivismus. Wie auch Scheler noch kürzlich von dem „elenden subjektiven Gewissen" und seinem völligen Versagen redete und natürlich äußere Autoritäten als Heilmittel empfahl. Es gibt kaum ein lächerlicheres Mißverständnis, und man könnte beinahe glauben, daß die besorgten Herren selbst nie die höchst unsubjektive und unbequeme Erfahrung eines Gewissens gemacht haben. Oder ist bei ihnen als wahrhaft schönen Seelen die sinnliche Neigung stets mit der sittlichen Forderung im Einklang, sodaß sie den kategorischen Imperativ niemals isoliert bei sich fest-

stellen können und nun durch die Verirrungen der anderen zu ihrer Besorgnis kommen, er möchte ein Irrlicht sein? Das wäre ja vortrefflich. Trotzdem ist es kaum verständlich, wie man einerseits Autonomie und Subjektivität hat verwechseln können, andererseits der Kantschen Formulierung des kategorischen Imperativs vorwarf, daß sie rein formal sei. Sie leistet ganz genau das, was zu leisten ist, nämlich das Ausschalten der persönlichen Neigung und das Zurückdrängen des Egoismus. Was sie an Stelle davon setzt, die Rücksicht auf die Allgemeinheit, mich und die anderen so zusammenfassend, das ist recht das, war wir alle ganz instinktiv und ohne jede philosophische Schulung als das sittlich Entscheidende empfinden: Handeln, wies uns an sich richtig erscheint, ohne Rücksicht auf uns, ohne Rücksicht auf den Erfolg, ohne Rücksicht auf die Meinung der andern. Daß darüber hinaus keine sittliche Forderung besteht, die ganz allgemein als verpflichtend und den Inhalt unseres Handelns bestimmend empfunden wird, ist, ich hätte fast gesagt, a priori klar, da menschliche Erkenntnis und dadurch bestimmt menschliches Wollen viel zu weit auseinandergeht, um Einheit zu ermöglichen. Von Kants Regulativ freilich, nie einen Menschen als Mittel, sondern stets als Zweck an sich selbst zu betrachten, entfernt sich niemand weiter und hoffnungsloser als diese Neukantianer. Und sie haben daher wenigstens Grund, sich auf Kant zu berufen. Aber schon seine formale These wendet sich gegen sie und ist für sie vollkommen unbrauchbar. Denn ihre Maxime: „Handle mit Hintansetzung deiner eigenen und fremder Persönlichkeiten, so daß dein Staat als Verkörperung der Sittlichkeit zur größtmöglichsten Machtfülle gelangt", ist in sich unfähig, zum allgemeinen Prinzip zu werden. Alle wissenschaftlichen Erörterungen verschleiern nur mehr oder minder gut die Tatsache, daß hier nur der deutsche Staatsbürger als sittliches Subjekt gilt, die gesamte andere Kreatur im besten Falle als Objekt für sittliche Experimente. Der deutsche Staatsbürger selbst aber, diese Spitze der sittlichen Welt ist durchaus nicht etwas für sich zu Wertendes. Wundt drückt das so aus:

Hegel hat der Moral im gewöhnlichen subjektiven Sinne die „Sittlichkeit" gegenübergestellt, unter der er das Walten des sittlichen Geistes in der objektiven Welt verstand. (s. o.) Das heißt, „subjektive Moral" als das Niedrige muß vor der „objektiven Sittlichkeit" als dem Höheren zurückweichen, steht sie ihr dort „gegenüber".

Da es sich bei dieser objektiven Sittlichkeit niemals um das Handeln einer einzelnen noch so hochwertigen oder heiligen „Subjektivität" handeln kann, auch nicht um das Sittengesetz in unserem Innern, denn dies ist ja gerade die „subjektive Moral", so kann unter „objektiver Sittlichkeit", wenn das Wort überhaupt einen Sinn haben soll, nur das Weltgeschehen und der Geschichtsverlauf verstanden werden, wofür das unbestimmte „Walten" ein guter Ausdruck ist. Für Hegels Selbstverwirklichung des absoluten Geistes ist die Auffassung auch folgerichtig, Wundt schluckt sie anscheinend mit Haut und Haar, fügt wenigstens keinerlei einschränkende Kritik hinzu. Und die sittliche Weltordnung ist demnach von einer überraschenden Einfachheit. Die objektive Sittlichkeit verwirklicht sich in der Welt im Staate, für den Deutschen im deutschen Staate. Dem einzelnen Deutschen ist propädeutisch die subjektive Moral mitgegeben, welche ihn so weit erleuchtet, daß er seine Verpflichtung erkennen kann, sich der objektiven im Staat verkörperten Sittlichkeit zu unterwerfen. Darauf dankt sie ab. Denn zwei Herren kann man nicht dienen, und was gut und böse ist, wird uns fortan durch den Staat und seine Organe offenbart in Form von Steuerzetteln, Polizeivorschriften etc. Sofern ich selbst Staatsbeamter bin, werde ich einer teilweisen unmittelbaren Erleuchtung teilhaft und die objektive Sittlichkeit waltet dann durch mich. Die misera plebs der Nichtbeamten ist nur für den Augenblick, wo sie den Stimmzettel abgibt, moralisches Subjekt, im übrigen der objektiven Sittlichkeit blind unterworfen. Ich sehe die Einheitlichkeit dieser Anschauung ein, verstehe nur nicht: inwiefern sie mit kantischer Philosophie irgend wie näher zusammenhängt als der Kultus von Jaggernaut. Das Gemein-

same ist, daß in beiden Fällen über das subjektive Dasein und Wohlsein hinaus ein Antrieb zum Handeln mit dem Anspruch auf sittliche Verpflichtung anerkannt wird. Aber Hegel-Wundt ebenso wie der Fakir, der sich von seinem Götterwagen zermalmen läßt, glauben nicht an ein Unsterbliches in sich selbst, sondern nur an eine Gewalt außer sich, der sie sich auf Gnade oder Ungnade überantworten. Sie wollen ihre Götter sehen und die Diener ihrer Götter an deren Abzeichen erkennen, einerlei ob nun indische Priester die Tempelhüter sind oder preußische Regierungsräte und Polizeidiener. Götzendienst dort wie hier. Heteronomität, Unfreiheit und Verantwortungslosigkeit, da man seine Verantwortung abdankt in die Hände des Götzen.

Und doch bleibt wohl kaum ein anderer Ausweg, da Kants kategorischer Imperativ uns im Stiche läßt und uns kein Wegweiser fürs Handeln ist, höchstens ein Licht, das zeigt, wo wir stehen. Ja, soll und kann ein Ethik denn anderes leisten, als die vorhandenen Tatsachen des sittlichen Lebens aufzeichnen und nach ihrer Bedeutung erklären und die Grenzen ihrer Wirksamkeit festsetzen? Ebenso wenig wie eine Logik neue Denkgesetze geben kann. Sie kann nur die alten besser formulieren und auf ihre Tragweite prüfen. Es würde wohl niemand einfallen, aus dem Satz von Widerspruch eine neue Philosophie abzuleiten und ihm seine Inhaltlosigkeit zum Vorwurf zu machen. Bei Kants kategorischem Imperativ aber müht man sich ab, einen Inhalt hineinzutaschenspielern. Fichte schiebt ja die Schwierigkeit nur ein Stück hinaus, wenn er den Träger der Sittlichkeit im Staat findet und den einzelnen nun für den Staat leben läßt. Wofür ist der Staat da? Die Wahrheit ist, daß es keine Antwort gibt, denn unsere heutigen Antworten drehen sich in einem ewigen Zirkel: der Staat ist da, um die Sittlichkeit zu verwirklichen, die Sittlichkeit, um den Staat möglich zu machen. Es gibt keine Antwort, weil es zu viele gibt. Der handelt sittlich, der zu verwirklichen sucht, was ihm über sein eigenes Dasein und Wohlbefinden hinaus wertvoll erscheint. Ist seine Erkenntnis dunkel und sein Urteil

falsch, um so schlimmer für den Erfolg seines Handelns, gleichgültig für den Wert seines guten Willens. Ich bin sehr weit entfernt davon, Prof. Wundt und Sambert, und wie unsere Kriegsprofessoren alle heißen, höchst sittliches Handeln abzusprechen. Ich weiß nicht, ob sie wirklich nach dem Maß ihrer Kräfte wertvoll Geglaubtes verteidigen. Tun sie das, so handeln sie genau so sittlich, wie der Fakir, der sich von seinem Götterwagen überfahren läßt und meint, er tue Gott einen Dienst. Ehre seinem Wollen und heftigster Kampf seinem Tun.

Denn von der Aufgabe kann uns niemand befreien, nach dem Maße unserer Kraft eine Maxime zu suchen, die wir zum allgemeinen Prinzip erheben möchten. Niemand kann es, und niemand soll es, denn nur darin kann ja ihr Wert liegen, daß es unsere Maxime ist, der wir uns unterwerfen, nicht ein fremdes Gesetz. Und wenn wir Kants eigene Regulative blindlings annähmen, so würden wir uns eben dadurch von ihm entfernen, während wir seine getreuen Schüler bleiben, wenn wir uns klar werden über das Gesetz, unter dem wir selber angetreten.

Und hier komme ich wieder auf Wieses Gedanken zurück. Er formuliert so gut, was kantische Ethik ist: „der Dienst am Außer — Ich" (Über — Ich möchte ich verbessern, denn in diesem Gebiet wird der Gegensatz zwischen Ich und Nichtich aufgehoben). Entsagungsfähigkeit, Gehorsam gegen das Überindividuelle. Aber dann fährt er fort: „Schließlich gilt der Mensch als völlig erzogen, wenn sein individueller Wille im Gesamtwillen untergegangen ist und sich sein Instinkt in Ordnungssinn gewandelt hat." Das ist unkantisch, denn unter einem Gesamtwillen ordnet der kategorische Imperativ nie, sondern nur unter das Gesetz, unter die „Stimme Gottes", die ich vielleicht als einziger höre. Aber es ist freilich hegelianisch, wundtisch, pseudokantisch und für diese Ethik gilt dann sein Urteil: „Sie ruht auf der pessimistischen Beurteilung der Menschennatur, daß sie aus sich selbst heraus keine Werte schaffe, sondern nur durch anerzogene, in die

Überzeugung übergegangene Nötigung zur ethischen Leistung gelangen könne". Daß das nichts mit Kant zu tun hat, ist klar. Solche Nötigung und anerzogene Überzeugung kann höchstens zu Scheinleistungen führen, die sittlich vollkommen wertlos sind. Und was schafft dann die sittliche Leistung, wenn nicht der Mensch in seiner freiesten natürlichen Entfaltung? Nicht der sinnliche Mensch freilich, der durch seine Neigungen bestimmte, aber der vernünftige, der allein frei handeln kann. Warum sollen wir uns in kantische Terminologie verlieren, wenn es nur auf diesen Punkt ankommt, daß seine ganze Pflichtenlehre sich allein, aber ganz allein mit großartigstem Optimismus aufbaut auf die Fähigkeit der menschlichen Natur zum freien Handeln, das ist zur Sittlichkeit.

Hier setzt immer wieder das Mißverständnis ein und hieran werden fast alle menschlich Gesinnten kopfscheu, daß Kant den Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung so stark betont und die rein sittliche Handlung nur dort erkennt, wo sie in völligem Widerstreit mit der Neigung erfolgt. Nur dort erkennt. Darauf liegt das Gewicht. Denn Kants Interesse ist hier wie überall ein erkannt kritisches. Er sucht das Wesen des sittlichen Impulses zu erfassen und kann das nur, wo er sich ganz isoliert und allein wirksam erweist. Das tut er im Fall des Widerstreits. Kant hat also durchaus recht zu sagen, daß eine Handlung nur dann als moralische für uns erkennbar sei, wenn sie gegen alle Neigungen und alles Interesse erfolge. Ebenso wie der Chemiker Recht hat, der nur an reinem Sauerstoff die Eigenschaften dieses Elements nachweisen will. Aber so wenig er behaupten wird, in Luft und Wasser sei kein Sauerstoff vorhanden, weil er nicht rein erscheine, so wenig leugnet Kant und kann er leugnen, daß Sittlichkeit auch da verbunden ist, wo Pflicht und Neigung sich im Gleichklang finden. Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung ist der Ausnahmefall, wichtig und unentbehrlich für die Erkenntnis, daß es so was wie Pflicht und Sittlichkeit überhaupt gibt; aber auf dieser Erkenntnis nun eine Ethik aufbauen, die den Widerstreit zur Forderung erhebt und die Unterdrückung der Neigungen an

sich verdienstvoll nennt, das erscheint mir so geistvoll, als wenn ein Chemiker verlangte, wir sollten nur noch reinen Sauerstoff atmen, und nicht sittlicher als jene Mönchsethik, die Waschen für Sünde erklärt, weil man unter Umständen einem höheren Interesse zuliebe auch sein Reinlichkeitsbedürfnis überwinden muß. Und nun fordert Wiese, die Pflicht „sollte nicht in dem Maße beherrschender Selbstzweck des Daseins sein, in dem Kant und Fichte es fordern". Lassen wir den verwickelten Fall Fichte bei Seite. Wie liegt es denn bei Kant? Die Freiheit des Menschen ist sein Selbstzweck. Die Pflicht ist nur der Weg dahin. Und eine Pflicht, die „durch Nötigung" oder „als Gesamtwille" auferlegt ist, kann selbstverständlich niemals dahin führen. Alle verfälschen, die das verkennen, und würdigen ein wundervolles System der Menschenwürde zu kleinen Nebenzwecken herab. Wie könnte Kant auch sonst die Regel aufstellen, daß jeder Mensch als Selbstzweck, nie einer als Mittel gebraucht werden dürfe? Eine Regel, gegen die jetzt wir, Kantianer und Nichtkantianer, so sehr verstoßen, daß wir sogar Menschen als Kanonenfutter auf die Welt bringen wollen. Und wenn wir genauer fragen, ist für uns denn eine andere Zielsetzung möglich? Glück? Dieser flüchtig verschwebende Augenblick, Stern im Dunkeln, Klang aus dem Ungewissen? Was macht uns fähig, ihn zu erfassen und zu genießen? All das, was wir sind in diesem Augenblick, was wir mit Kämpfen, Handeln und Entbehren aus uns gemacht, was uns aus dem Unbekannten her als Geschenk geworden. Und was macht uns fähig, es fahren zu lassen ohne Verzweiflung? Das Bewußtsein, daß in uns etwas ist, über dem Wandel der Stunde, etwas nach dem unser wechselndes — unser empirisches — Ich sich sehnt, daß es Gestalt gewinne. Unser vernünftiger Mensch, um mit Kant zu reden. Und wie sollen wir denn unser Leben einrichten, wenn nicht darauf, daß wir so gestaltet werden, wie unsere innerliche Sehnsucht uns wünscht? Auf die eigene Vollkommenheit? Nur daß sie nichts Fremdes, nichts Aufgezwungenes, sondern unser freies vernünftiges Wollen ist. Das einzige, was

wir wirklich unser eigen nennen können. Man rede doch hier nicht von Subjektivismus und Individualismus, von Vereinzelung und Selbstvergötterung. Freilich in dem Sinne ist jede Religion und jede Moral, die keine Aftermoral ist, subjektiv, daß sie nichts kennt, von höherem Wert als die eigene Seele (Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne? — Eingeschlossen alle Staaten der Welt mit ihrer gesamten objektiven Sittlichkeit), aber es ist ein unglaublich grobes Mißverstehen, dieses „intellegible Ich" mit der hier und jetzt sich zeigenden werten Persönlichkeit zu verwechseln, die etwas ganz Gleichgültiges, ja Verächtliches werden kann — durchaus nicht muß. — Es ist aber auch verkehrt, diese Stellung unsozial zu nennen. Freilich mit dem modernen Kollektivismus, der jeden Menschen nur als Glied einer Gesamtheit gelten läßt und gelassen über das Schicksal von Tausenden hingrinst, hat sie nichts zu tun. Hier hilft uns nur die Erfahrung. Wir können a priori gar nicht feststellen, worin denn eigentlich unsere Vollkommenheit besteht, wenn wir am stärksten das Bewußtsein des freien Menschentums haben. Aber jeder Tag lehrt's uns, daß wir's im Umgang mit dem anderen finden, daß wir nur als animal soziale Mensch sind. Und daß wir von unserer Natur wegen gar nicht anders können als in den anderen unseres Gleichen sehen und sie danach behandeln. Uns gleich behandeln freilich können wir sie nicht. Wir können nämlich nicht für ihre Vollkommenheit sorgen, denn Vollkommenheit ist etwas ganz und gar Freies und Innerliches, das nur von innen heraus wachsen kann. Wir können einen Menschen so wenig vollkommen machen, wie wir einen Baum zum Blühen bringen. Es läßt sich nur von einer anderen Seite anfassen. Vollkommenheit — wirkliche — ist nicht ohne Glückseligkeit; Glückseligkeit — wirkliche — ist nicht ohne Vollkommenheit. So aber bedingen sich Glückseligkeit und Vollkommenheit gegenseitig. Sie sind nur die äußere und innere Seite eines gleichen Zustandes und ihr anscheinender Widerstreit rührt nur von unserer heutigen Unfreiheit und Unvollkommenheit.

Ich bin mir bewußt, daß Kant alles dies nicht sagt. Aber, was Kant sagt, ist für uns auch gar nicht von Wichtigkeit, sondern die Frage, ob kantischer Pflichtrigorismus an sich Glücksverlangen verwirft und Glücksmöglichkeit tötet. Ob er einen unüberbrückbaren Gegensatz schafft zwischen Pflicht und Glück. Das verneine ich durchaus. So durchaus, daß ich mich anheischig mache, auf Kants Fundamenten eine Glückslehre aufzubauen, ohne im geringsten seinem Rigorismus Abbruch zu tun. Ich würde damit freilich gar nichts Neues schaffen, weder mit einem Gedanken noch mit einem Wort. Das ganze Geheimnis liegt in dem alten: „Wer sein Leben behalten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verlieren wird um des Reiches Gottes willen, der wird es finden." Das ist die nicht demonstrierbare, sondern nur erlebbare Wahrheit, daß freie Hingabe an ein als Höchstes Erkanntes höchstes Glück ist, zugleich aber auch, daß diese Hingabe durchaus nicht ertöten muß und in allen reinsten Fällen nicht ertötet für alle anderen Glücksmöglichkeiten, sondern erst recht den Menschen öffnet und hingibt an alles, was ihn umgibt, ihn erst recht zu etwas Schwingendem, Tönendem, Tanzendem macht, zu einem iaculator Dei, einem Spielmann des lieben Gottes.

Daß der Staatsidealismus das nicht vermag, ist sicher. Aber er vermag es darum nicht, weil er zu halb ist, zu zaghaft, nicht Fisch und nicht Fleisch. Er ist ungläubig, denn er braucht einen Gott außer sich und sogar einen sichtbaren Götzen. Er ist abergläubisch, denn er sieht das Ewige in zeitlich unvollkommenen Erscheinungen (deutscher Staat); er ist feige, denn er traut nicht auf die freie Selbstbehauptung des Menschen, sondern sucht ihm Halt zu geben in „objektiven" Institutionen; er ist materialistisch, denn er hat kein Auge für den höchsten aller Werte, die Menschlichkeit, sondern sucht noch andere Macht, Kultur etc. etc.

Er ist heidnisch, denn er weiß nichts von der Liebe und Glückseligkeit des Liebens. Er ist von einer allerunpraktischsten Verstiegenheit, denn er ist taub und blind für das

Leben und sieht nur seine Konstruktionen und Hirngespinste. Und er ist bei alledem ein elender Kompromißler, denn er läßt die Wirklichkeit, wie sie ist, und stutzt seine Forderungen so lange zurecht, bis sie den Bedürfnissen des Augenblicks auf den Leib geschnitten sind.

Wir wollen nichts von dieser mißgewachsenen Ethik der Armut, Feigheit und der Kompromisse, sondern halten uns als freie Menschen zu gut für sie, die Knechte und Unwahrhaftige schafft. Aber wir nehmen für uns den Namen der Rigoristen in Anspruch, in dem vollen Bewußtsein, daß nur durch Selbstüberwindung, Kampf und Hingabe das Glück erreichbar ist. Denn Wiese hat nicht recht, wenn er die „Rauhigkeit des Daseins" als das „Ergebnis des Pflichtstrebens" ansieht. Eine Pseudopflicht und ein Pseudoidealismus, hinter denen nichts anderes lauert als die gemeinsten menschlichen Macht- und Besitzinstinkte, die zu feige waren, sich in unverhüllter Häßlichkeit zu zeigen, die haben uns das Leben so geschändet. Wir wollen ihnen nicht die Ehre antun, sie als etwas Höheres, Berechtigtes anzusehen; wir wollen ihnen nicht das Recht zusprechen, Kants und nicht einmal Fichtes Namen für sich in Anspruch zu nehmen, am allerwenigsten aber das Recht, sich als Vertreter des deutschen Idealismus hinzustellen.

Ich bin auch ein Deutscher und fühle deutsche Vergangenheit in mir wirksam und deusche Zukunft in mir werdend. Ich habe also das Recht, es auszusprechen, daß ich nichts Fremderes, nichts Undeutscheres kenne, als die Gedankengänge unserer Kriegsphilosophen. Soll ich denken, daß ich allein so fühle? Es gibt andere, die gleichermaßen so denken. Warum denn fühlen wir alle uns so vereinsamt, so in der Minderheit, so im Unrecht? Weil wir zu gerecht sind, zu verständnisvoll, zu bescheiden. Wir schreiben „Gedanken über Menschlichkeit" und begnügen uns den anderen gegenüber mit Ironie und leiser Bitterkeit, und derweil sterben draußen Hunderttausende und im Lande predigt man in hohen Tönen von der großen Zeit. Soll ich da nicht an meine Brust schlagen und die Bescheidenheit verwünschen: mea culpa, mea maxima culpa?

Es ist gewißlich so, nicht die Kriegsphilosophen sind unsere eigentlichen Gegner und nicht ihr Staatsidealismus, der an sich ein sehr tönernes und lebloses Gebilde ist. Er ist nur die Attrappe für ganz andere sehr reale Macht- und Besitzgelüste. Aber es geht wie beim Wolf im Märchen. Er ruft erst mit süßer Stimme: Ich bin Eure liebe Mutter und streckt seine weißgemachten Pfoten dar, bis die dummen Zicklein betört sind. Die dummen Zicklein, die auch an Kant glaubten und an deutschen Idealismus und Pflicht und Hingabe. Bis der Wolf sie alle aufgefressen hatte. Aber da wir keine Ziegenlämmer sind, sollen die weißen Pfoten uns doch nicht irre leiten.

Kurt Erdmann:

NATIONALITÄTENFRAGE UND ANNEXIONEN IM WANDEL DER ZEITEN

Man schreibt 1767. Seit 4 Jahren ist der siebenjährige Krieg zu Ende. Er hat die europäische Staatenkarte unverändert gelassen: denn die paar zwischen Sachsen und Preußen ausgetauschten Spreedörfer sind ja nicht zu zählen.

Noch immer behauptete das Haus Habsburg, nunmehr Habsburg-Lothringen, den ersten Rang unter den Dynastien unseres Erdteils. Zwar der Krone Spaniens ist es längst verlustig gegangen. Aber es bewahrt — nach dem kurzen Interim des Wittelsbachers Karl VII., der den Vater Johann Wolfgangs mit dem Ratstitel geschmückt hat — die römisch-deutsche Kaiserkrone, die freilich mehr Glanz als Macht verleiht. Es herrscht über Wien, Budapest, Innsbruck, über Mailand und über Brüssel. Der Bruder Kaiser Josephs, Leopold, waltet als Großherzog im alten Medizäersitze zu Florenz.

Das Haus Bourbon, lange Zeit Habsburgs unversöhnlicher Nebenbuhler, nunmehr aber durch Kaunitzens und Choiseuls unter den Auspizien der Pompadour vereinte Staatskunst mit ihm ausgesöhnt, herrscht, in vier Linien geteilt, in Paris, Madrid, Neapel, Parma. Seit über 200 Jahren ist Metz, seit fast 100 Jahren Straßburg eine nicht sowohl französische als vielmehr bourbonische Stadt.

In England regiert, seitdem der erste Georg über 35 näher berechtigte, aber katholische Agnaten hinweg den Thron des Inselreichs bestiegen hat, die jüngere Linie des welfischen Hauses, die zugleich den Kurhut von Hannover trägt, um den sich Leibnitz so sehr bemüht hat. Drei Linien des längst zum

Hause Holstein gewordenen Grafenhauses von Oldenburg sitzen auf den nordischen Thronen, in Kopenhagen, Stockholm, Petersburg: allerdings ist der Petersburger Gottorper noch unmündig und seine Mutter, die Zerbsterin, führt das Szepter, das sie dem beseitigten Gatten entwunden hat. Norwegen lebt als Nebenland Dänemarks ein geschichtsloses Dasein. Holstein verehrt im Dänenkönig seinen Herzog, ohne in diesem Verhältnis etwas Abnormes zu erblicken. Die deutschen Adelsstaaten am Balticum führen unter moskowitischem Szepter das Leben weiter, wie sie es unter schwedischer Oberherrlichkeit geführt haben. In Polen ist die faule Sachsenzeit zu Ende gegangen. Stanislaus August *Poniatowski* sitzt dank seiner Gönnerin Katharina auf dem berstenden Throne. Nach wie vor ist Danzig der Ausfuhrhafen des Sarmatenreiches und ist sich dieses Vorteils im vollsten Umfange bewußt.

Weder Straßburg — von Metz ganz zu schweigen — noch Kiel oder Altona, noch Riga oder Reval, weder Danzig noch Mailand noch Brüssel hatten irgendwie das Gefühl, unter „Fremdherrschaft" zu stehen. Verständnislos hätten ihre Einwohner den angestarrt, der ihnen von ihrer Erlösungsbedürftigkeit gesprochen hätte. In Straßburg amtierten die Schöppenmeister zur Bourbonenzeit kaum anders, als in den Tagen der Reichsfreiheit; in Danzig fühlten sich Bürgermeister und Rat durch den königlich-polnischen „Burggrafen", der noch dazu ein Danziger Ratsherr sein mußte, weit weniger beengt, als weiland durch die oftmals lästige Aufsicht der Komture des deutschen Ordens. Mailand und die ganze Lombardei empfanden die österreichische Herrschaft als eine wohltätige Erlösung von der spanischen, die übrigens auch nicht in ihrer Eigenschaft als Fremdherrschaft, sondern wegen gewisser unangenehmer Nebeneigenschaften drückend empfunden worden war. Deutsche saßen auf dem Mailänder, Italiener auf dem Wiener erzbischöflichen Stuhle; der Italiener Metastasio beherrschte lange die Wiener Oper. Von einem österreichisch-italienischen „Nationalhaß" war wirklich nichts zu spüren.

Das Bourbonenregiment in Neapel war unzweifelhaft popu-

lär. Der spanische Infant, der 1737 das Land den Habsburgern entrissen hatte, war als Befreier begrüßt worden: nicht etwa, weil die österreichische Herrschaft als Fremdherrschaft empfunden worden war, sondern weil die habsburgischen Beamten und Militärs nicht verstanden hatten, sich mit dem süditalienischen Volke zu stellen.

Das war das Signum jener Zeit: die Städte, Länder, Provinzen nahmen ihre Herrscher hin, wie die Zufälle des Krieges oder des Erbganges sie ihnen gaben. Sie wünschten ihre Eigenart, ihre Stadt- und Landschaftsverfassung zu bewahren, sie sahen es als selbstverständlich an, daß man sie reden ließ, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, sie wurden aufsäßig, wenn man ihnen eine andere Religion aufdrängen wollte. Dieselben Leute aber, die wegen einer Änderung im Stadtstatut oder wegen einer Leseart im Katechismus zu den Waffen griffen, sahen mit Seelenruhe sich aus einer in die andere Herrscherhand übergehen. Religionswirren und Patrizierhändel, nicht die Gemeinsamkeit der Sprache bewirkten, daß Metz im 16. Jahrhundert französisch wurde, und die Sprachverschiedenheit machte Straßburg um keinen Deut weniger loyal gegen das Haus Bourbon, als Metz es war. Trotz Masariello war Neapel im Durchschnitt spanisch-loyaler gewesen, als Barcelona, das stets die entgegengesetzte Seite hielt, das für die Bourbonen war, solange Madrid habsburgisch war, und für die Habsburger, als Madrid bourbonisch wurde. Mit kühner Gelassenheit sahen die Florentiner nach Johann Gastos, des letzten Mediceers, Ableben das Haus Lothringen seine Herrschaft über Toskana etablieren, dieweil das lothringische Stammland nach kurzem Widerstreben geradezu mit Liebe an dem depossedierten Polenkönig Stanislaus Leszynski hing. Niemand hatte feuriger für den Sarmaten Stanislaus gegen den Sachsen August Partei ergriffen, als die deutschsprechende Stadt Danzig, und niemand fügte sich mit grimmigerem Knirschen in die preußische Herrschaft, als eben die Danziger: sofern sie nicht wie Floris Heinrich, der Vater Arthur Schopenhauers, es vorzogen, „vor dem schwarzen Adler zu fliehen",

wie Treitschke mit gewohntem Aplomb sich zürnend auszudrücken beliebt. Brüssel hatte sich seit Alexanders von Parma Tagen mit der spanischen Herrschaft abgefunden, es fand sich mit der österreichischen ab, und es geriet erst dann in Gärung, als Kaiser Josephs ebenso wohlgemeinter wie unbedachter Uniformierungseifer an die ständischen Rechte tastete, von denen Spanien, durch böse Erfahrungen gewitzigt, seit jenem Parmesaner so fürsorglich die Finger weggelassen hatte. Einem ähnlich wohlmeinenden und unbedachten Neuerer, der es bitterer noch als Marien Theresiens Sohn büßen sollte, dem Hallenser Pastorensohn Struensee war es vorbehalten, das dänische Nationalgefühl aufzupeitschen und Kopenhagen, das sich unmerklich zu germanisieren begann, an seine skandinavische Art zu erinnern.

*

Fünfzig Jahre später. Man schreibt 1817. Der Wiener Kongreß ist nach Hause gegangen. Das restaurierte Europa erholt sich alsgemach von dem Orkan der Revolution und dem napoleonischen Wirbelwind.

Straßburg ist französisch geblieben, Mailand ist wieder österreichisch geworden, Danzig ist nach wechselnden Schicksalen eine preußische Landstadt, Brüssel ist zweite, aber freilich nur zweite Hauptstadt des neugebackenen Oranierreiches, Altona und Kiel sind dänisch, Riga und Reval russisch geblieben, Warschau ist Hauptstadt eines polnischen Teilreiches, dessen Krone der Zar trägt. Norwegen ist mit Schweden die stürmische Unionsehe eingegangen. Nach Neapel sind die Bourbonen aus der palermitanischen Verbannung zurückgekehrt, in Rom herrscht wieder der Papst, in Florenz die Habsburg, in Modena die Habsburg-Este, in Parma die Gattin Napoleons, die später von einer Bourbonenlinie abgelöst wird. Italien ist nur ein geographischer Begriff, das bundestägliche Deutschland nicht viel mehr. Die Dynastien sind nach Möglichkeit restauriert; die Republiken bis auf die künstlich in die Kantönliwirtschaft zurückgestoßene Schweiz und die Hanse-

städte von Europas Landkarte ausgemerzt. Dafür beginnt in der westlichen Hemisphäre das Zeitalter der Republiken. James Monroe sitzt als vierter Nachfolger Washingtons im weissen Hause, und John Quincy Adams, sein Staatssekretär und dereinstiger Nachfolger, wird bald die Botschaft ausarbeiten, die Monroes Namen weltberühmt machen soll. Im Süden des neuen Erdteils reißt sich eine Landschaft nach der andern vom spanischen Joche los; Iturbide in Mexiko, Pueyredon in Buenos Aires, San Martin in Chile werden von Simon Bolivar, dem venezolanischen „Libertador" überstrahlt. Noch einige Jahre und Bolivars Unterfeldherr, der kühne José Antonio Sucre, besiegt den letzten hispanischen Vizekönig von Peru. „Magnus ab integro sæclorum nascitur ordo" ruft George Canning im englischen Unterhause. Das demokratisch-republikanische Zeitalter ist angebrochen. Demokratie und Republik haben — trotz Slavery, Diktatoren, Pronunziamentos und zahlreicher Schlacken — jenseits der atlantischen Meeresrinne gesiegt. Werden sie auch östlich derselben siegen? Oder ist es so, wie Platen den Geist des Kolumbus sprechen läßt, und flieht nach Westen die Weltgeschichte? Ist die Revolution endgültig überwunden und die dynastische Herrlichkeit auf immer restauriert?

Die Welt wird bald eines andern belehrt. Zweihundert Jahre ist Brüssel den Habsburgern — erst den spanischen, dann den österreichischen, — eine treugehorsame Stadt gewesen. Kaum anderthalb Jahrzehnte hat sie unter den Oraniern gestanden, als die Kunde von den Pariser Juliereignissen und die Melodien der „Stummen von Portici" das Signal zum Aufstande wider die stammverwandten und doch so verhaßten Holländer geben. Mailand, durch seine Viscontis und Sforzas zahm gemacht, hatte sich durch Jahrhunderte als loyale habsburgische Provinzialstadt aufgeführt. Jetzt aber war es die glanzvolle Hauptstadt eines napoleonischen Nebenreiches gewesen; das italienische Nationalgefühl war erwacht; der österreichische Patriarchalismus, einstmals als Wohltat empfunden, ward nunmehr mit Zähneknirschen ertragen; die grausigen

Kerker des Spielberges füllten sich mit den besten Söhnen Mailands, und die Confalonieri und Pellicos begannen die lange Reihe der Helden und Märtyrer des Risorgimento. In Turin, in Neapel, in der Romagna, überall flammten Revolutionen auf; in Modena, in Rom rissen die Verschwörungen nicht ab, und selbst die milde Verwaltung Toskanas vermochte nicht die gärende Unzufriedenheit zu verhindern. Wenden wir uns weiter nordwärts, so sehen wir in Prag, in Budapest die ersten, noch literarisch vermummten Anfänge der nationalen Opposition sich regen. In Polen hält die gewährte Autonomie das glühende Verlangen nach der vollen Selbständigkeit lebendig, das alsbald als lodernde Flamme emporschlagen soll, freilich vorab nur, um im Blute erstickt zu werden. Noch sind Kiel und Altona ruhig und loyal; aber nicht mehr fern ist die Zeit, in der das mehr patriotische als poetische Trutzlied vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein inner- und außerhalb der Elbherzogtümer erklingen wird.

Und Straßburg? Gärt es in ihm nicht auch? O ja. Nirgendswo in Frankreich ist die Bourbonenherrschaft verhaßter, als in der elsäßischen Hauptstadt, die den Benjamin Constant als ihren Vertreter in die Pariser Deputiertenkammer sendet. Aber sonderbar — so aufsäßig Straßburg dem restaurierten Bourbonentume ist, so wenig will es etwas wissen von dem „alten Vaterlande". Vergebens reimt der damalige Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiser: „O Straßburg, Stadt der Straßen — Von Frankreich und Burgund, — Solang dort Franzen rasen, — Wird Deutschland nicht gesund."

Vergebens gab in immerhin etwas besseren Versen ähnlichen Gedankengängen Friedrich Rückert einen sozusagen poetischen Ausdruck. Straßburg, das Elsaß — von Lothringen ganz zu schweigen — dachten nicht daran, sich von Frankreich loszureißen. Ganz im Gegenteil. Sie hatten es als Gottes unerforschliche Fügung hingenommen, daß sie durch Diplomatenränke, durch Waffengewalt vom alten deutschen Reiche losgerissen und zu Frankreich gekommen waren. Ohne Freude und ohne Schmerz. Sie waren loyale alemannische Untertanen

der Bourbonen geworden, sowie die Mailänder loyale lombardische Untertanen der Habsburger waren. Dann aber war die Revolution gekommen und hatte ihnen die Befreiung von dem feudalen Gerümpel gebracht, dann waren die Revolutionskriege, die napoleonischen Kriege gekommen und hatten den alten Waffenruhm der Elsäßer und Lothringer um neue glänzende Taten, um neue glanzvolle Namen, Kellermann, Rapp, Kleber, Lefèvre und soviele andere, vermehrt. Die Straßburger, die Elsäßer waren Franzosen geworden, waren deutschredende, aber darum nicht minder gute Franzosen. Das einzige, was diese Entwicklung hätte hindern können, nämlich Sprachschikanen und Zwangsfranzösierungsversuche, hat Frankreich stets vermieden — einzelne Heißsporne, die in dieser Richtung bohrten, wurden leicht zur Ruhe gebracht — und sich dadurch als ein eminent politisches Land erwiesen.

*

1867. Das Zeitalter der nationalen Einigung nähert sich seinem Abschlusse. Österreich, bei Königgrätz besiegt, ist aus Deutschland hinausgedrängt worden und hat, obwohl bei Lissa und Custozza siegreich, aus Italien weichen müssen. Aber es bleibt bestehen, der Nationalitätenstaat inmitten der Nationalstaaten. Es organisiert sich dualistisch. Die Magyaren, 1849 erlegen, wenn auch ruhmreich erlegen, tragen nachträglich einen wenn nicht vollen, so doch entschiedenen Sieg davon: sie etablieren ihre kaum durch ein paar magere Zugeständnisse an die Kroaten modifizierte Herrschaft über die Osthälfte des Habsburgerreiches, während in der Westhälfte der Kampf der Deutschen und der Slawen alsbald mit neuer Wucht einsetzt. Italien hat seine nationale Einigung im wesentlichen vollendet. Rom, das noch fehlt, wird ihm bald als reife Frucht in den Schoß fallen; Trient freilich und Triest hat es nicht erlangt, und es zürnt seinem Bundesgenossen Preußen, daß es ihm nicht dazu verholfen habe. Für die französische Hülfe von 1859 hat es Nizza und Savoyen opfern müssen: das französische Savoyen, ihm nur dynastisch verbunden, das

italienische Nizza, seines Garibaldi Geburtsort. Aber dem Volke von Savoyen und Nizza ist die Abtretungsfrage vorgelegt worden, und beide Landschaften haben sie mit großer Mehrheit bejaht. So hat auch Sardinien-Piemont alle die Staaten und Städtchen, deren Dynastien es depossedierte, durch Volksabstimmung befragt. Der Grundsatz, daß keine Bevölkerung gegen ihren Willen gezwungen werden dürfe, ihre Staatsangehörigkeit zu wechseln, wird integrierender Bestandteil des öffentlichen Rechts wenigstens im südlichen und westlichen Europa.

Deutschland naht sich ebenfalls dem vorläufigen Abschluß seiner nationalen Einigung. Aber die Entwicklung geht weniger gradlinig als in Italien. Kein Garibaldi, kein Mazzini stand an der Wiege der deutschen Einigung; der deutsche Cavour, Bismarck, begnügte sich mit einer Anleihe bei Lassalle. Er führte das allgemeine Wahlrecht ein, er jagte drei legitime Dynastien und einen nicht minder legitimen Stadtmagistrat weg. Aber er ließ keine Volksabstimmung vornehmen; er annektierte den Nordstreifen Schleswigs wider den Willen und Elsaß-Lothringen gegen den ausdrücklichen Protest seiner Bevölkerung. Er vermochte es nicht, die Polenfrage zu lösen und vertiefte nur den nationalen Zwiespalt in den zweisprachigen Gebieten des Ostens.

Kein Nationalitätenstaat, wie Österreich, wurde Deutschland, doch auch kein Nationalstaat wie Frankreich und Italien. Es schloß die Deutschösterreicher aus und Dänen, Franzosen, Polen ein. Während Frankreich sich Nizza und Savoyen innerlich assimilierte, verstand Deutschland es nicht, Posen, Nordschleswig, ja nicht einmal Elsaß-Lothringen seelisch für sich zu gewinnen. Es vermochte nicht, das hannoverische Welfentum ganz zu überwinden .....

Und die Lehre aus diesen historischen Fakten?

Seitdem die französische Revolution und die Ereignisse, die aus ihr entsprangen, einerseits das demokratische, andererseits das nationale Empfinden der Völker geweckt haben, hörten territoriale Veränderungen auf, eine bloße dynastische, eine

bloße staatliche Angelegenheit zu sein. Die mündig gewordenen Völker lehnen es ab, ihre Schicksale durch den Zufall des Erbganges oder durch die Laune des Schlachtengottes entschieden zu sehen. Sie wollen nicht mehr wie Hammelherden vertauscht, nicht wie die „glebae adscripti" mit der Scholle, auf der sie sitzen, verschoben und verschachert werden. Sie wollen nach innen und außen selbst über ihr Los entscheiden.

Von dem Maße, wie diese Wahrheit die gesamte Kulturmenschheit durchdringen wird, wie sie sich in der spröden Wirklichkeit durchzusetzen wissen wird, hängt es ab, ob der ersehnte Weltfriede, der dem Weltkriege ein Ende machen soll, die Gewähr der Dauer in sich trägt.

Eduard Bernstein:

VÖLKER ZU HAUSE

ERINNERUNGEN

VIII.*)

LONDONER EIGENTÜMLICHKEITEN UND ENGLISCHE CHARAKTERZÜGE

Die Übersiedelung des „Sozialdemokrat" von Zürich nach London machte, nachdem wir vier Ausgewiesenen in der Themsestadt eingetroffen waren, als eine der ersten Maßnahmen das Mieten eines geeigneten Geschäftslokals nötig.

Es war das keine sehr einfache Sache. Da wir nicht gern weit entfernt von dem Stadtteil Quartier nehmen wollten, wo Friedrich Engels wohnte, kam für unsern Zweck nur das Mieten eines ganzen Hauses in Betracht, das groß genug wäre, Kontor, Expedition und Druckschriftenlager, Setzerei und womöglich auch die Druckerei unterzubringen. Denn wir trugen uns zunächst mit dem Gedanken, das Blatt, wie das in Zürich geschehen war, nun auch in London selbst zu drucken, was einen Raum für die Aufstellung einer immerhin nicht ganz kleinen Druckmaschine nötig gemacht hätte. Geschäfts- oder Industriehäuser mit Abteilen für solche Zwecke gab es im Nordwesten Londons nicht, wir hätten uns dafür in die Nähe der City begeben müssen, wo die Mieten schon sehr hoch sind. Es hieß also entweder ein größeres Wohnhaus finden, mit einem Nebenbau, wo wir die Maschine aufstellen konnten, oder ein Haus mit Laden und da-

*) Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrg., die Februar-, März-, Mai-, Juli-, Septemberhefte, 3. Jahrg., und das Januarheft, 4. Jahrg.

hinter liegender Wohnung zu nehmen, wie man deren allerdings in großer Zahl, aber selten in der Beschaffenheit findet, daß sie alles so darboten, wie wir es brauchten oder wünschten. Wir mußten somit gehörig suchen, und es begann das Vergnügen, das die Engländer hunting a house, die Jagd nach einem Haus, nennen, und das, wie gar manche andere Jagden, ein recht ermüdendes Vergnügen ist. Es bot aber Gelegenheit zu Einblicken in allerhand Seiten des sozialen Lebens in diesem Ausschnitt der Weltstadt.

Ausschnitt, ich gebrauche das Wort mit gutem Bedacht. Denn nur ein kleines Stück Londons und obendrein kein sonderlich charakteristisches Stück war der Bezirk Kentish Town mit seiner östlichen Umgebung, wo wir auf die Suche gingen. Nichts in seinem Zuschnitt, nichts in der Art seines Lebens und Treibens verriet die Zugehörigkeit zu dem gewaltigen Handelsemporium des britischen Weltreichs. Viele Großstädte nehmen bei ihrem Wachstum Vororte in sich auf, ohne sie alsbald ihrer geographischen Gliederung anzupassen. Aber nirgends stößt man auf deutlichere Zeichen der ursprünglichen Selbständigkeit des Orts, als in einer großen Zahl der vielen Dörfer und Städte, mit denen London im Lauf der Jahre zusammengewachsen ist. In dieser Riesenstadt oder was sich so nennt, da in Wirklichkeit der geographische Begriff London ein ganzes Konglomerat von Ortschaften deckt, dessen Zentrum die eigentliche Weltstadt bildet, herrscht eine Buntscheckigkeit und ein unregelmäßiges Durcheinander der Einzelteile, die ihresgleichen suchen.

Lange Zeit war das auch in administrativer Hinsicht der Fall. Jeder Flecken hatte seine eigene örtliche Verwaltung, die Vestry, von denen die eine sich wenig darum kümmerte, was die andre bot, deren Sonderherrlichkeiten vielmehr kein kommunales Gemeingefühl aufkommen ließen, das sich auf London als ein Ganzes bezog. Nur für wenige gemeinsame Zwecke hatte man im Jahre 1855 in dem Betriebsamt der Hauptstadt (Metropolitan Board of Works) eine Art Zweckverband geschaffen, der aber sehr mangelhaft arbeitete, und grade in dem Jahr, wo wir nach England kamen, beriet das Parlament die Verwandlung

Londons in eine Grafschaft mit einem eigenen, nach ziemlich demokratischem Wahlrecht zu wählenden Grafschaftsrat, der dann auch im Jahre 1889 ins Leben trat und bald als Neuheit auf dem Gebiet des Munizipalsozialismus sich eine gewisse Berühmtheit erwarb. Aber an der Buntscheckigkeit der kommunalen Verwaltungskörper Londons hat auch er noch nichts geändert. Groß-London behielt seine unzähligen Vestries und ähnlichen Ortsverwaltungen bei, bis um die Jahrhundertwende ein Gesetz geschaffen wurde, das eine Anzahl der kleinen Vestries zusammenlegte oder mit größeren verband und so bewirkte, daß London jetzt in dreißig ziemlich gleich große Munizipalitäten eingeteilt ist, deren wichtigste gemeinsame Angelegenheiten wie Kanalisation, Feuerwehr, Elementarschulwesen, Verkehrswesen u. a. der Grafschaftsrat regelt.

Auf die Physiognomie Londons haben diese Schöpfungen nur sehr langsam zurückwirken können. Im Jahre 1888 war von einer solchen Einwirkung noch fast nichts zu verspüren. Da hätte eine Karte Londons bei Einzeichnung seiner vielen Kirchspiele und deren soziale Physiognomien das Bild einer aus unzähligen kleinen Flicken zusammengenähten Decke dargeboten.

Das Kirchspiel St. Pancras, zu dem Kentish Town gehört, erstreckt sich von Holborn im mittleren London bis in die Gegend von Highgate im westlichen Nordlondon. Es wechselt da mehrmals den Charakter. In seinem südlichen Teil sind die Häuser noch nach dem alten Stil gebaut, der der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und so stark rauchgeschwärzt, daß man ihnen das Alter auf den ersten Blick ansieht. Um den Platz Kings Cross herum, wo die Bahnhöfe der Großen Nordbahn, der Mittellandsbahn und, etwas westlicher, auch der Nordwestbahn einlaufen, sieht erst recht alles verräuchert aus, und es gibt oder gab nicht wenige Straßen, die schon der Gattung Slums angehörten, d. h. Brutnester äußerer und innerer Verkommenheit sind. Neuerdings ist dort viel niedergerissen worden, was das Bild etwas verändert hat. Aber es steht noch viel zu viel des Alten und Verkommenen da. Weiter nach Norden und Nordwesten wird das Bild etwas weniger unfreundlich, die

Häuser sind aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit höher gelegenem Basement, luftigerem Vorraum und freundlicheren Fenstern. Noch weiter nördlich, nach dem, auf einem Hügel gelegenen Highgate zu, kommen Straßen mit größeren oder kleineren Gärten vor den Häusern, die Vorstadtvillen waren, nun aber zu einem großen Teil schon auf den ersten Stufen des sozialen Herabsinkens angelangt sind. Das heißt, sie werden schon nicht mehr von Angehörigen der Gesellschaftsklasse bewohnt, für die sie ursprünglich berechnet waren, und verraten das durch mancherlei Äußerlichkeiten: mangelnde Pflege des Vorgartens, geringere Sauberkeit der Fenster, die Art der Fenstervorhänge und ähnliches mehr.

Das soziale Herabsinken der Häuser ist ein Vorgang, den man in London vielfach beobachten kann. Es handelt sich dabei aber nicht um einzelne Häuser, sondern um ganze Straßen oder abgezweigte Teile von solchen. Er vollzieht sich etwa in folgender Weise. Eine Straße oder ein Straßenteil wird mit Häusern für die begüterte Bourgeoisie bebaut. Einfamilienhäuser mit Stufenaufgang, großen Wirtschaftsräumen im Basement, hohen Zimmern im Parterre und ersten Stock und breiter Eingangstür. Es wird nun sehr darauf gehalten, vielfach im Mietsvertrag ausbedungen, daß kein Mieter Zimmer oder Teile des Hauses weiter vermiete, denn das würde der Respektabilität der Straße Abtrag tun. Eine Reihe von Jahren wird auch danach gehandelt. Dann macht vielleicht in einem der Häuser aus irgend einem inzwischen eingetretenen Grunde die Familie eine Ausnahme und gibt in zunächst diskreter Form einen oder mehrere Räume ab, nach einiger Zeit geschieht in einem zweiten und dritten Haus das gleiche. Hat man sich aber erst auf das Abvermieten eingerichtet, dann ist auch das Geheimnis nicht auf die Dauer aufrecht zu erhalten. In den Fenstern erscheint die verräterische Karte, die anzeigt, daß ein vornehmes Zimmer usw. abzugeben ist. Damit ist die Straße aber schon nicht mehr auf der vollen Höhe. Wird ein Haus leer, so muß der Eigentümer beim Vermieten schon etwas weniger wählerisch sein und seine Vorschriften weniger streng gestalten. Ebenso beim

zweiten und dritten Wechsel in der Straße. Die Anzeigen, daß Zimmer abgegeben werden, wagen sich deutlicher hervor, und die Straße hört auf, für ganz fashionabel zu gelten, wenn sie auch noch eine gewisse Eleganz bewahrt. Jetzt kommen Mieter, denen nicht so sehr daran liegt, elegant zu wohnen, als elegant zu vermieten, und die Straße wird allmählich eine Straße von Abvermietern. Aber auch als solche behält sie ihren Rang nur eine gewisse Zeit. Allmählich verliert sie für die besonders zahlungsfähigen Abmieter ihre Anziehungskraft, und mit der Klasse der Abmieter verändert sich auch die Klasse der Vermieter. Leute, die aus dem Vermieten ein Geschäft machen, übernehmen die Häuser. Sie bewohnen selbst nur die Räume im Basement und vielleicht noch ein oder zwei Schlafzimmer im obersten Stockwerk. Alle andern Räume vermieten sie — das Haus wird zum Taubenschlag. Denn ein solches Haus ist ganz etwas anderes, als ein Haus, das von vornherein für den Zweck des Abvermieters — als Lodging house — gebaut worden war. Der Inhaber muß Abmieter der verschiedensten Gattung aufnehmen: in die hohen luftigen Zimmer im Parterre und ersten Stock bekommt er ganz andere Leute hinein, als in die niedrigeren Zimmer der oberen Stockwerke. Und doch ist kein Abmieter so von den andern Abmietern getrennt, wie in einem Haus von richtigen Etagewohnungen. Denn weil eben das Haus auf eine einzelne Familie berechnet war, ist auf keiner Etage eine Diele, welche die Wohnräume vom Treppenflur trennt. Sie laufen unvermittelt auf diesen zu, und da es für unpassend, in besser gehaltenen Häusern sogar als eine Beleidigung betrachtet wird, die Zimmer zu verschließen, wird man in einem so großen Hause als Abmieter das Gefühl nicht los, daß man keine feste Niederlassung hat, sondern wie in einem Taubenschlag sitzt, wo alles ein- und ausfliegt. Ich spreche da aus persönlicher Erfahrung, denn zweimal waren auch wir Abmieter in einem Hause dieser Gattung.

Die Sitte, daß man im Volk das Abschließen der Zimmer für nicht anständig hält, hängt mit einem Charakterzug zusammen, der mir zuerst beim Suchen des Hauses für den

„Sozialdemokrat" und dann auch beim Suchen eines Wohnhauses für mich und die Meinen auffiel. Ich bin da auf eine Vertrauensseligkeit der Bevölkerung gestoßen, die ich gerade in der Riesenstadt London zu allerletzt gesucht hätte.

Wo es sich nicht um Häuser handelte, die noch vollständig bewohnt waren, standen die zur Vermietung ausgebotenen Häuser, die für uns in Betracht kamen, vollständig leer. In sie einen Hauswart hineinzusetzen, lohnte nicht. Kam man vor solch ein Haus, dann sagte eine von innen an einem der Fenster befestigte Karte oder größere Ankündigung, daß der Schlüssel in irgend einem der Nachbarhäuser in Verwahrung sei, und dieser Schlüssel wurde uns zumeist ohne weiteres auf Treu und Glauben anvertraut. Nun war freilich selten in einem der Häuser etwas zurückgelassen, das des Mitnehmens wert gewesen wäre, und ein Schlüssel ist kein besonderer Wertgegenstand. Aber ganz gleichgültig ist es auch nicht, ob ein Patentschlüssel, um den es sich zumeist dabei handelte, abhanden kommt, und ob sich jemand für spätere Benutzung einen Wachsabdruck von ihm machte, was ja eine leichte Sache gewesen wäre. Daß man trotzdem immer wieder uns Wildfremden unbedenklich den Schlüssel mit der Bitte gab, uns seiner selbst zu bedienen und ihn dann zurückzubringen, war uns daher eine ziemliche Überraschung. Und es ist nur ein Beispiel dafür, daß Treu und Glauben in der Bevölkerung Londons in viel höherem Maße gilt, als man nach dem vielen, was man über dessen Spitzbuben gelesen hat, anzunehmen geneigt wäre.

So hatte ich mancherlei Gelegenheit, an mir selbst zu erfahren, daß man in England mit viel weniger Schriftlichem in Handel und Wandel auskommt, als ich es von zu Hause gewöhnt war.

Der erste Fall, wo mir das zu Gemüte geführt wurde, spielte sich schon etliche Wochen nach unserer Ankunft in Verbindung mit einem Vorgang ab, der mir gleichfalls das englische Volk von einer unerwarteten Seite zeigte.

Als meine drei Mitausgewiesenen und ich aus der Schweiz fortmußten, hatte ich meinen damals neunjährigen Stiefsohn

mit mir genommen, während meine Frau mit unserem zwei Jahre jüngeren Töchterchen noch einige Wochen in Zürich zurückblieb, dann in Berlin sich aufhielt, um schließlich über Hamburg zur See nach England zu kommen. Der größeren Billigkeit halber nahm sie einen Passagierplatz auf einem Kauffahrteischiff der Kirsten-Linie, und nachdem ich im Londoner Bureau der Firma erfahren, daß das Schiff in Gravesend, wo von der Mündung her die Themse sich verengert, Halt mache, um den Lotsen aufzunehmen, beschloß ich, ihr bis dorthin entgegenzufahren. Ich ließ mir die Adresse des Lotsen geben und setzte mich am bestimmten Tage rechtzeitig auf die Bahn. Die Fahrt ging nach dem Gravesend gegenüber gelegenen Tilbury, von wo man mit einem Fährenboot über die hier recht breite Themse nach dem erstgenannten Ort befördert wird. Unterwegs hatte ich den Genuß, englische Bauernfänger am Werk zu sehen. Nicht lange, nachdem der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, fing einer der Insassen mit einem Mitfahrenden ein Gespräch an, zog etliche Spielkarten hervor und erklärte ihm das Spiel, das bei uns als Dreiblatt oder Kümmelblättchen bekannt ist, und das darin besteht, aus drei Karten, die der Spieler durcheinanderwirft, eine vorher bezeichnete herauszufinden. Der Angeredete versuchte sein Heil, griff aber regelmäßig fehl. Nun mischte sich ein andrer Mitreisender hinein und erklärte, es sei ja ganz unmöglich, die Karte zu verfehlen, sobald man nur richtig aufpasse, er wette eine halbe Krone, daß er sie jedesmal treffen werde. Sprach's, setzte das Geldstück ein und — verlor. Nun geriet er in Erregung, verlangte Wiederholung und gewann einmal, zweimal, dreimal, worauf der Erstangeredete wieder Mut bekam, auch eine halbe Krone einsetzte und gleichfalls gewann. Er wurde lebhafter, setzte weiter, ebenso der andere, und wenn sie auch hier und da verloren, so hatten sie doch überwiegend Glück, und der Spieler mußte oft in die Tasche greifen, um neues Geld ins Spiel zu bringen. Inzwischen hatte, scheinbar durch das laute Gespräch und das Klappern des Geldes angelockt, ein Reisender im Nebenabteil des altmodischen Wagens über die halboffene Holzwand hinweg dem

Spiel zugeschaut, immer lauter seine Kommentare gemacht, um schließlich auch mit gleichfalls vorwiegend gutem Erfolg sein Glück zu versuchen, bis auf der letzten Vorortstation der Zug sich leerte und außer mir nur noch ein Herr zurückblieb, der, so wenig wie ich, sich am Spiel beteiligt hatte. Ich hatte zuviel schon von Bauernfängern gelesen, um auch nur einen Augenblick über den Charakter des Spiels im Zweifel zu sein, und hatte, anscheinend zum Fenster hinausblickend, die ganze Zeit über absolute Teilnahmlosigkeit geheuchelt. Nun riskierte ich eine Bemerkung und sagte zu meinem Gegenüber: „Die drei Leute hier waren Schwindler", worauf ich zur Antwort erhielt: „All the four belong to the same gang", das heißt, der vom Nebenabteil war Mitverschworener. Das Publikum wußte also im allgemeinen Bescheid, und ich wunderte mich nur, woraufhin die vier Kerle das Fahrgeld riskiert hatten, und daß sie die Gaunerei so offen zu betreiben wagten. Sobald ich oder irgend ein anderer Uneingeweihter sich verleiten ließ, auf die zu findende Karte zu setzen, hätte der Spieler natürlich sofort die Volte geschlagen.

Um die Mittagszeit kam ich in Gravesend an und begab mich zum Hause des Lotsen. Seine Frau, die mir öffnete, erklärte mir, ihr Mann sei ausgegangen, lud mich aber in sehr freundlicher Weise ein, ihn in ihrer Wohnstube zu erwarten. Ich zauderte einen Augenblick, da jedoch das Wetter trübe war, machte ich von ihrem Anerbieten Gebrauch, worauf sie mich in eine sehr gut gehaltene Stube führte und mir eine Anzahl Albums und Bände illustrierter Zeitungen zum Durchblättern gab. Nach einer Weile kam der Lotse selbst und erklärte mir, als ich ihm den Zweck meines Besuchs auseinandergesetzt hatte, das Schiff, das mittags zwei Uhr eintreffen sollte, sei zwar signalisiert, werde aber, da es sehr rauhe See gehabt habe, nicht vor 7 Uhr abends eintreffen. Er sei dann gern bereit, mich mitzunehmen, an einer Stelle am Fluß, die er mir näher bezeichnete, würde ich ihn treffen. Ich dankte ihm und wollte mich entfernen, als er mir die Frage vorlegte, ob ich den Ort kenne. „Nein", antwortete ich, „ich bin hier gänzlich

fremd". „Aber wie wollen Sie denn die Zeit hier zubringen?" fragte er weiter. „Das weiß ich noch nicht; ich werde versuchen, einen Spaziergang in die Umgegend zu machen. Würden Sie vielleicht so gut sein, mir etwas zu empfehlen?" Er überlegte eine Weile und sagte mir dann, eine Stunde von Gravesend entfernt, zu Fuß oder mit der Straßenbahn bequem und für einen Fremden sicher zu erreichen, gebe es ein großes Vergnügungsetablissement, Rosherville Gardens, dort würde ich mir die Zeit wohl am besten vertreiben können. Das leuchtete mir ein, ich dankte und empfahl mich.

Der Dank war aufrichtig. Der Mann hatte auf mich einen ausgezeichneten Eindruck gemacht. An ihm war nichts Erkünsteltes, keinerlei Wichtigtuerei, und während er ein gewisses Interesse gezeigt hatte, das mir sehr zustatten kam, hielt er sich von jeder Aufdringlichkeit fern. Das Etablissement, das er mir empfohlen hatte, konnte bei gutem Wetter einen Besuch wohl lohnen. Ein Riesengarten mit schönen Anlagen und weiten Spielplätzen, auf denen es Einrichtungen für alle mögliche Belustigung und Zeitvertreib gab: Schaukeln, Rutschbahnen, Karussells, Schießstände, Wurfstände, Kraftmesser und vieles ähnliche mehr. Aber da es ein Werktag und obendrein ungünstiges Wetter war, fehlten die Menschenmassen, das alles zu beleben, und für mich selbst war das wenigste von dem Dargebotenen geschaffen. So trieb ich mich ziemlich ruhelos in den Anlagen herum, freute mich an allerhand Blumen und bewunderte namentlich eine steile und ziemlich hohe Klippenwand an dem dem Fluß entgegengesetzten Ende des Gartens, die mit Kletterpflanzen bewachsen war, und von deren Höhe herab man einen schönen Rundblick genoß. Früher noch als nötig kehrte ich jedoch nach Gravesend zurück und begab mich zu der mir bezeichneten Stelle am Fluß.

Es war ein einsamer Ladeplatz! Einige mit irgendwelcher Verrichtung beschäftigte Arbeiter waren die einzigen Menschen, die ich dort fand. Einer von ihnen fragte mich, ob ich jemand suche. Ich nannte ihnen meinen Zweck, und nun erwiesen sie mir ungebeten allerhand Aufmerksamkeiten. Erst schleppten

mir, nachdem sie mich eine ziemliche Weile allein am Ufer hatten stehen sehen, zwei von ihnen eine Bank heran und luden mich ein, darauf Platz zu nehmen. Als dann ein leichter Regen einsetzte, brachte mir einer eine Teerdecke. Nachdem der Regen stärker wurde, luden sie mich ein, auf einem bedeckten Gerüst, das offenbar zum Ausschauen bei stürmischem Wellengang errichtet war, Platz zu nehmen. Dann, wieder nach einer Weile, ließen sie mich durch einen fragen, ob ich nicht in ein Speisehaus gehen und etwas zu Nacht zu mir nehmen wolle, das Schiff sei noch nicht in Sicht, und wenn es sich ankündigte, würde mich einer von ihnen holen. Anfänglich lehnte ich ab, als aber wieder nach einer Weile einer kam und mir vorstellte, ich solle doch ruhig essen gehen, ich könne mich ganz bestimmt auf sie verlassen, schien es mir unhöflich, das Anerbieten auszuschlagen, und nun führte mich der Fragesteller in eine Straße, wo mehrere Speisehäuser waren, ließ mich eines auswählen und empfahl sich dann, wobei er die vorher gegebene Zusicherung wiederholte, daß ich zur rechten Zeit abgeholt werden würde. Er hielt auch Wort. Gegen neun Uhr — so spät war es mittlerweile geworden — wurde ich geholt und fand am Ufer den Lotsen, der mich in sein Boot steigen hieß und nun mit mir auf das Schiff zufuhr, das wir in tiefster Dunkelheit auf einer heruntergelassenen Strickleiter erkletterten. Ich bat einen der Arbeiter, der mitgefahren war, um das Boot zurückzubringen, seinen Kameraden meinen wärmsten Dank auszusprechen und konnte ihn nur mit Mühe bewegen, ein Zeichen der Erkenntlichkeit anzunehmen.

Das Schiff traf nach Mitternacht in London ein, konnte aber nicht anlegen, da mittlerweile Ebbe eingetreten war. Wir mußten auf ihm die Nacht kampieren und wurden erst am Morgen auf Booten an der St. Katharinen-Werft ans Land befördert. Ich gab den Koffer, der einen großen Teil der Kleidung und Wäsche der Familie enthielt, in einem der Werft gegenüber gelegenen kleinen Speditionsbureau zur Beförderung an uns auf und fuhr dann mit Frau und Tochter im Omnibus direkt in unser Logis. Als wir dort angelangt waren, entdeckten wir plötzlich, daß

wir keinen Gepäckschein hatten. Großes, an Verzweiflung grenzendes Entsetzen. Jetzt werden wir die Sachen nie bekommen! Was also tun? Ich setzte mich in Bewegung und fuhr den langen und langweiligen Weg vom Regents Park, in dessen Umgebung ich vorläufig Quartier genommen hatte, nach der östlich vom Tower gelegenen Katharinen-Werft zurück. Im Speditionsbureau fand ich einen ältlichen Mann vor und machte ihn mit meinem Fall bekannt. Ich sei am Morgen mit dem und dem Schiff angekommen und habe einen großen, schwarzen Koffer hier an die und die Adresse aufgegeben. Der Mann sah in sein Buch. „Das ist richtig", sagte er, „der Koffer ist hier, so wie Sie sagen, aufgegeben worden". „Ja, aber ich habe keinen Empfangschein erhalten", bemerkte ich. „Einen Empfangschein? Wozu wollen Sie denn einen Empfangschein"? gab er zurück. „Nun, man bekommt doch etwas in die Hände, wenn man Gepäck aufgibt", war meine Antwort. Unwillig erwiderte er, er habe den Koffer in sein Buch eingeschrieben, und das sei genug. Einen Schein darüber auszustellen sei überflüssig und werde auch von keinem Menschen verlangt. „Andern mag es genügen", sagte ich, „aber ich bin daran gewöhnt, in solchen Fällen eine schriftliche Bestätigung zu erhalten. Bitte, seien Sie so freundlich, mir eine solche auszustellen." Er zauderte. „Ich will es gern bezahlen", setzte ich hinzu. Auch das zog nicht sofort. Aber endlich ließ er sich erweichen und schrieb mir den gewünschten Schein aus, ganz sicher nicht ohne sich zu denken, was für verrückte Kerle diese Deutschen doch seien. Zu welcher Betrachtung ich übrigens noch manchmal Engländern Gelegenheit gegeben habe, wenn auch nicht immer ahnungslos. Gelegentlich habe ich mich mit dem vollen Bewußtsein über die Landessitte hinweggesetzt; daß die Landeskinder mich für einen verrückten Ausländer erklären würden und, wenn man mich auf diese Wirkung aufmerksam machte, eine ähnliche Antwort gegeben, wie der vierschrötige Ire, der auf Vorhalte, warum er sich von seiner kleinen und schwächlichen Frau schlagen lasse, ruhig erwiderte: „Warum? Nun, ihr machts Vergnügen und mir tuts nicht weh".

Indes waren das immer Fälle, wo kein berechtigtes Empfinden verletzt wurde und ich mir mit voller Überlegung sagen durfte, daß der Landessitte irgendein unvernünftiges oder seiner vernünftigen Voraussetzung verloren gegangenes Vorurteil zugrunde lag. Hier dagegen konnte von einem solchen Vorurteil nicht die Rede sein. Dem Manne war sein Einschreibebuch eine Urkunde, und in dem Augenblick, wo der Koffer mit der richtigen Adresse in das Buch eingetragen war, war gemäß praktischer Erfahrung in seinen Augen die Notwendigkeit der Ausstellung einer besonderen Quittung nicht mehr da.

Ähnlich ging es ohne Gepäckschein im Inlandverkehr der Eisenbahnen bei der Beförderung von Passagiergut zu. Kam man mit Gepäck zur Bahn, das man nicht in das Abteil des Eisenbahnwagens nehmen konnte, so übergab man es einem Gepäckführer, der es auf seinem kleinen Rollkarren zum Gepäckwagen fuhr und dort einlud. Am Ankunftsort ging man zum Gepäckwagen hin, bezeichnete beim Ausladen einem Träger oder Rollkarrenführer sein Gepäck und ließ es von ihm zum Bahnhofausgang befördern. Das machte sich ohne andere Gebühr als die Bezahlung des Trägers oder Führers, und, wie gesagt, ohne jeden Gepäckschein. Für Deutsche, die zum erstenmal nach England kommen, eine schier unheimliche Sache. Professor Karl Scherlemmer, der Mitarbeiter Henry Roscoe's an dessem großen Handbuch der Chemie und Duzfreund von Marx und Engels, schilderte uns im Jahre 1891 sehr drollig, wie verzweifelt die deutschen Fachkollegen waren, als sie auf der Fahrt von London zum Internationalen Naturforscherkongreß nach Edinburg ihr Gepäck der Eisenbahn ohne den obligaten Schein anvertrauen mußten. „Beruhigt euch nur", habe er ihnen gesagt, „euer Gepäck ist auch hier sicherer als im Vaterland". Sie wollten es aber nicht glauben, bis die Erfahrung ihren Schmerz stillte. Mir selbst begegnete es einmal auf der Rückreise von der Südküste nach London, daß der Gepäckträger meinen Koffer, statt in den Wagen für Victoria Station (dem Bahnhof für das westliche London) in irgend einen andern Wagen gepackt hatte. Leider hatte ich ver-

säumt, den Koffer, der kein äußeres Abzeichen trug, wenigstens mit einem Etikett zu versehen, auf dem mein Name mit Adresse verzeichnet war. Ich konnte also, als sich bei der Ankunft herausstellte, daß der Koffer nicht mit im Zuge war, lediglich einem Beamten der Bahn, an den ich gewiesen wurde, den Koffer nach Größe und Farbe beschreiben. Obwohl aber die Sache an einem Tage außergewöhnlichen Reiseverkehrs geschehen war, nämlich am Ferienschluß, wo die Eltern mit Kindern, die die Schule besuchen, von der Sommerfrische zurückkehren, war der Koffer tags darauf richtig in meiner Wohnung. In dem Lande der peinlichst geordneten Einschreibeordnung hätte es mir nicht besser ergehen können.

Wir waren in jenem Jahr zum erstenmal einige Wochen an der englischen Küste gewesen, und zwar in Eastbourne an der Südküste unweit Brighton. Der sehr hübsche Ort gilt für einen der vornehmeren Badeplätze Englands, aber man hatte uns versichert, daß wir dort auch mit bescheidenen Mitteln auskommen könnten, und wir hatten das bestätigt gefunden. Im östlichen Teil der über 30,000 Einwohner zählenden Stadt fanden wir für uns und unsere beiden Kinder für 21 Shillinge die Woche Unterkunft, die aus zwei Schlafzimmern, Benutzung des Wohnzimmers und Bedienung nebst Besorgung unserer Mahlzeiten bestand. Dies geschah nach allgemeinem Gebrauch in den englischen Badeplätzen darin, daß unsererseits die Lebensmittel für unseren Bedarf eingekauft oder der Einkauf angeordnet wurde, die Wirtin aber die Zubereitung von Frühstück, Mittagessen und Nachtmahl nach unseren Anordnungen besorgte, im Wohnzimmer für uns einen Eßtisch herrichten, jedesmal decken und die Gerichte durch ihr Mädchen auftragen ließ.

Die englische Küche ist, wie man weiß, wesentlich anders als die festländische und entbehrt manche Reize. Man könnte, an die Philosophie anknüpfend, sie im Gegensatz zur kunstvollen, durch Mannigfaltigkeit sich auszeichnenden französischen Küche, sofern man dieser die Bezeichnung als synthetisch zuerkennt, als roh empirisch bezeichnen, wobei man

nicht notwendig an halb rohe Beefsteaks zu denken braucht. Es wird auch in England vieles gar gekocht. Aber der leitende Gedanke der englischen Küche ist doch, dem zuzubereitenden Gegenstand nach Möglichkeit seinen Charakter oder eigentümlichen Geschmack zu bewahren und das Mischen mit würzenden Ergänzungen dem einzelnen am Tische zu überlassen. Wer das oft sehr scharfe Zeug nicht mag, das die Tische für diese Zwecke zu zieren pflegt, der mag unter der ziemlichen Eintönigkeit der englischen Küche zu leiden haben. Doch ist auch diese Küche nicht ohne ihre Vorzüge, die Kunst für den nach England gekommenen Festländer besteht nur darin, sie ausfindig zu machen und gebührend auszunutzen. Was dem Deutschen, dessen heimische Küche einen mehr oder weniger umfassenden Eklektizismus darzustellen pflegt, nicht sonderlich schwer fallen sollte.

*

Viel freier, als ich vermutet hatte, geht es in England beim Baden und überhaupt im Badeorte zu. Gewiß, im vornehmen Teil der großen Straße am Strand, die jedes Seebad hat, und die man bei uns Promenade, in England aber meist Parade nennt, herrschen gewisse Regeln der Respektabilität, die zu verletzen für anstößig gilt. Sonst aber mag sich jeder sein Leben und seine Vergnügungen einrichten, wie es ihm am besten behagt. Es darf nur keiner den andern stören. Am Strand selbst werden Unterhaltungen der verschiedensten Art dargeboten. Von Akrobaten aller Art und nachgemachten Negern, die komische Szenen aufführen und die neuesten Gassenhauer vortragen, wobei die Zuhörer den Kehrreim mitsingen, bis zu Wanderpredigern irgendwelcher Religionsgemeinschaften, die bald auf das Publikum, das sich um ihren Stand sammelt, bekehrend einzuwirken suchen, bald mit Bekehrten öffentlich Gottesdienst abhalten oder Hymnen absingen, findet jeder etwas nach seinem Geschmack und Verlangen. Gebadet wird nur zu bestimmten Stunden bei zurückkehrender Flut, und an der Parade darf nur vom Badekarren aus gebadet werden.

Da der Preis für die Benutzung eines Karrens höher war, als meine Einkommensverhältnisse zu zahlen mir gestatteten, hätte ich daher in Eastbourne auf das Baden ganz verzichten müssen, wenn sich mir nicht außerhalb des Bereiches der Parade dazu Gelegenheit geboten hätte.

Östlich von einem seitdem abgerissenem Turm, der die Parade abschloß, stieß ich gleich bei meinem ersten Erkundigungsspaziergang auf einen weiten Platz am Wasser, wo ich eine ziemliche Anzahl Menschen sitzend gelagert sah. Eine mindestens zwei Meter breite, zwischen zwei hohen Pfosten befestigte Ankündigungstafel unterrichtete mich in grossen Lettern, daß hier „zu baden nicht erlaubt" sei. Zu meinem nicht geringen, aber nicht unangenehmen Erstaunen bemerkte ich jedoch beim Nähertreten, daß daselbst doch gebadet wurde. In aller Ruhe und Gemächlichkeit tummelten sich Erwachsene und Kinder, die ihre Sachen am Ufer abgelegt hatten, im Wasser, und kein Mensch störte sie dabei. Auch merkte man dem lagernden Publikum an, daß ihm das Schauspiel nicht ungewohnt war. Auf meine Frage, ob denn hier öfter gebadet werde, erhielt ich die Antwort: „Jeden Tag, wenn das Wetter es erlaubt". Schon am nächsten Tage war ich unter den „frei" Badenden und habe von da ab den Aufenthalt an der See zu gründlicher Bekanntschaft mit Thetis rechtschaffen ausgenutzt.

Nur einmal machte ich dabei auch Bekanntschaft mit einem der Küstenwächter. Es war ein sehr stürmischer Tag, die See warf ziemlich hohe Wellen ans Ufer, und der Badeplatz außerhalb Eastbourne war menschenleer. Da packte mich die Lust, es einmal mit dem Baden im Sturm zu versuchen. Ich ging mit meinem damals zehnjährigen Sohn bis ziemlich nahe an das Wasser heran, und wir begannen uns auszukleiden. Plötzlich stand ein Küstenwächter neben mir. „Können Sie schwimmen?" „Ja." „Kann der Junge schwimmen?" „Nein." „Dann dürfen Sie baden, der Junge aber nicht." „Danke Ihnen, Herr." Das war unsere ganze Unterhaltung. Viel länger war aber an dem Tage auch meine Unterhaltung mit der Dame Thetis nicht. Als ich badefertig an das Wasser herantrat und nun die

Wellen näher betrachtete, merkte ich erst, daß mit dem Schwimmen wohl nicht viel geholfen wäre. Der Wind blies scharf von Westen her. Ich beschloß, ihm möglichst direkt entgegenzuschwimmen, um bei der Rückkehr an der gleichen Stelle zu landen, wo ich das Ufer verlassen hätte. Gesagt, getan, oder vielmehr, gesagt und nicht getan. Zwar warf ich mich, wie geplant, ins Wasser. Aber schon nach dem vierten Schwimmstoß mußte ich umkehren, da ich eine starke Anwandlung von Seekrankheit verspürte. Ich hatte bei jedem Stoß mächtig Seewasser schlucken müssen. Statt jedoch an der Ausgangsstelle zu landen, ward ich mindestens 40 Fuß östlich davon gegen das Ufer geworfen. Denn von Schwimmen war bei der Rückkehr kaum die Rede. Fast widerstandslos mußte ich mich dem Sturm überlassen und am Ufer mühselig aufs Trockene kriechen, zwischendurch von nachgeschleuderten Visitenkarten des tosenden Elements überschwemmt, die mich stets wieder ein Stück zurückrutschen machten. Da der Strand von Eastbourne nicht mit Sand, sondern mit Kiesel bedeckt ist, war auch das nicht ganz schmerzlos. Ich war für meinen Leichtsinn mit einem Denkzettel bedacht worden, der sich zwar ertragen ließ, aber eindringlich genug war, für eine gute Weile vorzuhalten.

Wie aber vertrug sich die Toleranz des oder der Küstenwächter mit dem großen Anschlag, daß das Baden an jener Stelle „nicht erlaubt" sei. Ganz klar ist mir das nicht geworden. Möglich, daß die Bevölkerung Eastbournes sich entgegen der Verordnung das Recht auf das Baden durch die Tat erzwungen hat, wie solches Erzwingen auch sonst in England nicht selten ist. So erzwang sich im Jahre 1866 beim zweiten großen Wahlrechtskampf Englands die Demokratie Londons die Benutzung des Hydepark zu Demonstrationszwecken durch die Tat und riß bei dieser Gelegenheit die Eisengitter um, die bis dahin den vornehmsten Park der Hauptstadt umgaben. Die Geländer wurden nicht wieder aufgerichtet und Hydepark ist seitdem an einer bestimmten Stelle anerkannter Standort für die ganz großen Demonstrationen. Ein anderer Fall spielte

sich in einem der größten Theater Londons ab. Als der Tragöde Henry Irving Direktor des Lyceum-Theaters in London war, gedachte er eines Tages den Besuchern des Abteils hinter dem Parkett, der in England Pit (deutsch etwa Schacht oder Zwinger) genannt wird und teils Stehplätze, teils ein paar Bänke mit unnumerierten Sitzen darbietet, eine Wohltat zu erweisen. Er ließ die Plätze numerieren, um den Besuchern des Pit die Kämpfe um sie zu ersparen. Aber da hatte er sein Publikum arg verkannt. Gleich am ersten Abend, wo die neue Einrichtung sich bewähren sollte, empfing ihn, als er auftrat, vom Pit her allgemeines Halloh, begleitet von Grunzen und Zischen. Er tritt vor die Rampe und ruft dem Pit zu: „Gefällt Euch die neue Einrichtung nicht". „Nein", erschallt es wie aus einem Munde. „Wollt Ihr die alte wieder haben?" „Ja", ebenso einstimmig. „Schön, dann mögt Ihr sie wieder haben." Am andern Tag war die neue Einrichtung gewesen, und dabei ist es, soweit meine Erinnerung geht, geblieben.

Um aber auf Eastbournes Freibaden zurückzukommen, so kann es auch sein, daß der Anschlag, der das Baden für „nicht erlaubt" erklärte, nur besagen sollte, daß jeder, der dort bade, dies auf eigene Gefahr tue. Für eine solche Auslegung ließen sich gleichfalls Beispiele anführen. Es muß schon ein sehr bestimmtes Verbot sein, daß in diesen Dingen vom Engländer für unbedingt verpflichtend genommen wird. An den Badeorten der Ostküste, die ich später oft aufsuchte, und die von vielen Engländern vorgezogen werden, weil die Seeluft dort frischer — more breezy —, habe ich solchen Anschlag überhaupt nicht gefunden.

Westlich von Eastbourne steigen die See entlang Klippen allmählich zu dem über 500 Fuß hohen mächtigen Kreidefelsen Beachy Head empor, der oben bewachsen ist, sich erst sanft neigt und dann nach dem Wasser zu plötzlich steil abfällt und unten allerhand Höhlen aufweist. Unternehmende Badegäste haben wiederholt Beachy Head, zu dem von der Landseite ein sehr schöner Promenadenweg führt, während der Ebbe von der Seeseite her zu erklettern versucht, wobei aber manche

in arge Lebensgefahr gerieten. Konnten sie nicht bis zur Höhe vordringen und kam inzwischen die Flut zurück, so hingen sie, wie das englische Sprichwort geht, zwischen dem Teufel und dem tiefen Meer. Vom Küstenwachthaus, das dort steht, wo der Felsen am höchsten ist, kann man nicht sehen, was an dessen steiler Seite vor sich geht, noch dringen Rufe von dort her bis zu jenem Haus vor. Nur wenn sie von der Seeseite aus bemerkt werden, können alsdann die Kletterer auf Hilfe rechnen.

Ungefähr fünf bis sechs Seemeilen vor Beachy Head haben im Jahre 1895 die Avelings, der alte Kommunistenbündler Friedrich Leßner und meine Wenigkeit an einem recht stürmischen Herbsttage die Urne mit der Asche unseres Friedrich Engels ins Meer versenkt. Engels, der am 5. August 1895 gestorben war, hatte in einem seinem Testament beigelegten Brief an die Testamentsvollstrecker es als seinen entschiedenen Wunsch bezeichnet, daß seine Leiche eingeäschert und die Asche ins Meer geworfen werde. Und da wir seine Vorliebe für das liebliche Eastbourne kannten, wurde die See vor Beachy Head als der geeignetste Ort befunden, diesen Teil von Engels letztem Willen zur Ausführung zu bringen. Nachträglich hat sich übrigens in mir der Eindruck befestigt, daß diese Anordnung vielleicht noch von seinem andern Empfinden diktiert war, als von der Liebe für Eastbourne und das Meer. Man könnte auch an Lethe denken. Der Brief war kurz vor Engels Tode geschrieben, und das letzte Lebensjahr des treuen Waffenbruders von Karl Marx hatte ein Konflikt getrübt, der Engels zwar nicht unmittelbar anging, in dessen Verlauf aber sich Dinge abspielten, die ihn tief getroffen haben müssen. Die geselligen Abende, die wir in seinem Haus verlebt haben, waren schon Monate vor seiner schweren Erkrankung der fröhlichen Stimmung beraubt, die vordem dort zu herrschen pflegte.

Engels hatte ein gastliches Haus gehalten. Politische und persönliche Freunde wurden von ihm aufgefordert, die Sonntagabende, wenn immer es ihre Zeit erlaubte, als Gäste bei ihm zu verbringen, und es kam fast stets eine ganz achtbare Tafel-

runde von Angehörigen verschiedener Nationalitäten zusammen. Da sie interessante Persönlichkeiten zählte, sei ihr ein besonderer Abschnitt gewidmet. Die Unterhaltung an diesen Abenden war eine zwanglose. Ernstere Gegenstände wurden zwar berührt, aber bildeten nicht ihren ausschließlichen Stoff. Man scherzte auch viel, nahm es dankbar entgegen, wenn Teilnehmer ernste oder heitere Lieder vortrugen, und der gute Claret (Bordeaux), den Engels liebte, sorgte für die rechte Stimmung. Je lebendiger es zuging, um so mehr verrieten die Züge unseres Wirtes inniges Wohlbehagen, und gar manchmal ließ er dann auch Champagner kommen und stimmte selbst eines der alten Burschenlieder an, wie sie in seiner Jugendzeit gesungen wurden. Von englischen Liedern war ihm namentlich das alte politische Volkslied vom Vikar von Bray ans Herz gewachsen.

Es ist dies ein im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts entstandenes Lied, das einen Geistlichen erzählen läßt, wie er, um sein Vikariat zu erhalten, mit jeder der von 1685 bis 1715 wechselnden Regierungen seine kirchenpolische und politische Gesinnung geändert habe. Man kann an des Liedes Hand ein ganzes Stück englischer Verfassungsgeschichte memorieren. Es beginnt mit der Zeit des „guten Königs" Karl II. und endet mit dem Regierungsantritt des Welfen Georg I. Der Kehrreim ist immer:

„For this is the law that I'll maintain
Until my dying day, Sir
That whatseever King may reign
I'll be the vicar of Bray, Sir."

Unter Karl II. predigt der gute Mann das absolute Gottesgnadentum und eifert für die Doktrin der englischen Hochkirche. Unter Jakob II. erwärmt er sich für Toleranz gegenüber den Katholiken, findet an der römischen Kirche Gefallen und „wäre ein Jesuit geworden — wenn die Revolution von 1688 nicht gekommen wäre". Unter Wilhelm I. lehrt er Männerstolz vor Königsthronen —

„passive obedience was a yoke
a jest was non-resistance".

Mit der Regierung der Königin Anna wird er Tory und verwirft jedes Deuteln an den Dogmen der Staatskirche, und wie Georg I. „in pudding time" nach England kommt und die Whigs allmächtig werden, wird auch er mit diesen ein Anwalt „gemäßigten Fortschritts" und schwört täglich den Papst und den Prätendenten ab. Nun wird er den Fürsten aus dem Hause Hannover unwandelbar treu bleiben — „as long they hold possession".

Engels hat das Lied für die sozialdemokratische Liedersammlung Vorwärts (Zürich 1886) in deutsche Verse übertragen. Einige davon sind ihm vortrefflich gelungen, bei andern machte, da er das Versmaß beibehielt, die größere Weitläufigkeit der deutschen Sprache es unmöglich, den Geist des englischen Textes in der ganzen Derbheit wiederzugeben. Wie das übrigens auch einem so glänzenden Übersetzer wie Freiligrath bei manchen der im allgemeinen meisterhaft verdeutschten Lieder des schottischen Volkssängers Robert Burns gelegentlich ergangen ist.

Der Kehrreim des Vikar von Bray lautet bei Engels sehr hübsch:

„Denn dieses gilt und hat Bestand,
Bis an mein End soll's wahr sein:
Daß, wer auch König sei im Land,
In Bray will *ich* Vikar sein."

Und gut ist auch der Ton des letzten Verses getroffen:

„Hannovers hoher Dynastie
(Mit Ausschluß von Papisten),
Der schwör ich Treu, — solange sie
Sich an dem Thron kann fristen.
Denn meine Treu wankt nimmermehr
(Veränderung ausgenommen),
Und Georg sei mein Fürst und Herr —
Bis andre Zeiten kommen."

Damit wollen wir uns von diesem Musterlied für Umlerner verabschieden und zum Schluß für diesmal noch eines alten eng-

lischen Kneipenliedes gedenken, das uns Sam More, der Freund von Engels und Marx und Mit-Übersetzer von Marx' „Kapital" ins Englische manchmal zum besten gab. Es handelt von „drei lustigen Briefträgern", die in der „Schänke zum Drachen" sitzen und „manche Flasche" zum Krachen bringen. Da heißt es ganz im Geiste von „Merry England":

„Wer guten Wein hat
Und doch sich nüchtern hält,
Ist wie das dürre Laub,
Das im Herbst zu Boden fällt".

Und der Kehrreim läßt sich so wiedergeben:

„Komm Schankwirt, gieß die Gläser voll
Bis zum Überlaufen,
Heute wollen wir fröhlich sein (dreimal)
Und morgen Wasser saufen."

Edgar Byk:

EWIGE STUNDE

Dem Andenken meines lieben Freundes
Peter Fellner, gefallen in Galizien
am 12. Juni 1915.

Aus jenes Dorfes reiner Sommernacht
Stieg unsrer Brücken einsgeschwungner Bogen
In dieses Tags verbrecherische Macht;
Durch jähes Heut gesprengt ist er zerflogen.

Schlief in des Dorfes warmer Sommernacht,
Schlief jene Bank, schlief atmend Stein und Baum?
Und plätscherte der Brunnen nur so sacht
Im Schlaf? Und waren wir der Landschaft Traum?

War in des Dorfes dunkler Sommernacht,
War unser Schicksal da schon mitgeträumt?
War Deines Todes Stunde schon gedacht,
Mein Pein- und Schuldgewebe schon gesäumt?

Tief in des Dorfes warmer Sommernacht
Verschwebten tief wir, schweigend hingewiegt
Zeitlosen Atems. — Traumsein dieser Nacht,
Das ewig fortgeführt im Blauen siegt!

Schon in des Dorfes ewiger Sommernacht
Zerbrach Dein purpurner Mund, Dein Aug verdorrt.
Ich starb. Doch sind wir sternenüberdacht.
Und ewig träumt Dich jene Landschaft fort.

Jules Laforgue:
PROVINZ

Ein österreichischer Soldat hat die nachgelassenen Werke Jules Laforgues mit ins Feld genommen. An einem Ruhetag in der galizischen „Provinz" übersetzte er die folgenden Tagebuchaufzeichnungen.

DÄMMERUNG UM MITTE JULI, 8 UHR

Nach einer Weile nicht zu dichten Platzregens läßt das grünlich schmutzige Wasser in gleichem Schritte seine Wellchen und Schmutzwogen laufen.

Drei einzige und einförmige Noten herrschen im Raum, die Pfiffe vom Bahnhof her, das erwachte Flöten einer Amsel, unten im Laubwerk der Terrasse, und die Glöckchen vorbeiziehender Kühe. —

Alles übrige ist eine unbewegte Masse von Hügeln, Weite und bleichem Himmel.

TAGESENDE IN DER PROVINZ

Eines Tages Ende in der Provinz verbracht. —

Die Stadt grau, sorgfältig gepflastert, friedlich.

Das Hotelfenster schaut auf den Hauptplatz hinaus. Ich sah einen dummen Mond dort unten emporsteigen, ausgerechnet *diese* Stadt erleuchtend, wie um mir zu versichern, daß diese Stadt wahrhaftig existierte, in ihrer Bedeutungslosigkeit. Ein Straßenlaternenanzünder, ein kleines Kind in den Armen haltend und von einem Hunde gefolgt, der aussah wie einer, der sich an alles gewöhnt hat, und der die Pflaster gleich recht alten Bekannten beschnupperte.

Die Laterne wollte nicht brennen.

Alsobald rotten sich zwei, fünf, sechs Personen zusammen und stellen Vermutungen an; die Laterne entzündet sich, die Leute stellen fest, daß sie sich entzündet hat und gehn mit langsamen Schritten davon. Ein einziger bleibt. Er betrachtet eine Minute lang die Laterne, dann entfernt er sich.

Oh! in einer dieser Molluskenbänke zu leben!

Sterben! . . . Sterben. —

Und der Mond ist hier derselbe wie in Paris, wie auf dem Mississippi, wie in Bombay.

FEBRUARSONNTAG IN DER PROVINZ

Diese Februarsonntage in der Provinz, die keine Sonne künftiger Tage aus unseren grollerfüllten Herzen zu tilgen vermöchte. Ein undurchsichtiger, aschgrauer Himmel, der einen eintönigen, grauen Regen niederträufelt, welcher teils niederfällt und den Boden näßt, teils die schwangere Atmosphäre feuchtet wie ein unsichtbares Löschblatt, das euch durchdringt.

6 Uhr. — Man zündet das Gas in den Häusern an, noch nicht die Straßenlaternen; die zwei oder drei Kaffeehäuser sind gefüllt, durchqualmt von sparsamen Zigarren, man reißt einander dort die illustrierten Zeitschriften aus den Händen. —

Um 6½ Uhr gehn die Leute ins Theater. Die Monumente auf ihren Terrassen nehmen in der schmutzigen Dämmerung vor dem endgültig verschmierten Himmel (verfehlter Sonntag) die Traurigkeiten von Rauchfängern an. Da hört man ein paar Glocken, die nach dem Nachmittagsgottesdienst die Provinz für hoffnungslos gesperrt und die Sonntage der alten Jungfern für angebrochen erklären. Die Füße frieren einem. Sodann die unverschämte Glocke eines Tramway. — Der Regen wird zum Guß, die Atmosphäre ist übersättigt. Wenn auch, die Sonntagsliebhaber schicken sich an, mit der Familie die ganze Nacht herumzupatschen und heimzukehren, nicht wagend, die Schäden ihrer Kleidung in Berechnung zu ziehen, um morgen ihre Bureaus, ihre Schreibstuben, ihre Werkstätten wieder zu bevölkern.

Ein trüber Montagmorgen. Die trockene Nässe (nach dem wütenden Wind in der Nacht) hohnlächelt weiß zum Himmel empor, wo Wolken schwarz und gleichförmig wie Gerichtsdiener dahereilen. Leute, welche die Woche wiederbeginnen — einen Fiaker anrufend — mit Paketen, die man ermüdet unter den Armen höher schiebt. — Regenschirme im Hinterhalt. — Ein kleines Kind, das auf das Gitter des Squares zuläuft, seinen kleinen blauen Muff überm Bauch baumeln lassend, wie ein mütterliches Angehänge.

Eine Gruppe in Gesprächen. — Einzelne, die das Erlebte wiederkäuen oder nachdenken über das Geschäft, an welches sie eilen, die einen mit optimistischen Gesichtern, die andern gelangweilt, verschlossen, geohrfeigt. Alle Frauen sehen aus, wie wenn sie zu Hause geschlagen worden wären oder einzig glücklich für die Viertelstunde über ihre Kleidung, ihren Hut, über eine Feder, eine Turnüre, über ihre Handschuhe. Die Fiakerkutscher haben noch die klügsten Köpfe, der Armseligkeit des Daseins (der Situation) angemessen. Alle sind nicht so sehr Ohrfeigende *oder* Geohrfeigte, als beides, als Ursache und Wirkung zugleich.

HEISSER, STOCKENDER NACHMITTAG

Die Füße braten, man fühlt die Adern an den Knöcheln, unterm Kinn, am Herzen, an den Handgelenken schlagen, man muß seine allzu geschwollenen und feuchten Hände zum Vorhanghalter emporrecken, die geringste Mahlzeit verursacht Beschwerden, man muß die Krawatte losknöpfen, man atmet so tief, die Zigarette, die deinen Mundwinkel nicht verläßt, ist in zwölf Zügen ausgeraucht, die Haut feuchtet sich. — Wie unglücklich wär ich, wenn ich Brüste hätte und eine Amme wäre! Oder wenn ich, als einer dieser Militärmusikanten, in eine Uniform geschnürt, in eine Danaidenposaune blasen müßte, im öffentlichen Garten. Ah! eine Fliege auf den besprengten Fliesen einer Küche zu sein, in der Provinz! Oder vielmehr ein passiver Schwamm, eine Koralle am Meeresgrunde, an die-

selbe Stelle festgeklebt, den Vorbeimarsch der unterseeischen Natur zu gewahren; oder eine blaue Kornblume, auf einer Fayence von Delft über einem Haufen von Stolas, im frischen und immer dunkeln Hinterladen eines Trödlers an den Ufern der Seine! oder eine Gardinenblume im saubern und nackten Stübchen eines alten Mädchens in Quimper — oder ein Held....

BESCHÄDIGTE MORGEN

Oh, diese ausgezischten und beschädigten Morgen. Man versucht umsonst, energisch die Fäuste zu schließen, eine Wollust, die den Puls durchläuft, spottet dessen. — Man fühlt seine Beine nur in einem konfusen Bade von Müdigkeit, Beine, die verdunsten, die Muskeln schmerzend und schläfrig, man atmet mühsam wie noch im Schlaf, die Augen blinzeln ins Leere hinein.

Alles tot, alles tot und verdunstend; ausgenommen das Herz, welches klopft, klopft. Wie ein Vogel noch ganz bebend vom wilden Streite. Die Hand sträubt sich, die Feder zu halten, die wie ein Betrunkener längs der Phrasen hintaumelt, über die Randstreifen hinaus. Man sucht seine Stiche heraus und man verdummt darüber, die ganze Länge, die Länge von zehn Zigaretten. (Deutsch von *Otto Pick*.)

GLOSSEN

Zwei Predigten des Mua-Hullah.

1.

Falsch ist, was der Fakir euch lehrt: daß ihr den kleinen Stein oder die Muschel lange betrachten sollt, alle Gedanken auf den einen kleinen Gegenstand versammeln sollt, um euch zu finden.

Falsch ist es, weil es noch voreilig ist, denn wo kannst du, ich, dich finden, als im Du, im nächsten Du zuerst, in deinesgleichen? Wo dich spiegeln, Mensch, als im Menschenangesicht?

Jener Ratschlag ist gut — für das Technische, aber schlecht, weil er nur das Technische und das Mittel bedenkt, das Mittel, das hier abgezweigt bleibt; mein Ratschlag, den du gleich hören wirst, hat das Mittel, als eignen Zweck, als schon Erstrebenswertes, mittelnd der Wette menschlicher Zwecke eingefügt.

Wenn du auf jenes Technische dich verlässest, wirst du der Erstarrung — oder der scheinbaren Erstarrung, wenn sie nur scheinbar ist — des Steines und der Muschel verfallen. Du wirst ein Virtuose in der Sammlung werden, aber muß ich dich lehren, daß es erst wert ist, dich zu konzentrieren, wenn du weißt, worauf du dich konzentrieren sollst? Ein komödiantischer Fanatiker der formalen Ekstase würdest du, ein hilflos Begeisterter des substanzlosen Subjekts.

Glaube doch nicht, daß deine Liebe mit dem Steine und der Muschel beginnen kann, daß sie am reinsten sei und am nächsten Gott, wenn dir am fernsten: sondern lerne von den Schauspielern:

Lerne auf Menschen deine Gedanken versammeln, vertiefe dich in Gesten und Gesichter!

Gehe in Gespräche, stoße und verstoße dich in die Gefühle der Gemeinschaft oder wenigstens des Beisammen so tief, daß du den andern fühlst, den andern in dir selbst erwachen und ruhen und handeln fühlst — oder, besser: dich im andern.

Es muß dir geschehn, daß du in einem Warenhause oder einer Speisehalle verloren stehst, in einem Warten; und auf eines blonden Mädchens Gesicht mit solcher Hingabe gesehn hast, dass du plötzlich fühlst: in dieser Hirnwindung zuckte es ihr — die auch dir eben aufklingt — als sie unerwartet den linken Arm von der Ellenbeuge an fortwarf. Du hörst von Knaben, die straff und leicht und mit einem Blick, der gleichgültig gegen jeden Zufall ist, über die Straße zur Schule gehn, einen Satz; und mit glücklichem Lächeln sollst du ihn — oh, wie arm sind meine Worte für dein Glück — sollst du ihn in deinem Kopfe — nicht wissen; nicht klingen hören; sondern

fühlen! Fühlen mit allen Strängen, so sehr, daß jeder Gedanke, der zu ihm führte, und jedes Leben, das von ihm zeugt, in mehr als atembarer Klarheit dein und selbstverständlich ist.

Dann hast du den Menschen gefunden; dann hast du, im Menschen, dich gefunden. Dann hebe, menschlicher Mensch, dich auf ins All!

Durchaus zur Mystik rufich dich auf; aber du sollst die Mystik bei dir beginnen, du sollst dich entäußern — um deinetwillen. Fange bei deinesgleichen an. Vertreibe Gott aus dem Paradiese — wenn er sich deinem Bilde nicht fügt.

Schon fühltest du, im Übermute des Rennens, die Sehne des Pferdes an deinem Fuß; schon wehte auf der Lichtung der Atem Roms über dich — du schämst dich, mehr noch Begnadeter, weil es zu früh war, und siehst dich in jener gräßlichen Gefahr, den Menschen zu verachten. Aber liebe du ihn, liebe jeden der Ungleichen, liebe und erkenne ihn, beglücke dich mit ihm — dann darfst du und wirst du, Begnadeter, Tier und Pflanze und Stein erst fühlen; sie leben fühlen, fern der Schamlosigkeit, sie zu beseelen, da du, Getränkter mit des Menschen Seele, ihre wahre und eigne Seele, ihren den menschlichen ausgleichenden Anteil am All nun fühlen kannst.

2.

Es sagte der Mua-Hullah, der Prophet:

„Wolle die Distel nicht schelten, weil sie von Eseln gefressen wird. Kann sie dafür, die doch zu gut für Esel ist, daß sie gefressen wird? Sie wehrt sich stachlich, in großer Not und großer Schönheit, dagegen, gefressen zu werden, und wird es doch. So liebe sie, so hilf ihr, bemitleide sie! Seht sie an, wie sie steht, aus starker, weit durch die Erde langender Wurzel mit festem Stamme steigend; breit erhoben, zum Busche geschwungen; in viele Nadeln gespitzt — faßt sie nicht an, seht sie an und liebt sie; endend in die Krone runder, farbiger Blüten, in blühenden Kreis geordnet, blühend, schenkend und prangend — o wie schön: Ihr müßt sie doch lieben?

Wolle den Esel nicht schelten, daß er die Distel frißt — was kann er dafür! Flucht lieber Gott, oder flucht euch selbst, weil ihr den einen schelten müßt, wenn ihr den andern verteidigt. Scheltet den Esel nicht, ihr nennt ihn störrisch, aber wer sagt euch, daß er euch zu dienen bestimmt ist? Ihr wollt nicht, daß die Tiere Charakter haben; darum liebt ihr die Katze weniger als den Hund. Ihr schlagt den Esel; hat er nicht recht, sich eurer Last, die ihn nichts angeht, die Fremde auf ihn geladen haben, zu entziehn? Wenn es sein muß, so redet ihm zu; seid liebreich und freundlich, gebt ihm graugrüne Disteln (aber weint, da ihr sie ausreißen und ihm geben müßt). Liebt ihn doch, das hübsche graue Tier, das liebenswürdige und kluge. Dumm nennt ihr es — weil ihr mit eurem Gesichte seht, mit jenem menschlichen, das unmenschlich heißen sollte, weil es nicht versteht, eng ist und sich nicht zu fügen weiß. Dumm, sagt ihr, weil er ungeschickt und unwillig ist euch zu dienen. Aber dürft ihr nur ansehn und loben und lieben, was willig ist, euch zu dienen? Liebt ihn, das graue Tier; seht es an, es ist klug und vollendet; seht ihn an, und liebet den Esel!

Wollet den Eseltreiber nicht schelten. Er ist unglücklich mit dem störrischen Tier, er schreit und er schlägt es, weil er nichts Besseres weiß; weil er nicht lernte, was ihr schon lerntet. So lehrt ihn doch, so ratet ihm! Seht ihn, er ist ein Mensch, ist einer von eurer Gestalt, mit Menschengesicht. Er könnte wie ihr begreifen, daß er lieben soll, alles lieben soll, den Esel und die Distel, und auch den Menschen, und euch und auch sich selbst, den Treiber! Sagt es, er ist ein Mensch, er wird es begreifen. Seht ihn an, den schönen, der auf seinen beiden Füßen hinter dem Tiere schreitet; seht ihn an, den Menschen, den Aufrechten, wie er zum Tiere spricht, und liebt ihn!

Und wenn ihr schelten wollt, wenn ihr schelten müßt: so scheltet den Sack, flucht der Last, die euerm Leben und und den Eseln von einer natürlichen, widergöttlichen Notwendigkeit auferlegt ist; scheltet Gott, der dies zuließ, da er doch allmächtig sein will. Scheltet die Welt, flucht dieser Welt, in der ihr steht und die ihr duldet. Ihr dürft nicht schelten, wenn ihr nicht alles scheltet, euch einbegriffen; wie ihr nicht liebt, wenn ihr nicht alles liebt, ja, auch hier euch einbegriffen ..."

Dem Mua-Hullah schrak ein Zittern von den Füßen empor bis in die aufwärts strömenden Fingerspitzen. Er vergaß die lebende, halb bekehrte Menge und warf sich hin, er stürzte zu Boden, die Erde ans Kreuz seiner Arme geschlagen, und schrie: „Einer muß der erste sein: aber welche Frechheit ist es, und was für ein Verbrechen gegen die Lebenden!" Da verstummte er; in einem Augenblick durchfuhr sein Hirn: „Aber ich liebe sie ja! Und schlage ans Kreuz, da ich die Arme um sie lege. Wehe! Wehe! Dies aber war schon, dies war auf Golgatha und vor den Zeiten. Pfui, daß ich weiß, was ich tue! Aber nur, was ich weiß, ist getan, ist Tat, mehr als Zufall. Wer hilft mir? Was hilft gegen die Bewußtheit, als größere — und reinere Bewußtheit? Wehe! Eleison! und Hosiannah! Pfui der gebrauchten Worte. Ich löse die Arme, da jener schon am Kreuze hing. Aber wo soll ich sie hintun, meine Arme, meine zuckenden Arme? Aus den Schultern reißen? Habe ich denn nur Arme wie er, wie du, wie jeder?"

Er stöhnte; und die Menge wandte und wandelte sich.

Rudolf Leonhard.

Das himmlische Licht.

(Ludwig Rubiner: Das himmlische Licht. Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.)

Dies ist: Tendenzdichtung in einem unantastbaren Elitebeispiel, die verlästerte Gattung Propagandakunst in die Sphäre der vollkommen geleisteten Schöpfungen erhoben. Im Sinne der ewig erhabenen Idee auf die Welt wirken, mit der gewaltigsten und lautersten Predigt durch die verhärtete Gegenwart hindurch in die Zukunft greifen, den fast hoffnungslos verkrusteten Boden aufreissen und umfurchen für die entsündigende Saat. Arabeske, Spiel, Parade oder Askese, jede Nuance selbstgefälliger Einsamkeit sei als eitel verworfen, Erkenntnis werde Bekenntnis, Zucht der eignen Seele beweise sich als Erziehung der Seelen aller, und Kunst werde immer entschiedener

Können des Träumens nicht nur, sondern Können des Tuns. Dabei braucht der Nachdruck, der auf dem Worte Können liegt, durchaus nicht nachzulassen, im Gegenteil: die Anforderung ans erste muß desto stetiger wachsen, je absoluter sich des zweiten Pflichtenmaß und Zielgöttlichkeit steigert. Die zehn Psalmen Ludwig Rubiners, Rhapsodien einer Ilias aufstürmender Endschlacht zum bleibenden Glück, wehen vom Winde Walt Whitmans umarmt, schleudern mit der Schwungkraft des eigenen Umwälzungswillens die Fahne verpflichtender Ewigkeitsforderung in jener universumsweiten Sphäre, die ihrer wesenswürdigen Gewandung gebührenden Anteil an der Unauslöschlichkeit für Äonen verbürgt. Dies ist ein vulkanischer Aufruf, Aufschrei, unersticklich, unverschweigbar, Herold und heldischer Helfer zu sein dem Gotte, der sich zu uns hernieder gräbt. Hier tagt der neue entfesselnde Stern, durchsägt die Trägheit der zähen Verschleimung in Geld und Gier, und aus dem Martyrium der frühen erdrosselten Armutsrevolten und aus den Explosionen der brutal erstickten Abseits-Aufsässigen, der Stirner-Blutzeugen vergurgelnd im Dunkel, wölbt sich in dieser Herzen Opferstrom verankert die allmächtige Sternenbrücke zu Brüderschaft, Chorgesang, Vielmundstimme. In unmündiger Erinnerung, im verklärten Entschweifen des Knabens, in des ersten Eros Wiesenverlorenheit ahnt sich das neue Licht und ist im rührend-fadenscheinigen Hunger-Ideal schon da. Ist immer da, wenn ihr es sehen *wollt!* Denn das Licht ist bei dem Menschen, und der Mensch ist das Licht. Und wer es verkündigt und auf Leben und Tod bekennt, der besitzt es. „Jeder, der nicht schweigt, ist unser Bruder!"

Und auch dieses Himmelreiches Sprießen wird zuerst von den Niedrigsten und Demütigsten erspäht und in des Mobs zerlumptem Heerbann mit erster Engelschar geschmückt. Du aber: folge ihnen nach! Verwüste dich im Werkdienst am Bau des aufschimmernden Raumes; verschmachte auf dem Saharazug, der im gelobten Amerika der Allumarmung landet; laß dich ans Kreuz schlagen, um im Paradies der Gemeinsamkeit aufzuerstehn!

Über den ganzen Kosmos hin donnert mit einer Dynamik, die das glutrollende Pathos urzeitlicher Propheten hat und die Geste vergitterter Generationen gipfelab unter sich fallen läßt, dies Heut=hämmernd dantische Epos. Es hat den Glauben, der Bergwälle zerfetzt und Sintfluten in einem einmaligen Samumhauche vernichtet. Seine Jehovastimme reißt die Decken von den Augen und zaubert das schlaffeste Herz zu einem Würgengel in der gütigsten Gottheit Namen:

„O seht den göttlichen Lichtschein um euch, dann dauert der Krieg nicht mehr lang!" *Max Herrmann-Neisse.*

Zwei Träume.

DIE SCHMERZEN DER MARIA.

Am Abend geh ich in die alte Dorfkirche. Da ist kühle Stille und eine Ampel, die ihr Licht auf den Hochaltar und die goldenen Reliquienschreine wirft. Es duftet nach Weihrauch und geschmolzenem Wachs.

Ich lehne ganz hinten in einem Betstuhl und sage ein inniges Gebet.

Da auf einmal schweben von der Decke, die hoch und gewölbt ist, sieben Strahlenengel. Leise kommen sie durch den Raum, der die beiden Bankreihen voneinander trennt. Einer hinter dem andern, und jeder hält eine dunkle Rose in der ausgestreckten Rechten.

Doch ihre Gesichter sind bleich und zerfallen. Die Augen blicken fieberisch aus grauen Höhlen.

Mit einer zwingenden Gebärde gibt mir der erste Engel seine Rose, die gleich in meiner Hand schwer wird und eine tiefschwarze Farbe annimmt. Auch ist sie hart und voller Dornen. Blut tropft mir aus den Fingern. Und nun geben mir alle Engel ihre Rosen, die so schwer werden, daß ich beinahe zusammenbreche. Zitternd presse ich sie an mein Herz. Blut tropft mir aus dem Körper. Unsäglicher Schmerz durchzieht meine Glieder.

Die Engel schmelzen in ihrem Licht.

Da ist kühle Stille und eine rote Ampel, die ihr Licht auf den Hochaltar und die Reliquienschreine wirft.

Sehr weit her tönt ein De profundis.

DER HEILIGE

Ich habe von dir geträumt, Moram. Es war schön, und ich war selig, von dir zu träumen. Ich will dem lieben Gott danken, daß er mir dich in den Traum gab.

Du gingst in einer dämmrigen Landschaft. Sie war bergig und voll zärtlicher Andacht.

Der Himmel war graublau, und grau waren auch die Felsen, die sich steil vom matten Grün der Wiesen abhoben, und an deren Wände eine braune Klause angebaut war, mit einem Gärtchen.

Durch weiches Gras kamst du mir entgegen. Dein Gesicht war ganz hell, ohne zu blenden.

Ich aber war zerlumpt und elend. Der Schmutz der Welt klebte an meinen Kleidern.

Doch es war so schön, und ich war so selig, dich zu finden, daß ich darüber meine Ärmlichkeit vergaß, daß ich vor dir niederkniete, und dunkelweich klang meiner Seele Stimme:

„Moram, ich will mein Leben in ein Gebet legen und es dir geben."

Da legtest du deine Hände, ach so gut, auf meinen Knabenkopf.

Große Tränen fielen aus meinen Augen.

Weit hinter mir versank die Welt.

Franziska Stoecklin.

Notizen.

Ein Buch! Ein Werk!

der tiefste und höchste Gesang von diesem Krieg,

voll Trostlosigkeit und entsetzter Menschenliebe,

mit schauerlichen Rezitativen, die Menschen, Soldaten, in der Kothölle der Schützengräben halb versunken, einander zumurmeln,

mit bestialischen Chören, die katastrophale Angst und die unverständliche und unwiderstehliche Pflicht zu töten emporgeschleuderten, hinge-

schmetterten, umeinander gewirbelten Leibern entpreßt:

„Le Feu", das Feuer, von Henri Barbusse, erschienen bei Flammarion in Paris: das Tagebuch einer Korporalschaft.

Das Buch erhielt den Goncourt-Preis für 1916. Die Preisrichter waren alle Nationalisten, aus Doktrin, wie Léon Daudet, Nationalisten aus Not, wie der todkranke Octave Mirbeau. Die Zensur, die sich nicht scheut, aus den Zeitungen ganze Leitartikel herauszunehmen, hat von dem großen Menschenwerk kein Wort gestrichen; es steht so hoch in seiner grauenvollen Wahrhaftigkeit, daß es nicht anders möglich ist, als sich von der wilden und erhabenen Beichte überwältigen zu lassen. Keine französische Zeitung unterstand sich, gegen die Unerbittlichkeit der einfachen Wahrheit ein Schlagwort zu schleudern. Die Auflage des Buches hat heute das sechzigste Tausend erreicht.

*

Im Vorwort steht: „Die dreißig Millionen Sklaven, vom Verbrechen und vom Irrtum gegeneinander geschleudert im Krieg und im Kot, heben ihr menschliches Antlitz, in dem endlich ein Wille keimt. Die Zukunft ruht in den Händen der Sklaven, und sicher wird jener Bund die alte Welt verändern, den eines Tages die schließen, deren Zahl und Elend unendlich ist."

Nach einem Sturm durch Sperrfeuer und Maschinengewehrfeuer, nach dem unsäglichen Schrecken eines Grabenkampfes, als die Überlebenden sich, völlig erschöpft, langsam lebend fühlen, sagt der Führer der Korporalschaft, der schweigsame Bertrand:

„Und doch! sieh! es gibt eine Gestalt, die sich höher gehoben hat als der Krieg, und die glänzen wird in ihrer Schönheit und in ihrem Mut . . ."

Ich hörte zu, auf meinen Stock gestützt, über ihn gebeugt, hörte die Stimme, die, in der Abenddämmerung, aus einem sonst fast immer schweigsamen Munde kam. Er rief mit heller Stimme:

„Liebknecht!"

Er erhob sich, die Arme immer noch gekreuzt. Sein schönes Gesicht, das tiefernst war wie das Gesicht einer Statue, sank auf die Brust. Aber noch einmal trat er aus seiner marmornen Ruhe, um zu wiederholen:

„Die Zukunft! Die Zukunft! Das Werk der Zukunft wird es sein, diese Gegenwart auszulöschen und sie noch gründlicher auszulöschen als man jetzt denken kann, sie auszulöschen als etwas Gemeines und Beschämendes . . . Und doch, diese Gegenwart, sie mußte sein, sie mußte sein . . ."

Warum?

An einer andern Stelle grollt ein Soldat:

„Es wird keinen Krieg mehr geben, wenn es kein Deutschland mehr gibt."

„Das sollst du nicht sagen", schreit ein anderer. „Das genügt nicht. Es wird keinen Krieg mehr geben, wenn der kriegerische Geist besiegt ist."

Ein dritter ruft verzweifelt:

„Wenn wir schon ein derartiges Opfer auf uns nehmen, so soll es so sein, daß wir für einen Fortschritt kämpfen, nicht für ein Land; gegen einen Irrtum, nicht gegen ein Land."

Und: einmal wird es nicht mehr möglich sein, daß „dreißig Millionen Menschen angesichts des Himmels

furchtbare Dinge begehen, die sie nicht tun wollen."

Und: „Zwei Heere, die miteinander kämpfen, sind ein großes Heer, das Selbstmord begeht."

*

Der Krieg?

„Wenn man an den ganzen Krieg denkt," dachte er laut, „so ist das gerade, als ob man nichts sagte. Die Worte bleiben einem irgendwo stecken. Man steht da, schaut und schaut, ungefähr wie Blinde . . ."

Eine Baßstimme erhob sich seitwärts:

„Nein, man kann sich's nicht vorstellen . . ."

Bei diesen Worten brach ein Gelächter aus:

„Ja, aber wie sollte man sich's auch vorstellen, ohne dabei gewesen zu sein?"

„Man müßte wahnsinnig sein," sagte der Jäger.

*

Der Sieg?

„Man muß abwarten . . . Ja, Alter, man muß immer das Ergebnis abwarten."

„Das Ergebnis? Der Sieg, ist das kein Ergebnis?"

Zwei Stimmen antworten zugleich: „Nein."

*

Sollte ich eine Szene aus dem Buch nennen, die geeignet wäre, ihm kraft ihrer symbolischen Bedeutung als Frontispiz zu dienen, so wählte ich diese:

„Plötzlich stürzt eine furchtbare Explosion auf uns herab. Ich zittere bis unter die Schädeldecke. Ein metallisches Zittern erfüllt meinen Kopf, ein sengender Schwefelgeruch dringt mir in die Nase, der Atem stockt. Vor mir hat die Erde sich geöffnet. Ich werde aufgehoben und zur Seite geschleudert und wie zusammengefaltet, halb erstickt und geblendet in diesem Blitz und Donner . . . Trotzdem erinnere ich mich wohl: während der Sekunde, wo ich, ganz verwirrt und verloren, unwillkürlich mit allen Sinnen meinen Waffenbruder suchte, da habe ich seinen Körper, der schwarz war, aufrecht, mit weit ausgebreiteten Armen emporsteigen gesehn und eine Flamme an der Stelle des Kopfes . . ."

Man wird lange in diesem Buch lesen.

*

Am 17. Februar lasen bei Paul Cassirer in Berlin Tilla Durieux und Gertrud Eysold vor einem geladenen Publikum *Beiträge aus den „Weißen Blättern"*, die die Berliner „Neue Jugend" in ihrem schönen Almanach abgedruckt hat: die Erzählung „Der Kellner" von Leonhard Frank — für die der Dichter den neuen Titel „Der Vater" gewählt hat — aus dem Novemberheft, den „Epilog zu den Briefen an einen Toten" von Annette Kolb aus dem Augustheft, Gedichte von Däubler und Werfel. Einem alldeutschen Journalisten mißfielen diese *Dokumente der Menschlichkeit*, und flugs begab er sich daran, mit seiner alleinigen Feder eine Volksbewegung in Gang zu bringen und einen Schrei der Entrüstung durch die breiten Schichten des deutschen Volkes gehen zu lassen, deren Wortführer bekanntlich die alldeutsche Presse ist. Er verschickte eine Reihe Artikel, die im Wortlaut gar nicht oder nur wenig voneinander abweichen. In der „Kreuz-

zeitung" und der „Täglichen Rundschau" stand, dort unter der Überschrift „Der Pazifismus der Intellektuellen", hier unter der Überschrift „Etwas mehr Selbstbesinnung":

„Am 17. Februar las im Salon Cassirer Frau Tilla Durieux vor geladenem Kreis ein Werk von Leonhard Frank, „Der Vater". Das Werk selbst, seine (und zahlreicher anderer Werke gleicher Richtung) Veröffentlichung in dieser Zeit, am meisten die im eigentlichsten Sinne sensationelle Wirkung seines Vortrages auf das Publikum, gaben Gelegenheit und Anstoß zu grundsätzlicher und längst notwendiger Abrechnung mit der Welt, der Werk und Wirkung entstammen — dem Pazifizismus der Intellektuellen. Von jeher hat es Fanatiker des Friedens als Selbstzweck gegeben, meist — ehrliche Schwärmer und Schwärmerinnen, denen das Gewissen eigener Gutartigkeit die Unbequemlichkeit realen Denkens reichlich ersetzte; Ideologen, die sich die gegebenen Wirklichkeiten nicht ohne behagliches Geschick geschmackvoll anzuordnen wußten. Es war ein harmloses Vergnügen, im Frieden für den Frieden zu wirken, nicht beunruhigend aktuell, und hat wohl in ganz Europa kein halbes Tausend Wählerstimmen je merkbar beeinflußt. Was gegen den Pazifizismus gesagt werden kann, ist hundertfach gesagt, erwiesen, jetzt bitter erprobt worden, an seinen Aposteln blieb die Mühe verloren. In Deutschland gibt es niemand, der Frieden, Menschenglück, Wohlstand, Kultur und Nächstenliebe nicht ebenso ersehnte wie jene; aber fast jeder Handwerker, jeder Arbeiter, jedes Schulkind weiß und hat begriffen, daß nicht Friedfertigkeit den Frieden verbürgt; daß Frankreichs Rachsucht, Englands Eifersucht, Rußlands Herrschsucht uns seit vielen Jahren mit drei Kriegen zugleich bedrohte; daß jetzt, gerade jetzt, fast von Stunde zu Stunde unser aller Schicksal in atemraubenden Endkämpfen entschieden sein wird, durch höchste und letzte Anspannung aller Nerven und Kräfte. Unterliegen wir, so sinken in Trümmer nicht nur die Städte mindestens der Grenzprovinzen, nein, zu allererst und allergründlichst gerade das, was jene in Ruhe erträumen möchten: Kunst, Kultur, Freiheit und Lebensfreude für alle. Jeder hat das begriffen, nur einer nicht: der intellektuelle Pazifizist. Wenn aber sein Verstand es nicht begreift, so fragen wir vom Gesichtspunkt öffentlicher Moral: Wer gibt euch das Recht, Dinge zu schreiben, zu zeigen, zu drucken, zu veröffentlichen und laut zu verkünden, die Ärgernis, Verwirrung und Schaden dem Volke stiften, das euer Volk ist, oder bei dem ihr verwöhnte Gäste seid? „Die Kunst", sagt ihr, „denn sie hat keine Pflichten." Haltet ihr sie so wenig hoch, daß ihr sie dem stärksten, männlichsten Empfinden der Nation zu entfremden, sie zur unbedenklichen Verräterin des eigenen Volkes, zur undankbaren Feindin ihres Vaterlandes, oder zur zeit- und heimatlosen Zigeunerin zu stempeln wagt? Und wäre dem auch so: Ihr jetzt unter uns lebenden Dichter, Verleger, Vortragende, ihr habt höchstpersönlich ganz sicherlich die eine Pflicht, jetzt, in dieser Zeit, in diesem Augenblick, offenkundig Gemeingefährliches zu unterlassen; redet, dichtet, druckt, tragt vor was ihr wollt —

es gibt soviel Echteres und Besseres als Leonhard Frank usw. —, nur jetzt nichts, was auch nur einen Nerv in Deutschland schwächen, auch nur ein Herz in Deutschland wanken machen kann! Das können wir anderen verlangen — und wir verlangen es! — vom Künstler so gut wie vom Gelehrten, Politiker und Soldaten!" —

*

Für die „Rheinisch-Westfälische-Zeitung" tat der tapfere Mann, der nur zu bescheiden ist, unter seine Prosa seinen Namen zu setzen, eine weitere Anstrengung. Er bedachte sie mit einer zweiten Originalfassung seiner Beschwerde, die, mit dem Titel „Pazifizistische Schlupfwinkel" beginnend, nun ganz rücksichtslos auf die Denunziation losgeht. Er schrieb dem Blatt aus Berlin:

„Einer der ganz modernen Dichter, mit Namen Leonhard Frank, hat die deutsche Leserwelt mit einem Werk: „Der Vater" beglückt, auf dessen Inhalt und Tendenz wir die Kreise, die es angeht, aufmerksam machen möchten. Besagter Vater ist aus Gram um seinen im Felde gefallenen Sohn so aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht worden, daß er zum neurasthenischen Pazifizisten wird, dessen an Landesverrat grenzende Tiraden den wirksamsten Teil des Stückes bilden. Nicht der Feind sei Schuld am Kriege, sondern wir selbst, die wir in unseren Kindern die Freude an soldatischem Spiel, an der Jungmannschaftbewegung und damit den Militarismus einpflanzen. Damit nicht genug: Der Kunstsalon Cassirer stellt diese Dichtung in den Mittelpunkt eines Vortragsabends vor geladenen Zuhörern. Frau Tilla Durieux-Cassirer hilft der merkwürdigen Friedenspropaganda mit allem Glanze ihrer schauspielerischen Begabung zum vollen Erfolge: und, um die Sensation voll zu machen, unterstützt ein an gleichen neurasthenischen Zuständen leidender Zuhörer die Wirkung, indem er prompt in einen pazifizistischen Paroxismus verfällt, der sowohl für den Dichter wie die Künstlerin die beste Reklame abgibt und die Zuhörer entsprechend ansteckt. Nimmt man hinzu, daß der Inhaber des genannten Salons zugleich Verleger des Bildermann ist, in welchem gleiche Bestrebungen auf illustrativem Wege verfolgt werden, so scheint es, als ob hier eine systematische Propaganda im Werke ist, in der, sehr im Widerspruch zu dem früheren Dogma der „Nur Ästheten", die Kunst dem landesverräterischen Zweck dienstbar gemacht werden soll, für einen Frieden um jeden Preis Stimmung zu machen. Diese Treibereien haben um so mehr Methode, als ihre Drahtzieher mit jener Gruppe deutscher „Refugiés" in der Schweiz in Verbindung steht, die, fern von Militär- und Dienstpflicht, dort eine planmäßige Wühlarbeit betreiben. Ob ein Liebknecht am Potsdamer Platz in seinen Schmähreden die Urheber des Krieges im eigenen Lande sucht oder andere Leute etwas weiterhin zum Tiergarten dasselbe Thema in künstlerischen Variationen ausspinnen, wo bleibt der Unterschied, wenn es nicht der erschwerende Umstand ist, daß zwischen beiden Vorfällen das deutsche Friedensangebot und seine schmähliche Ablehnung seitens der Feinde liegt? Auch im Salon Cassirer und in andern pazifizistischen Schlupf-

winkeln dürfte man wohl wissen, daß der Feind uns seinen Frieden im eigenen Lande diktieren will und zwar unter Bedingungen, die dem deutschen Wirtschaftsleben wenig Spielraum mehr lassen dürften; einschließlich des Kunsthandels, sei es, daß er sich auf deutsche Maler oder auf die so viel gepriesenen französischen Meister werfen möchte."

*

In der Pariser *Opinion* zeichnet Berthe-Georges Gaulis das romantische Profil des *Großen Korrespondenten:*

„Das Profil des großen englischen Publizisten, wie man ihn an allen politischen Brennpunkten Europas, an allen Wegkreuzungen der Welt wiederfand, war fast immer das gleiche. Man hatte da einen hoch entwickelten Mann vor sich, der sich durch Sport und sehr spezialisierte geistige Übung für den Beruf eines Globetrotter-Diplomaten fabelhaft trainiert hatte. Dieser Mann durchstreifte den Orient und den Balkan, rettete das treulose Bulgarien, machte die Hinmetzelung der Armenier publik und tauchte überall auf, wo kleinen Völkern neues Unrecht drohte. Er stürzte Abdul-Hamid und glaubte an die Jungtürken. Er hatte ein schönes Ideal, auch eine Portion Mystizismus und bei alle dem einen scharfen Sinn für die Wirklichkeit. Die auswärtige Politik war seine Passion, sein Dasein galt nur ihr. Oft hinterging man ihn: den Anwalt aller Verzweifelten; aber er ließ sich durch nichts entmutigen.

Ihm verdankte England seinen Ruf als Schutzmacht der Unterdrückten. Was eine allzu bedächtige Staatskunst etwa versah: er machte es wieder gut. Er war der Pionier, der Laiensendling, der Ideen-Apostel. Er war unbekannt und mächtig. Ein Botschaftergehalt, ein unerschöpfliches Bankkonto erlaubten ihm jede Art von Unternehmungslust. Für sich selbst behielt er nichts. Das war seine Stärke und sein Stolz. Diese völlige Uneigennützigkeit heiligte alle seine Wagnisse. Die Regierung desavouierte ihn selten, denn stets hat England die Initiative des Einzelnen begünstigt. England ist die Heimat des großen, unabhängigen Journalismus, dessen Jünger, vom Ausguck ihrer weltbeherrschenden Observatorien, unermüdliche Wacht gehalten haben.

Wenn man das Gefühl hat, man lenke so ein bißchen das Universum, und ein Telegramm, das man schicke, übe bedeutsame Fernwirkung auf jene geheimnisvollen Kreise, von denen die letzten Entscheidungen ausgehen —: so stellt sich gar leicht ein erkleckliches Selbstbewußtsein ein. Der große englische Publizist hielt sich gern für unfehlbar, er erfüllte eine Mission, und diese Gewißheit entschädigte ihn für das unbequeme Leben mit dem ewigen Ortswechsel und für seine unerbittliche Anonymität. Niemals erfuhr das Publikum seinen Namen. Höchstens wurde in diplomatischen Zirkeln der „ausgezeichnete Vertreter der X...-Zeitung" erwähnt. Seine Persönlichkeit verschwand in einem gewaltigen Organismus, von dem er nicht mehr war als eine Parzelle.

Von all der hartnäckigen Energie, von allen Anstrengungen und Aufregungen einer solchen Existenz wird gar nichts fortleben, nicht einmal ein Name. Aber dieser Mann wird, eine

Zeitlang, seinem Lande vorzüglich „gedient" haben. Für einen Engländer ist das Lohn genug: alles tritt da zurück hinter dem Prinzip der Gemeinsamkeit, und jeder Mensch ist ersetzlich.

Der große Korrespondent besaß viel Einfluß auf die Staatsmänner seines Landes. Er brachte ihnen seine Ideen, und gegen ihre vorgefaßten Meinungen ging er an. Oft war er ein Vorläufer, und seine lebendige Anschauung überwand alle angelesene Wissenschaft der Folianten. Innerhalb seines Spezialgebietes kannte er jeden, noch so versteckten Winkel.

Seit einigen Jahren begannen die Reihen der Gilde sich zu lichten (was manchen Irrtum erklären mag); die berufenen Stimmen hatten Mühe durchzudringen; aber dann gewannen sie doch wieder die Oberhand, und — das entspricht durchaus dem gewohnten Zug der englischen Politik — schließlich wirkten sie so heftig auf die Machthaber, daß denen nichts anderes übrig blieb, als dem angezeigten Wege zu folgen oder zu verschwinden.

Den großen Meistern der englischen Meinung schulden wir die eminente Anspannung, die uns heute zugute kommt. Sie sind die geduldigen Erzieher einer Elite, die erst daran gewöhnt werden mußte, uns zu verstehen. Die Autorität dieser Publizisten kennt wenig Rücksichten; alle ihre Beobachtungen sind auf Tatsachen fundiert, sie sehen voraus auf lange Sicht, und Deutschland, das sie haßt, verkennt dies keineswegs. Schon längst wandten die Sympathien dieser Männer sich uns zu. Für sie führen alle Wege nach Paris, und sie gestehen, daß sie sich nirgends wohler fühlen, als bei uns. Sie waren die großen Baumeister der Entente, und sie haben nicht auf den Krieg gewartet, um uns kennen zu lernen. Unsere Sprache gefällt ihnen, sie scheint ihnen gemacht, um Gedanken klar zu formulieren. Bei uns finden sie jene Präzisierung der Fragen, der man anderswo kaum begegnet. Sie scheuen sich nicht, uns gelegentlich tüchtig zu kritisieren; aber sie billigen uns durchaus dasselbe Recht zu. Wenn man mit ihnen disputiert, so merkt man, daß Gegensätzlichkeit nicht trennend zu wirken braucht.

Bis zum Kriege beschäftigten sich die britischen Völker vornehmlich mit ihren häuslichen Dingen. Ein jedes von ihnen fühlte sich geborgen im Innern eines wohlgezimmerten Hauses, an das äußere Feinde nicht heran konnten und dessen Verwaltung sie vertrauensvoll den Spezialisten der auswärtigen Politik überließen. Die Wirksamkeit des großen Journalismus erstreckte sich nur auf eine Oberschicht, eine Elite. Das hat sich gründlich geändert. Heute bewegt intensive Wißbegier noch den Sorglosesten. Und, parallel mit der unsrigen, bildet sich eine öffentliche Meinung, beeinflußt von den Schwankungen der unsrigen.

*

Als eine *Anmerkung zum Aufsatz N. Rubakins* an der Spitze dieses Heftes möge der Artikel von Hamilton Fyfe gelten, dem *Petersburger Korrespondenten der „Daily Mail"*, den Paul Rohrbach für seine Zeitschrift „Deutsche Politik" übersetzt hat. In einem Vorwort dazu sagt Rohrbach:

„Wenn es einmal Verhandlungen mit unseren Gegnern geben wird,

mögen sie nun ihren Anfang im Osten oder Westen nehmen oder mögen sie auf einem andern Weg beginnen, so wird viel davon abhängen, wie weit wir es verstehen, mit der feindlichen Psychologie zu rechnen. Diese Fähigkeit ist ein Herzstück der praktischen Politik. Sie ist es immer gewesen, aber im Zeitalter der Kabinetts-Politik war es leichter, sie zu beherrschen, als heute. Vor dem Kriege und während des Krieges sind wir auf diesem Gebiet stark im Hintertreffen gewesen und haben viel Boden verloren, der andernfalls hätte behauptet werden können."

Hamilton Fyfe schreibt in der „Daily Mail" vom 1. 2. 17:

„Am Samstagabend (den 30. Dezember) kam ich von Rumänien in Petrograd an. Statt der üblichen Zeit von 42 Stunden hatte ich eine Woche für die Reise gebraucht. Die russischen Eisenbahnen bedürfen einer gründlichen Reorganisation — „wie überhaupt alles in Rußland", sagte ein Offizier bitter. „Aber", fügte er hinzu, „wir haben nicht die Absicht, den jetzigen Zustand von Regierung, oder besser von Abwesenheit von Regierung viel länger zu ertragen. Jetzt ist es gerade die Armee, die unter dem schrecklichen Mangel an festem Zugreifen, Voraussicht und gesundem Menschenverstand, der unsere Führer kennzeichnet, leidet, und die Armee wird auf Änderungen bestehen. Der Zar muß die Wahrheit erfahren und zur Einsicht darüber gebracht werden, welche Schwäche und Unfähigkeit geduldet wird. Sie werden sehen; irgend etwas wird sich bald ereignen."

... Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft in Petrograd hörte ich von der Ermordung Gregory Rasputins, des sittenlosen Mönchs, dessen Einfluß an hoher Stelle ein so düsteres Kapitel in der russischen Geschichte der letzten fünf Jahre gebildet hat. Ich wurde durch einen Beamten im Ministerium des Äußern telephonisch davon verständigt. Allgemein bekannt wurde es durch eine zwei Zeilen lange Mitteilung in einer Abendzeitung, die einfach besagte, daß Rasputin tot sei. An jenem Abend und am nächsten Morgen sprach jeder, den ich traf, mit tiefster Befriedigung und Dankbarkeit von dem Ereignis. In den Sonntag-Morgenblättern stand kein Wort darüber, obwohl in einer Zeitung, die mehr Courage hatte als die anderen, in einer kurzen Mitteilung eine verschleierte Andeutung erschien ... Noch erscheinen die Blätter mit weißen Stellen und tasten zaghaft an den Dingen herum, die zu dem Ergebnis geführt haben, daß Rasputin beseitigt werden müsse. Aber sie sagen genug, um die Nation davon zu überzeugen, daß die „Beseitigung" in der Tat erfolgt ist, und das einzige Gefühl, das ich konstatieren konnte, ist ein Gefühl der Erleichterung und der Freude.

Gerade eben habe ich mich mit einem hohen Beamten unterhalten, der bis vor wenigen Monaten allen „liberalen" Tendenzen entschieden abgeneigt war. Ich entsinne mich, daß er mir noch im Juli versicherte, alles stünde aufs beste, die Reformparteiler seien Leute ohne Bedeutung, die Nation sei mit den bestehenden Zuständen zufrieden und alle Bestrebungen, sie zu ändern, müßten fehlschlagen. Heute sagt er: „Ich bin sehr froh darüber, daß sich dieses Ereignis zugetragen hat, und

ich bin ganz besonders froh, daß es das Werk hochgestellter Persönlichkeiten ist. Ich betrachte es als ein sehr gesundes Zeichen, daß Mitglieder der kaiserlichen Familie daran teilgenommen haben. Nun sieht die Welt, daß Rußland im Kern gesund ist."

Nun muß die britische Nation notwendigerweise fragen: „Warum wurde Rasputin ermordet?" Er wurde getötet, weil er das einflußreichste Mitglied einer kleinen Clique war (der „Kamarilla", wie sie hier bezeichnet wird), die lange Zeit hindurch einen ungebührlichen Einfluß innerhalb der russischen Regierung ausgeübt hat. Einflußreich war er nicht etwa auf Grund seines Intellekts oder Charakters; er war ein Bauer, ohne Erziehung, ohne Manieren, ein Wüstling, ein Trinker, ein Verleumder. Sein Einfluß basierte auf einer gewissen hypnotischen Kraft, die ihm eigen war, einer Kraft, die ihn Frauen ganz besonders gefährlich machte. Er hatte eine neue Art von Religion erfunden. Ein Artikel darin besagte, daß Männer und Frauen gemeinsam baden sollten, „um das Fleisch zu prüfen". Er behauptete eine wunderbare Heilkraft zu besitzen und, wie erzählt wird, hat er selbst die Kaiserin dahin gebracht, zu glauben, daß ihm die Wiederherstellung ihres Sohnes von seiner früheren Ungesundheit und Schwäche zu danken sei. Rasputin gab vor, über den Erben des Zaren zu „wachen". Er hatte Zutritt beim Hofe. Wurden seine Gesuche abschlägig beschieden oder sein Rat mißachtet, so konnte er damit drohen, sich zurückzuziehen und den jungen Thronerben „unbeschützt" zu lassen. All das klingt phantastisch; dennoch findet sich dergleichen in jeder geschichtlichen Periode. Aus der bloßen Tatsache, daß Rußland über Zeitungen und Eisenbahnen verfügt, daß es so etwas ähnliches wie ein Parlament besitzt und gebildete Russen durchaus auf dem gleichen Niveau wie andere Europäer stehen, folgt noch keineswegs, daß Rußland sich auf derselben Stufe historischer Entwicklung befindet wie England und Frankreich. Andere Länder haben alle Bande des Mittelalters abgestreift. In solchen Ländern sind die Rasputins eine Unmöglichkeit geworden. In Rußland wurde es notwendig befunden, mit diesem Schuft in einer Weise zu verfahren, die mit dem Hofe nichts zu tun hatte. Es gab keinen andern Weg, das Land von seinem unheilvollen Einfluß zu befreien, als die Pistole oder das Messer.

Man darf keineswegs annehmen, daß der Entschluß zur Beseitigung Rasputins von „Revolutionären" gefaßt wurde. In der gegenwärtigen fortschrittlichen Bewegung ist nichts von dem alten revolutionären Geiste. Es ist eine Bewegung, die von Männern geleitet wird, welche die alten Methoden verabscheuen. Diejenigen, die die Tötung Rasputins beschlossen, gehören zu den vornehmsten Familien Rußlands, einige zur kaiserlichen Familie.

Seit einigen Wochen gehörte der Betrüger zu einer Gesellschaft von etwa einem Dutzend, die sich im Palaste des Fürsten Yusupow zu treffen pflegte. Ihre Zusammenkünfte fanden zur Nachtzeit statt. Sie setzten Rasputin unter Alkohol, erschlossen seinen bösen Mund und erfuhren so, was er in seinen Gedanken wälzte. Sie hatten anscheinend immer die Absicht, ihn zu töten,

aber sie taten es nicht, bis die plötzliche Vertagung der Duma darüber entschied, wie bald seine Unterdrückung zum Wohle des Staates erforderlich sein würde. Rasputin wurde zu einem der üblichen Soupers eingeladen. Er mußte dazu überredet werden, die Einladung anzunehmen. Irgendeine Warnung war ihm zugekommen. Er hegte Mißtrauen, Furcht, aber eine Frau überwand sein Zögern. Er gab ihr nach und ging.

Bis zur Zeit zwischen 2 und 3 Uhr morgens spielte sich alles in der üblichen Weise ab. Als die Verschwörer dann alles über die Machenschaften der Kamarilla, was sie irgend konnten, aus Rasputin „herausgepumpt" hatten, änderten sie ihre Tonart. Sie sagten ihm kurzerhand, daß er sterben müsse. Man ließ ihm die Wahl zwischen Selbstmord und Tötung. Ein Revolver wurde ihm in die Hand gedrückt und man drängte ihn, ihn gegen sich zu gebrauchen. Er weigerte sich, schoß auf einen Großfürsten, fehlte und zertrümmerte ein Fenster. Im Moment wurde er gepackt, geknebelt, gebunden und nach einer kleinen Weile aus der Welt befördert. Man kennt in Petrograd die Namen derer sehr wohl, die als Richter und Vollstrecker fungierten, und man wird sie in der Geschichte Rußlands ebenso ehren, wie man die Namen Harmodios und Aristogeiton in der griechischen und den Namen der Charlotte Corday in der französischen Geschichte ehrt. Seit Abfeuern des ersten Schusses, des Schusses, der das Fenster zerschmetterte, war die Polizei auf dem Posten. Eine Polizeistation befindet sich gegenüber vom Palast. Von hier aus wurden alle Vorgänge sorgfältig überwacht. Polizisten und Detektivs besuchten den Palast zu wiederholten Malen, was aber die Ausführung des im voraus beschlossenen Planes in keiner Weise hinderte. Um 5 Uhr früh fuhr ein Automobil vor. Vier Männer mit schwarzen Masken stiegen heraus. Das Automobil entfernte sich schnell. Nach einiger Zeit kam ein anderer Wagen, ein Körper wurde herausgebracht und hineingelegt. Dann setzte sich der Wagen in schnellem Tempo in der Richtung der Inseln in Bewegung. In der frühen Morgendämmerung wurde der Körper über eine Brücke geworfen. Er fiel nahe am Ufer der Petrowski-Insel aufs Eis. Die Stricke, mit denen die Arme festgebunden waren, waren beim Fall zerrissen, so daß sich die Arme ausbreiteten. Die Beine blieben festgebunden. Dort blieb der Körper, zu grotesker Starrheit gefroren, bis zum Anbruch des Tages liegen, wo er von Arbeitern bemerkt wurde. Auf ihre Anzeige hin wurde er von der Polizei entfernt.

Daß irgendein Verfahren gegen die Täter eröffnet werden wird, ist unwahrscheinlich. Was jedermann fragt, ist: Wird die Kamarilla nun eingeschüchtert sein? Wird sie ihren Kampf gegen die besten Elemente der Nation, gegen die Freundschaft zwischen Rußland und England, gegen die Verwendung fähiger, unabhängiger Minister und gegen den Entschluß des russischen Volkes fortsetzen, den Krieg weiterzuführen, bis Deutschland geschlagen und gezwungen ist, sich den Bedingungen der Alliierten zu fügen? Oder werden andererseits die Germanophilen, die heimlich intrigiert und

Drähte gezogen haben, auf den Gebrauch noch strengerer Unterdrükkungsmaßregeln hinarbeiten, mit dem Zwecke, eine Revolution der üblichen Art hervorzurufen und sie mit Gewalt niederhalten zu lassen? Sollten sie mit dem letzteren Kurse Erfolg haben, so würde das Zarentum ernstlich kompromittiert, ja seine Position könnte geradezu schwierig werden. Die Kamarilla rechnet noch auf die Armee. Sie wird jedoch rauh aus ihren törichten Träumen gerissen werden, wenn sie die Armee an der Seite der Reformer findet. Alle ehrenhaften und patriotisch gesinnten Russen hoffen und beten, daß der Zar sein Gewicht kräftig gegen die Clique geltend machen möge, die sein Interesse, wie das des Landes verraten hat. Er kann auf die Unterstützung der Nation rechnen. Die Nation ist entschlossen, den Krieg fortzuführen, und sie fordert, daß die Methoden der Fortführung wirksamer und sachgemäßer sind, als sie seither gewesen sind. Über die militärische Direktion der russischen Kräfte hört man wenig Klagen. Die Schwäche liegt im Rücken der Armee, wie es in England vor dem Regierungswechsel der Fall war. Das Land braucht Männer, die imstande und gewillt sind, ihm einen verbesserten Eisenbahndienst, bessere Methoden der Nahrungsmittelverteilung und eine innere Politik zu geben, die darauf abzielt, das Volk zu versöhnen und zu konsolidieren. Wenn der Zar sich bereitfinden läßt, solche Männer zur Teilnahme an den Staatsgeschäften zu berufen, und den von ihnen vorgeschlagenen Maßnahmen zuzustimmen, so wird die Armee befriedigt sein, anders aber nicht. Das ist die Sachlage, und es ist besser, sie offen zu schildern. Deutschland weiß das sehr wohl und hofft, daß sich das Herz des Zaren verhärtet wie das Herz Pharaos in Ägypten. Deutsche Agenten strengen sich hierfür aufs äußerste an.

Alle die besten Herzen und Köpfe Rußlands stehen auf seiten der Alliierten. Vorigen Abend saß beim Neujahrsdiner im Britischen Klub in Petrograd Sir George Buchanan zwischen M. Ssasonow und M. Rodzianko, dem Präsidenten der Duma, und sie hielten alle drei Reden, die die Sachlage klar beleuchteten. Der Wert der Arbeit Sir George Buchanans kann nicht hoch genug geschätzt werden. Er hat nie im entschiedenen Erfassen einer Situation versagt, nie gezögert, seine Meinung zu sagen, wenn es notwendig schien, und es doch nie an Takt oder an Korrektheit fehlen lassen. Er weiß, und alle, die Rußland studiert haben, teilen diese Erkenntnis, daß es die Reformer sind (womit ich alle ehrlichen und intelligenten Männer in Rußland meine), die für Loyalität gegen die Alliierten und Fortsetzung des Krieges eintreten. Weil Rasputin für das eintrat, was alle echten Russen hassen, darum ist er hingerichtet worden. Er war der Vertreter der Kräfte der Dunkelheit und Unwissenheit. Seine Henker vertreten diejenigen, die das Licht zu verbreiten streben.

*

Hugo Münsterberg, Professor der Psychologie an der Harvard-Universität, einer der eifrigsten und schärfsten deutschen Agitatoren seit Kriegsausbruch, urteilte in seinem, kurz vor seinem Tod erschienenen Buch „To Morrow" über *Wilson:*

„Die drei politischen Führer von heute, Wilson, Roosevelt und Hughes — von denen wir uns hier der Kürze halber auf die beiden ersten beschränken wollen — sind nicht die Egoisten, wie Karikaturisten sie darstellen, sondern aufrichtige und loyale Idealisten. Sie zeigen zwei charakteristisch verschiedene Typen von Selbstbewußtsein: das von Wilson ist lyrisch, das von Roosevelt dramatisch. Wilsons Ziel heißt sozialer Friede, internationaler Friede, Harmonie, und das ist Schönheit. Roosevelts Streben geht immer auf schnelle und überraschende Handlung; sein Denken ist latente Energie; sein Lebenselement ist der Konflikt mit Bestien oder Menschen, mit Parteien oder Nationen. Wilson will gesehen und gehört werden; es ist nicht Zufall, daß er der erste war seit einem Jahrhundert, der die Botschaft des Präsidenten an den Kongreß persönlich verlas. Wenn deutsche Politiker mich fragten, ob Wilson als internationaler Friedensstifter nicht ein parteiischer Schiedsrichter sein würde, beherrscht von seiner natürlichen Sympathie für das Land seiner britischen Vorfahren, schrieb ich ihnen sofort, daß sein tiefster Charakterzug, das Bedürfnis nach ästhetischer Einheit, eine derartige Befürchtung ausschließen müßte; er würde so vollständig in die Rolle des Weltschiedsrichters sich versenken, daß alle persönlichen Vorurteile vollständig zurückträten. Der lyrische Geist versinkt ganz in der Rolle, die er zu spielen hat: Keine Geistesveranlagung, die vom Willen und keine, die von Gedanken beherrscht ist, könnte einen so idealen Weltvermittler schaffen, wie eine, die vom ästhetischen Fühlen kontrolliert wird."

*

Also *schließt „Le Feu" von Henri Barbusse:*

„Genug von den andern," befahl einer. „Um so schlimmer für die andern ... Wir! Wir alle! ..."

Die Verständigung der Demokratien, die Verständigung der unendlichen Menge, der Aufstand des Weltvolkes, der brutal einfache Glaube ... Alles andre, alles andre, in der Vergangenheit, in der Gegenwart und in der Zukunft, ist völlig gleichgültig.

Und ein Soldat wagt diesen Satz hinzuzufügen, den er aber mit leiser Stimme beginnt:

„Wenn der jetzige Krieg uns auch nur um einen einzigen Schritt weiter gebracht hat, so wird sein Riesenunglück, so werden seine Schlächtereien wenig zählen."

Und während wir uns anschicken, zu den andern zu stoßen, um den Krieg fortzusetzen, öffnet sich der schwarze, vom Gewitter verstopfte Himmel mit süßer Langsamkeit über unsern Köpfen. Zwischen zwei düstern Wolkenmassen leuchtet, sehr ruhig, ein Blitz auf, und diese Lichtzeile, die so gedrängt ist, so in Trauer gehüllt, so armselig, daß sie zu denken scheint, sie bringt trotzdem den Beweis, daß die Sonne lebt." *R. S.*

Soeben wurden ausgegeben:

MODERNE GRAPHIK

von Daumier bis zu den Expressionisten

LAGER-KATALOG, reich illustriert

SCHÖNE U. SELTENE BÜCHER

LUXUS-DRUCKE

ILLUSTRIERTE BÜCHER

Sammler und Liebhaber, welche diese Kataloge bestellen, wollen ihrem Namen stets Stand oder Titel beifügen

HANS GOLTZ, MÜNCHEN

Buch- und Kunsthandlung, Briennerstraße 8/0 & I

IN VORBEREITUNG

Das weisse Buch

Eine Auswahl aus den beiden Kriegsjahrgängen der Weissen Blätter

Mit Beiträgen von Ernst Stadler, Edschmid, Eduard Bernstein, Valerij Brjusoff, Franz Werfel, Albert Ehrenstein, Rubiner, Annette Kolb, Carl Sternheim, Mechthild Lichnowsky, Paul Claudel, Francis Jammes, Kafka, Däubler, Heinrich Mann u. a.

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

VIERTER JAHRGANG 1917
QUARTAL APRIL-JUNI

VERLAG RASCHER & CIE., ZÜRICH UND LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

I.
AUFSÄTZE

	HEFT	SEITE
Eduard Bernstein, Völker zu Hause. Bei Fr. Engels. Erinnerungen IX	IV	34
Ernst Bloch, Der andere Don Quixote	IV	79
Kurt Hiller, Vom Aktivismus	IV	88
Albert Koelsch, Ethik und Biologie	IV	4
Franz Xaver Schwab, Beruf und Jugend	V	97

II.
GEDICHTE

Johannes R. Becher, Das neue Gedicht	VI	177
Theodor Tagger, Der zerstörte Tasso	V	114
Marcel Martinet, Poètes d'Allemagne, ô frères inconnus	VI	246
Ernst Weiß, Versöhnungsfest	IV	1

III.
DRAMATISCHES

Gottfried Benn, Karandasch, Rapides Drama in 4 Akten	V	147

IV.
EPISCHES

Henri Barbusse, Das Feuer	IV	16
„ „ Das Frühlicht	V	117
Hanns Braun, Anselm Amadeus	IV	57
Leonhard Frank, Die Kriegswitwe	VI	191
* * * Der Kamerad	VI	227

V.

GLOSSEN

	HEFT	SEITE
Adolf Behne, Paul Klee	V	167
S. Friedländer, Von kommenden Dingen	VI	261
Rudolf Leonhard, Die Polonaise	V	169
G. F. Nicolai, Die Entstehungsgeschichte eines Buches	VI	254
Augustus Schmehl, Der letzte Nietzsche	V	174
R. S., Geburt des Menschen; Kerenski; Die Kirschbäume; Mitleid; Klimax; Die Zauberflöte	VI	252
R. S., Notizen	VI	263
Zur russischen Revolution	IV	95

Ernst Weiß:

VERSÖHNUNGSFEST

O guter Gott, Du bist nicht an der Zeit, der Menschen zarter Föhn,
O Gegengott, ewig sausender Neumond, blutigscharrender Ostwind,
O Gott, verlorener Sohn, namenloser, verschollener,
Schollen zerschabten Deinen Frühlingsblühemund zu lange,
O Gegengott, siegreicher Sadistensultan in Erstarrung, stahleiserner
Dampfhammer: schlug gegen weiche Kinderknorpelstirnen,
O Gott, in alle Freuden sanft verstreuter,
In jedem roten Blumenduft blüht Dein Mund,
O Gegengott, der das Leiden preist,
O Gott, der Morphium erfand,
O Gegengott, urdrohend mit gekreuzter Marter,
O Gott, Unwissender, Blinder dieser qualgekreuzten Welt,
O Gegengott, kalte Feuermauer zwischen Mensch und Mensch,
O Gott, wild jubelnd durchfauchst Du den guten Dämon: Mensch!
O Gegengott, zu Milchschaum schlägst Du die klaren Menschengüteaugen,
O Gott, Weichwehen im Schauer mit den Wonneschmerzen einer ersten Braut,
O Gegengott, krachend kalter Krater, Schlachthund, dessen Atem eisig brennt,
O Gott, o Gott, bettle los die Erde!
Nimm diese Erde, mich und Dich und alle, alles, immer, überall,
Aus seinen langen Chinesennägeln, den hornig-schwarz-vertrockneten,

O Gott, o bettle los die Erde,
O Gott, nimm uns in Deinen Mund, dieweil er schläft,
O Gott!

*

Entmündigter, wann wirst Du Mund?
In welcher Tobsuchtszelle, stumpf eingeballt, heulst Du nach mir?
Mein Gott,
Tobst Du nach mir zurück, verstummter Schrei der Wonne?
In Sengesonne steht Dein Haus? Bleidächer über Deinem Haupt?
Regen regnet, Qual verendet, tröste Dich, mein Gott,
Mein Sohn, mein mir versöhnter!
Unsterbliche sind wir, mein Gott und ich!
Unsterblich kommen wir zusammen,
Ausgebrochen weit aus dieser Kettenwelt,
Schattige Waldtiere, unendliche Söhne, urweltlich gesellt!
Bruder, älterer Bruder, schlafe neben mir bei meinem Wachen,
Lächle, Holder, Du, mit meinem Lachen,
In den Falten Deines armen Kleides liegt noch Totenhausgeruch.
Älterer Bruder, Verschwender,
Wollustwonne Musik und Sonne,
Schwebefreude hast Du wild verschwendet.
Wohin Verschwundener?
Schlafgewandelter, Entrückter,
Entmündigter, wann wirst Du Mund?

*

Aufdonnern wird das jubelnde Jahrtausend
Amnestie der Welt! Gottlos ist Haß, Gerechtigkeit Verbrechen
Heran, o Gott, herangebetet, herangekrallt mit Raubtierkralle,
Wie Dynamit stürzt Deine Güte wild erschütternd schrecklich
über alle!

Helenka, schwangre Dirne, dem Freudenhaus entwanderst
schwer!
„Ob Du mal wegschwimmst, Fetzen, gottverdammter", hetzt
der Lasterpascha hinterher.
Verzeihung beiden, Vergötterung beiden,
Menschlich sei, Gott, erschütterbar von allen, die leiden.

Aus den Ohren einer Schwarzgewürgten zerren Mörder schwere Perlen,
Über Stöhnen krachen sie Lachen: „Unglaublich, was für ein Leben die Bestie in sich hat!“
Verzeihung beiden, Vergötterung beiden,
O Gott, sei menschlich, erschütterbar von allen Leiden.

Kriegswucherer erschnuppern tückisch flink die fette Konjunktur,
Biertümpelnd hocken Bierphilister, überstinkend selbst den Mordgestank der Zeit,
Oh iß mit ihnen, begreife sie, greif sie auf mit Deiner Hand,
Menschlichster! Erschütterbar von allem, was ins Gemeine fand.

Börseherren, schlaflos neidgehetzt; Tierquäler, die den Ratten ihres Unterstands
Witzelnd den Nacken zerschneiden, am Schreien sich zu weiden,
Oh scheu Dich nicht, tritt näher, greif sie auf mit Deiner Hand,
Knirschender, in heißem Zorn geballter, Zerknirschter von allem, was in die Hölle fand.

Aufdonnern mußt Du das jubelnde Jahrtausend!
Bist Du allmächtig, entkette! rette das Jahr der Hölle 1917!
Vergöttere alle, mit dem Menschenhunde wandle lächelnd Hand in Hand
O Gott, mehr als Mensch!

Adolf Kœlsch:

ETHIK UND BIOLOGIE

Ausrufer des Entwicklungsgedankens, die ihre Segel mit darwinistischer Terminologie als dem vermeintlich günstigsten Windstrom für eine glückliche Durchschiffung aller Welträtselmeere zu füllen lieben, wollten sich nicht damit zufrieden geben, daß durch Anerkennung der natürlichen Abstammungslehre der Mensch (als Naturwesen) in den zeitlich unbegrenzt dahinfließenden Strom der allgemeinen Lebensbewegung eingepflanzt worden war. Denn außer als Naturwesen war der Mensch auch als Kulturwesen da. Und auch in dieser zweiten Erscheinungsform sollte er keine stammbaumlose und vereinsamte Stellung inmitten der übrigen Lebensgebilde einnehmen dürfen. Sie warfen daher die Frage auf, ob nicht auch der ethische Trieb des Menschen in der vormenschlichen Lebewelt eine Wurzel habe, aus der das wundersame Gefüge der sittlichen Ideale als eine einfache und automatische Steigerung bestimmter tierischer Seelenveranlagungen sich ableiten läßt.

Sie hätten von dieser halsbrecherischen Problemstellung wahrscheinlich abgesehen, hätten nicht, nach manchem Jahrtausend bitterer seelischer Kämpfe, die allesamt der Abstreifung des Tieres im Menschen gewidmet waren, Darwins eigenartige Aussagen über die *Ursachen* des Fortschritts das menschliche Gewissen in einen tiefen Konflikt gestürzt, aus dem es herauskommen mußte. Keinen schmerzhafteren und grelleren Gegensatz gibt es ja als den zwischen den Konsequenzen, die aus einer Lehre folgen, welche den rücksichtslosen Kampf aller gegen alle als das große Treibmittel der Entwicklung hinstellt, und der nicht erst vom Christentum erzeugten Vorstellung,

daß gegenseitige Hilfe, aus der Liebe zum Nächsten und der Überzeugung dessen geboren, was recht, gut, edel und schön sei, die bewegende Ursache allen wirklichen Fortschreitens und Höherhinaufkommens bilde. Entweder ist jene Sorte von Kampf, die auf bedingungslose Ausmerzung und Vernichtung des Schwächeren ausgeht, das Prinzip, in dessen Angeln die Entwicklung aufgehängt ist. Dann hatte der Mensch an einer bestimmten Stelle einen Sprung gemacht, sich von den Vorschriften der Natur losgelöst und von nun an Fortschritt zu erzeugen versucht mit Mitteln, die dem Weltgeschehen nicht nur bis dahin fremd gewesen waren, sondern ihm noch immer unbekannt und in ihren Tendenzen geradezu feindlich sind. In diesem Fall war die Kontinuierlichkeit der Entwicklung an entscheidender Stelle gestört, und es stellten sich zwei sehr gefährliche Fragen ein: einmal die nach dem Ursprung und der Herkunft jenes plötzlich erscheinenden sittlichen Prinzips der Lebensführung, dem der Mensch sich verschrieb, um ihm zu dienen; zum andern die nach den Ursachen der Willfährigkeit für diesen Dienst. — Oder das, was wie ein Sprung in der Entwicklung aussieht, ist gar kein solcher. Sondern das scheinbar neuartige Motiv, das, vom Menschen auf den Schild erhoben, sich in gegenseitiger Hilfeleistung auswirkt, ist nur die zugleich mit der rein biologischen Erscheinung des Menschen heraufgezüchtete Steigerungsform von Verhaltungsweisen, die schon das Leben auf seinen tierischen Unterstufen beherrschen oder doch wenigstens versuchen, es in seinen Bann zu ziehen. In diesem Fall waren die vermeintlichen Ahnenformen der ethischen Triebe des Menschen in der Tierreihe nachzuweisen, und zwar als Besitztum jener speziellen Arten, aus deren Verwandtschaftskreis der Mensch sich stammesgeschichtlich abgezweigt haben soll. Es war außerdem zu zeigen, inwiefern jene „tierischen Tugenden", obgleich sie *Widersacher* des beherrschenden Kampfprinzips waren, von der natürlichen Auslese als *günstige* Varianten des Lebens bewertet und als solche der Höherzüchtung überantwortet werden konnten. Denn nur was „vorteilhaft" ist für die Erhaltung des Individuums, ver-

fällt ja nach Darwinscher Auffassung nicht der Zerstörung, sondern wird behütet und aufgezogen, begünstigt und fortgepflanzt.

Es ist bezeichnend, daß schon *Darwin* ein starkes Unbehagen vor diesen Fragen empfunden und in der bloßen Möglichkeit ihres Auftauchens eine Gefahr für den dauernden Bestand seines Lehrgebäudes gewittert hat. Er konnte sich der Einsicht nicht verschließen, daß „von allen Unterschieden zwischen dem Menschen und den niedereren Tieren das moralische Gefühl oder das Gewissen weitaus das bedeutungsvollste ist". Er konnte auch nicht bestreiten, daß nur durch sein sittliches Wollen der Mensch weit über die Grenzen tierischer Wirksamkeit hinaufgeführt worden ist. Aber er fühlte auch, daß durch Versuche, das Sittengesetz seinem Ursprung nach auf eine innere religiöse Offenbarung zurückzuführen oder es (mit Kant) als dem Menschen „eingeboren" zu erklären, die Kluft zwischen Tierwelt und Menschenwelt nicht beseitigt wird. Sie wird zwar ausgefüllt, aber in einer Weise, die sie „dem gesunden Menschenverstande" nicht gangbar macht, und die dauernd in Widerstreit lebt mit dem Grundgedanken der Darwinschen Lehre vom sprunglosen Auseinanderhervorquellen der Abänderungen. Nur bei einer *organischen* Überbrückung des Abgrunds könnte der gesunde Menschenverstand sich beruhigen; zugleich hätte, wenn sie gelänge, der Darwinismus sich eine neue, sehr gewichtige Stütze verschafft.

In seiner Not unternahm es Darwin, diese organische Brücke im 3. Kapitel des I. Bandes seiner „Abstammung des Menschen" zu schlagen, auch in späteren Abschnitten kommt er nebenbei auf das Thema zurück. Allein wenn nur ein Fünkchen von Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit in dem wäre, was er zu einer naturhistorischen Begründung der Ethik geschrieben hat, so hätte man es längst in alle Welt getragen und das Problem damit kalt gemacht. In der Tat ist es nur ein Scheingefecht, das Darwin hier aufführt. Wir wollen ja nicht wissen, welches die hypothetischen Bedingungen dafür sind, daß ein Tier, welches es sein mag, in den Besitz eines Gewissens und moralischer Regungen „gelangen kann", sondern wir haben

ein sehr bestimmtes Tier, nämlich den Menschen, und wir wollen klipp und klar vernehmen, wie dieses Tier dazu kommt, sich zu allen andern in Gegensatz dadurch zu stellen, daß es seine Triebe, bevor es ihnen folgt, vor einen Richterstuhl ruft, vor dem nicht die „Nützlichkeit" oder „Schädlichkeit" des vorschwebenden Tuns in Frage steht, sondern vor dem entschieden wird, ob die Beweggründe und Antriebe für ein geplantes Handeln in der Richtung des als gut, recht, schön und edel Empfundenen liegen oder nicht liegen. Und vor welchem Richterstuhl auch in jedem Fall ausgesagt wird, daß man den Motiven der letztern Art eher zu folgen habe als allen andern, weil sich der Mensch sonst um die Zufriedenheit seiner Seele und die Lust an sich selber betrügt. Dieses Problem hat der Darwinist mit seinen Mitteln zu lösen, und wenn er es nicht kann, soll er seinen Ehrgeiz, die Moral aus der Natur abzuleiten und den Drang zur Unterordnung unter die Stimme des Gewissens als eine „erhaltungsgemäße Variante tierischer Eigenschaften" zu erklären, unter den Scheffel stellen, soll gestehen, daß auch er in dieser Sache nichts weiß und sein Unvermögen nicht hinter einer rhetorischen Vertrübung des Rätsels verstecken. Leider hat Darwin hierzu die nötige Selbstbeherrschung gefehlt. Und so werden wir Zeugen jener ebenso krampfhaften wie fruchtlosen Anstrengungen, die darauf abzielen, das sittliche Streben des Menschen als einen unmittelbaren Ausläufer der „sozialen Instinkte" niederer Tiere darzutun. Er glaubt beweisen zu müssen, wo kein Verstand und keine Erkenntnis, keine Logik und Dialektik zum Beweisen hinreicht, und verstrickt sich in seinem Trieb, Recht zu behalten, in solche Einzelheiten, daß einem die Unmöglichkeit und Willkürlichkeit des ganzen Gedankenbaus an den herbeigezogenen Beispielen unmittelbar aufgeht. Bald nachher hat denn auch Darwins Freund und Landsmann Huxley in seinen „Sozialen Essays" diese Deduktionen zu Schanden geritten. Es ist ihm nicht allzu schwer gefallen.

Neuerdings versuchen Schriftsteller, die aus dem biologischen Lager kommen, das Zünglein abermals zugunsten der

Darwinschen Anschauung, daß auch in ethischer Beziehung eine tiefe Wesensverwandtschaft zwischen Tier und Mensch bestehe, herumzuwerfen. Sie bemühen sich darzutun, daß ein Keim, woraus sich der Inhalt des menschlichen Sittlichkeitsstrebens entwickeln konnte, schon im Tierreich vorhanden sei, und nehmen damit die gedanklichen Experimente zur stammesgeschichtlichen Herleitung des menschlichen Pflichtgefühls aus tierischen Anlagen wiederum auf. Ja sie gehen noch weiter: sie deuten an, daß die Natur dieses Verhalten des Menschen immer gebilligt habe und seine auf Niederzwingung der rohen tierischen Triebe gerichtete Moral von jeher im Sinn der Weltgesetze gewesen sei. Unser Anhangen an den Idealen des Rechten, Guten, Schönen und was damit zusammenhängt, brauche daher nicht mehr den metaphysischen Problemen zugezählt zu werden. Fänden doch diese Bedürfnisse ihre Vorbilder schon in der menschenfremden Natur, was sicher nicht gegen ihre Vortrefflichkeit streiten könne.

Einer dieser Schriftsteller ist Paul *Kammerer* in Wien. Sowohl in seinem Buch „Genossenschaftsleben von Lebewesen auf Grund gegenseitiger Vorteile", als in einem der Schlußkapitel seiner „Allgemeinen Biologie" setzt er auseinander, daß ebenso wie vom Kampfprinzip „wirklich die ganze belebte Natur, vom größten bis zum kleinsten, durch das *Prinzip gegenseitiger Hilfe* beherrscht wird". Wenn aber die feindlichen Beziehungen nicht die einzigen sind zwischen den Lebewesen, „so reichen sie auch nicht zur Erklärung aller Lebenserscheinungen aus", sondern jede Anpassung müsse als das Produkt beider Prinzipien aufgefaßt werden. An einem Beispiel wird dieser geheimnisvolle Gedankengang und die Möglichkeit seiner Durchführung nicht weiter illustriert, dagegen wird behauptet, daß sich drastische Beispiele für das Walten des Prinzips der Entwicklungshilfe leicht finden ließen. Die schlagendsten Beispiele seien die Symbiosen, „die Erscheinungen des Zusammenlebens auf Grund beidseitiger Vorteile". „Einsiedlerkrebs und Seeanemone", heißt es auf Seite 308 der „Allgemeinen Biologie", „diese vom Krebs unwillkürlich gefüttert und ihn *dafür*

mit scharfen Waffen gegen Feinde beschützend; Insekt und Blume, ersteres dort Nahrung findend und *dafür* die Befruchtung der Blüte besorgend; Pilz und Alge, er die anorganische, sie die organische Nahrung beisteuernd, wenn sie sich als Flechte im gemeinsamen Haushalt vereinigen: solch altbekannte Exempel genügen, um selbst innerhalb dieses vermeintlichen ‚Raritätenkabinettes der Natur' zu erkennen, daß die Symbiosen zwischen Tier und Tier, Tier und Pflanze, Pflanze und Pflanze nur als Hochtriebe einer gemeinsamen Grund- und Wurzelerscheinung aufragen". Endlich biete der vielzellige Körper selbst, dessen einzelne Zellenorganismen „nicht mehr selbständig ihres Weges ziehen, sondern beisammen bleiben und untereinander in Beziehungen treten, die den Erwerb des Lebensunterhaltes und den Sieg im Daseinskampfe erleichtern" (wirklich erleichtern? D. Verf.), das schönste Beispiel eines Bündnisses zu gegenseitiger Begünstigung der Teile dar. Auch zeige sich hier, daß das Prinzip der gegenseitigen Hilfe bereits am Anfang alles Werdens als grundlegendes Entwicklungsprinzip der organischen Welt am Werke gewesen sei, wir wären nie in den Vielzellerzustand hineingelangt ohne sein Wirken. Ein anderer Schriftsteller, der Kammerer eifrig sekundiert, fügt ergänzend hinzu, in der gegenseitigen Hilfe präge sich selbst wieder nur ein anderes „selbständiges Urprinzip des Lebens" aus, nämlich „eine ursprüngliche Sympathie, die alles Organische, Zellen und Zellenwesen zueinander zog". (Bölsche, Stirb und Werde, S. 151.) Ja, er wagt die Behauptung, daß gegenüber dieser „Ursympathie" Kampf von Organismen untereinander „erst etwas Sekundäres, etwas Nachträgliches und Ablenkendes" sei, das die „Not der Dinge" hineingebracht habe. . . . Und mit diesem Satz ist man endlich dort, wo auch Kammerer in seinem Buch über das Genossenschaftsleben mit einem kühnen Sprunge gelandet war: der üble und pessimistische Eindruck, der von Darwins Proklamation des Kampfprinzips als dem einzigen Triebfaktor der Entwicklung ausgegangen war, und der sich „als ein ernstes Hindernis für die Ausbreitung des Entwicklungsgedankens im

Volke" erwiesen habe (S. 111), werde durch Einführung des Prinzips der gegenseitigen Hilfe als neues Erklärungsmittel der Entwicklungs- und Abstammungsprobleme verwischt. Man könne dem Volk als „ein versöhnliches Gegenstück zum Kampf ums Dasein" das Prinzip der „gegenseitigen Hilfe" bieten und damit die Antipathie des Bürgers gegen den Darwinismus besänftigen.

Soweit diese Autoren. Haben sie überzeugt?

Ich denke, der Leser wird gefühlt haben, wie ihm schon nach den ersten Sätzen der Boden der Wirklichkeit unter den Füßen schwand, und wie er mit seiner Einbildungskraft auf einem Schaukelmoor rein spekulativer Betrachtungen abgesetzt wurde. Er wird auch den Eindruck empfangen haben, daß der Sinn dieser umständlichen Darlegungen sich kurz in dem Satze zusammenfassen läßt: der Trieb, die tierischen Triebe zu bekämpfen und Entwicklung zu erzeugen durch Anwendung des Hilfeprinzips, ist ebenfalls ein tierischer Trieb. Ja er ist sogar, gegenüber dem Kampftrieb, der ältere Trieb, weil ja der Kampf ums Dasein und alle die bedauernswerten Äußerungen, die er erzeugt, erst durch „die Not der Dinge" in die Welt hereingebracht worden sind. Aber es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um zu bemerken, daß dieses Resultat sogenannter „naturhistorischer Betrachtung" identisch ist mit jener Aussage der Bibel, daß im Anfang der Dinge das Paradies bestanden habe und erst durch den Sündenfall das Elend in die Welt gekommen sei. Man nehme die umkleidende darwinistische Rhetorik weg, und nichts bleibt als der biblische Mythus. In seinen Schoß und die Hände Gottes legen diese Männer das Geheimnis zurück, das sie zu lösen versprochen haben, merken aber nicht, daß sie das tun, sondern meinen, es sei wissenschaftliche Aufklärungsarbeit, Welträtsellösung, was sie da treiben, und sie hätten für die Herkommenschaft unserer sittlichen Ideale und unseres ethischen Strebens aus einem schon bei Tieren und Pflanzen seine Blüten treibenden, verschwommenen Grundtrieb des Lebens wenigstens die Wahrscheinlichkeit eines Beweises erbracht.

Man könnte zugeben, daß sich solche Produktionen von einem unschuldigen Vergnügen nicht unterscheiden und aus eben diesem Grund kein Anlaß gegeben sei, ihren Veranstaltern an den Bart zu gehen: würde nebenher nicht doch auch die *Biologie* in ein schiefes Licht gebracht und weiter sogar die Ethik. Denn an einer Stelle versuchen die genannten Schriftsteller eben doch den Eindruck zu erwecken, als träten sie aus der bisher betriebenen Spekulation heraus und trügen nur noch genaue Wissenschaft vor, die für sie zeugt. Dieses Ereignis vollzieht sich dort, wo der eine von ihnen behauptet, die Seeanemone verteidige den Krebs, mit dem sie zusammenwohnt, „dafür" mit ihren Waffen, daß er sie „unwillkürlich füttert", das Insekt besorge „dafür" die Befruchtung der Blumen, daß diese Honig spenden, während der andere bemerkt, der die Natur durchwaltende Trieb nach Vergenossenschaftlichung und „friedlicher Vereinheitlichung" feiere seinen höchsten Triumph bei den Vorgängen des Befruchtungsaktes. „Das höchste und entscheidendste Wunder aber ist", so lautet der betreffende Ausspruch von Bölsche, „daß diese beiden Zellen (Eizelle und Samenfaden) im Akt der Begegnung nicht miteinander kämpfen, daß nicht die eine die andere als Stärkere vergewaltigt und vernichtet, sondern daß auch sie in die *innigste aller Symbiosen* treten." In der Tat fressen sich Ei- und Samenzelle nicht auf, sondern assimilieren sich zu etwas Neuem, das grundsätzlich andere Eigenschaften hat als jeder Teil für sich allein. Aber es heißt doch mit Worten einen argen Unfug treiben, wenn man — dem untergeschobenen „monistischen" Weltbild zuliebe — einen Vorgang vollkommener zeitlicher und räumlicher Auflösung zweier Elemente ineinander als „Symbiose" bezeichnet und ihn dadurch auf eine Stufe stellt mit jenen Erscheinungen eines nur gelegentlichen oder dauernden Vergesellschaftetseins, die sich *unter völliger Wahrung der Selbständigkeit,* der Individualitätsform der Selbständigkeit, des Weltverhaltens und der Lebensgewohnheiten beider Partner vollziehen!

Damit komme ich auch schon zu dem Wörtchen „dafür" in den Symbiosebeispielen des andern. Dieses Wörtchen ginge

nicht über das, was die Biologie feststellen kann, hinaus, wenn sich erweisen liesse, daß Seeanemone und Insekten auf der einen, Krebs und Blütepflanzen auf der andern Seite zu den charakteristischen Leistungen, die sie als Symbionten vollbringen, erst dadurch bereit gemacht werden, daß ein Partner in ihren Lebenskreis tritt. Es wäre dann „mit ihm" eine Lebensleistung da oder erschienen, die „ohne ihn" fehlte, und man könnte annehmen, diese neue Leistung sei „für ihn" da. Aber gerade davon zeigt uns das Studium der Wechselbeziehungen nichts. Wir bemerken nur, daß es zu den Lebensgewohnheiten der Pflanzen gehört, Süßstoff zu erzeugen, zumeist in der Blüte, aber auch anderwärts, und daß es zu den Lebensgewohnheiten vieler Insekten gehört, diesen Süßstoff abzuholen, einerlei, ob er aus Blüten oder anderen Teilen hervorquillt. Daß die Blumenbesucher dabei Blütenstaub von einer Pflanze zur andern tragen, und die Blumen damit befruchten, ist richtig, hat aber weder die Form, noch den Wert eines Vergeltungsaktes, sondern ist ein rein mechanischer Folgevorgang. Die Befruchtung geschieht, weil die Blüteneinrichtungen so beschaffen sind, daß das Insekt in eine Blume weder hinein-, noch aus ihr herauskommt, ohne hier mit dem Staub besudelt, dort von den anhaftenden Stoffen wieder befreit worden zu sein. Das Insekt ist in dieser Hinsicht so vollkommen inaktiv wie ein Pinsel, es belädt sich nicht, sondern wird beladen, es entlädt sich nicht, sondern wird entladen, es tut weder etwas „dafür", noch „dawider". Es fehlt ihm jede Bereitschaft, den Pollen zu übertragen oder nicht zu übertragen, und damit der Handlung jenes Moment, das den Ausdruck „Gegenleistung" rechtfertigen würde. Ebenso steht es in dem Symbiosefall von Krebs und Seeanemone. Nicht „dafür" schießt die auf dem Rücken des Krebses sitzende Seeanemone ihre Nesselfäden gegen Feinde ab, die sich dem Krebse nähern, weil dieser sie nicht hindert, an den Resten seiner Mahlzeit teilzunehmen, sondern weil es zu ihren angeborenen Lebensgewohnheiten gehört, jeden Reiz, den sie selbst als feindlich empfindet, durch Abschleudern ihrer Nesselpfeile zu beantworten. Sie tut das,

ob sie auf dem Krebsrücken sitzt oder nicht. Sitzt sie aber da oben, so betrifft jeder Angriff auf den Krebs aus rein räumlichen Gründen auch sie; er betrifft mit dem Ort des Krebses auch ihren Ort, und so gereicht ihre Gegenwehr unabsichtlich auch dem Krebse zum Nutzen.

Aber selbst wenn es sich in einigen Symbiosefällen erweisen ließe, daß der Genuß von Nutzwerten, welche zwei Organismenarten beim ersten zufälligen Zusammentreffen aneinander gefunden haben, nicht bloß bewirkt, daß sie sich in der Folge zu treffen und zusammen zu bleiben suchen, sondern daß er auch zur Erzeugung neuer Lebensgewohnheiten und Weltverhaltungsweisen hinführt, die die Annehmlichkeiten des Zusammenhaltens verstärken, so müßte immer noch Einsprache erhoben werden gegen den Versuch, diese tierischen Verbindungen zu gemeinsamer Bearbeitung des Lebensraumes als Hochtriebe einer Grund- und Wurzelerscheinung hinzustellen, die im ethischen Wollen des Menschen und seinem Gewissen ihre vornehmste Blüte treibt. Denn nicht ein dem Leben von allem Anfang innewohnendes „Sympathiegefühl" und Hilfsbereitschaftswesen lebt sich in diesen tierischen und pflanzlichen Genossenschaftsbildungen aus, sondern die Tatsache kommt an ihnen zum Vorschein, daß auf engem Raum, außer Konkurrenten, eben auch Lebewesen existieren, deren Interessen sich um ganz *verschiedene* Pole drehen und die sich deswegen auch nicht störend in die Quere geraten. In dieser gegenseitigen Interessen*fremdheit* dürfte sogar die notwendige Grundbedingung jeder Annäherung aufgedeckt sein; denn sie schließt auf der einen Seite die Befehdung aus, während sie auf der andern immerhin die Möglichkeit offen läßt, daß Lebensgewohnheiten des einen Geschöpfes ungewollt dem andern wirtschaftliche Vorteile bringen und umgekehrt. Sollte man trotzdem immer noch den Spuk eines Sympathietriebes im Kopfe tragen und wenigstens die Frage nach der *Herkunft* jener versöhnend wirkenden Interessenfremdheit mit einem geheimnisvollen Augenblinzeln begleiten, so wäre zu erwidern, daß Pathos und Mystik nirgends unangebrachter sind als in diesem Fall. Den jene Interessen-

fremdheit ist ganz einfach der Ausdruck des verschiedenartigen, in Lebensansprüchen und Organisation gänzlich auseinanderfallenden Spezialistentums, als dessen Vertreter die betreffenden Organismen (Krebs und Seeanemone, Insekten und Blumen) erscheinen.

Da dieses Spezialistentum auch im Falle der Bündnisbildung nicht aufgegeben wird, sondern Erwerbs-, Fortpflanzungs- und Wohnansprüche jedes Partners, sowie alle Lebensziele dieselben wie bisher bleiben, ist es durchaus irrig, wenn Bölsche behauptet, durch das Zusammenhalten der Symbionten „gegen gewisse allgemeine Anforderungen oder Gefahren der Umgebung" werde der Kampf in der Welt „verringert" oder auf eine „ethisch sympathischere Form gebracht". Die Wahrheit ist, daß der Kampf kollektiviert wird, das ist aber auch alles. Nichts Besseres wird angestrebt, aber auch nichts Besseres erreicht, und das Gute, das man selber genießt, erscheint nicht mehr als gut, sobald man aus seinem Genusse herausfällt .... So zergeht die ganze Theorie vom Walten eines „Prinzips der Entwicklungshilfe" in der Natur, sowie sie an die Luft der Tatsachen kommt, in ein Häufchen Staub. Denn mit den sonst noch beibringbaren Exempeln steht es nicht besser. Und irgend ein anderes bestimmtes Vermögen, an dessen Entwicklung wir den ethischen Faden anknüpfen könnten, finden wir im Tierreiche nicht.

Darüber hinaus aber scheint es mir, daß man von dem, was Sittlichkeit und Gewissen ist, sehr nebelhafte Vorstellungen haben muß, wenn man sich nicht scheut, die tierischen und pflanzlichen Genossenschaftsbildungen auf Grund gegenseitiger *Vorteile,* selbst nur der Möglichkeit nach, als Äußerungen jener selben Mächte in Betracht zu ziehen, die den Menschen veranlassen, seinem Nächsten ein hilfreicher guter Bruder zu sein und auch in jedem anderen Fall sein eigenes Tun der verpflichtenden Stimme des Gewissens zu unterwerfen. Denn das Merkmal der Sittlichkeit besteht ja gerade darin, daß sie ökonomische Vorteile n i c h t sucht, das Merkmal des Gewissens aber darin, daß es dieses Verhalten unterstützt, bejaht und befiehlt. Sittlichkeit ist jeder Berechnung fremd, wie sollte sie sich da

aus ihr entwickelt haben, und Gewissen so groß, daß es auch das eigene Leben nicht schont, — wie sollte es da aus Veranlagungen entstanden sein, die den Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit in der Sorge um die *Erhaltung* dieses Lebens, nicht aber in der Herausarbeitung einer neuen Bestimmung des Lebensziels und Lebenszwecks finden? Es könnte abermals nur durch einen Sprung, durch ein Wunder geschehen sein, so daß die Kontinuität des Hervorkommens aus dem Tier immer noch an der nämlichen Stelle gestört und unterbrochen wäre .... Nein, wo wir auch zugreifen mögen, die Frage nach der Herkunft jenes Keimes, aus dem der ethische Mensch geboren wurde, wandelt heute noch so gut wie in den Tagen Kants, auf jenem Wege, der von einem unbekannten Anfang zu einem unerkennbaren Ende führt. Und so mag denn diese Betrachtung mit einem Satze geschlossen werden, den Heinrich *Lotze* im 2. Band seines Mikrokosmos (S. 335) aufgestellt hat, gleichsam als Warnungstafel für alle Biologen, die letzte, im Dämmer der Weltenferne verhüllte Dinge vor ihre Wißbegier zerren und sich anheischig machen, sie mit naturwissenschaftlichen Methoden zu lösen:

„Zur Ahnung irgend einer übersinnlichen Macht, welche die Ereignisse beherrscht, führt die Naturbeobachtung leicht, aber keine Naturbeobachtung lehrt sittliche Wahrheiten. Sie kann lehren, daß der Untergang jedes Einzelnen im Plane des Ganzen seinen Sinn habe, daß jedes niedergetretene Leben der Ursprung eines andern werde, daß in unaufhörlichem Kreislauf alle Kräfte der Natur sich zu beständiger Erzeugung, Wiedervernichtung und Neuerzeugung der Erscheinungen mit nie fehlender Regelmäßigkeit verbinden; mit alledem läßt sie es aber ganz unentschieden, ob die Schonung des Fremden und die Aufopferung des eigenen Selbst und ob nicht umgekehrt die Niedertretung des Andern und Geltenmachen des eigenen Daseins unsere sittliche Bestimmung sei .... Das was ist, klärt uns nicht auf über das, was wir sollen, wenn wir nicht vorherwissen, was das soll, was ist."

Henri Barbusse:

DAS FEUER

Aus dem Mittelstück des Romans, dem Kapitel „Le Feu", dessen Titel der Dichter dem ganzen Buch gegeben hat. Die Verwandlung des Menschen in die Bestie, der Tod des Menschen. Später soll ein zweites Stück folgen: Die Verklärung des Menschen, der dies alles erlitten hat, das Bekenntnis zum neuen Menschen, dem Menschen nach diesem Krieg.

„He, Achtung!" fährt Paradis auf. „Da ruft doch jemand im Graben! Hört ihr nichts? Hat da nicht jemand ‚Alarm!' gerufen?"

„Alarm! Du bist verrückt!"

Gleich darauf beugt sich ein Schatten in das Luftloch zu unserem Unterstand und ruft:

„Alarm, die zweiundzwanzigste Korporalschaft: Zu den Waffen!"

Ein Schweigen wie ein Windstoß. Dann ein Paar Rufe.

„Habs ja gesagt", brummt Paradis in den Bart und rutscht auf den Knien zur Öffnung des Maulwurfhaufens, in dem wir verkrochen sind.

Und gleich ist die Unterhaltung wieder aus. Man ist still geworden. Hastig richtet man sich halb auf; rutscht, dreht, kniet, wendet sich; schnallt das Seitengewehr um; Arme bewegen sich schattenhaft; man stopft Gegenstände in die Taschen. Eine abenteuerliche Gesellschaft, die da aufbricht. Säcke werden auf dem Rücken durch die Riemen gezogen, Decken, Geräte.

Draußen steht man betäubt. Der Lärm des Gewehrfeuers hat sich verhundertfacht: Eine Flut von links, rechts, und ins Gesicht. Unsere Batterien stampfen und brüllen ohne Unterlaß.

„Glaubst Du, sie greifen an?“ wagt einer halblaut.

„Scheint so“, antwortet ein anderer kurz, gereizt.

Man preßt die Kinnladen zusammen. Gedanken? Verschluckt man.

Man beeilt sich, rennt hin und her, keilt sich zusammen, halb im Selbstgespräch.

Ein Befehl wandert:

„Sack nehmt auf!“

„Gegenbefehl....“, schreit ein Offizier, der mit langen Beinen unter Zuhilfenahme seiner Ellbogen durch den Graben rennt.

Weg ist er. Was hat er gesagt?

Gegenbefehl! Ein sichtbarer Schauer lief durch die Reihen. Ein Stoß in die Herzgegend läßt alle wieder aufleben, erhält alle in außergewöhnlicher Spannung.

Irrtum: Gegenbefehl nur für den Tornister: keinen Tornister; Decke um den Körper gerollt; Werkzeug in den Gurt.

Man schnallt die Decken ab, reißt sie herunter, rollt sie. Kein Wort währenddessen, das Auge starr, der Mund nußknackerhaft.

Korporale und Sergeanten gehen nervös da und dort etwas nach, bringen die stumme Hast, mit der die Mannschaft sich fertig macht, noch mehr durcheinander.

„Schnell! eilt euch, schnell, was soll das Geschmiere? Wirds bald, ja oder nein?“

Eine Abteilung Soldaten, als Abzeichen gekreuzte Äxte auf dem Ärmel, brechen sich Bahn, werfen sich gegen die Grabenwand und heben Löcher aus. Fertig. Man sieht sie von der Seite. Sie stecken das Werkzeug wieder zu sich.

„Was machen denn die?“

„Stufen, damit man hinauf kann.“

Alles bereit. Die Mannschaft stellt sich auf. Niemand spricht. Die Decken gekreuzt. Helmriemen unterm Kinn. Aufs Gewehr gestützt. Ein Blick über die Gesichter: ihr Ausdruck ist krampfig, bleich, tief.

Das sind ja gar keine Soldaten! Das sind ja Menschen! Gar nicht Abenteurer, Krieger, Menschenschlächter von Beruf —

Schlächter oder Schlachtvieh. Das sind ja Bauersleute und Arbeiter in Uniformen! Das ist ja Zivil, das man irgendwo weggenommen hat! Sie sind bereit. Sie warten auf das Zeichen, wann sie sterben oder töten sollen; aber wenn man sie so betrachtet zwischen den senkrecht blitzenden Bajonetten: kein Zweifel: es sind, ganz simpel, Menschen.

Jeder weiß, daß er mit Kopf, Brust und Leib, mit seinem ganzen ungeschützten Körper gegen Gewehrläufe rennen soll, die schon auf ihn gerichtet sind; gegen Haubitzen, gegen Handgranaten, die man aufgestapelt und bereitgestellt hat; vor allem gegen ein methodisches und kaum fehlgehendes Maschinengewehrfeuer; gegen all die furchtbaren Dinge, die dort unten vorerst noch schweigen und ihn erwarten, eh er die feindlichen Soldaten findet, die getötet werden sollen. Keiner ist unbesorgt um sein Leben, ist ein Bandit. Keiner ist blind vor Wut, ist ein Wilder. Trotz aller Bearbeitung: Keiner ist aufgebracht. Sie stehen über jedem „instinktiven Haß". Sie sind völlig nüchtern, sowohl materiell, wie moralisch. Bei vollem Verstande, in völliger Kraft und Gesundheit hat man sie hier zusammengetrieben, damit sie sich — immer noch einmal — in jener Verrücktenrolle versuchen, die ihnen der Irrsinn des ganzen menschlichen Geschlechts auferlegt. Man sieht viel Traum, Furcht und Abschied in ihrem Schweigen, ihrer Unbeweglichkeit, in der Maske ihres Gesichts, das sich übermenschlich zur Ruhe zwingt. Nein, das sind keine Helden, aber ihr Opfer bedeutet mehr, als einer, der es nicht sah, je wird begreifen können.

Sie warten. Das Warten verzögert sich, wird zur Ewigkeit. Von Zeit zu Zeit zuckt einer oder der andere in der Reihe zusammen, wenn ein von der Stirnseite kommendes Geschoß vorne die schützende Böschung streift und ins schlaffe Fleisch der Böschung schlägt hinter uns.

Der Tag geht zu Ende. Eine große dunkle Gloriole breitet er über die fest und aufrecht stehende Masse dieser Lebendigen, von denen ein Teil nur leben wird bis zur Nacht. Es regnet — immer derselbe Regen, der all meine Erinnerungen begleitet

an die Tragödien des großen Kriegs. Der Abend kommt: eine unbestimmte starre Drohung; er stellt seine Falle auf, groß wie die Welt.....

*

Bertrand steht frei auf dem Abhang. Mit raschem Blick überfliegt er uns. Wir sind alle da.

„Vorwärts, los!" sagt er.

Die Stimmen haben eine seltsame Resonanz. Man ist sehr rasch aus dem Graben gekommen, unversehens, fast wie im Traum. Keine Pfiffe. Zwischen dem enormen Rumoren der Mörser unterscheidet man deutlich das außerordentlich sachte Schwirren der Infanteriegeschosse ringsum....

Wir gehen automatisch herunter auf glitschriges, unebenes Terrain, stützen uns ab und zu auf die durchs Bajonett verlängerten Gewehre. Das Auge klammert sich mechanisch an irgend ein Detail des Abhangs, an zersprengte Erdmassen, hie und da einen abgehäuteten Pflock, Müll in den Löchern. Man kann kaum glauben, daß man draußen steht, bei vollem Tageslicht auf dem Abhang, von dem einige Überlebende sich erinnern, mit wieviel Vorsicht sie sich in der Dunkelheit hier einbuddelten, andere, wie verstohlen sie einen Blick über die Schießscharte wagten. Nein... keine Füsillade faucht uns an. Das Bataillon, das in breiter Front aus dem Graben stieg, scheint unbemerkt vorwärts zu kommen. Diese Ruhe ist unheimlich, voll einer Gefahr, die wächst und wächst. Die bleierne Klarheit blendet uns.

Über die Böschung flutet von allen Seiten jetzt Mannschaft, die sich gleichzeitig mit uns zum Abstieg anschickt. Rechts die Silhouette einer Kompanie, die in die Schlucht eindringt durch den Gang 97, ein ehemals deutsches Werk, das in Trümmern liegt.

Wir passieren die Ausgänge unseres Stachelzauns. Noch immer kein Feuer auf uns. Ein paar Ungeschicktere stolpern und richten sich wieder auf. Jenseits des Drahtnetzes stellt sich die Linie wieder her und überquert den Abhang jetzt etwas rascher: instinktiv beschleunigt sich die Bewegung in

sich selbst. Einige Schüsse kommen jetzt an bei uns. Bertrand schreit: „Die Granaten nicht voreilig verbrauchen, sie für den letzten Moment aufsparen!"

Seine Stimme zerflattert: kraß, knapp vor uns, auf ganzer Breite des Abstiegs, schlagen dunkle Flammen auf und zerschmeißen die Luft mit furchtbarem Knall. In gerader Linie von links nach rechts fällt Feuer vom Himmel, schwillt Explosion aus der Erde. Ein entsetzlicher Vorhang trennt uns von Welt, Vergangenheit, Zukunft. Ein Ruck. Eingewurzelt, verdutzt prallt man zurück von der jähen Wolke, die brüllend hochspringt auf allen Seiten. Ein Ruck: und unsere Masse setzt sich wieder in Bewegung, stürzt vorwärts im Eilschritt. Man strauchelt, Rauchfladen, einer hält sich am anderen fest. Zwischen zeterndem Krachen und einem Zyklon stäubender Erde öffnen sich in der Senkung, in die wir durcheinander uns stürzen, Krater, da und dort, einer am andern, einer im andern. Man vergißt, wohin die andern fallen. Windhosen von Feuer spreizen so monströse Fächer, daß man sich nichts fühlt, schon durch den Lärm dieses Feuerkatarakts und der Scherbengestirne, deren Zickzack glüht in der Luft. Man sieht und fühlt am Kopfe Fetzen von rotem Eisen, das aufzischt wie im Wasser. Die Flinte entfällt mir, so hat mir der Schwall einer Explosion die Hände verbrannt. Ich klaube sie auf, taumle, und renne kopfvoran weiter im Sturm infernalischen Nordlichts, im Regen verzehrender Lava, gepeitscht von Strähnen aus Staub und Ruß. Das Vorübergellen von Splittern schmerzt einem im Trommelfell, schlägt einem ins Genick, zerhackt einem die Schläfe, und ein Schrei ringt sich los. Das Herz versagt; Übelkeit, Schwefeldampf. Tod bläst uns ins Gesicht, dreht, hebt, balanciert uns. Man prallt auf; die Beine marschieren in der Luft. Die Augen blinzeln, blinden und weinen. Vor uns die Aussicht verstopft durch eine Lawine von Feuer, die den ganzen Raum einnimmt.

Das Sperrfeuer. Durch diesen Feuerwirbel, diese entsetzlichen, senkrechten Wetterwolken muß man hindurch. Und man kommt hindurch. Man ist drüben, man weiß nicht wie;

da und dort sah ich Formen kreiseln, sich heben, versinken, übersprüht von wüsten Reflexen. Flüchtig fremde Gesichter; Münder, zersprengt von einer Art Schrei, den man wahrnahm, ohne ihn zu hören im tauben Getöse. Ein Hochofen ungeheurer, rasender Feuer- und Rußmassen barst über mir, brannte sich in die Erde, fraß den Boden unter meinen Füßen und warf mich zur Seite wie einen Kreisel, der an die Mauer prallt. Ich erinnere mich, daß ich über einen Kadaver sprang, der brannte, pechschwarz, in einem Gesträhne hochroten Blutes, das zischte und Blasen trieb; und erinnere mich, daß die Mantelschöße Feuer gefangen hatten und rauchten. Rechts von uns, in ganzer Länge des Grabens 97 war der Blick gebannt und geblendet von einer Reihe schrecklicher Illuminationen, die sich aneinander drängten wie Menschen.

„Vorwärts!"

Jetzt läuft man beinahe. Man sieht Leute plötzlich fallen, das Gesicht vornüber schlotternd, andere ergeben in sich zusammensinken, als setzten sie sich auf die Erde. Man macht abgerissene Seitensprünge, um den Toten auszuweichen, die lang, anständig und steif, oder auch aufgebäumt im Wege liegen; noch mehr, um den Verwundeten auszuweichen, die als wahre Fallen um sich greifen und sich an einem verhaken.

Der „Internationale Graben!"

Wir sind drin. Die Stacheldrähte mit ihren langen Drillbohrerwurzeln sind ausgerissen, umhergeworfen und aufgerollt, zusammengefegt zu wüsten Haufen durch die Kanonade. Zwischen diesen großen Eisensträuchern, in denen der Regen hängt, ist die Erde offen, frei.

Der Gang ist unverteidigt. Die Deutschen haben ihn geräumt. Eine erste Welle ist schon hindurch . . . Das Innere längs der Böschung ist mit Flinten besät. Im Grabenbett verstreute Kadaver. Aus dem Trümmerhaufen der langen Gruft ragen Hände in grauen Ärmeln mit roten Abzeichen, gestiefelte Beine. Die Böschung ist stellenweise umgestülpt, die Holzverkleidung zerhackt, die ganze Weiche des Grabens zerfetzt, überschwemmt mit unbeschreiblichem Plunder. Stellenweise

klaffen runde Brunnenlöcher. Wenn ich zurückdenke an den mit vielfarbigen Fetzen bedeckten Graben und an diesen Augenblick, ist mir, als sei ich in einer Lumpensammlung gewesen. Um ihre Erdsäcke auszustopfen, schienen die Deutschen Stoff, Baumwollzeug, buntscheckig gemusterte Wollwaren aus irgend einem Ausstattungsmagazin zusammengeräubert zu haben. All dies Sammelsurium ausgezackter farbiger Lappen und Fetzen hängt, knallt, schwimmt und tanzt einem in den Augen.

Wir haben den Gang in ganzer Breite in Besitz. Der Leutnant, der bereits hinübergesprungen ist auf die andere Seite, beugt sich herunter, macht Zeichen und schreit uns zu:

„Nicht aufhalten! Vorwärts! Immer vorwärts!"

Mit Hilfe von Säcken, Waffen und indem man auf die Schultern der Kameraden steigt, erklettert man die Grabenbrüstung. Der Boden der Schlucht ist durchackert von Einschlägen, angefüllt mit zurückgelassenem Material, besät mit schlafenden Toten. Einige haben die Unbeweglichkeit gefällter Bäume, über andere ging der Todeskampf mild oder gewaltsam. Der infernalische Feuer- und Schwefelregen des Sperrfeuers liegt jetzt hinter uns, immer noch auf der Linie, die wir überwunden haben. Die Stelle, wo wir uns jetzt befinden, am Fuß des Hügels, ist für die Artillerie ein toter Punkt.

Ein unfreies, kurzes Aufatmen. Die frühere Taubheit läßt ein wenig nach. Man sieht sich um. Fieberaugen. Blut in den Gesichtern. Der Atem geht hörbar. Das Herz hämmert gegen die Brust.

Man erkennt sich verwirrt, in der Eile, als fände man sich verschlagen in Höllenträume irgendwo an rot rollenden Todesgestaden. Man wirft sich, im Aufleuchten schmerzlicher Landschaft, überstürzt ein paar Worte zu:

„Bist du's?"

„Donnerwetter! Schöne Geschichte!"

„Wo ist Coco?"

„Weiß nicht."

„Hast du den Hauptmann gesehen?"

„Nein..."

„Gehts noch?"

„Muß schon..."

Die Senke der Schlucht ist durchschritten. Der Abhang auf der andern Seite richtet sich vor uns auf. Man erklettert ihn hintereinander auf einer Treppe, die aus dem Erdreich ausgehoben ist.

„Achtung!"

Auf halber Höhe wird ein Soldat von einem Granatsplitter in die Weiche getroffen und kommt wie ein Taucher im Hechtsprung, die Arme voran, Kopf entblößt, von oben geschossen. Man kann die Silhouette der unförmlichen Masse erkennen, die in den Abgrund stürzt. Ich sehe für einen Moment dünnes Haar über dem schwarzen Umriß seiner Gestalt.

Man rückt vor auf die Höhe.

Eine große falbe Leere erstreckt sich vor uns. Zuerst sieht man nur eine kalkige, steinige Steppe, gelb und grau im Ausblick. Kein Gegenstoß fängt uns auf. Nichts Lebendes vor uns. Ein Totenreich: frische Kadaver, die noch Schmerz oder Schlaf vortäuschen, zwischen verwitterten Trümmern, die schon ihre Farbe verloren haben und zerstreut sind im Winde, fast verdaut von der Erde.

Während unsere Linie ruckhaft, zerzaust auftaucht und vorwärts kommt, bemerke ich zwei Leute in meiner Nähe, die getroffen sind. Zwei Schatten stürzen kopfüber zu Boden, kugeln sich unter unseren Füßen, der eine mit einem spitzen Schrei, der andere stumm wie ein Stier. Ein dritter verschwindet mit einer verrückten Geste, als würde er weggefegt. Man rückt instinktiv näher zusammen, indem man in Unordnung vorwärts drängt, immer vorwärts; die blutige Lücke in unsere Masse schließt sich von selbst. Der Adjutant stutzt, schwingt den Säbel, läßt ihn los und knickt in die Knie. Sein eingeknickter Körper macht eine ruckhafte Rumpfbeuge nach hinten, der Helm fällt ihm auf die Hacken, und so bleibt er in seltsamer Beterpose, erstarrt mit entblößtem Kopf, das Gesicht wie ein

Spiegel unter dem Himmel. Die Wucht unserer Linie spellt auseinander, macht einen Bogen um ihn.

Aber schon sieht man ihn nicht mehr. Kein Führer mehr... Ein Stocken befällt die Menschenwoge, die über das Vorfeld des Plateaus stampft. Im Gestampfe das rauhe Schnarren der Lungen.

„Vorwärts!" schreit einer aus dem Haufen.

Alle nehmen die Vorwärtsbewegung wieder auf mit wachsender Hast. Ein Wettlauf zum Abgrund.

*

„Wo ist Bertrand?" keucht mühselig eine der Stimmen, die vorwärtsrennen.

„Dort! Hier!..."

Er hat sich, im vorüber, zu einem Verwundeten gebückt, aber im Nu reißt er sich los von ihm, der die Arme ausstreckt und in Schluchzen ausbricht.

Als er uns eben wieder eingeholt hat, vernehmen wir vor uns aus einer Art Bucht heraus das Tack-Tack der Maschinengewehre. Ein Augenblick Todesschreck, der noch schwerer gegen das Herz schlägt, als der Moment, da wir das Erdbeben des Sperrfeuers durchquerten. Das wohlbekannte Schnarren und Plappern schlägt furchtbar und säuberlich uns entgegen. Aber es gibt kein Aufhalten mehr.

„Vorwärts! Vorwärts!"

Die Atemlosigkeit geht in rauhes Keuchen über, und man stürmt weiter gegen den Horizont.

„Die Boches! Ich sehe sie!" ruft es plötzlich.

„Ja.. ihre Köpfe, dort, über dem Graben...."

„Dort dieser Graben, die Linie dort. Ganz nah. Ah, die Kühe!"

Man sieht wirklich in einer Entfernung von etlichen fünfzig Metern über einer buckligen schwarzen Erdfurche kleine graue Mützen sich abheben, dann im flachen Boden verschwinden.

Ein Aufleuchten jagt durch die Gruppe, zu der ich gehöre. So nahe am Ziel, gut weggekommen bis jetzt, soll man es nicht

erreichen? Wohl, man wird es erreichen. In langen Sätzen rennt man. Man hört nichts mehr. Rennt jeder für sich, hypnotisiert von dem Schreckensgraben da vorn, außerstande, den Kopf nach rechts oder links zu drehen, jeder Muskel gestreckt nach dem Ziel.

Man bemerkt, daß vielen der Boden schwindet, und daß sie zur Erde sinken. Ich mache einen Sprung zur Seite, um einem Bajonett auszuweichen, das jäh sich gegen mich stellt und zurückweicht. In meiner nächsten Nähe richtet sich Farfadet, ganz in Blut gehüllt, auf, gibt mir einen Stoß, wirft sich auf meinen Seitenmann Volpatte und klammert sich an ihn an; Volpatte duckt sich und schleppt ihn, ohne im Tempo nachzulassen, einige Schritte weit mit, schüttelt ihn dann ab und befreit sich von ihm, ohne den Blick zu verwenden, ohne zu wissen, wer es ist. Mit scheppernder, von Anstrengung fast gelähmter Stimme ruft er:

„Laß mich los, laß mich los, zum Teufel!.... Man wird dich schon auflesen. Mach dir nichts draus!"

Der andere stürzt und wälzt sich, blutübertüncht, in einer Zinnobermaske, die jeden Ausdruck verwischt, hin und her, während Volpatte, schon weit weg, mechanisch noch immer vor sich hinmurrt: „Mach dir nichts draus!", das Auge gradaus gerichtet auf die Linie.

Ein Geschoßhagel schwirrt um mich und hält uns immer wieder auf. Immer häufiger bäumen sich Körper auf, stürzen hin, einer langsam, der andere kreischend, ein dritter gestikulierend. Immer zäher wird der Block derer, die in Taucherpose hintüberfallen, häufiger die Schreie, die Ausrufe, dumpf, rasend, verzweifelt; das gräßliche, kraftlose Oh, in dessen Hauch ein Leben verströmt. Und wir, die es noch nicht traf, wir sehen nur noch, was vor uns ist, marschieren, laufen mitten in diesem Hasardspiel auf Leben und Tod, das sinnlos und dumm unser Fleisch zerfetzt.

Die Stacheldrähte. Es gibt eine intakte Zone. Man umgeht sie. Eine breite und tiefe Bresche klafft: ein riesiger Trichter, zusammengesetzt aus einem Nebeneinander kleinerer

Trichter, ein phantastischer Kraterschlund, eingesägt durch die Granaten.

Das Schauspiel dieser Monstreverwüstung wirft einen um. Die Muttertrompete der Erde scheint sich nach außen gestülpt zu haben. Der Anblick dieses Geburtslochs der Erde stachelt unsere Erbitterung zum Angriff. Einige von uns werfen finster den Kopf zurück, brechen unwillkürlich in einen Schrei aus, und ihrer Kehle entringt es sich stöhnend:

„Ah nichts da! Was hat man ihnen da angedreht? Ah! Nichts da!"

Von einem Wirbel gepackt, steigt man, fällt man, über Schwellungen, Senkungen in diese unmäßige Bresche, die von geilen Feuermassen ausgehobelt, geschwärzt und gebeizt ist. Kotklumpen an den Füßen. Ärgerlich zerrt man sich los. Die Ausrüstungsgegenstände, die Stofflappen, die den aufgeweichten Boden bedecken, das Leinenzeug aus den ausgeweideten Tornistern, dies allein verhindert, daß man stecken bleibt. Und man sieht zu, daß man auf Lumpen zu stehen kommt, wenn man in die Löcher springt, oder daß man eine Erhöhung erwirkt.

Hinter uns drängen Stimmen:

„Vorwärts, Jungens, vorwärts! Verflucht!"

„Das ganze Regiment ist hinter uns!"

Man schaut sich nicht erst um. Die Äußerung elektrisiert, und steigert noch unsere Wucht.

Hinter der Grabenböschung, der wir uns nähern, sind keine Mützen mehr zu sehen. Deutsche Leichen heben sich dort vom Boden ab; Punkte, wenn sie in sich zusammensanken, Linien, wenn sie sich streckten. Wir kommen an. Die Böschung mit ihren versteckten Formen, ihren Einzelheiten nimmt Gestalt an: die Schießscharten ... Man ist wunderbarer-, unglaublicherweise ganz nahe ...

Etwas fällt vor uns nieder. Eine Handgranate. Mit einem Fußtritt schickt sie der Korporal Bertrand so glücklich zurück, daß sie vor uns in den Graben fliegt und mitten im Graben krepiert.

Diesem glücklichen Umstand ist es zu danken, daß seine Korporalschaft den Graben nimmt.

Pépin hat sich platt auf den Bauch geworfen. Er kriecht um einen Kadaver herum, nach vorne. Erreicht den Grabenrand, rutscht hinunter. Er ist als erster im Graben. Fouillade, der in der Luft fuchtelt und schreit, springt hinunter, fast gleichzeitig mit Pépin, der auf dem Bauche rutscht. Ich sehe in einer erhellten Sekunde flüchtig eine Brut schwarzer Teufel sich niederhocken und bücken, um über den Böschungskamm in die Fangarme einer schwarzen Falle zu steigen.

Eine furchtbare Salve prallt gegen uns, das Äußerste an Gewalt, eine plötzliche Feuerrampe. Nach einem Moment der Betäubung findet man zu sich zurück. Man bricht in ein diabolisches Lachen aus: die Salve ging zu hoch. Und gleichzeitig gleiten, rollen, fallen wir Überlebenden mit Ausrufen und einem Gebrüll der Erleichterung in den Bauch des Grabens.

*

Ein unbegreiflicher Rauch überschwemmt uns. In der erstickenden Enge des Grabens sehe ich zunächst nur blaue Uniformen. Man streift im Gedränge nach dieser und jener Richtung, knurrend, suchend. Man kommt zurück, kann die Hände nicht rühren, weil man das Messer, die Handgranaten und das Gewehr tragen muß. Man weiß zuerst nicht, was soll man tun.

„Sie haben sich verkrochen, die Kühe", schimpft einer.

Dumpfe, unterirdische Detonationen erschüttern den Boden, Das kommt aus den Unterständen. Man ist plötzlich getrennt durch ungeheure Massen so dicken Rauchs, daß es einem wie eine Maske vor den Augen hängt und man nichts mehr sieht. Man schlägt sich wie ein Ertrinkender durch diese finstere Stickatmosphäre in ein Stück freie Nacht. Man stößt gegen Riffe und Kanten geduckter, zusammengedrängter Wesen, die bluten und schreien, unter einem. Man sieht flüchtig und nur mit Mühe die Wände, die hier ganz gerade sind, gepolstert mit Sandsäcken aus weißem Stoff, der überall zerrissen ist wie

Papier. Für Augenblicke hebt und lichtet sich der zähe, schwere Brodem, und man sieht wieder das Getümmel der Angreifer ... Auf eine staubige Wand gezerrt, hebt sich die Silhouette des Handgemenges in dichtem Nebel ab von der Böschung, sinkt nieder, verwühlt sich. Ich höre grell einige Male das Wort „Kamerad"! Es kommt aus einer Rotte mit ausgemergelten Köpfen, in grauen Jacken, in einen Winkel gezwängt, den ein Spalt ins Unendliche verlängert. In diesem Tintengewölk flutet der Menschenstrom zurück, steigt er in gleicher Richtung mit Sprüngen und Wirbeln längs des dunklen Dammes hinauf, nach rechts.

*

Und jetzt fühlt man: es ist vorbei. Man sieht, hört, begreift, daß unsere Flut, die hier die Hindernisse durchbrach, keiner ebenbürtigen Gewalt begegnete; daß man zurückging bei unserem Nahen. Die Menschenschlacht zerrieb sich vor uns. Der dünne Vorhang von Verteidigern zerbröckelte in den Löchern, wo man sie abtut wie Ratten, sie tötet. Kein Widerstand mehr: Leere, eine große Leere. Man treibt das entsetzliche Handwerk von Würgern, die untersetzt, mit scharfen Augen Umschau halten.

Und hier: der Graben ist ganz zerschmettert. Mit seinen eingestürzten, weißen Mauern sieht er an dieser Stelle aus wie das klebrige Schlammbett eines Flusses, der versiegte in seinen steinigen Ufern, stellenweise mit flachen Pfützenlöchern bedeckt, die gleichfalls vertrocknet sind; am Rand, auf der Böschung und auf dem Grunde zieht sich ein langer Gletscher von Leichen hin, - und all dies füllt sich, brandet, fließt über von den neuen Wogen unserer Truppen. Durch den Rauch, der aus den Unterständen dringt, und die von den unterirdischen Explosionen erschütterte Luft gelange ich zu einer kompakten Masse von Menschen, die aneinander hängen geblieben, in einem weiten Kreise sich drehen. Gerade da wir hinkommen, stürzt diese ganze Masse hinunter, dieser Kehraus der Schlacht, der im Todeskampf liegt; ich sehe Blaise sich losmachen aus dem Knäuel. Der Helm hängt ihm am Sturm-

band vom Halse, die Haut ihm in Streifen vom Leib, und er stößt ein wildes Geheul aus. Ich stoße an einen Menschen, der sich anklammerte am Eingang zu einem Unterstand. Er ging nicht hinein in die schwarze, klaffende Falle. An einem Pfosten hält er sich mit der Linken. In der Rechten schwingt er mehrere Sekunden lang eine Handgranate. Sie wird platzen. Sie saust in ein Loch, prallt auf, krepiert, und ein furchtbares menschliches Echo antwortet ihr aus dem Innern der Erde. Der Mann packt eine zweite Granate.

Ein anderer bearbeitet und zertrümmert mit einer Hacke die er gefunden hat, die Eingangspfosten eines weiteren Unterstandes. Die Erde senkt sich, der Eingang ist verschüttet. Man sieht mehrere Schatten, die stampfen und gestikulieren auf dieser Gruft.

Der eine, der andere . . . In dem lebenden Haufen, der bis hierher, bis zu diesem Graben, unter soviel Gefahr, in Lumpen angelangt ist, der gegen Mörser und unsichtbare Kugeln aushielt, die ihm entgegentrieben, erkenne ich schwer meine Bekannten wieder; als wäre alles andere Leben mit einem Schlage in tiefer Ferne versunken. Etwas versteinert, verändert sie. Eine stumme Tobsucht schüttelt sie alle und reißt sie aus sich heraus.

„Weshalb machen wir Halt?" sagt der eine und fletscht die Zähne.

„Warum gehen wir nicht weiter bis zum zweiten Graben?" fragt sich der zweite voll Wut. „Jetzt, wo man mit ein paar Sätzen angekommen ist, soll es aus sein?"

„Ich bin auch dafür: weitermachen."

„Ich auch! Ah, dieses Kuhvolk!"

Sie flackern wie Fahnen, betrachten es als Ruhm, daß sie noch leben, sie sind unversöhnlich, lassen sich gehen, berauscht von sich selbst.

Man hat nichts zu tun, stampft ungeduldig im eroberten Werk. Die fremde Gelegenheit, zerstören zu können, züngelt hinaus in die Ebene, von Unbekanntem zu Unbekanntem.

„Rechts kehrt!"

Der Abzug in einer gewissen Richtung hält an. Ohne Zweifel ist es eine von der Führung kombinierte gleichzeitige Bewegung oben und unten. Man tritt auf weiche Körper, die teilweise sich regen und sachte ihren Platz verändern; von denen hastige Rinnen und Schreie ausgehen. Haufenweise liegen Körper, längs, quer, wie Balken und Trümmer auf Verwundeten, drücken auf sie, ersticken, erdrosseln sie, nehmen ihnen das Leben. Ich stoße, um durchzukommen, einen Rumpf mit zerschnittener Kehle beiseite, dessen Hals ein Quell röchelnden Blutes ist.

Die Landschaft wie nach einer Überschwemmung. Aufgewühlte, zerfegte Erde, massive Trümmer. Über dem Murren der Toten und der Verwundeten, die sich gleichzeitig rühren, weil sie beisammen liegen, quer durch den ganzen beweglichen Rauchwald, der aus dem Graben wächst und über dem ganzen nächsten Gelände hängt, begegnet man nur noch flammenden Gesichtern, blutend von Schweiß; knisternden Augen. Gruppen haben das Aussehen von Schwerttänzern. Sie sind lustwütig, unermeßlich bestärkt, wild.

Die Aktion verlöscht unmerklich. Ein Soldat sagt:

„Na, was hat man denn jetzt zu tun?"

Sie flammt jäh an einem Punkt wieder auf: etwa zwanzig Meter weit in der Ebene, in einem Kreis, den die graue Böschung bildet, knallt ein Dutzend Gewehrschüsse los und wirft seinen dünnen Brandfleck rings um ein Maschinengewehr, das eingegraben, in Zwischenräumen aufsprüht und sich zu wehren scheint.

Unter dem karfunkelartigen Fächer einer bläulich-gelben Gloriole sieht man Leute, die die aufblitzende Maschine umzingeln, den Kreis enger schnüren. Ich unterscheide in meiner Nähe die Silhouette Joseph Mesnils, der aufrecht, außer Deckung, sich gegen den Punkt wendet, von wo die ruckhaften Folgen der Explosionen bellen.

Eine Detonation spritzt auf aus einer Grabenecke zwischen uns beiden. Joseph hält an, macht Schwingungen, sinkt und

bricht in ein Knie. Ich laufe hin zu ihm. Er sieht mich kommen.

„Es ist nichts: der Schenkel . . . Ich kann ganz allein kriechen."

Er scheint klug, kindlich, gelehrig geworden zu sein. Leise schaukelt er gegen den Schacht . . .

Ich habe den Punkt noch genau im Auge, aus dem der Feuerstrahl kam, der ihn traf. Ich schlittle dorthin, von links, auf einem Umweg.

Niemand. Ich begegne nur einem der Unsrigen, der sucht, wie ich selbst. Es ist Paradis.

Wir werden angerempelt von Leuten, die auf der Schulter und unter dem Arm Eisenteile aller Größen und Formen tragen. Sie versperren die Sappe. Wir trennen uns.

„Das Maschinengewehr ist genommen von der 7ten" schreit man. „Hat sich ausgeplappert. Wie das raste! Mistvieh! Mistvieh!"

„Was macht man denn jetzt?"

„Nichts."

Man siedelt sich an, kunterbunt. Setzt sich. Die Lebendigen keuchen nicht mehr. Die Sterbenden lassen das Röcheln, umgeben von Rauch und Lichtern, und vom Knall der Mörser, der in alle Enden der Welt rollt. Man weiß nicht mehr, wo man ist. Es gibt weder Himmel noch Erde, nur überall eine Art Wolke. Etwas mehr Ruhe kommt allgemach in das dramatische Chaos. Ein allgemeines Abflauen der Bewegung und der Geräusche. Und die Kanonade wird schwächer. Und sie ist schon so weit weg, daß der Himmel sich nur noch schüttelt wie in einem Hustenanfall. Die Aufregung legt sich, es bleibt nur die unendliche Müdigkeit, die wieder aufsteigt und uns überschwemmt. Es bleibt das unendliche Warten, das wieder beginnt.

*

Wo ist der Feind? Er hat überall Leichen zurückgelassen, und man hat Gefangenenzüge gesehen: dort unten noch hebt sich monoton, undeutlich und ganz in Rauch gehüllt, einer

vom schmutzigen Himmel ab. Aber das Gros scheint sich in der Ferne zerstreut zu haben. Einige Artilleriegeschosse erreichen uns noch, hie und da, aufs Geratewohl abgefeuert. Man spöttelt darüber, atmet auf, wird ruhig, ist allein, in dieser Wüste, wo unendliche Leichenfelder enden in einem Häuflein Lebendige.

Es ist Nacht. Der Staub ist verflogen, aber er hat den Schatten und Halbschatten Platz gemacht, die in langen Kegeln um das Durcheinander der Masse kreisen. Leute kommen heran, setzen sich, stehen auf, gehen umher, stützen sich gegenseitig, oder halten sich fest aneinander. Zwischen den Unterständen, die vom Gewühl der Toten belagert sind, rückt man zusammen, kauert sich hin. Einige haben ihre Gewehre auf den Boden gelegt und irren, die Arme schlenkernd, an den Schachteingängen. Wenn sie näher kommen, sieht man, daß sie geschwärzt sind, verbrannt, die Augen rot; daß sie Kotschmarren im Gesichte haben. Man spricht nicht; aber man beginnt zu suchen. Man bemerkt Träger, deren abgestumpfte Silhouetten suchen, sich bücken, sich vorwärts bewegen zwei und zwei, krampfhaft an eine lange Bürde geklammert. Dort unten, rechts von uns, hört man Hacken- und Schaufelschläge.

Ich irre mitten in diesem dunklen Tohuwabohu.

An einer Stelle, wo die Grabenböschung, vom Bombardement weggefegt, einen sanften Hang bildet, sitzt jemand. Ein vages Zwielicht herrscht noch. Die ruhige Haltung dieses Menschen, der nachdenklich vor sich hinsieht, erscheint mir wie ein Bildwerk und läßt mich staunen. Ich beuge mich zu ihm herunter und erkenne ihn. Es ist der Korporal Bertrand.

Er wendet sich mir zu, und ich fühle im Dunkeln, daß sein nachdenkliches Lächeln mir entgegenkommt.

„Ich wollte dich suchen", sagt er. „Man organisiert die Grabenwache. Man will wissen, was der Feind unternimmt, und was da vorne geschieht. Ich wollte dich auf Doppelposten schicken, mit Paradis in ein Horchloch, das die Sappeure gerade graben."

Wir betrachten die Schatten der Vorübergehenden und

derer, die still da liegen, die sich auf der langen, in Trümmern liegenden Grabenlinie abheben vom Grau des Nachthimmels, wie Tintenflecke, die in verschiedenen Formen sich krümmen. Ein fremdartig finsteres Wirrwarr bilden sie auf diesem Feld, das im Dunkel liegt; verkürzt wie Insekten und Würmer, zur Ruhe gebracht durch den Tod, wo die Schlacht seit zwei Jahren Soldatenstädte irren und lagern läßt auf unmäßigen, tiefen Totenstätten.

Eduard Bernstein:

VÖLKER ZU HAUSE

ERINNERUNGEN

IX.*)

VOM ENGELS'SCHEN HAUSE UND DER ENGELS'SCHEN TAFELRUNDE

Friedrich Engels war nicht nur sehr demokratisch gesinnt, er empfand auch durchaus demokratisch. Wie er, der in manchen Einzelheiten der Lebensführung erkennen ließ, daß er aus einem Hause kam, in dem der gute bürgerliche Ton herrschte, ein Mädchen aus proletarisch-kleinbürgerlichem Kreise zur Lebensgefährtin genommen hatte, so kannte er auch bei der Wahl seines Umganges keinen Unterschied der Klasse. Aber Unterschiede machte er darum doch. Wer zu seinen geselligen Abenden herangezogen werden wollte, der mußte entweder in der sozialistischen Bewegung gute Leistungen aufzuweisen haben oder aber geistig etwas bedeuten. Dagegen brauchte er als Sozialist nicht notwendigerweise Marxist zu sein. Es ging in dieser Hinsicht beim Mitbegründer der marxistischen Schule sehr wenig schulmäßig zu. Selbst Nichtsozialdemokraten waren zugelassen. So hat der sozialkonservative weiland Herausgeber der „Berliner Revue" und Freund von Karl Rodbertus, Dr. Rudolf *Meyer,* zur Zeit seines Aufenthalts in London nicht selten zu den Gästen des Engels-

*) Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrg., die Februar-, März-, Mai-, Juli, Septemberhefte, 3. Jahrg., das Januarheft, und das Februar-Märzheft 4. Jahrg.

schen Hauses gezählt. Ihn legitimierte seine Sachkunde auf dem Gebiet der politischen Ökonomie, sowie der Umstand, daß er, von Bismarck verfolgt, im Exil lebte. Als guter Ostelbier war er kein Feind des Alkohols, und eines Abends hat er sich auch bei Engels ein richtiges Räuschchen angetrunken. Da war es nun sehr drollig, wie er, seines Zustandes sich bewußt, ein über das andre Mal mit etwas schwerer Zunge ausrief: „Nein, das hätte man mir sagen sollen, daß ich, ein preussischer Konservativer, eines Tages hier in London bei den revolutionären Kommunisten mir einen Spitz trinken würde." Es war an einem Weihnachtsabend, und da konnte man im Engelsschen Hause allerdings schon solchem Geschick verfallen.

Weihnachten wurde bei Engels auf englische Weise gefeiert. Die Zimmer waren mit grünen Zweigen aller Art geschmückt, zwischen denen an geeigneten Stellen der verräterische Mistelzweig hervorsah, der jedem Mann das Recht verleiht, jede weibliche Person zu küssen, die er unter ihm stehend oder ihn passierend ertappt. Geht es zu Tische, so ist das Hauptgericht ein mächtiger Truthahn und, wo die Mittel dazu vorhanden sind, als Ergänzung ein großer gekochter Schinken. Einige Nebengerichte, von denen bei der Süßspeise Tipsycake (wörtlich Schwipskuchen) dies der Name schon anzeigt, sind mit Zusatz von gutem Branntwein zubereitet, und das Ehrengericht des Tages, der Plumpudding, wird bei Verdunklung des Zimmers in brennendem Rum aufgetragen und ausgeteilt. Es muß jeder sein Stück Pudding, der auf diese Weise gute Branntweintaufe erhält, mit einem Stück Feuer erhalten. So wird ein Grund gelegt, der demjenigen, der bei den die Speisen begleitenden Weinen nicht Maß hält, wohl gefährlich werden kann.

Ich kann nicht umhin, hierbei eines Vorfestes zu gedenken, das bei Engels Weihnachten vorausging. Es war dies der Tag der Zubereitung des Teiges oder vielmehr der Maße für den Weihnachtspudding. Dieser wurde hier in einer gewaltigen Quantität hergestellt. Denn es gab keinen Freund des Hauses, der nicht aus 122 Regents Park Road seinen Pudding für das

Weihnachtsfest erhielt. Professor Schorlemer und Engels medizinischer Ratgeber Dr. Gumpert in Manchester, Freund Sam Moore in Yorkshire, der alte Chartist Julian Harney auf Jersey, Peter Lawrow, der verehrte Führer der russischen Sozialisten, sowie Paul Lafargue und Charles Longuet, Marxens Schwiegersöhne in Paris, verschiedene intimere Freunde in London, und wenn ich nicht sehr irre, auch einige Freunde in Deutschland wurden regelmäßig damit bedacht. Da mußten denn an dem bestimmten Tage, etwa 14 Tage vor Weihnachten, die weiblichen Freunde des Hauses schon am frühen Vormittag sich einstellen und bis gegen Abend daran arbeiten, riesige Mengen Äpfel, Nüsse, Mandeln, Rinderfett usw. in ganz kleine Stücke zu zerkleinern, viele Pfunde Rosinen entkernen und zerschneiden (daß Plumpudding Rosinenpudding bedeutet, darf ich als bekannt voraussetzen), und daß es dabei heiter genug zuging, kann man sich denken. Was fertig war, kam in einen großen Kübel. Zu später Vesperstunde rückten die männlichen Freunde des Hauses heran, und jedem ward aufgegeben, mit einer senkrecht in den Kübel gesteckten Kelle dreimal die Masse herumzurühren, eine durchaus nicht leichte Arbeit, zu der es gehörige Muskelkraft brauchte. Aber sie hatte mehr symbolische Bedeutung, wessen Kräfte zu ihr nicht ausreichten, der ward in Gnaden dispensiert. Den Abschluß machte Engels selbst, der alsdann in den Weinkeller ging und Sekt holte, worauf man auf ein fröhliches Weihnachten und vieles andere sonst anstieß. Alles natürlich unten in der Küche, was den Reiz des Ganzen noch erhöhte. Denn der Aufenthalt in einer großen Küche hat immer etwas Anheimelndes. Haben doch lange Zeit selbst wohlhabende Leute die Küche als Eßraum benutzt. Das wäre auch bei Engels sehr gut gegangen, denn die Küche war sehr geräumig und der Herd nach englischer Art in den Kamin hineingebaut, so daß er keinen besonderen Raum beanspruchte. Wie so vieles in England vereinte er Neues mit Altem. Die Konstruktion des Kochofens galt damals als modern, aber es fehlte nicht der altmodische Bratenwender, Jack genannt, an dem das Roastbeefstück hän-

gend gebraten wird, während eine unten aufgestellte Schüssel das hinabträufelnde Fett auffängt. Daß in kleinen Wohnungen die Küche einen Wohnraum abgeben muß, kommt auch bei uns oft genug vor. Aber wohl kaum so häufig wie in England, wo bei Wohnungsanzeigen die Küche kleinerer Wohnungen zum Unterschied von der guten Stube, die hier sitting room heißt, kurzweg als living room — Raum, worin man lebt — bezeichnet wird. Allerdings ist selbst in diesen Wohnungen der Abwaschraum stets von der Küche getrennt.

Wenn aber bei Engels die Küche nie als Eßraum benutzt wurde, so hat es Fälle gegeben, wo sie wegen ihrer Nähe zum Weinkeller als Trinkstube gedient zu haben scheint. Wenigstens von einem Fall dieser Art hat mir Engels selbst erzählt. Mit einem guten Bekannten habe er einmal die ganze Nacht hindurch in der Küche gesessen, disputiert und Wein getrunken, bis am frühen Morgen seine Frau hinunter gekommen sei und ihnen Kaffee zubereitet habe.

Der Bekannte war Dr. Eugen Oswald, ein Deutscher, der in jungen Jahren als Flüchtling nach etlichem Aufenthalt in Frankreich in London sich heimisch gemacht und dort eine Stellung als Lehrer des Französischen an der Marineschule in Greenwich gefunden hatte. Obwohl er kein Sozialist im Marxschen Sinne war, sondern sich mit einem demokratischen Republikanismus begnügte, war er doch mit Marx und Engels befreundet und zu meiner Zeit wiederholt Teilnehmer an den Abenden bei Engels. Er war eine ehrliche Natur und fleißiger Arbeiter, Präsident der Carlyle-Gesellschaft und Schriftführer der englischen Goethe-Gesellschaft, wenn ich nicht irre, längere Zeit auch Lehrer an dem von F. Donison Maurice, dem Freund des Predigers und Dichters Kingsley und Vater des christlichen Sozialismus in England, gegründeten Workingmen-Kollege in Great Ormond Street. Ein Institut, dessen Zuschnitt den Nachgekommenen eine nahezu drei Generationen hinter uns liegende Phase englischen sozialen Lebens und sozialer Strebungen veranschaulicht. Etwas von ihrem Bildungsidealismus steckte noch in Oswald selbst. Zu Reichtümern hat er es in England nicht

gebracht. Da er am Greenwich-Institut nicht fest angestellt war, hat er im Gegenteil, als er als Siebziger das Lehren dort einstellen mußte, nicht einmal eine Pension bezogen. Er war schon nahe den Achtzigern, als er durch Vermittlung von Freunden damit betraut wurde, die Söhne des damaligen Prinzen (richtiger sollte man übersetzen: Fürsten) von Wales und jetzigen Königs in deutscher Sprache und Literatur zu unterrichten. Kurze Zeit vor Ausbruch des jetzigen Krieges hat er die Augen für immer geschlossen. Die Katastrophe hätte ihn seelisch schwer getroffen, denn er fühlte sich durchaus als Mittler deutschen und englischen Geistes.

Oswald war so ziemlich der einzige in England lebende deutsche Nichtsozialdemokrat, der bei Engels verkehrte. Ebenso verkehrte zu meiner Zeit außer Edward Aveling und Eleanor Marx auch nur ein englischer hervorragender Sozialist bei Engels. Es war dies der Privatgelehrte und Schriftsteller Ernest Belfort Bax, ein vielseitig gebildeter Mann, der in der deutschen Philosophie gut Bescheid weiß und die deutsche Sprache fließend beherrscht, bis zu diesem Kriege überhaupt deutsches Wesen sehr hochschätzte, während er jetzt allerdings zu denjenigen englischen Sozialisten zählt, die schroff gegen Deutschland Stellung nehmen. Sehr ausgesprochener Atheist und Republikaner ist er überhaupt politisch eher von den radikalen Franzosen orientiert, der unerbittliche Marat ist sein Held, dem er ein Buch gewidmet hat. Als Schriftsteller ist er sehr geschätzt und hat unzweifelhaft viele Verdienste um die Verbreitung sozialistischer Anschauungen in England. Er ist einer jener englischen Intellektuellen, die zu Anfang der achtziger Jahre dem in England für tot geltenden Sozialismus dort zuerst wieder literarisches Bürgerrecht erwarben, auch hat er der englischen sozialistischen Lyrik als Dichter und Komponist Beiträge geliefert. Er ist nämlich musikalisch gebildet und hat um 1890 herum gleichzeitig mit George Bernard Shaw als Musikkritiker am radikalen Londoner Abendblatt The Star mitgearbeitet.

Aus dieser Zeit ist mir eine sehr drollige freundschaftliche Malice Shaws gegen Bax in Erinnerung. „Mein Kollege", schrieb

er in einer Rezension, „war neben mir eingeschlafen. Als ich auf dem Nachhauseweg ihm mein Urteil über die Aufführung auseinandersetzte, unterbrach er mich plötzlich mit den Worten: „Wie können Sie darüber urteilen wollen, Sie haben ja während der ganzen Zeit geschlafen?" Der Humor dieser Bemerkung lag darin, daß Bax, wie alle wußten, die ihn kannten, leicht völlig in Grübeln versank und der tollsten Paradoxe fähig war, die er aber zum Unterschiede von Shaw stets sehr ernst nahm.

Seine Paradoxe machten ihn an der Engelsschen Tafel zu einem Beleber der Gespräche. Er rief durch sie unser aller Widerspruch hervor und verteidigte sie mit der größten Hartnäckigkeit. Geradezu Fanatiker war er als Antifeminist. Er behauptete und verfocht diese Ansicht auch literarisch, daß in England die Männer das unterdrückte Geschlecht, die Frauen über Gebühr privilegiert seien. Nun mag in der Tat der Schutz, den das englische Gesetz den Frauen zur Milderung ihrer allgemeinen gesetzlichen Zurücksetzung zuerkennt, in Einzelfällen zur Ungerechtigkeit gegen den Mann Handhabe geben. Solche Anomalien sind bei allen Schutzgesetzen für sozial oder persönlich Schwächere möglich. Aus ihnen jedoch die Folgerung ableiten, die Männer seien in England überhaupt gesetzlich die „Hörigen" der Frauen, konnte nur eine ganz einseitige Betrachtung der Dinge. Und solcher Einseitigkeiten gab es verschiedene bei Bax. Da er nun belesen und auch scharfblickend ist, versteht er seine Sache geschickt genug zu führen, daß ein Mitarbeiter in der sozialistischen Wochenschrift Today einmal in einer Besprechung mit komischer Verzweiflung ausrief: „Warum ist Bax immer so unwiderleglich im Recht und so hoffnungslos im Unrecht?" Man kann sich aber vorstellen, wie sehr ein so gearteter Mensch die Unterhaltung anstacheln kann.

Shaw selbst habe ich nie bei Engels gesehen, noch irgend einen andern der damals bekannteren Fabianer. Zwischen ihnen und Engels und lange Zeit auch zwischen ihnen und mir stand eben Edward Aveling. Es haben sich seinetwegen ja viele Leute von Engels ferngehalten oder zurückgezogen. So noch vor meiner Zeit die um die deutsche Arbeiterinnenbewegung sehr verdiente

Frau Gertrud Guillaume Schack. Diese aus der gräflichen Familie der Schacks stammende Frau war eine warmherzige, überzeugte Sozialistin und mit ihrem guten Humor und anspruchslosen Wesen eine sehr angenehme Gesellschafterin, die Engels gern bei sich sah. Eines Tages jedoch erhielt er von ihr einen Brief, worin sie ihn bat, es nicht für Mangel an Wertschätzung für ihn aufzunehmen, daß sie seinen Abenden fern bleibe. Solange Dr. Aveling bei ihm verkehre, könne sie sein Haus nicht betreten. Einen ähnlichen Brief erhielt er, als ich schon in London ansäßig war, von der fein gebildeten englischen Sozialistin, die unter dem Pseudonym John Law die Lebensverhältnisse der Weißnäherinnen von Manchester, das Wesen und Treiben der Heilsarmee im Eastend von London und ähnliche soziale Zustände und Erscheinungen in Erzählungsform anschaulich geschildert hat. Beide, Miß H. sowie Frau Schack, weigerten sich jedoch hartnäckig, Engels die nähern Gründe anzugeben, warum sie Aveling zu meiden wünschten.

Es liegt nahe, an einen Versuch zu denken, der einer Gattung angehört, von der Frauen von Geschmack nicht gern reden. Indes bin ich auch bei Engländern männlichen Geschlechts auf eine starke Abneigung dagegen gestoßen, außer im engsten Kreise Anschuldigungen solcher Natur weiterzugeben. Um 1895 ward Aveling aus der Londoner Zweigverbindung der Independent Labour Party ausgeschlossen. Der dafür angegebene Grund war aber geradezu nichtssagend, so daß man schon damals vermuten konnte, daß er nur vorgeschoben sei. Als ich daher drei Jahre später Anlaß hatte, über Aveling ins klare zu kommen, fragte ich eines Tages den Sekretär der Verbindung in einer freundschaftlichen Unterhaltung, was denn der wirkliche Grund des Ausschlusses gewesen sei. Er könne ihn mir ruhig anvertrauen. Es war jedoch nichts aus dem Menschen herauszubringen. Er antwortete im Gegenteil zunächst mit der Beteuerung, daß er „die größte Hochachtung vor des Doktors Wissen und Talenten" habe, und als ich weiter in ihn drang, wand er sich fast in ausweichenden Bemerkungen. Das einzige, was ich aus ihm herausbekam, war, daß er schließlich sich zu dem Ge-

ständnis entschloß: „Nun, ich will es Ihnen sagen. Der angegebene Grund war in der Tat nicht der wirkliche. Die Sache ist einfach die, wir *wollen* mit diesem Menschen *nichts zu tun haben.*" Den Nachsatz sprach er mit starker Betonung, und ich sah ein, daß es ihm wider das Empfinden ging, mehr zu sagen. Und doch wußte er Dinge von dem Ausgeschlossenen, die genügt hätten, ihn ins Zuchthaus zu bringen.

Die Vorliebe für das Auskunftsmittel, durch ein einseitiges Lob sich darüber hinwegzuhelfen, jemand Übles nachzusagen, war mir schon bald nach meiner Niederlassung in London aufgefallen. Gegen Ende des ersten Jahres wurden meine Frau und ich zum Ehepaar Hubert Bland eingeladen, die zum engeren Kreis der Fabianer gehörten. Sie und ihre anderen Gäste waren interessante Leute, die Unterhaltung bewegte sich sehr ungezwungen. Als ich aber in irgend einem Zuzammenhang von Avelings sprach, ward ein verdächtig anmutender Päan auf sie angestimmt. „Oh, die Avelings sind sehr tüchtige Leute". „Oh, jeder muß zugeben, daß sie große Verdienste um die Bewegung haben", und in dieser Tonart weiter, so daß mir sofort klar wurde, da sei etwas nicht in Ordnung. Ich schob es auf die Politik. Ein Kenner aber wäre vielleicht mit der Frage herausgeplatzt: „Wirklich, haben die Leute ihre Kinder umgebracht?" Ich bin indes nicht sicher, daß ich befugt wäre, hierbei von Heuchelei zu reden. Es handelt sich um eine so eingewurzelte, von Jugend auf geübte Gepflogenheit, daß jedenfalls niemand sich bei ihr einer Unwahrhaftigkeit bewußt ist und, weil sie Landessitte ist, auch niemand durch sie getäuscht wird.

Daß sie auch in der Literatur herrscht. wurde mir eines Tages klar gemacht, als ich eine Arbeit von mir mit einer gebildeten und frei denkenden Engländerin auf grammatikalische Korrektkeit und Stil durchging. Ich weiß nicht mehr genau, um was es sich handelte, aber bei verschiedenen polemischen Stellen erklärte mir meine Mentorin kategorisch: „Das ist viel zu grob, das dürfen Sie so nicht sagen, das würde Sie in der besseren Literatur unmöglich machen." Und ich bin doch nicht grade als besonders zänkischer Schriftsteller bekannt.

Der Umstand, daß in der englischen Literatur ein anderer Ton herrscht, als bei uns, wurde mir eines Tages peinlich verdeutlicht durch eine Polemik zwischen August Weismann und Herbert Spencer in einer der großen englischen Monatsrevuen (ich glaube, es war die Fortnightly Review) über die Theorie der Vererbung erworbener Eigenschaften, die Weismann bekanntlich bekämpfte, Spencer dagegen verteidigte. Weismanns Artikel war schulmeisterlich hochfahrend, er behandelte den Gegner, der, wenn kein Zoologe von Fach, doch ein scharfsinniger Denker und Mann von sehr umfassendem Wissen war, wie einen Ignoranten; Spencer blieb durchgängig höflich und ließ nur die Tatsachen sprechen, auf die er seine Ansicht stützte. Ich legte die Polemik damals verdrossen aus der Hand. Mag man noch so kosmopolitisch gesinnt sein, wir fühlen uns schließlich doch in solchen Dingen mit unseren Landsleuten solidarisch genug, mit ihnen beschämt zu sein.

Natürlich fehlt es in England auch nicht an Leuten, die es im zänkischen Ton mit dem rauflustigen Teutonen aufnehmen. Zu ihnen gehört oder gehörte H. M. Hyndman, der Führer desjenigen Flügels der englischen Sozialisten, der seine politische Doktrin von Marx ableitete. Hyndman, der Marx in dessen letzten Lebensjahren kennen gelernt und sich in dessen Schriften vertieft hatte, hat ein recht lesbares Buch über die Ökonomie des Sozialismus geschrieben, das zwar nicht ohne Fehler ist, aber es mit dem Durchschnitt der deutschen Popularisierungen der Marxschen Lehre immer noch aufnehmen kann. Die praktische Anwendung jedoch, die er dieser Lehre gab, ging stark ins Sektiererische, und die Art, wie er sie literarisch verfocht, hieß oft genug anmaßliche Zänkerei. Dabei wollte es die Ironie der Tatsachen, daß ihm, der als der berufene englische Apostel des Marxismus angesehen wurde, das Haus des Mitarbeiters und wirklich berufenen Interpreten von Marx verschlossen blieb. Hyndman hatte, als er seine erste sozialistische Schrift veröffentlichte, diese Engels mit der Frage übersandt, ob er ihn besuchen dürfe, aber die kühle Antwort erhalten, die einer Ablehnung gleich kam, Engels werde seinen

Besuch annehmen, wenn er öffentlich bekannt haben werde, wem er die in jener Schrift verkündete Wissenschaft verdanke. Es war nämlich in ihr Marx zwar stark benutzt, aber, wie Hyndman es begründet, aus opportunistischen Rücksichten nicht genannt worden. Indes, wenn auch kein bösartiges Plagiat vorlag, so kannte Friedrich Engels dort, wo Marx in Betracht kam, keinen Spaß, und als später Hyndman den Verstoß gut machte, sorgten die Zerwürfnisse in der sozialistischen Bewegung Englands dafür, daß das Interdikt nicht aufgehoben wurde.

William Morris, der liebenswürdige Dichter und bedeutende Künstler, das Haupt der im Jahre 1884 von der sozialistischen Föderation abgesplitterten sozialistischen Liga, ist zur Zeit jener Spaltung ein paarmal bei Engels gewesen und Engels hat stets mit Achtung von ihm gesprochen, aber es ist nie zu einem Verkehr zwischen ihnen gekommen. Der Hauptgrund war hier, daß Morris das Zentralgestirn eines eigenen Kreises war. Außerdem war er gerade an Sonntagabenden auch schwer abkömmlich. An sein westlich von London, in Hammersmith an der dort schon rasch fließenden Themse gelegenes schönes Wohnhaus, Kelmscott House genannt, hatte er sich einen Versammlungssaal anbauen lassen, und dort fanden den größten Teil des Jahres an Sonntagabenden sozialistische Propagandaversammlungen statt, denen Morris oft präsidierte. Zweimal habe auch ich unter Morris Vorsitz dort einen Vortrag gehalten, ihn selbst aber nie als Redner gehört. Ich glaube auch nicht, daß er rhetorisch Bedeutendes geleistet hat. Gewiß konnte er seine Gedanken sehr fesselnd zum besten geben, dies aber als Vortragender vor einem verhältnismäßig kleinen Kreise in dem ungezwungenen Ton eines Plauderers. Die eigentliche Rhetorik jedoch paßte nicht zu seinem Naturell, sein ganzes Wesen war — möchte ich sagen — antirhetorisch. Der mittelgroße, kräftig gebaute Mann mit seinem schönen, ausdrucksvollen Kopf war durch und durch Künstler. Aber kein Künstler des gesprochenen Wortes. Die Hauptstätte seines Wirkens war die Werkstatt, sei es die des dichtenden

oder die des bildenden Künstlers. Als Maler und Zeichner ist er einer der Begründer dieses Stils, der, vielfach verzerrt, in Deutschland den Namen Jugendstil erhielt, als Dichter ist er in seinen größeren Werken ein phantasiereicher Erzähler. Aus Ruskins Schule hervorgegangen, ist er wesentlich romantisch gerichtet, nur ein Romantiker konnte das ansprechende und in allen Sprachen übersetzte Zukunftsbild „News from Nowhere" schreiben (deutsch unter dem Titel „Kunde von Nirgendwo" erschienen). Aber wenn er den Sozialismus wesentlich unter dem Gesichtswinkel des Künstlers sah, so war William Morris darum nicht etwa der Ästhet, der nur *über* den Sozialimus und allenfalls hier und da für ihn schrieb. Nein, er stand in der Bewegung, hat unter den ersten geholfen sie zu organisieren und für sie zu agitieren, und man konnte den geschätzten Dichter und wohlhabenden Fabrikanten, den Entwerfer von Tapeten für die vornehme Welt Westlondons, damals nicht selten an irgendeiner Straßenecke eines Londoner Arbeiterviertels einem Häuflein Arbeiter die Botschaft des Sozialismus predigen sehen.

Die sozialistische Propaganda stieß bei ihrer Wiederaufnahme in England gerade bei der Arbeiterschaft auf ein ungemein sprödes Material. Die gewerkschaftlich organisierten Berufsarbeiter waren fast durch die Bank Anhänger oder Verbündete der durch Zuzug von links her stark radikalisierten liberalen Partei, zumal des linken Flügels, und die ungelernten Arbeiter standen noch auf einem sehr niedrigen, geistigen Niveau und waren daher um so schwerer zu organisieren. Der Unterschied zwischen Berufsarbeitern und ungelernten Arbeitern in Lohnhöhe und Kultur war bis in die neueste Zeit in England meist ein sehr viel größerer als bei uns, was neben anderem auch die Erklärung dafür abgibt, weshalb der nach England kommende Deutsche, der davon gelesen hatte, daß die englischen Arbeiter besser bezahlt würden und kürzere Arbeitszeit hätten als die deutschen, zuerst den entgegengesetzten Eindruck empfing. Denn die ungelernten Arbeiter sind die große Mehrheit der Arbeiterschaft, sie

aber geben bestimmten Arbeitervierteln (nicht allen) den Charakter.

Einer der ersten Berufsarbeiter, die sich der sozialistischen Bewegung anschlossen, war der Maschinenbauer *John Burns*, der es später bis zum Kabinettsminister gebracht hat. Auch er war ein paarmal bei Engels, und dieser hat die Vorzüge und Schwächen des unzweifelhaft genialen Proletariers sehr gut erkannt. Im Gespräch mit mir verglich er ihn einmal mit Cromwell, von dessen Fähigkeiten er eine große Meinung hatte. Er stellte diesen militärisch ebenso hoch wie Napoleon I. und als Staatsmann über ihn. Von Burns pflegte er, wenn auf diesen geschimpft wurde, zu sagen: „Es ist mehr gegen ihn gesündigt worden, als er selbst gesündigt hat." Sünder war Burns allerdings, seine ins Kindliche gehende Eitelkeit, an sich so begreiflich bei einem Menschen, der über seine eigenen Fähigkeiten erstaunt ist, ließ ihn Rücksichtslosigkeiten begehen, die man in der Arbeiterbewegung schwer verzeiht. Aber er war in der Sache selbst durchaus ehrlich und hat lange Jahre in selbstloser Weise eine Riesenarbeit für die Bewegung geleistet, während er als Maschinenbauer seinem Broterwerb nachging. Ein Bär an Kraft, mit einer weitschallenden Stimme begabt und ein schwer zu übertreffender Meister in packenden Bildern und Vergleichen, verband er mit diesen äußeren Eigenschaften des Volksredners die Tugenden des bildungsfreudigen und lesedurstigen Arbeiters. Sein Reichtum ist seine Bibliothek, die schon sehr bedeutend war, ehe er noch das Gehalt eines Ministers bezog.

Ich lernte ihn kennen, als ich eines Tages mit einem sehr fähigen englischen Sozialisten aus der Bourgeoisie, dem ehemaligen Marineleutnant H. H. Champion, zu tun hatte. Wir trafen uns in einem Speisehaus der City, und Champion stellte mir Burns vor, der schon einen Namen in der Bewegung hatte, aber nur erst den Eindruck eines energischen Menschen auf mich machte. Er bestellte weder etwas zu essen noch etwas zu trinken, das erste nicht, wie ich später erfuhr, weil er nicht das Geld dazu hatte und zu stolz war, sich freihalten

zu lassen, das zweite nicht, weil er strenger Abstinenzler ist. Mir waren solche bis dahin noch nicht zu Gesicht gekommen, ich hatte nur erst von Mässigkeitsleuten gehört. Daß aber ein so robuster Arbeiter grundsätzlich selbst das kleinste Quantum Bier ablehnen würde, hatte ich nicht erwartet. Da mutete es mich doch fremdartig an, daß Champion und ich, die Intellektuellen, Bier tranken und Burns, der Handarbeiter, es grundsätzlich ablehnte. Ein Gegensatz, auf den ich jedoch später noch oft gestoßen bin. Ein sehr großer Prozentsatz von Sozialisten aus der Arbeiterklasse sind in England strenge Abstinenzler, während die Mehrzahl der Sozialisten aus der Bourgeoisie den Genuß von Bier, Wein oder auch von Whisky und Soda nicht verpönen. Daß Friedrich Engels in der Praxis kein Abstinenzler war, weiß jeder schon aus seinen Briefen. Er war es aber auch nicht in der Theorie, von der er übrigens auch in bezug auf diese Frage sehr viel verstand.

Wie manche englischen Arbeiter über die Frage denken, zeigt ein Vorfall, der sich im Jahre 1893 in Zürich bei Gelegenheit des dort abgehaltenen Internationalen Sozialistenkongresses abspielte. Eleanor Marx traf nämlich in einem der schönen Biergärten Zürichs eine Anzahl englischer Arbeiterführer, die sie als „Teototaler", d. h. Abstinenzler, kannte, fröhlich beim Glase Bier sitzen und hielt ihnen spottend vor, ihre Grundsätze schienen den Luftwechsel nicht zu vertragen. Worauf ihr der hünenhaft gebaute Führer der Gasarbeiterunion, William Thorne, gelassen erwiderte, sie sei ganz im Irrtum, Lagerbier (dies der englische Sammelname für das leichter gebraute festländische Bier) sei „Temperenzgetränk".

William Thorne, der heute als Parlamentsmitglied und Mitglied der parlamentarischen Gewerkschaftskommission eine einflußreiche Rolle im öffentlichen Leben Englands spielt, war damals Vertreter einer der sogenannten Neuen Unionen, d. h. einer Kampfgewerkschaft ungelernter Arbeiter, und selbst noch ganz Proletarier. Eleanor Marx und Friedrich Engels hielten außerordentlich viel von ihm. Engels hat ihm ein Exemplar der englischen Ausgabe von Marxens „Kapital"

mit einer langen persönlichen Widmung geschenkt, und nur die riesige Entfernung seiner im äußersten Osten Londons gelegenen Wohnung von Regents Park Road war schuld, daß Thorne nicht zu den regelmäßigen Gästen Engels gehörte. Zwischen ihm und Eleanor Marx herrschte wirkliche Freundschaft, und als wir im Jahre 1898 am Sarge dieser Armen versammelt waren, um ihre Leiche zum Krematorium zu begleiten, da war der baumstarke Mann so ergriffen, daß er seinen Nachruf nur zitternd sprechen konnte, während ihm die Tränen unablässig übers Gesicht rollten. Im jetzigen Krieg gehört er zu denjenigen englischen Sozialisten, die den deutschen Militarismus für ihn verantwortlich machen und dessen Besiegung für das unabweisbare Kriegsziel der Demokratie halten.

Frankreich war zu meiner Zeit an Engels Tisch nur sparsam vertreten. Charles Longuet, der Gatte von Marxens ältester Tochter Jenny, Paul Lafargue, der Gatte von Marxens zweiter Tochter Laura, und diese selbst kamen gelegentlich als Gäste von Paris herüber, und wenn Laura Lafargue mehr literarische Interessen hatte, so waren die beiden französischen Schwiegersöhne von Marx umsomehr politische Parteimänner. Dabei standen sie in getrennten Lagern. Charles Longuet, aus der Normandie stammend und Schüler Proudhons, hatte sich der äußersten Linken der radikalen Partei angeschlossen, Paul Lafargue zusammen mit Jules Guesde die Partei begründet, deren offizieller Titel „Parti Ouvrier" war, und die ihre politische Doktrin von Marx ableitete. Das Wie der Ableitung war freilich schon zu Lebzeiten Marxens nicht immer nach dessen Geschmack, so daß er einmal zu Lafargue das berühmt gewordene Wort sprach: „Ce qu'il y a de certain, c'est que moi, je ne suis pas marxiste". Auch in den Abhandlungen Lafargues, worin dieser den Marxschen Geschichtsmaterialismus auf die Geschichte der Mythen und Ideen und auf die geschichtliche Bedeutung dieser anwandte, laufen Beweisführungen unter, die Marx in ihrer Kühnheit schwerlich unterschrieben hätte. Aber bei alledem blieb Lafargue ein außerordentlich belesener und ideenreicher Mann, mit dem sich zu

unterhalten ein Genuß war. Er ist der Verfasser von Satiren, die an die Meisterwerke dieses Zweigs der französischen Literatur heranreichen. Halb Satire, halb ernstes Mahnwort ist seine kleine Broschüre „Le droit à la paresse", deutsch unter dem Titel „Das Recht auf Faulheit" erschienen. In der Polemik von ätzender Schärfe, hatte er im persönlichen Verkehr viele liebenswürdige Züge. Der Materialist in der Theorie wurde in der Praxis Idealist vom reinsten Wasser, in viel höherem Grade Ideologe, als der der Marx'schen Theorie sich kritisch gegenüberstellende Charles Longuet.

Auch dieser, der Vater des jetzigen sozialistischen Kammermitgliedes Jean Longuet, war ein Mann, den es zu kennen lohnte. Konnte der in Havana geborene Lafargue in seinem ganzen Wesen für einen Südfranzosen gelten, genialisch mit jenem Zug ins Bizarre, wie ihn Daudet im Tartarin von Tarascon so fein ironisiert hat, so war Charles Longuet zwar ein ungemein lebhafter Debattierer, den der feurigste Südfranzose nicht an Raschheit der Intuition übertraf, aber im letzten Grunde seiner politischen Argumentation doch der klug überlegende Nordfranzose, der die realen Kräfte der Politik mit Sicherheit einzuschätzen weiß. Marx schreibt einmal — im Brief vom 11. November 1882 — verdrossen über seine französischen Schwiegersöhne aus Paris an Engels: „Longuet als letzter Proudhonist und Lafargue als letzter Bakunist, que le diable les emporte!" Aber die Grundidee dessen, was Marx als Bakunismus bekämpfte, hat in Frankreich als revolutionärer Syndikalismus sich bis zum Kriegsausbruch am Leben erhalten, und Proudhon war mit allen seinen Mängeln als Theoretiker doch derjenige französische Sozialist, der die Seele der Demokratie seines Volkes besser verstand und wiedergab, als die meisten Sozialisten seiner Zeit. Longuet machte obendrein seine Politik nicht von den theoretischen Schrullen Proudhons abhängig und hatte genug von Marx übernommen, um die Grundgedanken von dessen Theorie geschickt für seine Politik verwenden zu können. Er hatte weder den Fleiß, noch die Originalität Lafargues, er schürfte nicht selbst nach dem Gold, aber er hatte den Blick

des Sachkundigen, der Gold von minderwertigem Metall zu unterscheiden weiß, und dazu die Gabe des zweckmäßigen Ausmünzens.

Beide Schwiegersöhne haben übrigens in Aufsätzen über Marx dessen Charakterbild, wie es bis dahin bekannt war, sehr wertvoll ergänzt. Lafargue hat im Jahrgang 1890/91 der „Neuen Zeit" allerhand über Marxens Arbeitsweise, literarische Werturteile und sein Privatleben veröffentlicht, was dem Leser den Denker Marx auch menschlich sehr viel näher bringt, und Longuet hat 1900 im Vorwort zu den von Marx verfaßten Ansprachen des Generalrats der Internationale über den deutsch-französischen Krieg von 1870 und die Pariser Kommune von 1871 bemerkenswerte Züge der Gefühlsseite des Politikers Marx bekannt gegeben. Die Invektiven, die Marx in der Schrift über die Kommune gegen deren mörderische Besieger geschleudert hat, hätten, führt er dort aus, mit den Invektiven der großen Pamphletisten der Weltliteratur die Eigenschaft gemein, daß sie der Ausdruck des Zorns über tief empfundenes Unrecht waren, Und er fährt fort:

„In diesen Tempel der materialistischen Geschichtsauffassung lebte man stets das hochherzigste, idealistische Leben, das einzige, das der Mühe lohnt, gelebt zu werden. Die Verbannten aller Erhebungen für die Volkssache wurden hier mit offenen Armen aufgenommen. Ohne Bedingungen und Vorbehalte der Doktrin, ohne den geringsten Sektierergeist verschwendete man an sie Beweise herzlichster Gastfreundschaft, ... man verabscheute die Neutralität. Mit seinem Lieblingsdichter, dem unversöhnlichen Gibellinen, verbannte Marx die Neutralen an die Höllenpforte in den gemeinen Haufen jener Engel, die gefallene Engel sind, weil sie weder Rebellen gegen Gott, noch ihm treu, sondern alles nur für sich sind, — gefallene Engel nicht einer Auflehnung, sondern ihrer Feigheit wegen .... Seine Philosophie war keine Kasuistik. Sie hätte die klare und freimütige Theorie des Klassenkampfes niemals durch schielende Spitzfindigkeiten entehrt."

Noch eines französischen Sozialisten, der eine Zeit lang zur Engels'schen Tafelrunde gehörte, glaube ich gedenken zu sollen, nämlich des Sprach- und Literaturwissenschafters Charles Bonnier. Sozialist der Marxschen Schule, Freund und Verehrer Jules Guesdes, war dieser künstlerisch gebildete Mann

zugleich ein leidenschaftlicher Verehrer Richard Wagners und pilgerte fast alle Jahre nach Bayreuth zu den dortigen Festspielen. Er war uns ein lieber Freund, und wenn er an den Sonntagabenden bei Engels sich dazu verstand, uns deutsche oder französische Lieder vorzusingen, ward das stets mit großem Dank entgegengenommen, denn er hatte eine sehr klangvolle Baritonstimme und trug die Lieder mit großem Kunstverständnis vor. Zwischen ihm und Engels gab das Thema Wagner manchen Anlaß zum Disput, der Freund, von dem Engels unter Bezugnahme auf Wagner in einer Note zu seiner Schrift über den Ursprung der Familie berichtet, war Bonnier. Große Resonanz fand dagegen Bonniers Wagnerianismus bei mir, da ich gleichfalls für den Dichterkomponisten des Lohengrin, des Tristan und der Meistersinger erglühte. Von London ging Bonnier nach Oxford, wo er sich als Dozent niederließ und vielleicht noch Dozent ist. Er kam auch nach Engels Tod von Zeit zu Zeit zum Besuch nach London herüber und war mir stets ein lieber Gast. Als ich dann aber am strengen Marxismus Ketzereien verübte, bekam unsere Freundschaft einen Riß. Doch verleugnete Bonnier auch im Abschiedsbrief, den er mir damals schrieb, seine liebenswürdige Art nicht. Er schloß ihn ab mit dem Zuruf, mit dem Wolfram von Eschenbach im Tannhäuser diesen im ersten Akt zur Rückkehr auf die Wartburg auffordert.

Die beiden romanischen Schwesternationen Frankreichs, Italien und Spanien, waren zu meiner Zeit bei Engels nicht vertreten, ebensowenig der Balkan oder die Schweiz. Aus Skandinavien kam nur ganz ausnahmsweise einmal ein Besucher. Rußland dagegen war längere Zeit durch den Revolutionär Sergius Krawtschinsky vertreten, der in Westeuropa als Verfasser des Buches „Das unterirdische Rußland" unter seinem Schriftstellernamen Stepniak bekannt ist. Ein kräftig gebauter Mann mit einem machtvollen Kopf entsprach er in seinem Wesen ganz dem Bild, das man sich bei uns vom Slawen macht. Er, der in Rußland Mann der Aktion und an der Befreiung Peter Krapotkins aus dem Gefängnis, sowie an dem geglückten Attentat auf den Petersburger Polizeidiktator Me-

senzow, hervorragend beteiligt gewesen, war stark träumerisch veranlagt und sehr gefühlsweich. Er war die Seele der in England gegründeten Vereinigung Free Russia, die sich die Sammlung von Unterstützungsgeldern für russische Freiheitskämpfer zur Aufgabe gesetzt hatte. Für sie hat Stepniak wiederholt Vortragsreisen in England sowie auch eine Rundreise in Amerika gemacht, bei der ihm insbesondere der amerikanische Humorist Mark Twain sehr freundschaftlich entgegenkam. In bestimmten literarischen Kreisen Englands nahm Stepniak, der sich auch als Romanschriftsteller mit Erfolg betätigt hatte, eine geachtete Stellung ein. An der Engelsschen Tafel wie überhaupt in Gesellschaft war er gewöhnlich ein stiller Gast, der fast nur sprach, wenn man sich unmittelbar an ihn wandte. Aber man merkte ihm doch an, daß er gern zu Engels kam und auf die Freundschaft mit ihm großen Wert legte. Auch zwischen ihm und mir entwickelte sich ein recht freundschaftliches Verhältnis. Ein Streit der Free Russia-Leute mit polnischen Sozialisten, bei dem Engels und ich die Partei der letzten nahmen, führte jedoch im letzten Lebensjahr von Engels zu einer erregten Szene in dessen Hause, die zur Folge hatte, daß Stepniak dieses nicht mehr aufsuchte, und wir sahen uns nun nur noch in Versammlungen, wo wir einander zwar begrüßten, aber jede intimere Unterhaltung vermieden. Erst am Vorabend seines jähen Tods sollte sich das ändern. Ich war an jenem Abend zu dem englischen Historiker Professor Yorke Powell geladen, der ziemlich weit im Westen von London seine Villa hatte, und auf Powells Anfrage, ob ich etwas dagegen hätte, Stepniak bei ihm zu treffen und mit ihm die Friedenspfeife zu rauchen, hatte ich geantwortet, mir könne das nur recht sein, unser Streit sei kein persönlicher gewesen. Wir waren dann an dem Abend sehr fröhlich beisammen gewesen, Stepniak hatte mir ein über das andere Mal seine Freude darüber bekundet, daß wir nun wieder wie in früheren Jahren verkehren würden, in bester Stimmung waren wir geschieden, und — am übernächsten Morgen erfuhr ich zu meinem Entsetzen aus der Zeitung, daß der Verfasser von Underground Russia am Tage

vorher, also am Morgen nach jenem Zusammentreffen, beim Überschreiten eines Eisenbahngeleises von einem heransausenden Schnellzug erfaßt und getötet worden sei. Natürlich tauchte sofort das Gerücht auf, er habe Selbstmord begangen und sich mit Absicht überfahren lassen. Aber alle von ihm getroffenen Verfügungen, wie auch Art und Ton unserer Unterhaltung vom Abend vorher sprachen dafür, daß lediglich ein Unglücksfall vorlag. Ohnehin leicht ganz von seinen Gedanken beherrscht und der Gewohnheit ergeben, auf dem Wege zu lesen, war Stepniak zweifelsohne vom Eisenbahnzug überrascht worden.

Seine Leiche ward im Krematorium bei Woking eingeäschert, das von London nahezu eine Stunde Eisenbahn entfernt liegt. Es wurde daher bestimmt, daß der Trauerzug die Leiche nur bis zur Waterloo Station der Südwesteisenbahn begleiten solle. Es war ein trüber Tag, an dem die Bestattung vor sich ging, und nur gegen tausend Leidtragende, in ihrer großen Mehrheit russisch-jüdische Arbeiter, nahmen an dem Zuge teil. Von der Rampe des Zufahrtdammes zum Bahnhof herab wurden Ansprachen zu Ehren des Verstorbenen gehalten. Welcher englische Sozialist sprach, ist mir nicht mehr im Gedächtnis. Für die deutschen Sozialisten sprach ich, für die Russen Peter Krapotkin, der offenbar sehr ergriffen war und auch überaus ergreifend sprach. Es tönte wie ein Klagelied, als der mittelgroße, sich dem Greisenalter nähernde Gelehrte von dem Dahingeschiedenen wie von einem Sohn sprach, der in der Blüte seiner Jahre, in vollster Manneskraft, so grausam dahingerafft sei. Ich kann nicht an den Patriarchen des russischen Anarchismus denken, ohne daß mir das damalige Bild wieder vor die Augen träte. War die Szene doch auch sonst geeignet, sich tief dem Gedächtnis einzuprägen. Hier stand ein Mann von europäischem Ruf, ein Gelehrter von Bedeutung an der Bahre eines ebenfalls in allen Ländern gelesenen, ebenso mutigen wie treuen Kämpfers für die Freiheit seines Volkes wie für die Befreiung aller Unterdrückten, um sie gedrängt tausend der ärmsten Proletarier, die auf den Verstor-

benen als einen ihrer Vorkämpfer geblickt hatten, und an diesen Trauernden vorbei wälzte sich in nur einigen Metern Entfernung die Waterloo Straße entlang das Leben der Weltstadt, gleichgültig, teilnahmslos, als ob von der Rampe herab irgend eine alltägliche Ware verhöckert würde. Ein Gegensatz, mit dem der Verstand sich wohl abfinden mag, der aber im Augenblick, wo er sich offenbarte, auf das Gemüt nur niederdrückend wirken konnte. Unwillkürlich ward ich an Freiligraths Verse nach der Bestattung Johanna Kinkels erinnert:

„Zur Winterszeit in Engelland,
Versprengte Männer haben
Wir schweigend in den fremden Sand
Die deutsche Frau begraben."

Stepniak hatte in der russischen Emigration eine ähnliche Stellung eingenommen wie Freiligrath in der zweiten Phase seiner Londoner Exilzeit. Er hatte dem Streit der Fraktionen sich ferngehalten, der Konflikt, der zum Bruch zwischen ihm und Engels führte, hatte mit theoretischen oder taktischen Parteifragen nichts zu tun, er betraf nur eine Angelegenheit, die in das leidige Gebiet der Sicherung gegen politische Spionage gehört.

Von den politischen Sozialisten, mit denen die Free Russia-Leute jenen Streit führten, gehörten die zwei interessantesten Personen, das Ehepaar Mendelsohn-Jankowski, das jetzt ebenfalls nicht mehr unter den Lebenden weilt, gleichfalls zur Engelsschen Tafelrunde. Aus Anlaß der Erschießung des Leiters der russischen politischen Polizei in Paris, General Seliwerstoff, durch ihren Landsmann und Parteigenossen Padlowski genötigt, Paris zu verlassen, waren Stanislaus Mendelsohn und Frau im Sommer 1890 nach London übergesiedelt und gehörten von da ab zu den fast regelmäßigen und von Engels sehr gern gesehenen Gästen seines Hauses.

Angehöriger einer wohlhabenden Warschauer Bankierfamilie, hatte sich Stanislaus Mendelsohn schon als Gymnasiast der sozialistischen Bewegung zugewandt und war bald verfolgt

worden. Ins Ausland gegangen, hatte er in österreichischen Gefängnissen gesessen, lange Jahre in Genf und später in Paris schriftstellerisch und organisatorisch für die Bildung einer polnischen sozialistischen Partei gewirkt, für welchen Zweck er neben der Zeitschrift Przedswit (die Morgenröte) das Monatsblatt Walka Klass (Der Klassenkampf) herausgab, und unter Opferung erheblicher Mittel für die Errichtung und Erhaltung einer Druckerei Sorge getragen, in der diese Blätter sowie Flugschriften aller Art hergestellt wurden. Ein Versuch, auch im Posenschen Sozialisten zu werben, brachte um das Jahr 1882 ihn und seinen damaligen Genossen K. Janiszewski auf 2½ bezw. 3 Jahre, ihre mit ihnen wirkende Parteigenossin, Frau Maria von Jankowska, auf ein halbes Jahr ins Gefängnis. Maria von Jankowska war ein Aristokratenkind, die Tochter eines Angehörigen des alten polnischen Adels, und mit einem wohlhabenden polnischen Gutsbesitzer verheiratet, aber so sehr der sozialistischen Sache ergeben, daß sie, ohne von ihrem Manne geschieden zu sein und mit seiner Zustimmung, den größten Teil des Jahres der Tätigkeit für diese sich widmete. Sie hatte eine gute Erziehung genossen, schon im Hause der Eltern deutsche und französische Lehrer gehabt und war eine äußerst gewinnende Erscheinung. Bedeutender als sie war jedoch der Mann, der nach dem Tode ihres ersten Gatten ihr Lebensgenosse wurde. Außerordentlich belesen und ein sehr kritischer Kopf, war Stanislaus Mendelsohn für ein geistiges Symposium wie geschaffen. Leider haben allerhand trübe Erfahrungen seine Kritik allmählich in eine scharfe Skepsis ausarten lassen, von der hingerissen er zuletzt der sozialistischen Bewegung den Rücken kehrte. Aber immer ist er ein wahrhaft guter Mensch geblieben, stets hilfsbereit und mit einem warmen Empfinden für alle Leidenden, seine persönlichen Gegner nicht ausgenommen. Zu Engels Zeit nun zeigte sich seine Skepsis nur in der ungemein witzigen Art der Behandlung der Zeitereignisse, und daß er, so kompromittiert er war, den Mut hatte, im Jahre 1893/94 eine geheime Organisationsreise durch Russisch-Polen

mit Abstechern ins Altrussische zu unternehmen, trug ihm die besondere Freundschaft von Engels ein und trieb diesen dazu, im Konflikt Mendelsohns mit den Free Russia-Leuten fast leidenschaftlich für jenen Partei zu nehmen. In deutscher Sprache ist von Mendelsohn wenig erschienen, ein Nachwort aus seiner Feder zur Neuausgabe von Lissagarays „Geschichte der Pariser Kommune" kann jedoch als Probe seiner großen Begabung für die kritische Behandlung von Geschichtsereignissen bezeichnet werden.

Ob Sophie Kowalewska jemals in London bei Marx oder Engels war, die sich ja gleichfalls stark mit mathematischen Problemen beschäftigten (Engels erzählte mir einmal, die einzigen Fragen, über die Marx und er ernsthaften Streit hatten, seien Fragen der Mathematik gewesen), weiß ich nicht, wohl aber war ihr Vetter, der Soziologe Maxim Kowalewski, der im vorigen Jahre als Mitglied des russischen Reichsrats gestorben ist, oft bei ihnen. Er spielt in ihrem Briefwechsel eine Rolle, und ein paarmal gab er auch zu meiner Zeit an den Sonntagen bei Engels Gastrollen. Seltener erschienen bei Engels die beiden männlichen Begründer der marxistischen Sozialdemokratie Rußlands, Paul Axelrod und George Plechanow. Für sie war die Reise nach London zu dem verehrten Meister der Doktrin eine Art Wallfahrt. Die dritte Person in ihrem Bunde, die dem westlichen Europa gleichfalls durch ein Attentat bekannt gewordene Vera Sassulitsch, blieb dagegen über Jahr und Tag in London und war während dieser Zeit natürlich ein Mitglied der Tafelrunde. Obwohl sie aus wohlhabenden bürgerlichen Kreisen stammte, war sie in Erscheinung und Gebaren geradezu das Gegenteil von Marie Mendelsohn. Man konnte bei diesen beiden Frauen, die sich übrigens sehr freundschaftlich zueinander verhielten, an den Unterschied zweier Zivilisationen denken. Die eine, Marie Mendelsohn, ganz die feingebildete Weltdame Westeuropas, Vera Sassulitsch dagegen fast die Vertreterin bäuerlicher Halbkultur. Sie war eine außerordentlich fleißige Arbeiterin und von einer rührenden Bescheidenheit, aber selbst in bezug auf die elementarsten

Ansprüche der Ästhetik noch weit über Rousseau hinaus bedürfnislos. In ihrer Gleichgültigkeit gegen alles, was das Leben verschönt, verhielt sie, die in der Theorie des Sozialismus durchaus zur Auffassung der Westeuropäer sich bekannte, praktisch sich in ihrer Lebenshaltung, wie es der „Volkstümler" extremster Richtung nicht anders könnte. Es spricht indes für ihre Echtheit, daß alle, die sie näher kannten, es gern übersahen. Ganz besonders taktvoll taten dies gerade Marie Mendelsohn und Friedrich Engels selbst. So burschikos dieser sein konnte und so demokratisch er sich im Verkehr mit Gesinnungsgenossen verhielt, so sehr war er als Hausherr darauf bedacht, nie die guten Manieren zu verleugnen, die er im elterlichen Hause geübt hatte, wie er auch mit Geschick als Hausherr dafür zu sorgen verstand, daß selbst bei der größten Ausgelassenheit die Tafelrunde im Ton stets den Anforderungen eines, sagen wir, gebildeten Geschmacks gerecht blieb.

Hanns Braun:

ANSELM AMADEUS

EINE NOVELLE

Lichtgrün der Morgen. Zerbrechlichkalt und gläsern der Himmel. — Mit dem Gefühl des Überlebensgroßen stieg Anseln Amadeus den Gletscher abwärts.

Er achtete nicht auf die Feierlichkeit dieses Schreitens, noch auf die verbissene Mühe, sondern schnaubte, achtlos, zu Tal.

Lange vor der bedungenen Zeit war Scheidegg erreicht, der Führer entlohnt. Ihn selbst aber trieb die fordernde Bewegung noch rastlos über die Halden.

Erst als der Mittag anfing Schatten und Sonne zu teilen zwischen Eiger und Mönch, verließ ihn das Klopfen vor linder Müdigkeit. Es zwang ihn zu ruhn. Er atmete auf.

Die graue Hütte droben! — blinzelnd fand er sie heraus zwischen Eis und Felsstürzen. Dazwischen lag weiß der Gletscher und die erdige Moräne. Jenseits tosten die Lawinen in unsichtbare Abgründe. — Alles verblaßte. Fest schloß er die Augen und spürte ihr müdes Brennen.

Mit Angst erwachte er. Seine Augen trafen auf Menschen, die müßig umhertraten, sich lagerten, aßen und tranken. Weit drüben am Gletscher hafteten sie, wie Punkte: lächerlich.

Menschen? fragte er, wie einer, der aus dem Unbewußten kommend das Einfache verwundert entdeckt. Stand auf. Und trat unter sie.

Ein kleines Mädchen, mitten unter den Nächststehenden, weinte. Während die Erwachsenen mit Ferngläsern den wildgezackten Horizont absuchten, ungenügsam im Verwundern,

händewerfend, mit runden, tönenden Mäulern, losbrechend in unerschöpflichen Entdeckungen, weinte und schluchzte die Sechsjährige, man wußte nicht, weshalb.

Eine Mutter schalt ärgerlich, redete zu, schmeichelte. Zeigte den lichten Schein des Silberhorns, die rostige Bräune der Felsbrüche, das blaue Leuchten ringsum.

Die Tränen strömten, verboten jeden Ausblick. Das Brüstchen stieß, weh und brechend.

Anselm sah dieses Weinen und es war ihm, als hätte er bis zu diesem Augenblicke die Menschen gehaßt. — Er trat auf sie zu und gab ihr Süßes aus seinen Händen. Langsam verlor sie die Furcht, auch vor ihm, und lächelte endlich.

Noch selbigen Tages kehrte er dem weißen Strom und der steinernen Wüste den Rücken, abwärts! Niemand sollte — dies war die Eitelkeit des Vergangenen — wissen, wohin.

*

Schlank, in weißer Fahrt glitten sie von der Mole. Der braune Bursch mit dem Zwirbelbärtchen und der roten Zipfelmütze, die Quaste auf der Schulter, sah nach dem Wimpel und stellte die Segel.

Anselm Amadeus saß am Steuer und gab acht.

Jener pfiff durch die Zähne und rief, in singender Sprache: Zähe Fahrt, mein Herr! Der Wind ist hinunter mit der Sonne. Wir kommen zu spät.

Was tut es! beruhigte Anselm.

Der Rote schwieg, mit den Flächen beschäftigt, die unter dem Hauche des Abends sich füllten und wieder erschlafften. Nun endlich! — Das Schmalboot legte sich ein weniges über.

Anselm gab das Steuer ab und setzte sich seitwärts.

Montreux lag dahinter. Die Paläste am Quai, in der Hochstadt und auf den Vorbergen lagen verzückt im Dunst ihrer roten Lichter; bisweilen verloren sich Schnüre davon im Dunkel von Wäldern, wenn die Straßen darin verschwanden; oder sie zirkelten Ovale und Kanten unsichtbarer Terrassen und Gärten ab.

Von der Doppelspitze der Dent de Morcles sanken Duft und Verklärung, während die weißen Zinnen an den Dents du Midi herb in die Nacht leuchteten.

Ein falber Fleck, der im dunklen Wasser zerfloß, verriet, wo Schloß Chillon gelegen.

Sehen Sie, mein Herr — rief der Bursche am Steuer und deutete nach einem Schwarm Möven, der heiser schreiend über die Segel hin taumelte — Tiere, die niemals satt werden!

Anselm lächelte und sah ihnen nach, wie sie als weiße Punkte über den tintenblauen Wogen auf- und niederstiegen und schließlich sich im nächtlichen Dunst der Savoyer Berge auflösten.

Achtung, mein Herr! rief es vom Steuer. Das Boot drehte vor dem Wind.

Anselm setzte sich auf die andere Seite.

Kleine silbrige Wellen rollten warm und träge daher. Im Westen, hinter der violetten Hügelkette, stand der Himmel in roten und schweflichen Bränden, Streifen werfend über das Blau des Genfer Sees.

Grüne Weinberge schoben sich vor die Buchten von Ouchy und Lausanne, hinaufkletternd bis zur halben Höhe: am Vater Mont Pélerin. Wie von Leuchtkäfern, ihm in den Bart gesetzt, blitzte es zerstreut.

In die Stille hinein sang plötzlich der Andere: Frauen, reif wie der Sommer von Waadt! Oder junge Töchter, mit schlanken Füßen. Blond, — ei! Oder Dunkelhäutige? Immerzu, immerzu. Wie billig alle! Pah, und wie dankbar, mein Herr!

Anselm ließ ihn ohne Antwort.

Die Blicke verschoben sich immerwährend. Im Süden dämmten die Savoyer Berge eine einzige blaue Nacht. In dem Himmel, den sie auszackten, erwachten frühe Sterne.

Zur Rechten aber näherte sich ein halbverwitterter Turm, und als dieser den Blick in die jenseitige Bucht freigab, lag sie geöffnet, festlichen Glanz in allen Fenstern: die winzige Insel mit dem weißen Bau, der seine Füße im See badete.

O sehen Sie! rief der Schiffer in Ekstase. Dies zu besitzen, welch ein Glück!

Einige Boote stießen ab. Die meisten kehrten ans nächste Ufer, ein brauner Segler mit quergestellten Rahmen schleifte an ihnen vorbei. Die Schiffer grüßten sich: die roten Quasten tanzten von ihren Schultern.

Sie werden sich unterhalten, mein Herr, rief der Bursche und lockerte die Segel. Mit Lächeln: Ich vergaß, Verzeihung. — Die Feste von Madame sind berühmt, oh! Wann darf ich Sie wieder abholen?

Ich kann nicht sagen, wann es zu Ende!

Ich werde Glock Fünf zur Stelle sein, mein Herr.

Anselm Amadeus lachte nunmehr: Was werden die hübschen Frauen dazu sagen!

Der Schiffer, geschmeichelt: O sagen Sie nichts, mein Herr. Die Nacht ist lang. Aber...

Sie gelangten an die weiße Marmortreppe, die ins Wasser herabreichte, flankiert von aufbäumenden Rossen, um deren Hufe die Wellen spritzten.

Diener zogen die Barke ans Land.

Anselm blieb stehen, während der Rote, grüßend, sein Boot abbugsierte und den Wind in die Segel fing.

Die Spiegelwasser flossen nach allen Seiten vom Kiele ab, in seltenen Tönungen: vom Rebenrot über durchsichtiges Gelb bis zu dem Violett verdampfenden Broms. In dem Schein der Luft leuchtete das Segel auf, bis es, ein verwaschener Fleck, in der Flut sich verlor.

Anselm Amadeus erstieg die Treppe.

*

Am Portal saß, welk im Sessel, eine Greisin, das Abzeichen des Roten Kreuzes auf der Brust. Er grüßte. Sie dankte lang und schnarrend.

Er verstand kein Wort davon.

Mit einer genau beschriebenen Bewegung, die ihre Nägel

und Ringe blitzen machte, lud sie den erstaunt Befangenen ein näherzutreten.

Madame Lenoir trat aus dem Portal: Aimé! Der Letzte!

Er beugte sich auf ihre Hand. Im Hineingehen: Wer war diese Greisin? Mußte sie an der Türe sitzen?

Madame lachte: Abergläubisch, Aimé? und erklärte es ihm.

Er aber hörte noch das Knarren jener Stimme, als er schon längst im Saal und Madame ihn vorstellte. Aus seinen Nerven heraus war es ihm, als hätte jene Alte vor seinen Augen ihr Gebiß verloren und er, voll Ekel, doch mit wütender Höflichkeit und wie im Zwang, habe es ihr aufgehoben.

Madame bat zu Tisch.

Er saß neben ihr. Zu seiner Linken hatte, lange vor den andern, eine junge Russin Platz genommen.

Anselm Amadeus befand sich in merkwürdiger Fesselung. Er blickte auf seine Hände: wie sie Gabel und Messer faßten und das Weinglas mit leichtem Schwanken hoben. Er betrachtete das Muster des Porzellans und die Pressung des Tafeltuchs. Hie und da machte er heftige Bewegungen mit den Armen und dem Kopfe, der ihm falsch im Nacken saß. Er wunderte sich, daß er nichts umstieß oder zu Boden warf.

Madame rief ihn an. Sie deutete mit den Augen nach dem Ende der Tafel: dort saß die Greisin des Portals und redete mit Gesten quer über die Tafel zu einer jungen französischen Tochter, die ihre Augen respektvoll niedergeschlagen hielt.

Nun, fragten Madame Lenoirs Augen, Aimé, wie?

Anselm lachte, als ob er sich schäme.

Indem er noch einmal den Blick hob, sah er schräg gegenüber einen Dunkelhäutigen mit wolligem Haar, der den Kopf duckte und mit weißen Augen auf irgendetwas lauerte oder feig erwartete.

Anselm beugte sich wieder auf seinen Teller und spürte mit Ärger, wie seine Wangen sich färbten.

Zum drittenmal war er dem Blick der blonden Französin gegenüber unterlegen.

Er erschrak, als die Russin ihn anredete; er hatte sie ganz vergessen. Voll Erstaunen beantwortete er ihre Fragen.

Sie hatte ein zartes und melancholisch edles Antlitz, das sie ihm voll zuwandte, indem sie ihre großen, langwimprigen Blicke über sein Gesicht breitete. Noch nie hatte er solche Augen gesehen.

Madame Blanche, die Pariserin, hatte aufgepaßt: Sie sprechen ohne Akzent, mein Herr, warf sie ein. Anselm sah ihr eine Weile zu, auf seine eigene Antwort erpicht.

Man hörte nur das verhaltene Geräusch der Bestecke.

Da lachte es auf. M. Saïd, der Ägypter, wies die Zahnreihen und schütterte, wie ein Kind. Madame Blanche hatte ihn Lu-li gerufen — sein Kosename!

Nun ließ sie schweigend die Augen zwischen ihm und Anselm Amadeus hin und her und wieder hin wandern. Ihrem Gatten, der tat, als hätte er sie überrascht, zeigte sie spöttisch das Haupt.

Anselm fuhr zusammen: Wieder sah er in die großen unbeirrbaren Augen der Russin. Was er von Liebe dächte?

Er überlegte, heimlich belustigt. Doch ernst, weil sie es blieb: Nichts! Liebe sei nicht zu — denken.

Sie schien zufrieden. Ihre Stirn glänzte, wie unter einem Diadem aus Winterkristallen.

Doch Anselm, dem die Heiterkeit wie ein lange verschlossener Quell in die Kehle stieg, leuchtend vor Übermut und mit einem Blick nach Madame Blanche, klopfte ans Glas und erhob sich.

Alle sahen nach ihm hin. Er begann zu reden, in zwei Sprachen: ein paar Höflichkeiten und ein paar Scherze, wie sie ihm in den Sinn kamen. Das Französische leicht und singend. Das Deutsche dunkel und derb. Es klang immer, als wollte er sich mit dem einen über das andre lustig machen. Daran dachte er.

Mitten in seiner Rede sah er auf seine Zuhörer hinunter. Einige, auch Madame Lenoir, blickten vor sich hin — wie in der Kirche! dachte Anselm; aber die meisten hatten sich ihm zugewandt und warteten immer gleichsam auf das nächste Wort: Der . . sagte Anselm, und alles nickte befriedigt und von neuem gespannt, und so immerzu.

Aber dieser Ausdruck, den Anselm auf allen Gesichtern las, der zu sagen schien: Bravo, junger Mann. Gut und mutig gesprochen! Nur zu: wir nehmen alles entgegen! dieser freundlich glänzende Ausdruck brachte ihn plötzlich zum Stocken. Es kam ihm vor, als stünde er auf einem Schemel. Er krümmte deshalb ein wenig seinen Rücken nach vorn und stützte die Faust neben den Teller.

Mit letzter Fassung griff er nach dem Glas: indem er seinen Körper die Wendung machen ließ, zu der er mit Worten nicht mehr imstande war, trank er auf das Wohl der Dame des Hauses.

Madame Blanche lachte glücklich, als hätte dies alles ihr gegolten.

Zwischen den Blumengewinden und Früchten, den Tellern und Silberplatten hinab, überall standen die Kelche geleert.

Die Tafel ward aufgehoben.

*

Anselm Amadeus schritt erregt aus dem Saal. Er hatte jene leicht berauschte und komisch erhabene Empfindung, als wichen alle Anwesenden vor ihm auseinander, um sich als Gefolge hinter ihm zusammenzuschließen. Er verwickelte sich in diese Menschen, wie in eine Schleppe.

Draußen wurde geraucht. Er warf sich in einen Sessel, bereit zu Scham oder zu Verachtung. Er entschied sich für diese. M. Saïd brachte ihm Zigaretten und Feuer, lachte ihm zu und versuchte ihn zu unterhalten.

Aber kaum hatte er begonnen, da sprang Lu-li auf, und starrte furchtsam über Anselms Rücklehne: Madame Blanche!

Anselm bot ihr seinen Platz, brachte ihr hastig ohne Gedanken alles, was sie wünschte. Rot im Gesicht, diente er ihr, der Ausgelassenen im Sessel. Als er ihr Feuer bot, beugte sie sich weit vor; er spürte den schwindelheißen Duft ihres entspannten Mieders.

Gaston kaute an seinem Bärtchen; seine Blicke flackerten seitwärts.

Sie fiel weit zurück mit lockerem Nacken, raffte sich im selben Augenblicke auf, ihrem Gatten um den Hals und fort: durch die Vorhänge.

M. Saïd setzte sich in den verlassenen Sessel. Er strich mit den dunklen Händen über die Lehnen, seine breiten Nasenflügel blähten durch die Luft.

Anselm stand und spürte die Arme schwer und hilflos am Körper. Er sah einem Schotten zu, der soeben eine dicke Zigarre in seine Pfeife hinein zerblätterte. Mit Mühe seufzend betrat er einen Balkon.

Widerschein aus allen Fenstern warf spitze Lichterzungen und zackige Schatten in einen kleinen Hag blühender Rosen, der dem See abgeschmeichelt im Schmuck des Blühens und Entblätterns schlief. Über den reinlichen Bezirken gewundener Kieswege schaukelten leise silberne Blätter.

Anselm breitete die Arme, holte tief Atem: Da fühlte er sich an der Schulter getroffen. Er hob es auf: eine dunkle, langgestielte Rose mit schwerem Hauch.

Er wog sie in der Hand. M. Saïd, der heraus kam, betrachtete sie mißtrauisch. Anselm machte eine Bewegung, als wollte er sie ihm schenken.

Aber dann trug er sie spitz wie etwas Feindliches durch die Zimmer. Von weitem sah er einen Kristall. Unwillig über jeden Schritt eilte er vorwärts, da vernahm er das gedämpfte Spiel eines Flügels. Er hielt an der Tür. Im Spiegel bemerkte er das römische Profil des jungen Mädchens, mit dem sich die Greisin bei Tafel unterhalten hatte.

Anselm lauschte.

Die Melodie lief in kindlichen Schnüren bergan, hielt neckisch verträumt die Hand ans rauschende Ohr, rannte mit fliegenden Locken über Wiesen, durch Sonnenschein, haschend nach dem Sockel eines Regenbogens, aber müde plötzlich drehte sich's im Kreis, taumelte die Spirale zu Ende und sank in der Mitte des Schnörkels anmutig zu Boden.

Germaine sah auf, aus dunklen Augen. Anselm suchte ihren Blick, indem er sich neigte. Es war Stille zwischen ihnen. Die

Rose stach. Rasch bog er sich zurück ins Vorzimmer: sie flog aus dem Fenster.

Was haben Sie getan, mein Herr?

Er lenkte ab. Was spielten Sie soeben?

Sie sprach es französisch aus, klingend wie Glück und Harfen: Mozart!

Er schwieg, ohne nach Worten zu suchen: Er hätte immer so stehen und schweigen mögen.

Da rührte ihn wer an die Schulter: Madame Lenoir holte ihn zum Tanz.

In den Zimmern, durch die sie schritten, war es drückend. Unter ihren Tritten klangen leise Gläser und Porzellan. Teppiche rauschten seidenweich. Einen Augenblick streifte er das strenge, müde Profil seiner Dame: sie lächelte ihm zu.

Er tanzte mit Madame Blanche, die sich ihm spöttisch gewährte. Fremd blickte sie über seine Schulter hin. Nur zuweilen berührten sich ihre Knie. Endlich: Wo haben Sie meine Rose?

Er stellte sich, als habe er nicht verstanden. Sie wiederholte. Da trotzte er auf: zum Fenster hinausgeworfen!

Sie lachte hellauf, gar nicht beleidigt: Sie Deutscher! Ich werde Sie strafen, mein Herr! Die letzten Takte wirbelten sie. Gaston empfing seine Gattin. Anselm taumelte.

Der Ägypter zog ihn beiseite. Er hielt eine dunkle Rose in der dunklen Hand. Die andere war umwickelt. Gestochen! Er machte eine Bewegung, als wollte er sie zum Munde führen, oder weinen.

Sie, mein Herr, sind mein Freund, nicht wahr? Mein einziger Freund!

Anselm nickte gemessen. Er war sich im Augenblick einer höflich teilnehmenden Miene bewußt.

Lu-li zog ihn schier gewaltsam, wobei sein dünner Arm zitterte, neben sich nieder, rückte dicht an Anselms Knie und begann unvermittelt davon zu reden, was Anselm und jeder, der ihn anblickte längst wußte: daß er unglücklich sei bis zum Wahnsinn und wahnsinnig, weil . . . .

Anselm dachte: Was diese Neger doch für merkwürdige Ausdünstungen haben! und antwortete: Sie müssen die Betreffende verführen!

Lu-li schnellte in die Höhe und sank wieder in sich zusammen.

Anselm fuhr fort: Sie Afrikaner, seien Sie heiß, dann wieder kalt. Überreichen Sie Ihre Rose! Kurz: blasen Sie in die fremden Gefühle und sparen Sie Ihre eigenen!

Lu-li schluchzte fast. Er hielt Anselms Hände gefaßt, als sollte aus ihnen Kraft überströmen. Anselm blickte zuweilen an die Wand.

Oder, wenn Sie können — dehnte Anselm und sah nach der Wand — wenn Sie können, so vergessen Sie alles um sich her, denken nichts mehr als Ihre Leidenschaft und brennen Ihr bißchen Leben daran zu Ende, geschwind! um so besser.

Je gebückter M. Saïd erschien, desto höher reckte sich Anselm: Der Wille besiegt alles! Beginnen Sie, mein Herr! Erheben Sie sich, treten Sie auf sie zu, ordnen Sie Ihre Miene, sehen Sieh: so! Lu-lis Blicke hoben sich aus ihrem schwimmenden Weiß. So! demonstrierte Anselm.

An der Wand hing ein Spiegel.

Als sie aufstanden und M. Saïd nach der einen Seite mutig die Rose schwenkend davonging, war es Anselm wieder, als hasse er die Menschen. Ä! machte er wegwerfend.

Er schritt durchs Rauchzimmer. Da saß die Russin und lümmelte den Gespinsten nach, die der Rauch durchs Zimmer spannte. Ihr gegenüber stützte ein bärtiger Mensch die Ellbogen aufs Knie und sprach, abgerissen, russisch.

Sie hören es! rief sie Anselm zu. Sie brachte eine neue Zigarette zum Glimmen und warf die alte im Bogen in eine Blumenschale. Sie hören es! Der russische Mensch ist der zukünftigste der Welt.

Anselm blieb stehen: Und?

Die Russin machte eine faule Bewegung zu ihrem Begleiter hin.

Dieser erhob sich. Deshalb, fuhr er, deutsch, fort — weil er dem Chaos am nächsten steht. Anselm dachte überrascht: Die ohne Vergangenheit — haben sie immer am meisten Zukunft? Vielleicht hat er recht. Wie steht das mit mir?

Der Russe unterbrach sich nicht. Der russische Mensch, belehrte er, hat wie die russische Natur alle Möglichkeiten in sich. Beide sind unermeßlich. Der Schaffende etwa wird alles reif, in Typen und Individuen, gewiß, auf der Straße liegend, vorfinden. Die russische Erotik ist grandios vom Einfachsten bis zum Perversen, weil sie die Kraft besitzt, die Europa bereits in der Antike zerrieben hat.

Anselm streifte unwillkürlich ihr Gesicht und bemerkte, wie ihre Blicke seinen Körper musterten. Er mochte gelächelt haben.

Denn sie fuhr auf — dennoch langsam — und hielt hart vor ihm: Sie lachen?

Sie hob ihren Arm, daß der Ärmel lässig zurücksank und faßte ihn bei der Weste, wie ein Mann: Sie kennen Genf? Haben Sie gehört von den Hochzeitsfahrten über See nach Evian oder Lausanne?

Anselm dachte: Was soll das hier? und verneinte halb.

Das sind russische Studentinnen, mein Herr, die sich prostituieren, damit sie leben können. Sie müssen! verstehen Sie; aber eben darum tun sie es lachend. Verlangen Sie das von Ihren deutschen Mädchen!

Anselm hatte durchaus die Empfindung, als müsse er sich dessen schämen, er hob die Augen nicht und wartete.

Auch sie wartete noch einen Augenblick. Dann, zornig und mit schneller Verachtung: Auch Sie, mein Herr, sind feige! Sie funkelte vor ihm, wie ein böser Edelstein: Was nennen die Zerbrechlichen Leben? Verraten Sie es mir doch!

In ihren letzten Worten faßte sie ihn tödlich zusammen. Er färbte sich. Ihre wunderschönen Augen standen voll Ruhe über ihm.

Er mußte sich verneigen und ging hinaus.

Er ging durch den Saal und hörte nichts als seine Schritte, die Treppen hinunter und zählte die Stufen, im leeren Vesti-

bül hallte es wider: er erschrak vor seinem eignen fremdartigen, kalten Echo und schritt auf den Zehenspitzen weiter.

Durch die Gläser des Portals sah er undeutlich die Umrisse eines Menschen. Da erst wurde er sich bewußt, was er hatte tun wollen. Unbehaglich kehrte er um. Wie zur Beruhigung sagte er laut: Richtig, er kommt ja erst um 5 Uhr! Und nach einer Weile, ebenso: Anselm? Erkennst du dich wieder? Lügner? Selbstverblender? Aber freilich, in diesem Augenblicke möchtest du gern, daß die Menschen daran Schuld haben. Geh! Und nochmals, häßlich spitz: Geh!

Er gelangte in den Spielsaal.

Eine Wolke von Parfüm, von fremden schweren Essenzen und gefälschtem Schweiß schlug ihm entgegen. Der Raum war voll von gebrochenen Lichtern, aus den Spiegelwänden heraus, die abgründig tief und dunkel sich ins Unendliche entfernten. Um den grünbezogenen Tisch drängte man sich ohne Not eng aneinander.

Dort saß die Greisin des Portals, mit weißen Haarsträhnen und flammenden Wangen, und setzte unermüdlich. Kindlich suchte sie das Schicksal zu betrügen, indem sie ihren Einsatz im voraus verloren gab. Dies fürs Rote Kreuz! krächzte sie jedesmal; denn sie dachte sich das Schicksal eigensinnig, naiv und geneigt, Bescheidenheit zu belohnen oder Unglauben durch Glück zu beschämen. Aber wenn sie gewann, fürchtete sie, das Schicksal könnte merken, daß es von ihr betrogen war, und strich gierig alles ein.

Anselm trat neben sie. Aus der Tasche nahm er Geld und warf es hin, wohin es rollte. Das eintönige Kommandieren der Croupiers wirkte wie Mohn. Anselm sah in all die blaß gespannten Gesichter und spürte genau, daß dies bei ihm nicht anders sei.

In hohem Bogen über den Tisch flogen Geldstücke platt vor ihm nieder, ein Rechen schob ihm das andere zu. Seine Hände zitterten, als er es nahm.

Mit schwanken Bewegungen verstreute er es über verschiedene Felder: wieder kehrte es im Bogen verdreifacht zurück,

flitzte es von der anderen Seite zu einem genauen Halbkreis heran.

Anselm wühlte ein wenig in dem Haufen Silbers und raschelte an den Papieren: Es war wie ein Kitzel: unanständig, eine Weibergeschichte. Verwundert sah er dem Schotten zu, der ihm gegenüber einer undefinierbaren Börse in regelmäßigen Pausen ein Dreifrankstück entnahm und es mit dem Finger auf ein bestimmtes Feld niederknackte.

Anselm blickte der Kugel nach, die im Kreis über die Scheibe jagte, auf einer Mulde zu halten schien und launisch weiterrollte, während er ein Glas Sekt austrank. Nach diesem ein zweites.

Sodann lachte er, wenn er verlor; und das Gewonnene schob er von sich, nachlässig, wie jene Dame, oder bestimmt und prophetisch, wie dieser Herr.

Fürs Rote Kreuz! krächzte die alte Dame und sah flüchtig zu ihm auf.

Plötzlich hielt er ein, mitten in der Bewegung, mit der er sein Tuch über die Stirn führte. Im Weggehen streifte er die zuckenden und starren Räubergesichter der Croupiers mit einem unbedacht neidischen Blick. Unter der Hand überzählte er seine Barschaft. Er nickte. Dreißig Franken Verlust.

Das war genau die Summe, die er sich festgesetzt hatte.

An der Tür traf er mit der Russin zusammen, die ihrem Begleiter in die Tasche griff: Hast du Geld mit? Gib.

Mit der andern Hand hielt sie Anselm zurück, und fuhr dem Regungslosen, wie einer Bildsäule, nachzeichnend über die Kanten der Stirn, über die Brauen bis zur Nasenwurzel abwärts.

Dann durfte er gehen.

In einem der Räume, durch die er kam, saß Germaine. Er blieb stehen. Sie schaute auf.

Ich war im Spielzimmer, sagte er.

Haben Sie Mama gesehen?

Ich erinnere mich nicht! — auf Geratewohl, denn er kannte sie nicht.

Mama sieht bisweilen zu, entschuldigte sie gleichsam.

Um etwas zu sagen, fragte er, wo sie am Nachmittag gewesen.

Sie deutete in die Dunkelheit hinaus: Dort oben, am Mont Pélerin.

Allein?

Gewiß; warum nicht. Aber ich bin müde geworden, deshalb tanze ich nicht.

Erzählen Sie, bat er um ihrer Lippen und Augen willen. Ein Märchen vom Mont Pélerin!

Es gibt keines. Sie blickte in ihren Schoß. — Aber doch ist es schön dort. Kennen Sie die Weinberge?

Er verneinte.

Ich hatte mich zwischen ihnen verirrt und fand endlich einen schmalen Pfad nach oben. Im Wald, in den ich trat, hörte ich Stimmen, immer wieder, aber ich sah keinen Menschen. Der Schatten machte mich kühl. Endlich sah ich ein Häuschen und trank Milch dort. Kleine Kinder umstanden mich. Sie wiesen mir den Weg, der zum Gipfel führen sollte. Ich geriet in eine Kuhherde, der ihr Hirt fehlte. Den Gipfel fand ich nicht. Beim Absteigen merkte ich, daß ich ihn umkreist hatte.

Sie wollte noch etwas sagen, unterbrach sich aber und lauschte nach der Tür.

Eine Stimme rief: Germaine.

War das kein Märchen? wollte ihr Anselm danken.

Das ist Mama, sagte das junge Mädchen, stand gehorsam auf und ging.

Anselm erhob sich, entgegen der Lust zu verweilen. Er dehnte die Arme. Langsam schritt er durch die entgegengesetzte Tür.

Abermals gelangte er durch den Ballsaal, den merklich geleerten. Eines der großen Fenster stand offen: eine fröstelnde Nacht wehte herein.

M. Saïd saß in einer Ecke.

Anselm entfernte sich. Rastlos schritt er durch das Haus

Er kam durch Räume, in denen sie Karten spielten: wie gefroren saßen sie und ihre Arme bewegten sich marionettenhaft und lautlos über den Tisch.

An niedrigen Taburetts buckelten Männer um Liköre in allen Farben. Einer legte die Hand an die Stirn: er bedachte den Sinn des Lebens. Nun? fragten die andern.

Anselm sah zu, wenn Eheleute sich begegneten: wie sie frech einander in die Gesichter lachten, weil sie keine Worte hatten. In den Türrahmen, auf die er zutrat, standen oft unversehens Frauen, oder schoben langsam die Vorhänge auseinander, als hätten sie auf ihn gewartet.

Da gelangte er in einen Raum, wo sie im kleinen Kreis standen und stritten. Anselm hielt ein. Mit plötzlicher Gier lauschte er nach dem ersten Wort, das er verstehen könnte.

Bleich vor Grimm, der ihm ohne Grund merkwürdig gerecht erschien, trat er in die Mitte und riß das Wort an sich. Mit einer ihm selber fremden Stimme verfocht er das schrille Gegenteil — ohne Meinung, auf alle Meinungen maßlos erbittert.

Man trat erstaunt, betreten zurück. Niemand würdigte ihn einer Erwiderung. Seine eigne Stimme klang ihm noch häßlich in den Ohren. Abseits von ihm schlossen sich die Gruppen gedämpfter wieder zusammen, es war klar: die Gegner waren sich ein bedeutendes Stück näher gekommen.

Niemand redete zu ihm. Er ging.

Durch ein leeres Gemach blendete das Fleisch der geraubten Töchter des Leukipos von der Wand. Im nächsten: dickwanstige Verführungen von Rubens, zwischen Satyrn und Frauen, deren schräge Augen vor Lüsternheit sprangen: unbändige Fülle der Lust, Lebens und heidnischer Feste!

Aber im folgenden hing einsamer ein Claude Lorrain.

Als er den letzten Türvorhang zurückschlug, befand er sich in plötzlicher Dunkelheit. Er tastete an der Wand nach dem Schalter, drehte . . . Die Birnen schienen ausgeschraubt.

Er fühlte sich mit der Hand zu einem Sessel. Sein Auge gewöhnte sich an den schwachen Schein, der vom Fenster

hereinfiel. Er schaute ein Stück Nachthimmels, das Ein Sternbild überquerte. Wie die Leuchtbojen auf dem Meere, wo das Land nahe, zuckten sie auf in roten, gelben und diamantblauen Lichtern, wechselnd und ewig, kalt und wissend, ruhbeglückt und dennoch das samtne, herabgewölbte Blau belebend. Anselm atmete nur.

Da drang durch die Wand jener Schwall von Stimmen und Musik, der durch rasch wieder geschlossene Türen herzustößt. Anselm hörte Stimmen, die sich flüsternd unterhielten. Einmal lachte es auf, sausend wie Stahlklingen. Dann blieb es lange still.

Anselm stand auf. Er wollte nicht hier überrascht werden. Er öffnete, und befand sich in einem mäßig erleuchteten Vorraum, der als Garderobe dienen mochte.

Die beiden Herren setzten sich eben in Bewegung und wichen vor Anselm auseinander. Dieser dankte, stumm.

Der Russe tat, als hätte er Anselm nie gesehen, aber der andere rief mit seimiger Liebenswürdigkeit: er wünsche Monsieur viel Vergnügen.

Anselm dachte: nun dreht er dir eine Nase. Und wandte kurz. Da stand der Franzose gekrümmt, mit dem verbindlichsten Lächeln auf dem Olivengesicht.

Anselm winkte ihm mit der Hand zu und trat in die jenseitige Türe.

Betroffen im ersten Augenblick blieb er stehen.

Hier waltete eine afrikanische Laune. Der Raum war vollständig mit orangefarben Leinen ausgeschlagen, hinter denen die Lichter glommen. Die Decke: eine einzige goldgelb leuchtende Wolke. Die Wände strahlten wider: Gleißen und Hölle. Das Gefühl der ungeheueren Hitze, das sich allen vortäuschte, ließ die Menschen taumeln und lechzen: sie tanzten wie rasend.

Eine unsichtbare Musik, man konnte nicht erraten, woher, spielte dazu mit Dämpfern. An gewissen Stellen hörte sie plötzlich auf, dann summten die Tanzenden ein wild melodisches Sausen der Zähne, bis die Violine gedämpft ein ruckweis seidenes Lachen hineinschüttete.

Dann wieder tanzten sie lautlos, durcheinander gebalgt und verbissen.

Anselm rauschte es in den Ohren: tönende Stille. An ihm schattete es vorbei, in Verkleidungen. Er erinnerte sich der Mäntel und Kleidungsstücke im Vorraum.

Da hörte er einen kleinen Schrei: Madame Blanche.

Im Frack! lachte sie. Anselm Amadeus hier, und im Frack!

Er wehrte kaum ab: Wie sollte ich, ahnungslos . . .

Sie selbst trug einen langen schwarzseidenen Mantel, der ihre Arme bloß und nackend ließ. Ihre Füße umschnürten Sandalen.

Wo ist Gaston? rief sie ausgelassen. Gaston!

Anselm betrachtete sie, die zu ihm gekommen war. — Sie legte ihm plötzlich ihren Finger auf die Lippen: Um Gott, schweigen Sie hiervon, Madame weiß gar nichts.

Er versprach es, ungläubig.

Gaston fegte heran, in die weiße Tracht eines byzantinischen Eunuchen gekleidet, mit Tigeraugen. Er packte seine Gattin bei den Hüften und riß sie über die Schultern davon. Muß ich dich immer bewachen! schrie er unbeherrscht. Es sollte Scherz sein.

Sie lachte und hielt ihm die Augen zugepreßt, bis er sie zu Boden sinken ließ. Ein Kreis Vermummter fing sie auf, die sich lachend unter den vielen Berührungen wand. Gaston zischte und tanzte allein wie eine weiße Flamme: sein eigener Wirbel.

Die Russin kam vom Ende drüben zu Anselm heran und schlang ihre dünnen ausdrucksvollen Arme um seinen Hals, ohne ein Wort, ohne Hast.

Er spürte ihren schmalen Leib durch das Perlgehänge, das bei jeder Bewegung zur Seite flog. Ihre kleinen Brüste mit den großen hellroten Spitzen lagen frei.

Anselm erwiderte ihren Einfall: er zeichnete mit dem Finger die Linien ihrer Brüste nach. Mit der andern Hand streichelte er ihre weiß belebten Schultern.

Er erschrak, als er ihr ins Gesicht sah. Sie hing willenlos in

seinem Arm, ihre großen Augen lagen gebrochen unter den seidenen Wimpern; ihre Lippen öffneten sich, wie eine tödliche feuchte Blüte. Ihr Körper leuchtete marmorweiß.

Eine Lücke klaffte in der Menge auf: Madame Blanche stürmte heran, ausgelassen: Aimé hat Wera getötet! Rache, Rache!

Anselm wehrte mit der freien Hand und gebot Stille. Von dem Wirbel in der Mitte lösten sich die an den Rändern. Stumm im Kreis sahen ihr alle ins Gesicht, während die Musik hinter den Wänden ungeduldig weiterging.

Er schattete seine Hand über sie, so daß die Neugierigen nichts mehr sehen konnten.

Mit einem Seufzer, ihre weiße Stirn verbergend, erwachte sie. Anselm winkte den andern wegzutreten. Ein Aufatmen lockerte den Kreis. Man kehrte sich ab und lachte sogleich. Die Frauen faßten sich in den Hüften.

Alle empfanden es: dies war die Ruhe gewesen vor der letzten Tollheit und ein Zeichen. Die Musik, als hätte sie, wie das Böse, gelauert, strömte plötzlich aus allen Wänden in einer infernalen Betäubung, so daß ein Stöhnen der Wut von allen Lippen brach.

Wera schlug die Augen auf, sah Anselm groß ins Gesicht und sagte weich: Ich habe geträumt. Sie löste sich aus seinem Arm, wie eine schwere Melodie, und ging langsamen Schrittes weg.

Die Pariserin vor ihm ließ die erhobenen Arme sinken, beinahe demütig: Wollen Sie mich nicht auch töten?

Er verbeugte sich, abwesend.

Sie seufzte lachend: Kommen Sie, tanzen Sie wenigstens mit mir. — Er tat's.

Ringsum rasten die andern, ihre Gewänder fegten wie bunte Leuchten durch die Hitze, man stieß sich, taumelte übereinander und umklammerte sich, kraftlos lachend. Auf einigen Gesichtern war auch dieses Lächeln ausgelöscht, ihre niedrigen Stirnen streckten sich vor: bösartig, und aus den entheiligten Locken hörnte der Satan.

Die Lippen der Frauen bluteten, man wußte nicht, ob in Lust oder Schönheit. Aber die Zähne der Männer waren zusammengebissen, wie Todesurteile.

Ohne es gewahr zu werden, stand Anselm plötzlich in einem Gelaß, welches ein dünner Vorhang abtrennte; am Boden lagerten violette und gelbe Polster, während die Decke, mit roter Seide überspannt, das Licht herabsickern machte zu purpurnen Finsternissen, wie auf den Boden des Meeres.

Sie, immer noch lachend: Wissen Sie überhaupt, Monsieur L'Allemand, was ich vorstelle?

Er wies mit dem Daumen hinter sich: Seine Gattin. Sie tippte ihm auf die Stirn.

Dann, sagte er trocken, vermutlich die Tochter der Herodias.

Wie das? — begierig, mit einer Stimme, als wenn ihr Herz klopfte.

Denn, fuhr er fort, Sie wollen das Haupt des Johannes.

Sie lachte: Ich will Ihnen sagen, wer ich bin. Sie nestelte an ihrem Mantel und schlug ihn auseinander: Ich bin Monna Vanna! Sie stand nackt vor ihm.

Er sah zu Boden, bewundernd die Schlankheit ihrer Fesseln. Weich gerundet lockten ihre Knie, ihre Schenkel, die Hüften. Unter den Brüsten, den maßvoll üppigen, senkte sich eine schmale Falte. Die Linie ihrer Schultern war wie der Horizont der Schönheit. Unter der linken Achselhöhle entdeckte er drei winzige Male, gleich dem Gürtel des Orion in einer Linie.

Er streichelte darüber. Dann faßte er sie sanft bei den Armen und drehte sie um.

Der schwarze Mantel ließ ihre Schultern frei und hakte über den Hüften fest. Er betrachtete die feine Mulde zwischen den Schulterblättern und den Fall der Hüften.

Dann drehte er sie wieder nach vorn.

Sie schaute ihm in die Augen, er spürte es. Ein klein wenig lächelnd hob er sich auf den Zehenspitzen, entblößte ihre linke Schulter vollends vom Mantel und küßte sie mit Inbrunst darauf.

Sie zitterte am ganzen Leib.

Er schwieg, ruhig wartend. Sie zwang sich zu lachen und rief flackernd: Sie sind — pervers, Aimé!

Jemand seufzte. Blanche erschrak heftig, raffte ihren Mantel und hastete unter dem Vorhang hindurch.

Anselm blickte sich um: In der Ecke auf übereinandergeworfenen Kissen schlief Wera. Sie hatte das Perlgehänge von den Hüften gelöst. Ihr weißer schmächtiger Körper schlief im fremden Licht des Glanzes und der Mattheit.

Da bewegte sie die Lippen und sprach unverständliche russische Worte. Zugleich hob sie die Arme gegen ihn, anmutig wie eine Tänzerin. — Unbeachtet gelangte er durch die Tanzenden. Als die Türe hinter der Musik zusammenfiel, hielt er ein. Dann schritt er durch das dunkle Kabinett, die Gemächer mit den Bildern, Kaminen, Sesseln und Kristallen, durch das Rauchzimmer, den Saal über die Marmortreppe hinunter in die Vorhalle und trat auf die Terrasse.

Im Korbsessel zur Linken saß Madame, leise: Sie kommen zu mir, Aimé? Haben Sie Gram? Auch Sie?

Anselm sah ihr über die müden, höflichen Augen, die voller Fältchen waren und fast ohne Glanz. Er erriet; flüsternd: M. Saïd?

Auch sie flüsterte: Vor einer halben Stunde. Nach Lausanne. Genf-Marseille: heim!

Anselm schaute zu Boden. Er fühlte ihr Erwarten: daß er etwas Erlösendes mit leiser Wärme sagen möge. Vielleicht würde sie plötzlich weinen. Sie tat ihm leid, er wußte nicht recht, warum.

Sie zuckte ein wenig die Achseln, liebenswürdig: Lassen Sie mich allein, Aimé! — als erriete sie seine Gedanken. Er schmeckte die fade Frühe, das Milchige über dem fröstelnden See.

Gehorsam trat er durch die offene Türe in den kleinen Garten. Seine Schritte knirschten. Er suchte die Marmorbank, deren Stufen ins Wasser führten. Er fand — Germaine.

Sie werden sich erkälten, Sie glühen!

Er wehrte dankbar ab und setzte sich zu ihr. Sie schwiegen.

Haben Sie Mama gesehen?

Nein, sagte Anselm leise und es war ihm, als lüge er. Von Osten kam grünliches Licht über den Himmel. Der See lag still, in weichen, öligen Nestern.

Erzählen *Sie* etwas, bat Germaine, vorhin habe ich —

Es kam ihm ein Gedanke. Verstehen Sie deutsch?

Nein. Aber sprechen Sie. Ich werde glücklich sein, Sie in Ihrer Sprache zu hören.

Anselm erhob sich von der Bank und setzte sich auf die Marmorstufe zu ihren Füßen. Große Befreiung kam über ihn und eine heitere Andacht.

Er streckte ihr die Hand entgegen: Weißt du, daß ich dich liebe? Voll Jauchzen war er über all das, was er ihr sagen wollte ohne Beschämung. Er wiederholte es mannigfach, immer neu, und als er weitersprach, da waren es mühelose Verse wie in Träumen geworden. Alles in ihm drängte: zu klingen!

Es war ein Sang von Nächten und Einsamkeit, von weißen Himmeln und den Rosenspuren der erwachenden Sonne; aber plötzlich gewendet tönte er von den Menschen, den flüchtigen, leidbringenden, und von ihrem Lachen, das die Freude gürte wie ein Komet die Welt. Doch über all diesen Worten, vom Fernsten redend, schwang in tausend Glocken seine Liebe: Ich liebe dich, ich liebe die Menschen, die Welt, ich liebe Gott, den Schöpfer und den Geschaffenen; ja, ich liebe mich selbst wieder, in dem Glück, dies alles verkünden zu dürfen ohne Scham. Denn nicht mehr liebe ich mich allein.

Er schwieg. Sein Blut strömte hell und berauscht. In ihm schlug das niewiederkehrende Glück; während ihre großen römischen Augen ihm gefolgt waren und ihr Ohr den seltsam fremden Klängen lauschte, von denen sie kein Wort verstand.

Sie harrten, beide still.

Ein Goldsaum franzte die violetten Streifen über dem Rhonetal. Winzige Wolken entflammte er zärtlich.

Ich danke Ihnen, sagte Germaine, ich fühle: es muß über alles schön gewesen sein, was Sie gesprochen haben.

Er faßte ihre Hand und blickte sie an.

Sie zuckte zusammen. Nein, sagte sie kurz, wie ein Pulsschlag. Ich will nicht.

Sie stand auf und ging ein paar Schritte. Sich umwendend: Wenn Mama es wüßte! Und zögernd: Ich würde es ihr sagen.

Dann ging sie. Anselm sah ihr nach, bis sie hinter Büschen verschwand.

Bald mochte die Sonne aufgehen. Anselm wartete. Drüben standen Berge, gleich denen, die er verlassen hatte. In Schleiern, fern und nie berührt. Wieder war alles sogleich Geheimnis geworden.

Er blickte auf. Vor ihm stand Germaine und hielt eine kleine weiße Rose in der Hand. Ihre Knospe hätte sich bis zum Mittag entfaltet.

Er trat auf sie zu, faßte ihre beiden Hände. Demütig zitternd neigte sie den Kopf zur Seite: seine Lippen streiften über die dargebotene Wange.

Da konnte sie nicht mehr anders, sie wandte ohne Willen den Kopf und ließ ihre Lippen finden.

Und er spürte, in langem Kusse, wie ihr feiner Mädchenkörper bebte bis auf seinen Grund.

Sie sah ihm in die Augen, wandte sich und schritt langsam hinweg. In seiner Hand spürte er die kleine Rose.

Er blickte wieder in die Welt. Ein Goldstrom traf die Berge, ein breites Band den erwachenden See.

Ringsum klang es auf. Die Vögel sangen alle zugleich die erste Stunde, dann verstummten sie wieder. Er ward es voll Erstaunen inne.

Von den Kirchtürmen am Land vermengten sich fünf helle Schläge, vielfältig, wie Glockenspiele. Da folgte er ihr langsam nach.

Vom See her grüßte eine rote Mütze. Das Segel drehte bei.

Gute Fahrt, mein Herr! Der Wind ist aus den Federn!

Ernst Bloch:

DER ANDRE DON QUIXOTE

Das neunte Heft der von Ernst Blaß herausgegebenen Monatschrift „Die Argonauten" (Heidelberg, Verlag von Richard Weißbach) bringt einen Aufsatz „Über Don Quixote und das abstrakte Apriori" von Ernst Bloch. Er mutet an wie eine Antwort auf den „Cervantes" von André Suarès: zwei Mentalitäten, zwei Systeme stehen einander unversöhnlich gegenüber. Das Januarheft der Weißen Blätter enthielt wesentliche Teile des „Cervantes" von Suarès. Es folge der zusammenfassende Schluß des Aufsatzes von Ernst Bloch.

Wir sehen uns hier zu einer gedanklichen Abschweifung veranlaßt. Was will ich, wenn ich sehe? Ich will, wenn ich künstlerisch sehe, reicher und vermehrter werden. Aber es wird mir nichts gegeben, wenn ich zuhörend erleichtert mitschwinge. Es sei denn, daß ich es mir selber hole, weitergehend, gegenständlich, über die Form hinaus. Selbst der Künstler kann nichts geben, wenigstens sofern er in althergebrachter Weise formend, sorgfältig, auf bloßes Formen ausgehend ist. Aber man kann auch künstlerisch verkünden, spezifisch künstlerisch inhaltlich sein. Lustig, häßlich, schön, bedeutend — das sind alles die kurzen Fühler und Gefühlstöne eines noch flachen Zuhörertums. Grün mit Rot, Figurenkomposition in der Landschaft, Spielbein, Stehbein, Kontrapost, Querstände und neapolitanische Sext, gut gestellte Kontraste — das sind gleichfalls kurzatmige Dinge, wie sie freilich unten, nicht zu lange, dazu gehören, wie sie zur Mitteilung, zum pädagogischen Horos und Terminus des prinzipiell offenen, unabgeschlossenen großen Kunstwerks notwendig sind, Bäume, die den Wald anzeigen und vor denen der Künstler im Status der Formung

den Wald nicht sieht, die aber der Wald nicht sind und die sich nicht einmal chiffreartig mit dem Geist des Waldes, mit dem durchaus eigentümlichen Inhalt der ästhetischen Werksphäre decken. Gewiß, was nicht ausgesprochen ist, existiert nicht, aber das Ausgesprochene muß im Dienst stehen. Es muß entweder erleichtern, zum Einfühlen, Abstrahieren, Verstehen insgesamt, oder aber, es muß bedeuten, wie vor allem bei den Bühnenwirkungen, beim Rufen, Warten, Klopfen, Eintreten, als ein an sich schon Anderes wie bloße Mitteilungs- und abgestandene Effektregie (denn aller Effekt hat ursprünglich metaphysischen Grund hinter sich), als durchbrechender Schein, gegenständlicher Rhythmus, siegelhaftes Gleichnis. Wo das nicht der Fall ist, stellt sich die kalte, abgefeimte Formregie als bloße Lüge und unechteste Gewohnheit, ja noch schlimmer, als Betrug und Diebstahl am Metaphysischen her. Denn man kann auch künstlerisch ein Erkennender sein. Man kann als der, der man ist, und nicht vermöge dessen, wie man es macht, ein spezifisch künstlerisches Objekt haben, das überhaupt nur malerisch, episch, musikalisch und vor allem bühnengemäß, dramatisch möglich ist, aber durchaus nicht nur wegen dieser Formen möglich oder gar durch sie begrenzt, erzeugt, letzthin gestaltet ist. Wichtiger als daß die Außenstehenden Gesang hören, wenn ein Mann im heißen Bauch des pharsalischen Stiers schreit, und erst recht wichtiger als der Mechanismus, vermögen dessen Schreie als Gesang verwandelt mitgeteilt werden, sind die Schreie selber, ihre unabgelenkte Echtheit und Tiefe. Mitzuteilen und Formen ist eine hohe, aber nicht die letzte Sache; es gibt Bedeutenderes zu wollen, und jeder große Künstler will es, bevor er technisch wird, und soll es bleiben, obwohl und nachdem er technisch geworden ist; es gibt Bedeutenderes zu wollen, als die gewerblichen, untiefen Probleme mittlerer Ordnung der Mitteilungs- und Formungsakribie. Wir sprechen noch gar nicht von Farbe, Stein oder überlieferter Satzstellung als den Stoffen, die schon abirrend genug wirken. Sondern eben von dem Formen, von den Sorgen der Akribie, die das Wie allzusehr statt des Was des Leidens

unterstreichen lassen, von den Fragen der Wirkungsschematik, die sich für den Künstler selbst beständig vor die Aussicht auf die gehaltreiche Weltsphäre schieben, und daß der Künstler nicht immer so rein werkhaft an sich zu sein braucht, daß sich sein Schaffen als prästabilierte Harmonie von Erlebnis, Mittel, Form und Dingmaterialität oder Menschensubstanzialität definieren läßt. Es gibt noch ein Anderes; der gute Zuhörer schweift gerne und nicht nur, wie der schlechte, bloß assoziativ nach ihm hinüber; das malende Kind, der schnitzende Bauer, der große Künstler, wie zuletzt bewußt Dostojewsky und Strindberg, nehmen daran unaufhörlich teil und zwar mit einem anderen Ringen als dem, durchaus schließende, an sich schon wertvolle, in sich immanent auffangende Formen einer nichts sonst treffenwollenden Welt ohne Enttäuschung zu geben. Man kann künstlerisch, wenn auch nicht über die gemalten Fensterscheiben hinausbeziehen, so doch wissen, daß der Künstler durch Anderes künstlerisch und im Diesseits gehalten wird als durch die Ermattung, Vergeßlichkeit des Zuges und falsche Immanenz der Akribie und Formproblematik als der scheinbar einzigen Phänomenologie des schaffenden künstlerischen Bewußtseins, und daß diesem ausgemachten Hierbleiben des Künstlers ein letztliniges Dilettantentum, der große Nominalismus der Form und alleinige expressionistische Realismus des Subjekts keinen Abbruch tun. Dann gelangen erst die zuhörenden Menschen nach Hause. Freilich immer nur erst punktuell, aber sie werden nicht mehr eudämonistisch betrogen oder müssen sich schämen, weil sie dem unausrottbaren Heimweh der Seele zufolge, auch dort, wo sie nur künstlerisch empfänglich sein will und soll, inhaltlich, aufs Gegenständliche, auf das Was des Angesagten hin zu verstehen gestrebt haben. Sie kommen kurz nach Hause, aber sie nehmen eine Erinnerung mit ins undichter, uneigentlicher werdende Leben, die vor der Verzweiflung, wieder außen zu stehen, wohl schützen kann und auch mehr ist als die bloße Abwechslung, einmal nicht enttäuscht zu sein, die die hintergrundlosen Lügen des bloßen kleinen schönen Ausschnitts spenden. Und

andererseits: gelockert sein, anders ehrlich, apriorisch dilettantisch sein, das ist mit jenem verwandt, was sich die Kerle, die Naturen bis oben hinauf, gegen Gottsched erkämpfen wollten, der formal transzendierende, wenn auch ästhetisch immer noch immanente Genius, wie er, wenn auch nicht nur zufällig, so doch zutiefst nur scheinbar und uneigentlich ans Talent angrenzt, wie er alle Asyle und falschen Richtstätten der absoluten Formanalyse verläßt und so freilich schwerer zum Lehrbegriff abzuziehen ist, als es sich die bisherigen, wenn auch vermeintlich noch so inhaltlichen Ästhetiken, selbst die spekulativer Art, träumen ließen. Aber wie wir sagten, auch der gewaltsamste Künstler, auch der, welcher künstlerisch am ausbrechendsten ein Erkennender sein will, und dieser erst recht, bleibt wie Kolumbus, der das Paradies suchte, im Diesseits stehen. Es ist das andere Ich und der andere Gegenstand, der Künstler und Kunstgemäßes als Jenseitigkeit im Diesseits bestimmt und nicht die scheinbar typisch immanent auffangende Form. Denn dieses ist das Kriterium der ästhetischen Erhellung, auf ihre letzten Kategorien hin angesehen: wie könnten die Dinge vollendet werden, ohne daß sie apokalyptisch aufhören, wie könnte jedes Ding und jeder Mensch an seine oberste Grenze, dem Sprung entgegen getrieben werden, dargestellt, das heißt immer noch nur erst von uns abgehalten, vermittelst der Formen geschehend, werkhaft gespiegelt und doch, was darüber das Wichtigste ist, vollkommen erleuchtet, solange das innere-obere Licht noch verborgen ist und der Sprung seiner ganz anders verwandelnden Einsetzung des Herzens Jesu in die Dinge, Menschen und die Welt noch aussteht. Früher, als man noch nahe stand, das heißt, bevor es die neuzeitlichen Stile, Stilisierungen gab, die sowohl als unbestimmter Ausdruck in der Architektur wie als persönlicher Ausdruck in Musik und Poesie wieder verschwinden werden, hatte man Flügelstiere, obere Säulenstellungen, das göttliche Leben selber nach ihrer gegen die Welt gelegenen Glanzseite im künstlerisch deskriptiven Blick, dasselbe was jetzt, wieder anders, im engeren Raume des Subjektivismus

nahestehend, die sich ins sichtbar Vielgestaltige der Einzelfälle ausbreitenden Probleme zwischenmenschlicher Moral und vor allem des einsameren Heils der Seele, der moralischen „Transzendenz" bilden dürften. Farbig, am farbigen Abglanz haben wir dieses ästhetische Leben; blickt man aber in die verborgene Sonne selbst, so ist das nicht mehr Kunst, sondern ich bins, inneres, bildloses, ja ganz eigentlich werkloses Gottsuchen, in dem das Werk so wenig mehr als Hilfskonstruktion vorkommt, daß nur noch ich allein, die Wiedergeburt, die Einrichtung des Herzens, als Werk erscheine, Moral und Metaphysik der Innerlichkeit, ein neues mediumloses zu sich Stehen der Subjektivität, das deutlich die Immanenz des künstlerischen von der Transzendenz des dergestalt direkten, religiösen Gegenstandes trennt.

Wir kehren zu dem hilfreichen Junker zurück. Es ist leicht zu sehen, wie die meisten viel zu still für seine Geschicke sind. Sie haben nicht einmal den Aufruf zum Handeln verstanden, den ihre vermeintlichen Gesichte enthalten. Darum bleiben sie so enge, so leer feurig, so übel gehalten oder aber so unangemessen alles begreifend in Ruhe. Diese stehen hinter dem mutig ausgreifenden Mann. Aber jeder, der überschlägt, um dadurch schneller zur letzten Seite zu kommen — und darin berühren sich letzthin allerdings die stillen Selbstpfleger mit den Quixote-Naturen —, alle jene, die das Hohe in das Niedere zerren, um derart moralisch zu heilen oder umzustürzen, was nur wirtschaftlich, im vollen homogenen Schmutz der Sache selbst, anzugreifen ist, folgen Don Quixotes abschreckenden sozialdilettantischen Spuren. Es ist gleichgültig, ob die edlen Inhalte Rittertum oder wie anders sonst heißen: sie sind immer veraltet, wenn sie nicht an jene rechte obere Stelle gesetzt werden, wo sie erleuchten, statt zu taumeln und beliebig oft durch die andere reale Welt „widerlegt" zu werden. Wir haben gesehen, wie sehr Don Quixote mit all seinen überschlagenden Traumbildern die Würde des nach oben gerichteten Zuges verletzte. Wenn das Wort Balzacs von den großen Menschen gilt, in deren Köpfe sich die Brüste des Weibes der Kraft eines

Gottes einen, dann kann dieser Kraft des Annehmens, Ernährens und Erfüllens und dieser Kraft des zeugenden Sohnestums und Logostums nichts ferner stehen als die unreife, phantasierende Abstraktheit. Darum, es muß nicht so sein und wer das Eine liebt, braucht das Andere nicht zu lassen, wer die großen Wurzeln pflegt, braucht sich nicht den transzendenten Ehrgeiz abzuschwören. So winkt auch für den, der nicht nur alles begreifen oder kontemplativ antichambrieren will, der in sich fühlt, was verändern wollender Geist ist, ein anderes vorbildliches mittelbareres Leben. Auch Faust war unruhig, überdrüssig und voll unsicherer Ahnungen. Aber er suchte sich vorher zu erfassen, mit den Gegenständen auszugleichen, an ihnen zu kräftigen, zu bilden und dann erst, um Vieles aus seiner eigenen Geschichte in der Welt belehrt, wieder aufzutauchen. Er kommt immer nur zu sich, um wieder in neuen Bezirken zu verschwinden, um gänzlich die Welt über sich zu drehen und derart nochmals, beschleunigend, von sich aus das Ganze bereichernd, den geschehenen Gang, die begonnene Reise des Ich und Wir durch die Welt, durch die Schalen der Natur und die Werke der Kultur zu wiederholen. Er bleibt gewiß zuletzt unaufgenommen und unerlöst übrig, denn seine Frage, so voll sie auch von Anweisungen und diesseitig sachlicher Figur war, hält länger an als die Beantwortungen des Daseins, die vorzeitig ausgehen. Aber dadurch, grade insofern nichts verwischt wird, und jeder Stelle das Ihrige an Hilfe, Erlernung und fehlendem Ortsgeist geschieht, bringt es Faust zustande, daß die Würde des Sollens gerettet und daß das Apriori genau dort gesucht wird, wohin es der nach allen Standindexen des weltlichen Geistes folgende Standindex des Überhaupt und der Glorie verweist. Hier wird trotzdem niemals nachgegeben, niemals der Geist mit seinen Fußspuren im Schmutz, ja nicht einmal mit seiner Kathedrale verwechselt, und doch ist das Geheimnis konkret geworden. Hier wird nirgends das Wirkliche benutzt, um die Utopie zu begraben und niemals, obwohl der faustische Kreis, das vermittelte, konkret-abstrakte, marxistische Land Fausts und der Propheten

und dann erst, aber dann erst recht der Propheten, weiter ist als Quixotes Parabel — niemals bei der Einstellung jedes Gegenstands in seine Sphäre zugleich auch die Idee in Rationen aufgeteilt. Freilich unterliegt Faust in der menschlichen Hingebung, die eben keine Idee ist. Er war nicht dazu berufen, dies Eine gänzlich zu erreichen, so vielfältig er sich auch vermischte und ringsum hineinbildete und so durchdringend er auch sonst jedes hier zu tuende Werk getan hat, selbst noch jenes Äußerste, das im Niedersteigen zu den Müttern besteht. Darum hat Faust erst am Ende, als er so weit als nur denkbar das unrealisierbare Sollen in die wahrhaftige Esoterik zurückgeschoben hat, die Liebe unter der hinreichend unzulänglichen Realisierung des Kanalbaus entdeckt; nicht anders als alle jene großen griechischen und deutschen Philosophen der Objektivität, die wohl die Idee durch alle Konkreszierungen der begriffenen Wirklichkeit sicher und ungeschmälert hindurchtragen konnten, denen aber das immer mehr als ein Aufzulösendes oder Häretisches gefaßte Innere, gesondert Seelische und Ichhafte in der falschen Deckung des letzthin Wesenhaften mit dem Allgemeinen, der Sittlichkeit mit der Polis, der Geistigkeit mit dem System verloren gegangen war. Was jedoch nun den hilfreichen und sich allzu übereilenden Junker angeht, so ist er freilich gerade darin gewaltig, daß er aufs heftigste das Tun vor das Anschauen setzt, daß ihm, wenn er es nicht zurück verwandeln kann, auch das Sehen und Offenbartsein nichts gilt, weshalb ja vielleicht Dostojewski den tiefsinnigen Satz sagt, daß der Mensch nicht vergessen wird, dieses traurigste der Bücher zum letzten Gericht Gottes mit sich zu nehmen, aber des Ritters jakobinisches Schicksal war, daß er die Anschauung ungegliedert verstand und ohne alle sphärentheoretisch abgewandelten Gesichspunkte ins Leben einsetzte, statt vor allem die Abwesenheiten des Sinns spezifisch zu begreifen und dann erst wie Faust, besser und utopisch genialer wie Faust, zur erwünschten Heilung oder Antwort aus den Weisheiten eines konkret utopischen Apriorismus zu schreiten.

So muß man weinen und lachen zugleich und zwar derart,

daß das Lachen darüber steht. Gewiß, es ist schön, mutig und edel sein zu wollen, wo man zurückhaltend oder vorsichtig sein müßte. Hier sieht man mit wehmütigem Respekt auf diese traurig erhabene Gestalt. Gewiß, es ist erschütternd und bis zu Tränen qualvoll, wie hier am Ende der Wahn abfällt, und Don Quixote vor sich selber ruhmlos verendet. Aber man ist das, was man für sich am Ende ist, und der phantastische Streiter steht nicht nur deshalb zuletzt im Dunkel, weil ihn die Welt geschlagen. Sondern er geht aus und ist zu ersetzen. Er ist lächerlich, aber nur das ist lächerlich, das sich auf einen bedeutenden Hintergrund zu bewegt und zurückbleibt. Deshalb sind etwa Äpfel nicht zu karikieren, wohl aber schon Tiere und erst recht halb heroische Menschen. Das Sich-Bewegen und schließlich In-sich-Zergehen vor dem unbewegten Hintergrund ist das Entscheidende. Darüber lacht man, es lacht ein gemeiner, letzthin freilich auch ein sich anders sicher fühlender, wenn man will, ein frommer Zug in uns. Denn die Träume an sich können nichts bedeuten, es kommt darauf an, daß sie rufend, zeugend sind und den Weltlauf, der geht, ohne zu wissen, wohin es geht, tätige, pragmatistisch wahre, konstitutive Phantasie einverleiben. Das heißt, wenn es gestattet ist, eine Reihe zu bilden, die sich unter Absehung der sehr verschiedenen Werte ihrer Glieder etwa von Beckmesser über Don Quixote zu Niels Lyhne hinzieht, so ist Beckmesser zufällig und durchaus reparierbar, er kann fallen gelassen werden, denn es läßt sich besser machen und sein Untergang hat keine Schwere, denn dahinter leistet ja der frische Stolzing sogleich das Verfehlte; aber Niels Lyhne ist schon ein typischeres Versagen des ernsten Menschen überhaupt, und wenn er untergeht, im vollen Zusammenbruch seiner höchst „vertretenden", höchst realen Weltanschauung, so brennt das eigene Haus, nicht nur, daß keinem Menschen das Lachen dabei ankommt, sondern auch das wie immer überlegene, mitleidsvoll, nur zum Teil selbstbetroffene gütig Komische steht still, alle leichten Vorzeichen kehren um, der Mensch sieht sich als Menschheit selber ins Gesicht, wie sie versagt, und so tritt

am Ende statt des unschädlichen Spiels der deutlich tragische Augenblick und mit ihm der sittliche Erkenntnisernst der Kunst in Funktion. Wir sehen, Don Quixote steht beliebig in der Mitte; und die gemeinen, oder wenn man eben will, die transzendenten Anlässe, aus denen sich künstlerisches Wohlgefallen erheben kann, erlauben so, daß sich lachen läßt, wenn ein Mensch zugrunde geht, mit jenem zu ästhetischem Glanz erhobenen Lachen der Schadenfreude oder des Vergnügens, nicht selber in dieser Haut zu stecken, oder auch mit dem Lachen jener bürgerlichen Empörung über ein Individuum, das seine Ungewohntheit nicht sogleich durch „Bedeutung" entschuldigen und dadurch auf der Stelle mit einem kanonischen Index versehen kann, — mithin, daß sich auch Don Quixote nur komisch und nicht tragisch fassen läßt, im vollen lieblosen Messungsvergnügen des Kontrastes zwischen Wollen und Können, der hier einen sich herrlich, heroisch gebärdenden Menschen in der Blamage seiner Transzendenz, seiner allzu reflexiv und unkanonisch gebliebenen Transzendenz zugrunde gehen läßt. Indem es der hilfreiche Junker also treibt, indem Don Quixote nichts beherrscht, von den kleinsten Bagatellen zermahlen wird und trotzdem zuletzt nichts anderes erfährt, als daß sein übertriebenes Ich in der bloßen Wahrheit seiner Leere, seiner bloß punktuellen Abstraktheit untergeht, vermag dieser zurückbleibende, von der Erde wie dem Himmel zurückgestoßene Charakter nichts anderes als ein ungefährliches, niemand vertretendes, komisches und darin beschämend geschontes Agieren vor dem unbewegten Nichts, vor dem nicht einmal blinzelnden Löwen des Schicksals vorzuführen.

Kurt Hiller:

VOM AKTIVISMUS

Über den Aufsatz, den Thomas Mann im Novemberheft der „Neuen Rundschau" veröffentlicht hat, war hier, ebenfalls im Novemberheft, bereits einiges gesagt. Kurt Hiller antwortet Thomas Mann in einer kleinen Schrift: „Taugenichts, Tätiger Geist, Thomas Mann". (Berlin, Verlag Dr. Basch & Co.) Daraus einige Stücke:

Im Novemberheft der „Neuen Rundschau" knüpft Thomas Mann an die Würdigung einer bibliophilen Ausgabe des Eichendorffschen Taugenichts polemische Betrachtungen über eine Bewegung, die, unter Führung Heinrich Manns und anderer, seit etwa 1910 in Deutschland da ist, von akademischer Pathetik gelegentlich als Neu-Idealismus bezeichnet wird, sonst als Voluntarismus, Politizismus oder *Aktivismus,* und, so sehr ihr Kernwille in den einzelnen Vertretern differenziert, doch dies als ihre oberste Norm wohl durchweg anerkennt: *Umgestaltung der Welt nach dem Befehl der Idee.* Eine Parole, für eine geistige Bewegung weit genug und eng genug; weit genug, insofern die Idee in der Zeit ihre Befehle ja wechselt und ja auch — *abgesehen* vom „Werden in der Zeit", „seins"mäßig, „unbedingt" gedacht — eine Einigung hinsichtlich der formalen Dominanz des Ideelichen (gegenüber dem Empirisch-Historischen und Materiellen) keineswegs eine Übereinstimmung hinsichtlich des Inhalts der Idee in sich schließt, vielmehr den Geistern zum theoretischen Kampf um das Was des zu Erringenden zunächst alle Freiheit läßt; eng genug, insofern — und dies ist das Entscheidend-Neue der Bewegung — Um-Gestaltung, tatsächliche Änderung der greifbar-dreidimensionalen Welt gefordert wird, Verwirklichung der Ideegebote im

Raum, nicht bloß ein Schein-Realisieren in irgendeiner metaphysischen, musischen oder sonstwie „geistigen" Neben- und Schemenwelt. Das undimensionale Sein sogenannt geistiger Werte in der Totheit von Kunstwerken und Büchern, in der Fruchtlosigkeit bloßer Gesinnungen genügt uns nicht; die erhabenen Postulate der asiatischen, hellenischen, der deutschen Propheten, Philosophen, Verzückten und Kritiker müssen endlich einmal *wörtlich* genommen, müssen endlich aus jener Ebene von „Bildung", auf die das große Gesetz der Trägheit sie seit Jahrhunderten projiziert hat, zurückgeworfen werden in die Dynamik der wirklichen Welt, in die räumliche Menschenheimat...

*

... Wir glauben nicht an den absoluten, das heißt aller Legitimationspflicht enthobenen, Wert eines der biologischen Form nach „geistigen" Verhaltens schlechthin, also zum Beispiel an den absoluten Wert „guter" Graphik; wir fragen nach dem *Sinne* des Geistes. Die Antwort „Selbstzweck!" erschiene uns da sehr plump. Wir folgen nur dem unsterblichen Dualismus der platonischen Schule und des deutschen Denkens in Kant, Fichte, Nietzsche, wenn wir, innerhalb der beiden großen überhaupt möglichen Einstellungen zur Welt — als zur seienden und zur seinsollenden —, die Aufgabe des Geistes (wohlgemerkt: *die* Aufgabe) darin erblicken, daß er das Bild der seinsollenden Welt entwirft und die seiende der seinsollenden zutreibt. Die erste Hälfte dieses Programms (die Entwerfung des Weltbildes) hat der Geist der Vergangenheit mehr oder minder erfüllt; von der zweiten, der Verwirklichung, bleibt so gut wie alles zu tun übrig. Da jene „Welt", auf deren Umgestaltung es ankommt, weder der Mikrokosmos in uns noch die Natur ist, die astrisch-physikalische und vegetativ-animalische Materiewelt um uns, vielmehr die Welt des Zueinanders aller Iche, die Welt der Koexistenz, die Welt der Gemeinsamkeit von Mikrokosmen, — so darf eine Grundeinstellung, die auf Bau oder Umbau der menschlichen Gesellschaft zielt, rechtens „politisch" genannt werden. Entschließt sich eine im Geist einige Gruppe, diese

tatsächlich hinreichend beschmutzte Nomenklatur in das reinigende Bad ihrer griechischen Herkunft zu tauchen und neu zu adeln, so gehört schon ein grobes Ohr oder böser Wille dazu, mißzuhören. Der junge Begriff des Politischen stellt sich erstlich dem Psychologismus entgegen, der überall nur einzusehn, zu begreifen, aufzudecken, zu verstehen trachtet und auf Verwandlung des Gegebenen durch den sich frei fühlenden Willen Überlegner verzichtet („Vernunft" contra „Verstand"); zweitens stellt er sich einem Musivismus entgegen, der im bloßen kunsthaften Fixieren sensualer oder gemütlicher „Erlebnisse", in der Herstellung und im Genusse von „Formen" das höchste Ziel des Geistes zu erblicken glaubt. Dabei liegt dieser „politischen" Gesinnung nichts ferner, als zur Kunst als Gesamtphänomen ironisch zu stehen. Im Gegenteil: unter allen Methoden des Verwirklichens scheint ihr keine edler und vielleicht keine so erfolgreich wie die „Kunst" genannte. Nur freilich legen wir die Grenzlinie zwischen dem, das innerhalb der empirischen Kunst taugt und nicht taugt, grundsätzlich anders als der Musivische, der Formalist, der Ästhet sie legte. Er hob gestalterische Tugenden, deren relative Bedeutung wir gar nicht verkennen und die wir, gerade wir, in die Zukunft hineinzunehmen wünschen, ins Absolute; er machte Mittel zu Zwecken und nahm der Kunst als Wesentliches schließlich allen Gehalt, alles Feuer, alle Richtung auf das grandiose (wenn auch dunkle) Menschheitsziel. Die vornehmsten, heroischen Werke sämtlicher Zeitalter fügen sich dem Rahmen dieser sinnlich-engen Theorie nicht ein. Der Aktivist ist kein Feind der Kunst; er weist ihr im Gesamtbau der Kultur sogar einen viel höheren Rang zu als das l'art pour l'art-Volk der verflossenen Ära, wenn er lehrt: „In Wahrheit sind alle wirklich großen Kunstwerke, will sagen alle, welche Geister umrichteten, Herzen umrissen, groß gewesen nicht durch die Vollkommenheit ihres spezifisch Kunsthaften, sondern durch die Mächtigkeit des Bildes ihrer gewollten Welt; durch die Wucht ihres Bejahens und Verneinens, Verherrlichens und Verfluchens; durch die postulative Flamme, die aus ihnen schlug; durch die Erhabenheit ihres Was, ihrer

Idee, ihres Ziels, ihres Ethos. An allen großen Kunstwerken ist, daß sie Kunstwerke sind (und nicht Religionen, nicht Philosophien, nicht Politiken), Zufall und Nebensache."*)

Diesem (hier notgedrungen nur sehr ungefähr mitgeteilten) Sachverhalt gegenüber behauptet nun Thomas Mann allerlei Irriges; und zuweilen widerspricht er sich selbst...

*

Daß Thomas Mann Lanzen für den „Bürger" bricht, kann nicht weiter überraschen; daß er aber uns, die er erst des Staatsphilisteriums bezichtigte, nun den Vorwurf macht, wir negierten den Bürger zugunsten des Bohême-Menschen, des „artistischen Libertin in seiner Sammetflausherrlichkeit" (weil wir überhaupt eine Schwäche für, pfui, französische Antithesen hätten und „ein Literatentum" seien, „das in übersetzter Begriffswelt lebt und webt") — das stellt seiner Logik kein günstiges Zeugnis aus: denn Politisierung und Libertinage vertragen sich doch wohl nicht miteinander.

In Wahrheit wirft Th. Mann hier zwei Gegensatzpaare zusammen, die ein scharfsinniger Analyst peinlich getrennt halten sollte. Der voraktivistische Gegensatz zwischen Bourgeois und Zigeuner läßt uns kalt; wir sehen an ersterem viel zu sehr das immerhin Positive (Ordnung, Sauberkeit, Zuverläßigkeit), am andern viel zu sehr das schließlich nichts-als-Negative (Schmutz ohne Schöpfung), als daß wir umhin könnten, wollte man uns die Pistole vor die Brust setzen und eine Entscheidung erzwingen, womöglich doch noch dem Bourgeois als dem kleineren von beiden Übeln den Vorzug zu geben. Aber *unsere* Antithese zwischen Bürger und *Geiftigem* — über die sei Thomas Mann gebeten, in Nietzsches erster Unzeitgemäßer (die frisch und deutlich gegen ihn gerichtet ist), in Landauers „Aufruf zum Sozialismus" und in den Schriften Hans Blühers**) nachzu-

*) „Das Ziel. Aufrufe zu tätigem Geist", Georg Müller Verlag, München und Berlin 1916, Seite 192.

**) Besonders: „Die Intellektuellen und die Geistigen", Verlag H. Blüher, Berlin-Tempelhof, 1916; „Der bügerliche Typus und seine Philosophie", in der Zeitschrift „Das Neue Deutschland", Berlin, 1. XI. 1916.

lesen. Daß „Bürgerlichkeit und Geistigkeit so innig sinnverwandte Wörter sind" — diese witzige Behauptung wird, der sie aufgestellt hat, dann wohl selbst einer Nachprüfung unterwerfen...

*

Aber *Nietzsche?* Auf den beruft Th. Mann sich ja geradezu! Der habe sich nämlich den „letzten unpolitischen Deutschen" genannt und habe gegen den „furor politicus" den „furor philosophicus" ausgespielt — noch dazu in jenen selben Betrachtungen, die ich, Thomas Mann *zuliebe,* vor einer Minute unexzerpiert ließ.

Hier zeigt sich am deutlichsten, wie mäßig der gute Wille war, mit dem das Verständnis des Bourgeoispoète sich unserm Begriff von Politik näherte. Denn jene Politik, vor der es Nietzsche geekelt hat, war das Treiben der Parteiflachköpfe und Leitartikler; gerade die *Ungeistigkeit* des (im ehemaligen Sinn) „politischen" Lebens peinigte ihn, so wie ihn allerdings auch die Ungeistigkeit der zeitgenössischen Philosophie entnervte. Sein Begriff aber von Geist ist der politischeste, der sich denken läßt; aller Kampf Heutiger gegen die scheinlegitime Absonderung einer Begriffs- und Formenwelt von der „eigentlichen", aller Kampf für Inthronisation eines *Ziels* in der Philosophie (unter Verweisung jeder bloß theoretischen „Erkenntnis"-Lehre in den *Vorhof* des Tempels), alles wertende, Soll- und Schöpfungsdenken, kurz aller Aktivismus (selbst das *Wort* miteingerechnet, ob es gleich, im Willen zur Macht, erst „aktiver Nihilismus" heißt) leitet sich unmittelbar — wiewohl nicht durchweg bewußt — von Nietzsche ab. Den Philosophen als den *Gesetzgeber* zu definieren (Nietzsche tat das) — falls solche Denkart nicht Politizismus, falls sie nicht sogar Prototyp und Superlativ von Politizismus ist, .. hört alle Debatte auf. So wahr es bleibt, daß das, was Nietzsche unter Philosophie verstand, durch Abgründe getrennt war von dem, was sein Zeitalter Politik nannte, so absurd bleibt die Versicherung, man dürfe sich auf Nietzsche berufen, wenn man die angeblich „deutsche Antithese" von Philosophie und Politik (nicht der empirischen irgendeiner

Epoche, sondern von Philosophie als Idee und Politik als Idee) beweisen will. Des jungen Aktivismus politisch intentionierte Philosophie und philosophisch fundamentierte Politik — diese Synthesis, nein, dieses *Idem* wäre (ich will nicht sagen, seinen Inhalten, wohl aber seiner hirnstruktürlichen Modalität nach) sehr im Sinne des Weisen von Sils-Maria; und wenn er heut zwischen Thomas und Heinrich zu wählen hätte — meine Wenigkeit bürgt dafür: er schwankte nicht!

Sich auf Autoritäten berufen ist schon an sich immer heikel; denn einmal sind Biegsamkeit und Reichtum großer Geister zu groß, als daß sich bei ihnen, in verschiedenen Denkzusammenhängen, nicht scheinbar verschiedene Stellungnahmen zu ein und derselben Fraglichkeit vorfinden sollten; und dann wird ein Starkes stark wollender Kopf sich von keinerlei Dialektik verbieten lassen, den autoritativen Charakter einer Autorität, die ihm wirklich polar ist, zu bezweifeln. Aber Th. Mann hat darin, nämlich im Heranziehen erlauchter Toter zu Eideshelfern, eine ganz besonders unglückliche Hand. So führt er als Analogon zum gegenwärtigen *Kriege,* der ihm „im Grunde ein konservatives Einschreiten Deutschlands zur Rettung des Staates überhaupt" bedeutet, *Kant* an, insofern dieser „eingeschritten sei gegen die völlige Zersetzung des Menschengeistes, an welcher die Aufklärung arbeitete". Ach, der böse „Rationalismus"! Und, ach, die böse „Aufklärung"! Sie arbeitete indes an wesentlich anderem, als an Zersetzung des Menschengeistes; Kant bekämpfte sie nicht, sondern zog, auf seine Art, ihr Résumé (sie von Schlacken befreiend, ihr Gediegenes sichernd); seine theoretische Vernunftkritik wurde von ihm selber *erlebt* lediglich als Weg zum Ziele der praktischen: alle Philosophie gipfelte für ihn in der Ethik und in dem, was wir Heutigen „Politik" nennen; vollends den Verfasser des Entwurfs Zum ewigen Frieden, einer Schrift, die der Zensor dieser Tage wahrlich nicht ihrer Gemäßigtheit halber, sondern nur aus Respekt vor dem Namen Kants (oder im Vertrauen auf die Ahnungsarmut und Gleichgültigkeit der Lesescharen) dem Index zu überantworten vergaß, ... diesen radikalen Pazifisten Kant als kulturhistorisches

Phänomen, gleichviel unter welchem Gesichtspunkt, mit dem kulturhistorischen Phänomen Krieg zu vergleichen — welch ein Geschmack!

*

Vokabeln werden drüben und hüben, einstmals und jetzt, dort und da mit verschiedenen Begriffen verbunden: eine Schwierigkeit der Verständigung, die der Polemiker nicht jesuitisch-advokatorisch ausnutzen sollte! Ähnlich wie mit „Politik", „Politisierung", „Fortschritt", „Demo-" und „Aristokratie" verhält sichs mit „Macht". Die Macht, die der Verkünder des Tätigen Geistes in der Antithese „Geist und Macht" befehdet, hat, wie jeder Einsichtige sieht, ihrer Herkunft, Gattung und Funktion nach nichts zu schaffen mit jener Macht, die zu erringen des Geistes Pflicht ist. Hier einen Widerspruch konstruieren zu wollen, steht Dem besonders schlecht an, der denselben Autoren, die er erst der Absicht einer „kompletten Verstaatlichung und Republikanisierung der Nation" zieh, nunmehr vorwirft, sie seien „Politiker gegen den Staat", sie „wollen den Staat überhaupt nicht".

Wie reimt sich das zusammen? Die Wahrheit ist: daß sie den *empirischen* Staat „nicht wollen"; daß sie Politiker .. nicht „gegen den Staat", aber für einen *andersartigen* sind ...

GLOSSEN

Zur russischen Revolution.

Wir sind nicht reif?
Das ist das Lied, das sie gesungen haben
Jahrhunderte lang uns armen Waisenknaben,
womit sie uns noch immer beschwichten,
des Volkes Hoffen immer vernichten,
den Sinn der Bessern immer betören
und unsere Zukunft immer zerstören.
Wir sind nicht reif?
Reif sind wir immer, reif zum Glück auf Erden,
wir sollen glücklicher und besser werden.
Reif sind wir, unsre Leiden zu klagen,
reif sind wir, euch nicht mehr zu ertragen,
reif, für die Freiheit Alles zu wagen.

Hoffmann von Fallersleben.

*

Wenn Sie tief genug in die menschliche Seele eindringen, so kommen Sie bei jedem von uns unfehlbar schließlich auf eine Schicht, bis zu welcher die Disziplin nicht mehr reicht, noch auch irgend ein anderes Mittel äußerer Beeinflussung.... In Gewissenssachen ist es völlig nutzlos, die Autorität der Verfassung anzurufen oder feine juristische Definitionen auszuklügeln und mit Strafen und Schmerzen zu drohen. Sind einmal die Gewissen der Menschen erweckt, so kann das alles zusammen nicht ein Jota daran ändern....

Feldmarschall Lord Roberts.

Man kann nie eine Revolution machen; man kann immer nur einer Revolution, die schon in den tatsächlichen Verhältnissen einer Gesellschaft eingetreten ist, auch äußere rechtliche Anerkennung und konsequente Durchführung geben.

Eine Revolution machen wollen, ist eine Torheit unweiser Menschen, die von den Gesetzen der Geschichte keine Ahnung haben.

Eben deshalb ist es ebenso unreif und ebenso kindisch, eine Revolution, die sich bereits einmal in den Eingeweiden einer Gesellschaft vollzogen hat, zurückdämmen und sich ihrer rechtlichen Anerkennung widersetzen oder einer solchen Gesellschaft oder einzelnen, die sich bei diesem Hebammendienst beteiligen, den Vorwurf machen zu wollen, daß sie revolutionär seien. Ist die Revolution drin in der Gesellschaft, in ihren tatsächlichen Verhältnissen, so muß sie, da hilft nichts, auch herauskommen und in die Gesetzsammlung übergehen,

Ferd. Lassalle (1863):
Politische Aufsätze.

*

Die Gewalt ist der Geburtshelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht. Sie selbst ist eine ökonomische Potenz.

Marx: Das Kapital (1866).

Gleichwie wir die Anhänglichkeit der Wilden an ihren gesetzlosen Zustand, sich lieber unaufhörlich zu balgen als sich einem gesetzlichen, von ihnen selbst zu konstituierenden Zwange zu unterwerfen, mithin die tolle Freiheit der vernünftigen vorzuziehen, mit tiefer Verachtung ansehen und als Rohigkeit, Ungeschliffenheit, tiefe Abwürdigung der Menschheit betrachten, so, sollte man denken, müßten gesittete Völker, jeder für sich, zu einem Staate geeinigt, eilen, aus einem so verworfenen Zustand je eher desto lieber herauszukommen ...

Da es nun mit der unter den Völkern der Erde einmal durchgängig überhand genommenen Gemeinschaft so weit gekommen ist, daß eine Rechtsverletzung an *einem* Platz der Erde an *allen* gefühlt wird, so ist die Idee eines Weltbürgerrechts keine phantastische und überspannte Vorstellungsart des Rechts, sondern eine notwendige Ergänzung des ungeschriebenen Kodex sowohl des Staats- als Völkerrechts zum öffentlichen Menschenrecht überhaupt, und so zum ewigen Frieden, zu dem man sich in der kontinuierlichen Annäherung zu befinden, nur unter dieser Bedingung schmeicheln darf.

Immanuel Kant:
„Zum ewigen Frieden."

Es ist wichtiger, daß wir uns der eigenen Fehler bewußt werden, als jener des Feindes ... Abgesehen von dem Vergnügen, welches uns das Gefühl unserer Überlegenheit gewährt, wird durch das Verweilen auf den Sünden unserer Feinde nichts Gutes erreicht. Denn sie kümmern sich nicht um unsere Meinung, während wir von Selbstgerechtigkeit aufgeblasen sind....

Die Gerechtigkeit kann erst geboren werden, wenn die Selbstgerechtigkeit gestorben ist.

Labour Leader, 17. II. 1916.

*

Die glücklichsten Sklaven sind die erbittertsten Feinde der Freiheit.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

*

Siehst du den Strom, der Bergeshöhe entquollen,
die dunklen Wogen majestätisch rollen?
Es steht bei dir, ob er auf seinem Pfad
dir segenbringend, ob verderbend naht.
Grab ihm ein Bett, so wird er deine Auen
erquicken, und zur Fruchtbarkeit betauen,
doch stemmst du dich entgegen seinem Lauf,
so geht der Acker, samt der Frucht darauf.

Hebbel.

Franz Xaver Schwab:

BERUF UND JUGEND

Zwischen zwei polaren Kräften hängt die Welt unseres menschlichen Daseins. Unbekannt woher strömt das Leben: Wir werden geboren und sterben, wir lieben, zeugen Kinder, altern selbst, wir essen und verdauen, wir bauen Land, bereiten Werkzeug, fügen Häuser, wir zwingen Tiere und andere Menschen in Fron, verbünden uns, sind selber Knechte. Unbekannt woher strahlt die Idee: Wir schaffen das Schöne, wir erkennen, wir lieben und zeugen Menschen, wir leben edel, wir fügen uns zur Gemeinschaft, führen andere oder dienen selbst.

Zwei Mächte göttlicher Art senden aus ihr Wesen, ihre Kraft, ihre Schöpfungen; von den Begegnungen ist ausgefüllt vielleicht die ganze Welt, gewiß der uns bekannte Umkreis menschlichen Geschehens. Ohne Zahl sind die Formen, worin das Zusammentreffen sich vollzieht: Gewalt, Mißbrauch, wucherndes Ersticken, Gestaltung, Hochzeit, Wachstum in Gemeinschaft — dies sind nur wenige Namen, dazwischen hängt der ganze Reichtum aller Möglichkeiten.

Wenn es möglich ist, die Zeitalter der menschlichen Geschichte zu unterscheiden nach typischen Formen des Spannungsausgleichs zwischen vitalem und ideellem Pol, so haben sicherlich nur wenige Zeitalter ein so klares Gesicht gezeigt, wie das jüngste des westeuropäisch-amerikanischen Menschentums bis zum Kriege.

(Bis zum Kriege: Denn jetzt im Kriege ist alles undeutlich geworden; vielleicht ist jetzt das große Chaos, aus dem sich eine neue Welt gebiert.) Wir hatten bis zum Kriege eine Welt, in der das Leben herrschte und der Geist diente oder höchstens

spielen durfte. Die Sorge um Essen und Trinken, ums Geldverdienen, sei es Zins oder Rente oder Lohn, der Kampf um die wirtschaftlichen Interessen der einzelnen, der Stände, Klassen, Völker — dies war das Wichtige.

Wahlspruch und Feldgeschrei hießen: Ernst ist das Leben, heiter die Kunst; ernsthaft und wichtig sind Stellung, Amt und Brot, Börse, Kontor, Fabrik; Amüsements nur sind: Tragödie und Symphonie, Erkenntnis und Freundschaft. Ernst ist der Beruf, der Rest ist Zeitvertreib für Mußestunden.

Dies Bild ist unvollständig. Das Rokoko noch trennte reinlich les affaires und les études, und beides war ihm Oberfläche, nie mit ganzem Ernst betrachtet. Das Bürgertum hing nicht nur das ganze Schwergewicht kreatürlicher Lebensangst an die Geschäfte, die Studien hinausstoßend in den leeren Raum: Es zog endlich den Geist selber zur Verantwortung vor den Richterstuhl der Physis. Was helfen konnte, dieses Lebens Notdurft zu fristen, ward begnadigt zum Frondienst, alles andere wurde ausgestoßen in die Wüste des nie ganz ernst Genommenen.

Und die Leute der Wissenschaft an ihrem Teil waren nur viel zu gerne bereit, sich vor unzuständigem Gerichte zu rechtfertigen. Wer irgend entfernte Beziehung seines Gebietes zur Nützlichkeit der Wirtschaft oder Staatsmacht nachweisen konnte, atmete auf mit dem Seufzer „Wissen ist Macht", und stellte sich in Reih und Glied mit den andern Gerechten. Manchem freilich wurde es nicht leicht gemacht; neiderfüllt blickten der Philosoph, der Historiker, der Philolog hinüber zum Physiker und Mathematiker, ganz zu schweigen von Chemikern und Medizinern. Doch hat man schließlich nicht umsonst so viel studiert und den Verstand in langer Gymnastik geschmeidig gemacht: Am Ende gelang es doch zu beweisen, wie aus der Historie allein die wahre Vaterlandsliebe oder auch die wahre Klassensolidarität zu lernen sei (denn die Parteizugehörigkeit tut nichts zur Sache), wie die Philologie zuvörderst lebende Sprachen lehre und so den Handelsverkehr und die internationale Verständigung begünstige, sodann in den alten Sprachen den Verstand aufs glänzendste schärfe und (im grie-

chischen) einen nötigen Fonds von Idealität vermittle. Dieser letzte Teil der Rechtfertigung wurde allerdings nie als völlig gelungen betrachtet; lässigere Richter mochten wohl mit einem Lächeln gestatten, daß die Altphilologen miteinstimmten in den allgemeinen würdelosen Schlachtruf aller modernen Schulmeister: Non scholæ sed vitæ discimus; auch die hinterhältig Klugen neigten zur Nachsicht, da die drohende Geistesmacht der antiken Welt durch die Philologen immerhin in ungefährliche Respektsentfernung gebracht wird. Doch Einfalt und Ernsthaftigkeit ließen nicht ab, die Beschäftigung mit der Antike zu verdammen.

Während von der Theologie, die sich teils durch staatliche oder kirchliche Parteinahme legitimierte, teils in stolzer Selbstheit verharrte, hier der Kürze halber nicht zu sprechen ist, muß der Philosophie ausdrücklich zugestanden werden, daß sie es vor dem bürgerlichen Tribunal am schwersten hatte. Da aber von jeher zu ihren Aufgaben gehörte, den Zeitgeist sich selbst bewußt zu machen und ihm objektive Wahrheiten zu substituieren, so gelang denn auch ihr unter allen das glänzendste Plädoyer. Sie begriff, um was es sich im Grunde handelte, und trug eine Lehre vom Leben vor als dem letzten Prinzip und Wert alles Seins und Denkens.

Noch Nietzsche glaubte, in seiner späteren Zeit, in der Verherrlichung des Lebens ein Feldgeschrei gefunden zu haben gegen das antiheroische Bürgertum, und sein verhängnisvoller Irrtum war, das gefährdete und gefahrliebende Leben des Starken gleichzusetzen mit dem Leben überhaupt, zu übersehen, daß es einen stetigen Übergang gibt von dort zu dem Leben à tout prix, das der „schaffende" Bürger unserer Tage führt, ebenso wie zu dem wuchernden parasitären Leben des Schimmelpilzes und des Rentners.

Erst Bergson hat die einfache und geniale Formel von der schöpferischen Entwicklung entdeckt, durch welche Leben und Philosophie vor gegenseitiger Bedrohung sichergestellt und die verdächtige Tätigkeit der Philosophie vor dem vitalistischen Verhör gerechtfertigt wurden.

Wir sehen hier an einem teilhaften Beispiel die Rolle des Verstandes im Aufbau dieser bürgerlichen Welt, und da dies ein ebenso wichtiges wie selten beachtetes Kapitel ist, ohne welches die der Kritik des Berufsgedankens notwendig vorhergehende allgemeine Schilderung ganz unvollkommen wäre, mag billig beiseite bleiben, was über die bürgerliche Verfälschung aller Kunst und aller Tugenden zu sagen wäre; die hier nötigen Nachweise sind nicht schwierig, doch weitschweifig, und wir hoffen, fernerhin in positiver Form noch einiges zu sagen, was hierzu gehört.

Fast alle jüngsten Kritiker des bürgerlichen Zustands suchten Leben und Verstand irgendwo im Gegensatz zu zeigen. Bald schien ihnen alles lange nicht verständig genug geregelt, bald riefen sie das Leben zu Hilfe gegen die Rationalisierung alles Daseins. Keiner ward gewahr, wie eng die beiden Mächte schon verbündet sind — soweit wir wissen keiner mehr seit Schopenhauer, selbst nicht George und sein Kreis, die Nietzsche hier noch all zu nahe stehen.

In Wahrheit ist die Ratio menschliches Werkzeug, zu allem dienstbar, was der Mensch will. In der bürgerlichen Zeit geschah nun dreierlei: Die Ratio wurde befreit und selbständig, sie erhielt die Macht, Ziele zu setzen, sie verbündete sich mit der Vita. Diese Aufzählung kann keine zeitliche Reihenfolge sein, da sich die Dinge in wechselnden und verschlungenen Abschnitten entwickelten; auch ist historische Darstellung nicht unsere Absicht. Es genüge, die drei Vorgänge zu unterscheiden und kurz zu erläutern.

Die Ratio wurde frei und selbständig. Die aufklärerische und Kant'sche Zerschlagung der Metaphysik wirkte — Selbstprodukt schon älteren Zerfalles — trotz der Versuche der konstruktiven Idealisten und der Romantiker so gründlich und über den von Kant gewollten Umkreis hinaus, daß die Ratio sich für alle Zeiten frei fühlen durfte von der Verpflichtung, gegebene Wahrheiten in ein System zu bringen und zu beweisen.

Ein Schritt weiter: Und die Ratio übernahm selbst das Amt der gestürzten Metaphysik. Bedenkenlos ließ man von ihr sich

sagen, was sein soll und was nicht, was letztes Ziel des Menschen und tiefstes Wesen der Welt sei. Daß man recht daran tat, sich ihr anzuvertrauen, zeigte sich ja ganz klar in der Wirtschaft, im Verkehrswesen, in der Technik. Waren denn nicht auch Gesellschaft und Staat ähnliche, nur etwas kompliziertere Gebilde, entstanden aus blinden Trieben und Bedürfnissen der Natur, der vernünftigen Regelung zugänglich? Warum sollte eine ganze Volkswirtschaft schließlich nicht eben so gut funktionieren wie eine einzelne Aktiengesellschaft oder eine Fabrik? Warum sollte man nicht eine Staatsmaschine mit den denkbar geringsten Reibungen und Kraftverlusten konstruieren können? Warum sollten so unvernünftige Dinge, wie etwa Krieg oder Ausbeutung, oder Elend und Hunger, oder Unwissenheit nicht auch mittels einer Art von sozialer Technik allmählich ausgeschaltet werden können? Daß eben dies anzustreben sei, war ja klar, denn selbstverständlich war die Menschheit dazu da, um in ständigem Fortschritt die Erde und sich selbst immer vollkommener zu ordnen, die Beziehungen zwischen Menschen und Gütern, wie auch die zwischen Menschen und Menschen auf immer höhere Stufen zu entwickeln. Einige meinten, es müßte so das größte Glück der größten Zahl verwirklicht werden, andere, Vorsichtigere, glaubten eher, der Fortschritt habe mit dem Glück nicht viel zu tun, sondern sei eher eine Art von Pflicht — item, man war darin einig, daß es vorwärts gehen müsse, und daß die Richtung keinem denkenden Kopf zweifelhaft sein könne.

Es ist recht wohl bekannt, wie gegen diese Meinungen bald der Widerspruch laut wurde. Tapfer wurde gestritten gegen den Fortschrittwahn, gegen den Rationalismus, gegen die Mechanisierung. Zu den Quellen des Lebens, zum lebendigen Leben selbst, zum Triebhaften, Wachsenden, zur Leidenschaft, zu den schöpferischen Kräften wollte man zurückkehren, dort sich Hilfe holen gegen den „Apparat". Verzweifelt suchte man sich zu retten aus der Tyrannei des Herr gewordenen Mittels, aus dem tötenden Getriebe jenes Räderwerkes, das man so klug in Gang gesetzt hatte, daß es von selbst lief, so klug,

daß es den Werkmeister ergriff und hineinzog in sein berechnetes Spiel.

So besann man sich wohl auf das Ewige, mit Bewußtsein kehrte man zurück zu der einen der zwei Weltgewalten — von der man ja doch in Tat und Wahrheit niemals sich entfernt hatte. Hatte ja doch nichts anderes auch jene Maschine in Wirklichkeit geleitet und mit Kraft gespeist als das Leben selbst. Freilich war es überwiegend die schwachgewachsene, die müdgewordene, die unterernährte Vita, auf deren Flüstern die Ratio gehorcht hatte, als sie so stolz der Welt Herrschaft anzutreten schien. Dies, daß das Leben nur im geheimnisvollen Urquell eins ist, in seinen Geburten sich aber teilt zu endlosem Kampf, zu Vernichtung, Bewucherung, Begattung und Zeugung der Lebenden untereinander, dies hatte zuerst den Blick getrübt, dies hatte erlaubt, daß sich lebendiges, wenn auch schwaches Leben hinter dem Verstande verstecke. Sodann gelang die völlige Blendung leicht, als nun das starke Leben, das noch frei dastand ohne Maske, erhoben wurde auf den Schild als einzig wahres Leben, als das lebendige Leben, als zeugende Leidenschaft und schaffende Kraft: als höchster Wert. Nicht mehr zu sehen, daß hier von unberufenen Kräften eine Auswahl schon getroffen war, wie sie nur den längst vergessenen Geistesmächten zukommt — nicht mehr zu fühlen, daß man statt des geglaubten höchsten Wertes nur Kraft in Händen hielt — dies war die letzte Blendung, dies der höchste Sieg der Lebensmacht.

▪

Für eine häßliche Sache mag ein häßlicher Vergleich erlaubt sein; in zwei Reiche teilt sich unsere moderne Welt, im einen thront der Verstand als unumschränkter König, und da er selber niemals wissen kann, was er will, so leitet ihn in tausend wechselnden Gestalten, vermummt und unbekannt, das schwache, dennoch so lebendige Leben; im andern Reiche ist das Leben selbst der Herrscher, und der Verstand sein Großwesir, der alles ordnet wies der Herr befiehlt. Dies sind die beiden Reiche der Welt: Du entfliehst ihnen nicht, und nur

in der Wüste ist für den Logos Raum. Und dies ist unsere Welt: Die Menschen sorgen und arbeiten um zu leben, in Sicherheit zu leben, besser zu leben, auf Kosten anderer zu leben. Die Massen verlangen nach Brot und Sicherung. Der Staat verlangt nach Macht und Ausdehnung. Grimmig kämpfen oft starke und schwache Lebensgruppen gegeneinander: Industrieherren und Gewerkschaften, Agrarier und Landverteiler, Militaristen und Pazifisten. Doch ist dies nur das Drängen der Wogen in einem, einem Strome, der abwärts eilt.

In diese Welt sind wir hineingestellt durch den Beruf. Die meisten zwingt des Daseins Not zu einer Tätigkeit, die Geld bringt. Die wenigen andern werden durch Familie, gesellschaftliches Urteil, eigne Lust am Wirken, tausend andere Dinge meist auf den gleichen Weg geführt. Die seltenen, die von Renten leben und ohne Beruf, sind doch verstrickt in die Berufswelt: Essen und Trinken, Kleidung und Haus, Bücher und alle Schönheit und Bequemlichkeit des Lebens werden ihnen geschaffen durch Berufsmenschen, und ihre Renten sind nur möglich, weil andre im Beruf gesellschaftliche Werte schaffen.

Der Beruf ist das Grenzproblem des jugendlichen Lebens, fast ebenso wie der Tod das Grenzproblem alles Lebens ist: Wo Jugend ist, da ist noch nicht Beruf; wo Beruf ist, da ist nicht mehr Jugend. Und wie die Priester strengeren Christentums vom Ordensleben sagen, es sei nur eine Vorbereitung auf die jenseitige Welt, so predigen die Pfaffen heutiger Bürgerlichkeit von der Vorbereitung auf den Beruf. Der beliebte Ernst des Lebens tritt an den jungen Menschen heran, wenn er beginnt auf eigenen Füßen zu stehen und ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Die Jugend selbst ist ganz so unnütz, so nur geduldet wie alle Kunst, wie alle Wissenschaft diesseits der Technik, wie alle Philosophie und Religion.

Der Beruf ist der Kern unserer geistig gesellschaftlichen Situation. (Der Krieg ist heute das dominierende Ereignis, aber der Beruf ist der Kern.) Der Beruf ist Wirkung und wiederum Ursache der Entfremdung vom Geiste, er ist Symbol

und Tatsache zugleich, er ist zugleich massenhaftestes und individuellstes Geschick, hingenommen als Selbstverständliches, in Wirklichkeit das untrügliche Kennzeichen gerade nur dieser westeuropäisch-amerikanischen bürgerlichen Welt. Erst wenn unsere Berufsidee etwas Historisches geworden ist, was man mit Mühe wieder deutlich macht, wie wir jetzt die Lebenseinstellung des Lehensritters oder des Rokokomenschen uns mit Mühe wieder deutlich machen, erst dann wird man sagen können, daß die Welt des Bürgertums einer andern Platz gemacht hat, dann aber auch mit Sicherheit.

Das Leben selbst führt Arbeit mit sich, der Geist erweckt Tätigkeit, Leben und Geist vermählen sich im Wirken, Zeugen, Schaffen, Schauen — der Beruf aber ist den Urmächten in ihrer reinen Göttlichkeit völlig fremd. Der Beruf ist der Bastard, erzeugt in unwürdiger Ehe des Lebens mit dem Verstande.

Die einzigen Menschen unserer Zeit, die an sichtbarer Stelle Wichtiges über den Beruf geäußert haben, sind die Brüder Max und Alfred Weber in Heidelberg. Der Aussage über das Seiende ist eine ernsthafte Forderung des Seinsollenden, ein Hinweis auf den Weg dazu noch nirgends gefolgt. Vieles wurde gesagt über die Mechanisierung der Arbeit; den Arbeitern versuchte man zu helfen gegen übermässige Spezialisierung, die Studenten warnte man vor Fach- und Brotstudium, allenthalben wurde allgemeine Bildung gepredigt, allenthalben aber auch Berufsfreudigkeit. Dies alles wies hin, mit schwachen Pfeilen wie auf einer Zeichnung, auf den Beruf als das zentrale Problem. Doch keiner fand den Mut, den Beruf selbst als den Götzen zu nennen, der gestürzt werden müsse; vielleicht auch fand keiner die Klarheit.

Daß alle bürgerlichen Lebensreformer um dieses Problem herum schlichen, braucht kaum ausgesprochen zu werden. Im Kreise Georges gibt es, soweit man von außen erkennen kann, hierüber keine Lehre, und denen, die ihm angehören, bleibt es eine irgendwie als fremd empfundene Aufgabe persönlicher Lebenstechnik, sich mit der Welt des Berufs auseinanderzusetzen.

Das Seltsamste aber bleibt, daß in der ganzen neuen Jugend und in allen Versuchen neuen Erziehens nirgends sich entscheidende Klarheit — nicht über die Lösung, nein: über das Dasein des Problems findet: Wandervogel, Sprechsaal und Anfang, Freischar und abstinente Studenten, Lietz und Wyneken und der ganze Wickersdorfer Kreis, sie alle sind am Beruf vorübergegangen; nicht blind, denn hier und da schweifte wohl der Blick auch bis zu diesem Punkt: und dennoch auch nicht sehend, denn keiner sah die drohende Gewalt.

Die Führer merken mit Schmerz, wie einer nach dem andern ihnen aus den Händen glitt, wie jeden aus ihren Scharen einmal der Beruf erfaßte, langsam betäubend, langsam verstümmelnd das mühselige Werk ihres Geistes, ihrer Glut, ihrer Sorge. Sahen sie noch nicht, wie nur Reste ihres Schaffens übrig bleiben? Und sahen sie es: welche erschreckende Blendung verbirgt ihnen den Anblick des verderbenden Ungeheuers, das im Kerne unserer Welt hockt und nach allem, was jung ist, seine ansaugenden Fangarme streckt.

Vielen mag wohl Scham und Stolz verboten haben zu reden. Wohl jeder hat schon irgend einmal zu seiner lieben Seele gesagt; sei still, schäme dich, was Tausende von kleinen ärmlichen Lebewesen fertig bringen, das wirst du auch noch schaffen, und was man selbst nicht leisten kann, darüber soll man nicht den Mund auftun, sonst denkt der Hörer an die sauren Trauben. Man ließ den Dichtern das Klagen über ihre Berufsunfähigkeit als eine Art von tragikomischem Privileg, und auch nur denen älterer Schule. Und dann kommt wohl die Zeit, da man sagt: es war ja gar nicht so schlimm, du bist über den schwersten Berg hinweg, und bist ja doch ein ganz passabler Kerl geblieben; nun ist wieder freier Raum und freie Zeit da, nun lebe deinen Neigungen.

Wie viele, die es bis zu diesem Punkt gebracht, bemerkten nicht, daß Wurm und Fäulnis schon im Herzen saß, daß frische Triebkraft aus gesunder heiliger Kindheit, daß stolze Pflicht und stolzes Recht in heilig geistiger Jugend erworben, gestohlen war aus ihrer Brust und tückisch ersetzt durch bür-

gerlich-berufliches Pflichtgefühl, und fühlten nicht: verdammt zu sein zu Unfruchtbarkeit, bar aller Schöpferkraft und ohne Hoffnung auf des Alters Weisheit.

Zahllose gingen so unter. Viele fühlten gewiß den Verfall, und Scham befahl Schweigen. Mancher auch fand einen Weg, sei es in reinlicher, wenn auch schmerzhafter Scheidung zwichen Beruf und geistigem Sein, sei es in einer Arbeit, die dem Berufsgedanken sich entzog. Gute Ratschläge gingen zwischen Freunden hin und wieder. Was aber hier und dort errungen war, das blieb persönlicher Erfolg; mochten die andern nun sich selber mühen.

Alle paar Jahre sehen wir zu, wie eine neue Generation verschwindet im Maule des Molochs. Wie lange noch?

Uns hilft darin nicht Einheitsschule, nicht soziale Revolution, weder Versicherungen, noch Arbeitszeitverkürzung, das humanistische Gymnasium und die Universität so wenig wie das Landerziehungsheim; Pfadfinderei und soziale Jugendbewegung, Wandervogeltum und freistudentische Bildungsarbeit, Völkerfrieden und Nationalitätsidee und Staatsbewußtsein — dies alles ist letzten Endes unfruchtbar. Uns kann nur nützen: klare Erkenntnis und lebendiges Gefühl von dem Verhältnis der einfachsten Grundkräfte unseres Daseins: Leben und Geist. Daß das göttliche Tier in uns nicht Hungers sterben soll, daß der göttliche Geist in uns nicht ewigen Tod erleiden soll, dies sind, vom Verstande zerlegt, die zwei einzelnen Forderungen. Daß das Werk des Geistes voll Blut und Kraft und sinnlicher Schönheit sei, daß das Leben des Tieres geordnet vom Geiste sei, geadelt vom Dienst höherer Werte, gerundet und fern von der Angst, dies sind die beiden Ansichten des einen janusköpfigen Ideenbildes, entsprechend der Zwitternatur unserer Welt. Das Eine als Eines und Ganzes zu fassen ist nur einer inneren Anschauung gegönnt, es auszusprechen nur dem Propheten, es darzustellen nur dem Künstler verliehen.

Man lasse es sich gefallen, daß an die Griechen der blühenden Zeit erinnert werde als an ein deutliches Bild des vollendeten Zustandes, welcher hier gedacht ist. Auch sie mußten

Leben und ihres Lebens Notdurft sich erwerben, es gab Reiche und Arme unter den Freien trotz aller Sklavenwirtschaft, der eine trieb dies, der andere jenes Gewerbe: und dennoch gab es keinen Beruf in unserem Sinne, keine Leidenschaft, keine falsche Ideologie, kein moralisches Prinzip der Erwerbstätigkeit. Sie waren klug genug, rationelle Wirtschaft der ungeregelten vorzuziehen: und dennoch gab es keine übermächtige und mörderische Mechanik des wirtschaftlichen Lebens.

Es gab Fromme und Schwärmer, doch keine Asketen, dem leiblichen Leben feindlich. Sie hatten die erste Wissenschaft und verloren sich weder in Spezialfächern, noch in lebensferner Abstraktion. Und ihre Dichter, ihre Künstler, ihre Spiele und ihre Lebenssitten: sie bildeten geistig-leibliches Leben. Erde und Pflanzen und alles Getier blieben ihnen nah, sie fühlten allen Stolz und alle Lüste und alle Leiden stärksten körperlichen Lebens, und waren kühnste Entdecker und fruchtbarste Schöpfer im Leben des Geistes. In eins das leiblichste und das geistigste Volk — leibliche und geistige Menschen in ganzester Einheit im gesamten Umkreis der alten Welt.

Wir können nicht zu Griechen werden, von heut auf morgen nicht und überhaupt nicht. Die hohe Zeit geistig-leiblicher Vermählung ist uns ferne, und wenn sie für uns kommt, so wird sie anders sein von Grund aus als die griechische. Wann unserm Volk, wann seinen Nachbarn diese Stunde schlägt, weiß keiner. Des Herzens Trieb jedoch zu bilden und zu schaffen, er soll im Warten nicht ersticken.

Der Jugend köstlichstes Besitztum ist eben dies: daß leibliches Leben und starke Geistigkeit rein und unverfälscht ihr angehören, bereit sich zu verschmelzen, ja manchmal schon in kurzem Traum vermählt zu schönster Menschlichkeit. Und eben dies ist es, was unsere Herzen immer neu ergreift mit unerhörter rührender Gewalt, wenn uns ein gutes Glück den Anblick edler Jugend schenkt.

Es gilt zu hindern, daß der Berufsgedanke immer wieder trennend und verfälschend dieser Tugenden sich bemächtige. Man kann nicht sagen, daß dergleichen nicht schon versucht

werde, hier und da. Doch ebenso gewiß sind die Gefahren eines formlosen Naturburschentums und eines leeren, verstiegenen Idealismus nicht vermieden worden. Über jenes ist hier nicht zu sprechen, doch sollen über den Idealismus noch einige Worte gesagt werden.

Es kann zu nichts Gutem führen, wenn Knaben und Mädchen, erzogen in strengem und verantwortlichem Dienste des Geistes, von der Schule entlassen werden nur mit einer leeren Mahnung: sie möchten draußen im Leben sich bewähren, sich selbst treu bleiben, tapfer gegen die Unsittlichkeit, Ungeistigkeit, Häßlichkeit der Welt streiten. Damit ist nichts geholfen; und schlimmer: damit wird gefährdet, wo nicht geschadet. Denn zu den falschen Idealismen gehört nicht nur der, der die Welt ins Schöne fälscht, nein, auch jener, der über der Wahrheit alle Klugheit vergißt. (Der ist nur jenen erlaubt, die in rascher Tat untergehen, nur einem Achill, nicht einem Herakles.)

Und wird noch gar verkündet, daß der oder jener schon sich den Beruf gewählt habe, der zu seinen Gaben trefflich passe, so beginnt in leisen Zügen schon die Fälschung.

Die öffentliche Schule kann hier von ihrem Standpunkt aus einen Teil der Verantwortung abwälzen. Sie kann sagen, daß zu Hause am Berufsschicksal des Vaters und seiner Bekannten und Freunde das deutlichste und lebendigste Material zu einem Urteil über die Welt des Berufs gewonnen werden könne, und daß das übrige getrost den Eltern zu überlassen sei. Wir glauben, daß über solche Auffassungen an dieser Stelle zu diskutieren sich nicht lohne; es genügt zu sagen, daß der auf solche Weise erfahrbare Berufskreis eng und spezialisiert ist, daß die Individuen dieses Kreises sich vermutlich mit dem Beruf werden abgefunden haben, die Lehrer mit dem ihren, der Vater mit dem seinen, und daher zu Lehrmeistern höchstens für die Wahl *eines,* doch nicht für die Bewertung *des* Berufes taugen, daß schließlich gerade in höheren Schichten die Zusammenhänge zwischen Geld, Nahrung, Erhaltung der Familie und Beruf, die seelischen Entwürdigungen der Berufsstellung, die

Widersprüche zwischen Berufstätigkeit und unterdrückten produktiven Fähigkeiten oft in unbewußter Scham verschwiegen, ja aus dem Bewußtsein verdrängt werden.

So die öffentliche Schule, die mit der erzieherischen Mitwirkung der Familie rechnen zu dürfen glaubt. Wer aber gar die Kinder bis zu ihrem 18. Lebensjahr so gut wie ganz in der Hand zu haben verlangt, wer, wie alle Neuesten, nur im Internat für die Durchführung des erzieherischen menschenbildnerischen Willens bürgen zu können erklärt, der trägt auch in der Berufsfrage die ganze Verantwortung. Hier aber wird in Wirklichkeit, das soll einmal ganz offen gesagt werden, weder an Unterricht noch an Erziehung gegenwärtig irgend etwas geleistet oder auch nur als Aufgabe erkannt, was sich neben dem ungeheuren Maße der Verantwortung könnte sehen lassen.

Es könnte eine neue pädagogische Provinz gedacht werden, wiederum in drei Stufen eingeteilt wie jene von Goethe dargestellte, doch mit anderem Gehalt belebt.

Die Kindheit lebt in glücklich unbewußter Einheit, Leibes und Geistes. Ihr vor allem gebührt die Freude an Kraft und Dehnung aller Glieder, an Bändigung, Übung, Formung des Körpers, die herzliche Freude an Essen und Trinken. Sie soll Gegenstände formen und bauen, Tiere und Pflanzen sehen und pflegen, und wird, wofern die Dinge ihr nur gezeigt werden, mit natürlicher Lust und Ehrfurcht jene Tätigkeiten betrachten, durch die der Mensch aus Erde, Pflanze und Tier sich Nahrung schafft, aus Lehm, Stein, Holz und Metall sich Häuser baut und Werkzeug zurichtet und alle Notdurft seines Lebens sich aus den Stoffen dieser Erde bereitet.

Ist so ein Boden geschaffen, in dem das primitive Gefühl der Göttlichkeit alles Natürlichen, der Erdgeborenheit des menschlichen Geschlechtes sicher und unausrodbar wurzelt, so kann die gefährliche Verantwortung der zweiten und dritten Stufe übernommen werden,

Es gilt zunächst die Jugend in scharfer Abkehr von der heutigen Welt zu erziehen zur Ehrfurcht vor den ideellen Werten, und über die Ehrfurcht hinaus zu Liebe, vertrauter

Kentnnis und Übung, soweit dies Beschränkungen der Zeit und jugendlicher Fähigkeiten erlauben. Stärker als bis dahin ist auf Formung alles leiblichen Lebens zu zielen; die Klarheit wissenschaftlichen Denkens soll hier zum erstenmal Erlebnis werden, die höhere Welt künstlerischer Gestaltung soll sich auftun zu stolzer Freude und verantwortungsvollem Betrachten, es sollen alle Tugenden im reinen Leben vor und mit einer wachsamen Gemeinschaft entwickelt werden. Und nichts Geringeres sei allen Augen gegenwärtig als das stolze Bild der Vollkommenheit schlechtweg.

Die schwere Gefahr dieser zweiten Stufe ist ein Leerwerden, eine Aushöhlung, ein bloßes Predigen, ein schwärmerisches sich Versteigen und Verstiegenbleiben.

Zwei Dinge können davor bewahren: Arbeit und Erschütterung. Beides bleibe der Jugend nicht erspart.

Das gefahrvollste Wagnis aber müssen wir für die dritte Stufe unseres Planes vorschlagen, zu wagen überhaupt nur, wenn die Seele unverlierbar eingespannt ist zwischen die polaren göttlichen Mächte. Irgend einmal nämlich muß ja die Vorbereitung für das praktische Leben beginnen, von irgend einem Zeitpunkt ab muß die Erziehung zum Beruf einsetzen: wenn anders dem meuchlerischen Überfall, der heut die Regel ist, soll vorgebeugt werden. Was auf dieser Stufe den jungen Menschen zu sagen ist, das müßte mitgeteilt werden als eine Geheimlehre, geschützt durch alle Schrecken eines Unantastbaren und Unaussprechlichen, wovon dem Exoterischen unbekannt bleiben soll, ob es mehr als Pudendum oder mehr als Heiligtum der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen bleibt. Diese Art der sakrosankten Verrufenheit ist der einzige Charakter, welcher der pädagogischen Behandlung der Berufs- und Gelderwerbstätigkeit angemessen ist.

Dreierlei muß hier geschehen: Hinweis auf das natürliche Verhältnis, Darstellung der modernen Perversität, propädeutische Mitteilung einer Technik zu Abwehr und Angriff.

Klar ist festzuhalten, daß die Nötigung, den Unterhalt des eigenen Lebens zu erwerben, Ausdruck sei eines ehrwürdigen,

wenn auch zuweilen finsteren und bedrückenden Verhältnisses zwischen Mensch und Natur.

Sodann muß zu deutlicher Erkenntnis erhoben werden, wie hier in ungeheurer Fälschung wahrhaft aus der Not eine Tugend gemacht worden ist, wie der Bürger es fertig gebracht hat, die Nahrungssuche zu idealisieren und aus dem Kampf um Erwerb und Besitz sich ein Maß für Menschenwert zu erlügen.

Schließlich sind Ratschläge und Verhaltungsmaßregeln unumgänglich. Es muß hier eine Vorschule der Skrupellosigkeit geben. Das besondere Berufsethos des Industriellen, des Kaufmanns, des Rechtsanwalts, des Beamten — um nur einige Typen zu nennen — ist hier in seiner äußeren Gestalt und seinem wahren innern Wesen zu schildern. Zuletzt müssen zwei Gruppen scharf getrennt werden: nämlich solche Berufe, in denen alles auf materiellen und sozialen Erfolg ankommt, und jene seltenen andern, bei denen schon heute der kühne Versuch gewagt werden kann, sie ihres Berufscharakters zu entkleiden, oder unter dem Mantel des Berufs eine Arbeit um ihrer selbst willen zu tun.

In jener ersten Gruppe der echten Berufe tut eins vor allem not: die scharfe und restlose Trennung der Berufstätigkeit von allem ernsthaften und verantwortlichen Leben. Nur diese Trennung verbürgt den Erfolg im Beruf auf der einen, die Reinhaltung des innern Menschen auf der andern Seite. Gehört hierzu auch eine starke Fähigkeit zur Entsagung, so wird doch auf lange Zeit weitaus den meisten dieser Weg allein offen stehen. Freilich wird man ihn nur solchen weisen dürfen, in deren Erziehung alles getan wurde, um die Kraft der inneren Einheit und Geschlossenheit des ganzen Menschen unzerstörbar zu machen.

Unendlich viel schwieriger und verwickelter ist die Aufgabe der andern, der wenigen, die als Pioniere hinausgehen in jenes trügerische nebelhafte Land voll von Luftspiegelungen und plötzlich starrenden Felswänden — jenes Land, in dem Gelderwerb und geistiges Tun eins ins andre übergehen, eins das andre vortäuschen. Nur wer Pfade und Schliche und Tiefen

und Höhen genau kennt, darf hier sich vermessen, Richtung anzugeben und Ratschlag zu erteilen. Und ein gepflegter, aufs äußerste geschärfter Instinkt, in völliger Sicherheit seiner selbst, muß dem zu eigen sein, der sich in dieses Land begibt. Alle falschen Idealismen müssen abgestreift sein; klar muß einem immer wachen Verstande bewußt sein, daß der Künstler, der Gelehrte, der Arzt, der Richter, der Staatsbeamte, der Lehrer — daß alle sie zuerst gelderwerbende Menschen sind, ja daß von vornherein zu vermuten ist, sie seien *nur* gelderwerbende Menschen.

Dies alles ist ersichtlich gedacht für freie Schulgemeinden, welche fern von Städten eignen Stil streng bauen, streng ihm folgen, den ängstlichen Elternsorgen, den hin und her flatternden, in kühler Kraft gebieten. Einzig in solcher Form kann man hoffen, Herr zu werden des ganzen, durchaus unappetitlichen Gegenstandes, welchen die Erziehung im Problem des Berufes vorfindet.

Unmöglich ist es dennoch nicht, Menschenseelen auch auf anderem Wege bewahren zu helfen. Es mag gesagt werden, mit dürren Worten und so deutlich als möglich: wer immer Einfluß hat auf junge Leute, wer in Jugendgemeinschaften Führer ist, ja wer auch nur gehört wird, darf nicht in schöner Haltung schweigend vorbeigehen an der Tatsache des Berufes, darf nicht glauben, weder seiner Pflicht genügt, noch seinen Kreis des Wirkens ausgefüllt zu haben, wenn er nicht wider den Beruf Mißtraun weckte, Widerstand bereitete und wählerischen Geschmack erzog.

Unsäglich weit sind wir entfernt von jener Periode der Erfüllung, da von neuem in schöner Mitte die ungeheure Spannung zwischen Leben und Idee vollkommne leiblich-geistige Gestalten zeugt zu unermeßlicher Fülle. Ob wir wirken können für die Wandlung der Zeiten, und wieviel — dies ist unserer Einsicht verschlossen. Alles Handeln aber kann nur geschehen, wenn der Zweifel an der Möglichkeit beiseitegestellt wird. Und handeln in diesem Sinne, das heißt: alles sehen mit der Seele; denn was die Seele gesehen hat, das haftet in ihr und ver-

wandelt sie. Und nur aus verwandelten Seelen strahlt aus eine Wandlung der Dinge, aus Seelen, die erblickt haben die Wirklichkeit der Welt, in welchen haftet dieses Anblicks Abbild.

Auch der Krieg: er wird das äußere Antlitz der Dinge verändern, Verwandlung aber der Dinge selbst kann nur geschehen, wenn unsere Seelen wir der Neubildung bereit halten. Jung ist, wer seine Seele noch kann schaffen oder umschaffen lassen. Vielleicht entsteht aus unserer Jugend noch jenes Verhältnis zum Bereich der Nahrungssuche, in welchem das Gemeine nur Notwendige als gemein und nur notwendig gesehen wird. Vielleicht wird es wieder vornehm, nicht etwa: nicht Geld verdienen zu müssen, aber: das Geldverdienen als gleichgültig zu betrachten. Vielleicht wird es wieder unvornehm, mit der Seele am Beruf beteiligt zu sein. Vielleicht wird der Erfolg im Beruf nicht mehr eine Ehre, sondern nur eben ein Erfolg sein und manchmal auch eine Schande. Es kommt vielleicht die Zeit, da das Höchste, was ein anständiger Mensch über seinen Beruf sagen darf, dies ist: daß er ihm Spaß mache, oder aber: daß er gar kein Beruf mehr sei. Es gibt schon Zeichen hierfür.

Das französische Ideal des frühen bescheidenen Rentnertums ist wohl ein Schritt gewesen, der nur ein klein wenig seitwärts dieser Bahn führte; ein klein wenig das heißt aber: völlig und heillos; so wie ein Bildnis durch eine leise Linie Karikatur wird. Vielleicht werden *wir* glücklicher sein. Vielleicht finden wir befreiend unsre Seele, den verschütteten Weg zu den göttlichen Mächten mit glücklich tastender Sicherheit wieder. Schon gibt es hierfür Zeichen.

Theodor Tagger:

DER ZERSTÖRTE TASSO

I.

Das dünne Zirpen der Harfen
um meinem Haupt, und leblos lösen
Akkorde von den Ohren sich,
große, unwirtliche Töne.
Durch die Waldung schimmern
Tücher sanfter Rötung hin und her. Abendliche
Szene taut hinter Bäumen gelb auf, es folgen dicht
die weißen, kleinen Wolken.
Ich hebe die Hand mit gespreizten Fingern,
leise, schmerzlich löst sich Krampf
gegen die Landschaft, und die Knöchel spüre ich gebettet
in segelnder Luft.

II.

Himmel spannt sich gefasert,
Grün liegt aufgeschlagen auf den
weiten Flächen der Erde,
ein Hügel wellt gelenkig
in den Horizont hinauf.
Stürmische Sonne umsticht mich,
daß ich wirrend fliehe, schreiend
mein Herz verweißt.
Und ich gehe schon ganz auf, und auseinander,
in den Äther und die rinnende Bläue sprengt
meine Lunge mich aus.

III.

Fäuste schließen mich ein,
Gewänder werfe ich ab. Ich stehe
selbstlos angedrängt und verzweifelt,
wie eine zerwindete Fahne gezückt
gegen den zudunkelnden Himmel,
ich, Dichter der Leben, schreiender Gott,
vertausendfacht geboren und gelebt,
in die Stunden
der Millionen Leben hineingesaugt.
Flucht, o tobsüchtige Befreiung,
aber wie sich herausbeißen
aus den geschlossenen Lippen der Sänger
und aufbrechen die Münder der Mädchen?

IV.

Nackte Zehen klatschen
über meiner Stirn. Bin ich wach
und sind die Nächte aller Frauen
mir auferlegt?
Gehen die Türen,
die Gemächer verdunkeln,
Fackeln stehen nicht mehr. Huschen
weiße Hemden und eilige Beine
an mir vorbei.
Erfaßte ich eine.
Ich zerdrückte sie tödlich an
meinem gestemmten Körper.
Meine Hände kriechen schon. Ich liege
versteckt und geduckt auf den Fließen.
Ruft der Mond euch heraus?
Aber ich zerpresse euch die Schritte,
ich zerschlage eure Knöchel klirrend.
Kommt nur, mit meinen Liedern, auf dem breiten Mund,
an mir vorbei. Die Stunden sind wild gezählt.

Ich breche von unten
mit meinen Fäusten in euch hinein.

V.

Dunkler Kerker, angeleuchtet
von meinen Augen. Deine Wände zerschmelzen
vor meinem Finger. Und ich gehe
über die geschlossenen Wiesen,
die hinter dir stehn.
Meine Schritte sind heilig,
die Schritte des Dichters,
und auf Wasser sinken sie nicht ein.
Ich fliehe mit den Spitzen auf den Spitzen der Gräser,
Selig breiten Mücken summende Gefolgschaft,
aufschreien gebückte Fische,
Würmer, Schlangen, Elefanten mit roten Sätteln
schweben langsam hin und her. Hunderttausend
Hirsche fliegen mit dünnen Beinen.
Der Himmel dreht sich mir wie ein Teppich entgegen,
er verblättert zu Zweigen unter meinen Füßen
und die Fanfaren des befreiten Jerusalem
stehen als brennende Kugeln den Weg.

Henri Barbusse:

DAS FRÜHLICHT

Im vorigen Heft war das Mittelstück des Romans „Le feu" abgedruckt: der Sturmangriff, „die Verwandlung des Menschen in die Bestie, der Tod des Menschen". „Später", hieß es dann, soll ein zweites Stück folgen: „Die Verklärung des Menschen, der dies alles erlitten hat; das Bekenntnis zum neuen Menschen, dem Menschen nach diesem Kriege". Hier ist es.

An der Stelle, wo wir uns hinsinken ließen, erwarten wir den Tag. Er kommt, langsam, eisig und finster, unselig, und breitet sich aus über den schwarzblauen Raum.

Es regnet nicht mehr. Der Himmel hängt leer. Die bleierne Ebene mit ihren blinden Wasserspiegeln sieht aus, als steige sie nicht nur aus der Nacht, sondern zugleich aus dem Meer.

Halb duselnd, halb schlafend, von Zeit zu Zeit die Augen öffnend, um sie, gelähmt, gerädert, starr vor Kälte, gleich wieder zu schließen — so findet uns das wiederkehrende Himmelslicht, an dessen Rückkehr wir kaum mehr glaubten.

Wo sind die Schützengräben?

Man sieht nur Seen und zwischen diesen Seen Streifen milchigen und stagnierenden Wassers.

Es steht alles viel mehr unter Wasser als man gedacht hat. Das Wasser füllt alles aus, hat überall Lachen gebildet, und das in der Nacht Vorausgesagte trifft ein: es gibt keine Gräben mehr; die Kanäle dort sind die ersoffenen Gräben. Die Überschwemmung ist allgemein. Das Schlachtfeld schläft nicht, es ist tot. Dort unten geht das Leben vielleicht weiter, aber man sieht nicht so weit.

Mühselig und schwankend wie ein Kranker richte ich mich halb auf, um besser sehen zu können. Meine Kapuze stran-

guliert mich mit ihrer entsetzlichen Last. Neben mir sehe ich drei monströs unförmige Gestalten. Die eine — Paradis, in einem befremdlichen Schlafrock aus Kot, eine Geschwulst am Gurt statt der Patronentaschen — erhebt sich ebenfalls. Die beiden andern schlafen weiter und bewegen sich nicht im geringsten.

Was ist das für ein rätselhaftes Schweigen? Seltsam! Kein Geräusch inmitten dieser phantastisch gelähmten Welt, es sei denn von Zeit zu Zeit das Glucksen einer Erdscholle, die ins Wasser rutscht. Man schießt nicht . . . Keine Granate, sie würde ja auch nicht krepieren. Keine Gewehrkugel, weil die Mannschaft . . .

Die Mannschaft, wo ist die Mannschaft?

Nach und nach sieht man sie. Einige liegen nicht fern von uns, von Schlaf und Schlamm überspült, wie gestrandete Gegenstände.

In kurzer Entfernung unterscheide ich andere, verschrumpft und verschleimt wie Schnecken, längs einer vom Wasser zur Hälfte verschlungenen Böschung, die genau abgezirkelt ist. Plumpe Körper liegen unbeweglich, reihen sich aneinander wie Pakete, von Wasser und Schlamm durchtränkt, erdfarbig wie der Boden, der sie aufsaugt.

Ich nehme einen Anlauf, das Schweigen zu brechen; ich spreche; ich sage zu Paradis, der nach derselben Richtung sieht:

„Sind es Tote?"

„Wollen gleich sehen", sagt er leise. „Bleiben wir hier noch ein wenig. Dann können wir es riskieren."

Wir sehen einander an und werfen einen Blick auf die Kameraden, die sich hier hinfallen ließen. Man macht eine so jämmerlich abgetriebene Figur, daß man es Figur nicht mehr nennen kann. Man ist ein Stück Schmutz, das Gesicht verwischt und zerquetscht, die Augen blutunterlaufen. Wir sahen einander in allen möglichen und unmöglichen Situationen, seit wir im Felde sind. Gleichwohl: jetzt erkennen wir uns nicht wieder.

Paradis wendet den Kopf, blickt in eine andere Richtung.

Ich sehe, daß ihn ein Zittern befällt. Er streckt seinen von einer Kotkruste überzogenen ungeheuern Arm aus:

„Dort . . ., dort . . .", lallt er.

Auf dem Wasser, das einen Graben überschwemmt, inmitten eines Terrains, das eigentümlich schraffiert und durchschluchtet ist, treiben Massen, runde Riffe.

Wir schleppen uns dorthin. Es sind Ertrunkene.

Ihre Köpfe und Arme baumeln gegen den Grund. Ihre Rücken mit dem Lederzeug der Montur sieht man gegen die Oberfläche der gipsartigen Flüssigkeit durchschimmern. Die blauen Waffenröcke sind von Wasser gedunsen. Die Füße stehen quer zu den quallenhaft aufgeschwollenen Hosen, wie die schwarzen Kugelfüße an den unförmigen Beinen aufgeblasener Jahrmarktsmänner. Von einem versunkenen Schädel behaupten sich Haare im Wasser wie Tang. Hier eine Gestalt, die hertreibt wie eine Wasserblume. Der Kopf steuert gegen das Ufer, der Körper verschwindet unten im Trüben. Das Gesicht ist zum Himmel gewendet. Die Augen: zwei weiße Löcher, der Mund ist ein schwarzes Loch. Die gelbe gedunsene Haut dieser Maske scheint weich und runzelig wie aus erkaltetem Teig.

Hier standen die Horchposten. Es gelang ihnen nicht, sich aus dem Sudel zu retten. All ihr Bemühen, aus dieser Grube, die sich langsam und tödlich mit Wasser füllte, an glitschigem Abhang herauszukommen, zog sie nur sicherer noch in die Tiefe. Sie starben, angeklammert an die Erde, die keinen Halt mehr bot.

Dort sind unsere ersten Linien und dort die ersten deutschen Linien, ebenso still und vom Wasser versiegelt.

Wir gehen hinüber zu diesen weichen Ruinen. Mitten durch eine Zone, die gestern noch Schauplatz des Entsetzens war, durch den schrecklichen Zwischenraum, an dessen Schwelle die furchtbare Wucht unseres letzten Ansturmes sich brach — wo Infanteriegeschoß und Granate seit anderthalb Jahren unablässig den Raum durchpflügen und wo in diesen Tagen ihr

schräger Platzregen wütend sich kreuzte über der Erde, von einem Horizont zum andern.

Jetzt liegt auf diesem Feld eine übernatürliche Ruhe. Das ganze Terrain ist gefleckt mit Wesen, die schlafen; die leise sich rühren, einen Arm, den Kopf heben und sich strecken, um aufzuwachen oder — zu sterben.

Der feindliche Graben fällt vollends in sich zusammen. Von Schlamm starrende große Senkungen und morastige Trichter schlucken ihn auf. Er bildet eine Linie von Lachen und Brunnen. Stellenweise sieht man die Ränder, die noch überhingen, sich bewegen, bersten und zusammensinken. An einer Stelle kann man sich darüberbeugen.

In dieser schwindelerregenden Kothölle kein Körper. Doch, dort, schlimmer als ein Körper, ein einziger Arm. Nackt und steinfarbig ragt er aus einem Loch, das sich verschwommen durchs Wasser auf einer Wand abzeichnet. Den begrub es in seinem Unterstand. Er fand nur noch Zeit, den Arm auszustrecken.

Aus der Nähe sieht man, daß die Erdhaufen, die auf den Überresten der Schutzwehr aufgereiht liegen, menschliche Wesen sind. Sind sie tot? Schlafen sie? Man weiß nicht. Jedenfalls: Sie ruhen.

Sind es Deutsche oder Franzosen? Man weiß nicht.

Einer hat die Augen geöffnet, schaukelt den Kopf hin und her, sieht uns an. Wir fragen ihn:

„Franzose?"

Dann:

„Deutsch?"

Er antwortet nicht, schließt die Augen wieder und sinkt zurück ins Nichts. Nie wird man wissen, wer er war.

Es ist unmöglich, die Identität dieser Wesen festzustellen: weder nach ihrer Uniform, die von dickem Schlamm überzogen ist, noch nach ihrer Kopfbedeckung; ihr Kopf ist unbedeckt oder eingewickelt in Wollzeug unter ihrer flüssigen, fettigen Fehmrichtermaske; noch nach den Waffen: ihre Flinte

haben sie nicht oder aber ihre Hände glitschen über eine formlose, klebrige Masse, die sie mit sich schleppen und die wie eine Art Fisch aussieht.

All diese Menschen da vor uns und hinter uns, Leichengesichter, am Ende ihrer Kräfte angelangt, die keine Worte und keinen Willen mehr haben, all diese Menschen, von denen der Sudel tropft und die, wenn man so sagen will, ihr Begräbnis mit sich schleppen — sie gleichen einander, als wären sie nackt. Aus einer furchtbaren Nacht kommen auf beiden Seiten Gespenster, die, eins wie das andre, Elend und Schmutz als gemeinsame Uniform tragen.

Das ist das Ende von allem. Das ist, für einen Moment, die ungeheure Fermate, der epische Stillstand des Krieges.

Einmal glaubte ich, die schlimmste Kriegshölle sei unter dem Krach der Granaten, dann dachte ich eine Zeitlang, sie sei dort unten, wo die Unterstände sich ewig verengen und einem die Luft benehmen, aber nein, die wahre Hölle ist das Wasser.

*

Der Wind erhebt sich. Er ist eisig und sein gefrorener Hauch schneidet tief ins Fleisch. Auf der verrückten, schiffbrüchigen Ebene, die, zwischen wurmstichigen Wasserschlünden, von Körpern besprenkelt ist; zwischen Inseln von Menschen, die, wie Reptilien aneinandergepreßt, unbeweglich liegen; auf diesem Chaos, das sich abplattet und in sich zusammenfällt, heben sich leichte Wellen von Bewegung ab. Man sieht Rotten von Menschen langsam ihren Platz verändern, man sieht stumpfe Karawanen von Wesen, die sich beugen unter der Last ihrer Mäntel und Schlammkutten; sieht unterm trüben Widerschein des Himmels Menschen sich schleppen, zerstreuen, umherkrabbeln am Boden. Das Frühlicht ist so verschwärzt, daß es aussieht, als sei der Tag bereits wieder zu Ende.

Die Überlebenden wandern aus, quer über diese trostlose Steppe, aufgejagt von einem Unglück, das zu groß ist, als daß man es aussprechen könnte; das sie verzerrt und bestürzt,

klägliche Opfer. Einige, halb entkleidet, heben dramatisch grotesk sich ab von der Kotsintflut, aus der sie entfliehen.

Sie ziehen vorbei, blicken sich um, betrachten uns, sehen, daß wir Menschen sind. Und der Wind nimmt ihnen die Worte vom Mund:

„Dort unten ist es schlimmer als hier. Die guten Kerle fallen in die Löcher und man kann sie nicht herausziehen. Alle, die während der Nacht den Fuß auf den Rand eines Granattrichters setzten, sind umgekommen. Dort unten, wo wir herkommen, ist ein Kopf in den Boden gepflastert, er bewegt noch die Arme; dort ist ein Verhau, der stellenweise nachgegeben und Löcher gebildet hat, und das ist eine Menschenfalle. Wo früher Verhaue waren, steht das Wasser zwei Meter hoch..." Ihr Gewehr! Es gibt Leute, die ihre Flinte aus dem Dreck nicht mehr herausziehen konnten. Sieh dort: sie haben einander die Mantelschöße abgeschnitten — auch die Taschen sind nicht gut weggekommen — um sich freizumachen; sie hatten nicht mehr die Kraft, ein solches Gewicht zu schleppen... Dumas mußte man seinen Mantel abnehmen, er wog seine vierzig Kilo: zwei Mann konnten ihn kaum mit den Händen heben. Und sieh dort: einer mit nackten Beinen. Alles hat es ihm ausgezogen: die Hose, die Unterhose, die Schuhe — all das verschlungen vom Boden. Nie hat man solches gesehen, nie, nie.

Und in Abständen, denn diese Nachzügler haben noch einen Troß, fliehen sie in einer Epidemie des Entsetzens und reißen dabei mit den Füßen Klumpen von Kot aus dem Boden. Und diese Windstöße von Menschen verschwinden. Kleiner werden die Blöcke, die sie bilden, vermauert in Riesenkostümen.

Wir erheben uns, stehen aufrecht. Der Eiswind läßt uns erzittern wie Bäume.

Wir gehen mit kleinen Schritten, bleiben gebannt stehen vor der Masse zweier seltsam verschlungener Menschen, die, Schulter an Schulter, mit den Armen einander erdrosselt halten. Sind es die Körper zweier Kämpfer, die einander in den Tod zogen und noch im Tode sich aneinanderklammern, nie und

nimmer gewillt, sich loszulassen? Nein, es sind nur zwei Schläfer, die sich aneinanderlehnten. Da sie sich auf dem Boden nicht ausstrecken konnten, der sich entzog und sich, im Gegenteil, auf sie legen wollte, lehnten sie sich aneinander, packten sich um den Hals und schliefen so ein, bis zu den Knien im Schlamm.

Man stört sie nicht in ihrer Unbeweglichkeit und entfernt sich von diesem Doppelstandbild menschlicher Armseligkeit.

*

Dann machen wir selbst Halt. Wir haben unsere Kräfte überschätzt, wir können nicht weiter. Es ist noch nicht aus. In einer Ecke, die Schutz bietet, sinken wir von neuem hin, mit dem Geräusch eines Haufens Kot, den man hinwirft.

Man schließt die Augen. Von Zeit zu Zeit öffnet man sie. Menschen kommen torkelnd auf uns zu. Sie beugen sich über uns und sprechen mit leiser und müder Stimme. Einer sagt: „Sie sind tot. Wir bleiben hier." Der andere antwortet: „Ja." Es klingt wie ein Seufzer.

Aber sie sehen, daß wir uns rühren. Also steuern sie vor uns hin und stellen sich auf. Der Mann mit der tonlosen Stimme wendet sich an uns:

„Wir ergeben uns", sagt er.

Und sie rühren sich nicht.

Dann takeln sie völlig ab, atmen auf, und als sei all ihre Qual beendet, versucht der eine von ihnen, der im Gesicht Kotschminke und Striche hat wie ein Wilder, ein Lächeln.

„Bleib da", sagt Paradis, ohne den Kopf zu bewegen, den er rückwärts an eine Erhebung gelehnt hat. „Kannst dann mit uns kommen, wenn du willst."

„Ja", sagt der Deutsche. „Ich habe genug."

Man antwortet nicht.

Er sagt:

„Die andern auch?"

„Ja", sagt Paradis, „sie können auch dableiben, wenn sie wollen."

Es sind vier Mann. Sie strecken sich aus auf dem Boden.

Einer von ihnen röchelt bereits. Es ist wie ein schluchzender Hahnenschrei, der von ihm aufsteigt. Erstaunt richten die andern, von Schmutz gesprenkelte Figuren, sich halb auf die Knie, rings um ihn, und starren ihn mit verquollenen Augen an. Wir erheben uns und besehen unsrerseits diese Szene. Aber das Röcheln erlischt und der schwärzliche Schlund, der allein an diesem großen Körper wie ein kleiner Vogel lebte, erstarrt.

„Er ist tot", sagt einer von seinen Kameraden.

Und fängt zu weinen an. Die andern richten sich ein, weiterzuschlafen. Auch der Weinende schläft ein und weint weiter.

Ein paar Soldaten kommen angetappt wie Betrunkene, bleiben hie und da wie angenagelt im Boden stecken, oder bewegen sich gleitend wie Würmer. Auf der Suche nach einem Schutz kommen sie bis hierher, wo wir in unserer Höhle schon eingekrustet sind, und Freund und Feind schläft kunterbunt in gemeinsamer Gruft.

*

Man wacht auf. Wir sehen uns an, Paradis und ich, und erinnern uns. Man kehrt ins Leben zurück und in die Helligkeit des Tages wie in einem Wachtraum. Vor uns lebt die Unglücksebene wieder auf, wo wie verschwärzte Brustwarzen vage Hügel sich zeichnen, eine Ebene aus Stahl, stellenweise verrostet; wo die Linien aufblitzen und die Wassertümpel glänzen wie Metallplatten — und in der Unermeßlichkeit ausgestreut wie Dung, die zu nichts gewordenen Leiber, die atmen oder sich zersetzen.

Paradis sagt:

„So ist der Krieg..."

*

„Ja, so ist er, der Krieg", wiederholt er in Gedanken versunken, „nichts anderes."

Und ich verstehe, was er sagen will:

Nicht die Massenangriffe, die immer noch wie Paraden aussehen, nicht die sichtbaren Schlachten, die aufleuchten wie Oriflammen, nicht einmal das Handgemenge, wo man schreiend umherrennt: nicht dies ist der Krieg. Sondern vielmehr: die entsetzliche, übernatürliche Strapaze, das Wasser, das einem bis zum Bauche reicht, der Kot, der Unflat und der infame Schmutz; die verschimmelten Gesichter, unsere zu Lumpen gewordene Haut und die Leichen, die nicht einmal mehr Leichen ähneln, wenn sie frei treiben auf der gefräßigen Erde. So ist er: die unendliche Monotonie der Misere, unterbrochen von hitzigen Dramen; das und nicht das Bajonett, das Silberfunken spritzt, noch der Hahnenschrei der Trompete im Sonnenlicht.

Paradis fühlte es tief; eine Erinnerung stand in ihm auf und er knurrte:

„Erinnerst du dich, die gute Frau in der Stadt, wo wir scharwenzeln waren, da vor kurzem? Die vom Angriff sprach mit viel Speichelaufwand und die sagte: Oh, muß das schön sein zu schauen!?"

Ein Chasseur, dem ein Schmutzansatz vom Bauche hing und dalag platt wie ein Nudelbrett, hob den Kopf aus dem Kotloch, in dem er stak, und rief:

„Schön! Ah! Ein Scheißdreck!

„Das ist gerade als wenn eine Kuh sagen wollte: ei, muß das schön sein, wenn man in Villette Haufen von Ochsen zum Schlachthaus treibt."

Er spuckte Schmutz aus beschmiertem Mund, sein Gesicht der Rüssel eines Schweins.

„Mag man sagen: es muß sein", stieß er mit seltsam gerüttelter, zerrissener, lappenhaft flatternder Stimme hervor. „Mir soll es recht sein. Aber schön! Ah, ein Scheiß!"

Verwahrte sich heftig. Brauste auf:

„Solches Geschwätz macht man! Lustig macht man sich über uns bis aufs Blut!"

Er spuckte wieder, aber entkräftet von der Anstrengung, die es ihn kostete, fiel er zurück in sein Moorloch und legte seinen Kopf in den eigenen Speichel.

*

Paradis, verstört, ließ seine Hand schweifen über die Fläche der unaussprechlichen Landschaft, das Auge starr gradaus gerichtet, und wiederholte sein Wort:

„So ist er, der Krieg . . . Und so ist und bleibt er. Was sind wir, wir alle, und was ist das hier? Nichts, gar nichts. Was wir sehen, ist nur ein Punkt im ganzen. Einsehen muß man, daß es jetzt, diesen Morgen, dreitausend Kilometer gleichen oder beinahe gleichen, oder noch schlimmeren Unglücks gibt in der Welt."

„Und dann," sagte der Kamerad uns zur Seite, den man nicht einmal an der Stimme mehr wiedererkannte, „morgen wird es von vorne beginnen. Das war vorgestern so und alle Tage vorher so."

Der Chasseur riß mit einer Anstrengung, als müsse er den Boden sprengen, seinen Körper von der Erde los, in der er einen Abdruck hinterließ gleich einem rinnenden Sarg, und setzte sich auf in diesem Loche, er blinzelte mit den Augen, schüttelte sein in Kotfransen triefendes Gesicht, um es zu säubern, und sagte:

„Diesmal wird man noch davonkommen. Und wer weiß, vielleicht auch morgen noch einmal. Wer weiß?"

Paradis, den Rücken gebeugt unter einem Teppich aus Dung und Kot, suchte den Gedanken geltend zu machen, daß man den Krieg sich nicht vorstellen könne, er sei unmeßbar in Raum und Zeit.

„Wenn man vom Krieg im ganzen spricht," fieberte er, „so ist es, als sagte man gar nichts. Da hören die Worte auf. Man ist da, man sieht es, aber wie eine Art Blinder."

Eine Baßstimme ließ sich ein wenig abseits vernehmen:

„Nein, man kann sich keinen Begriff davon machen."

Ein Lachausbruch schlug hart zusammen über dem Wort.

„Wie sollte man sich's denn auch denken können, ohne dabei gewesen zu sein?"

„Man müßte verrückt sein!" sagt der Chasseur.

Paradis neigt sich über eine breite, neben ihm ausgestreckte Masse.

„Du schläfst?"

„Nein, ich liege nur still," schnarrt eine erschrockene Stimme aus der mit einer dicken, steifen Lehmschabracke bedeckten Masse. Die Lehmdecke hatte Zellen und sah wie zertrampelt aus. „Ich will dir sagen, ich glaube mein Bauch ist geplatzt. Aber ich bin nicht sicher und ich wage nicht, nachzusehen."

„Laß sehen!"

„Nein, noch nicht. Ich will noch einwenig so liegen bleiben."

Die andern versuchten Bewegungen. Das Wasser quietschte. Sie stemmten sich auf Knie und Ellbogen, warfen die infernalische Teigdecke ab, die sie zu Boden drückte. Die von der Kälte kommende Lähmung schwand langsam aus dieser Traube gemarterter Menschen, obgleich das Licht nicht zunahm auf dem großen unregelmäßigen Pfuhl, in den die Ebene versank. Die Trostlosigkeit nahm zu, der Tag nicht.

Jener, dessen Stimme traurig wie eine Glocke klang, sagte:

„Du hast gut erzählen! Ach was, man wird dir nicht glauben. Nicht aus Bosheit oder um sich über dich lustig zu machen, sondern einfach, weil man nicht kann. Sagst du später, falls du überhaupt noch am Leben bist, um sprechen zu können: ‚wir hatten Nachtarbeit; dann kam Alarmbefehl; und dann sind wir beinahe im Dreck ersoffen,' dann wird man dir antworten: ‚Unglaublich!' Vielleicht wird man sagen: ‚Was habt ihr auch noch so spät schanzen müssen, zum Teufel!' Und das ist alles. Niemand wird es verstehen. Du wirst der einzige sein."

„Nein, nicht einmal wir, nicht einmal wir!" schrie einer auf.

„Ich, ich sage wie du: wir werden vergessen, wir . . . wir vergessen schon jetzt, alter Freund!"

„Wir haben zuviel gesehen!"

„Und jede Einzelheit, die wir sahen, war zuviel. Man ist nicht aus Blech und Papier. Man zerplatzt; man ist zu klein, um es aushalten zu können."

„Wie rasch man vergißt! Nicht nur die Dauer der großen Misere, die, wie du sagst, schon heute nicht mehr zu berechnen ist; die Märsche, die immer wieder den Boden zerpflügen, die Füße zerschinden, das Mark aufzehren unter dem Gewicht des Tornisters, der aufhockt wie ein Gespenst, das zum Himmel wächst; die Hitze bis zum Vergessen des eigenen Namens; das Stampfen auf einem Fleck und das Stilliegen, das einen zerstört; Arbeit, die die Kräfte übersteigt; Nachtwachen ohne Ende, um den Feind abzupassen, der in der Nacht überall ist, und um anzukämpfen gegen den Schlaf; das Kopfkissen aus Mist und voll Läuse! — Nein, auch die Schmutzkrusten von Kochtöpfen und Maschinengewehren, von Minen, Stickgasen und Gegenangriffen. Die Aufregungen der Wirklichkeit reißen einen mit im ersten Moment, und man tut gut daran, sich mitreißen zu lassen. Aber all das verdrängt sich rasch und verfliegt, man weiß nicht wie, man weiß nicht wohin, und von der Sache bleiben nur die Namen, die Worte wie in einem Communiqué."

„Wahr, was er sagt!" meint ein anderer, ohne in seinem Erdloch den Kopf zu bewegen. „Als ich im Urlaub war, hab ich gesehen, daß ich fast alles von früher vergessen hatte. Man hatte Briefe von mir, die hab ich gelesen als wär es ein Buch, das ich öffne. Und trotzdem: ich hab auch vergessen, was ich im Krieg erlebte. Wir sind Maschinen, die vergessen müssen. Die Menschen sind Wesen, die wohl einwenig denken, aber vor allen Dingen vergessen. So steht es mit uns."

„Weder die andern also, noch wir selbst! All dieses Unheil umsonst!"

Die Aussichtslosigkeit gesellt sich zum Verderben dieser Kreaturen wie eine neue, noch größere Katastrophe und stürzt sie vom Ufer, das sie in einer Sintflut fanden, noch tiefer hinab.

„Ah, wenn man die Erinnerung behielte!" schreit einer auf.

„Wenn man sich erinnerte" sagt der andere, „es gäbe keinen Krieg mehr."

Und ein dritter fügt mit großer Geste hinzu:

„Ja, wenn man die Erinnerung behielte, wäre der Krieg weniger umsonst gewesen, als er es ist."

Aber plötzlich richtet sich einer der Überlebenden, die da am Boden liegen, auf die Knie, schüttelt die kotigen Arme, von denen der Schlamm tropft. Schwarz wie eine große mit Leim bestrichene Fledermaus pfeift er:

„Es darf keinen Krieg mehr geben nach diesem da!"

*

Windstöße fegen so hart und unbarmherzig, daß die Oberfläche des Geländes zittert wie ein Wrack. In dem schlammigen Winkel, wo wir, schwach und hilflos, dem Wind ausgesetzt sind, erweckt der Schrei des Menschen, der aussieht, als ob er wegfliegen wollte, andere ähnliche Rufe:

„Es darf keinen Krieg mehr geben nach diesem."

Die finsteren, wilden Schreie dieser Menschen, die an die Erde gekettet, aus Lehm gebacken sind, steigen und zerstieben im Wind wie Flügelschläge.

„Keinen Krieg mehr, keinen Krieg mehr!"

„Ja, genug!"

*

„Es ist auch zu blöd, das . . . es ist zu blöd", knurren sie. „Was soll das im Grunde, all das — all das, was man nicht einmal sagen kann?"

Sie stottern vor Aufregung; grunzen wie Tiere auf ihrer jämmerlichen Tribüne, die die Elemente ihnen strittig machen; in ihrer finstern Lumpenmaskerade. Der Protest, der sie emporzerrt, ist so gewaltig, daß er sie erstickt.

„Man ist gemacht, um zu leben, nicht um zu verrecken wie wir hier."

„Die Menschen sind gemacht, um Gatten, Väter zu sein, — eben Menschen! — nicht Tiere, die sich hetzen, sich erdrosseln und verpesten."

„Und überall, allüberall Tiere, wilde Tiere oder zermalmte Tiere. Schau nur ringsum!"

. . . Nie werde ich den Anblick dieser unbegrenzten Felder vergessen, auf deren Oberfläche das Schmutzwasser die Farben, die Linien, die Erhöhungen zerfressen hatte; diese Felder, deren Formen, zersetzt von der flüssigen Fäulnis, bröckelten und nach allen Seiten zerrannen; diese Felder, durchquert vom zermürbten Gerüste der Pflöcke, der Stacheldrähte, der Balken — und über diesen unendlichen Finsternissen des Styx die Vision eines Schauers der Vernunft, der Logik und Einfachheit, der diese Menschen zu schütteln begann wie Verrücktheit.

Man sah, daß eine Idee sie folterte: versuchen, sein Leben auf dieser Erde zu leben und glücklich zu sein, ist nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht — und sogar ein Ideal und eine Tugend; das soziale Leben ist nur da, um jedes innere Leben sich leichter entwickeln zu lassen.

„Leben!"

„Wir! . . . Du! . . . Ich! . . ."

„Kein Krieg mehr . . . Ah! Nein! . . . Es ist zu blöd! . . . Schlimmer als das, es ist zu . . ."

Ein Echo antwortete ihren halben Gedanken, ihrem abgerissenen, in sich selbst erstickten Gemurmel . . . Eine Stirne sah ich steigen, gekrönt mit Kot, einen Mund sich zum Erdrand heben:

„Zwei Armeen, die sich schlagen, sind wie eine einzige große Armee, die Selbstmord begeht!"

*

„Denn was sind wir seit zwei Jahren? Unerhört arme Schlucker. Und wir sind Wilde, Bestien, Banditen, verschweint und verdreckt."

„Schlimmer als das!" käute der Mann, dem nur dieser eine Ausdruck zu Gebote stand.

„Ja, ich gebe es zu."

In der trostlosen Stille dieses Morgens ahnten diese von der Strapaze gefolterten, vom Regen gestäupten, von einer durch-

donnerten Nacht umhergewirbelten Menschen, diese Überlebenden nach Vulkan und Sintflut, wohl, wie der Krieg mit seinen moralischen und physischen Scheußlichkeiten gegen alle Vernunft sei, die großen Ideen entwerte und alle Verbrechen in seinem Gefolge führe. Oh, sie erinnerten sich, wie sehr er in ihnen und rings um sie her alle schlimmen Instinkte entfesselt habe, keinen einzigen ausgenommen: die Bosheit bis zum Sadismus, den Egoismus bis zur Wildheit, die Genußsucht bis zur Raserei.

Sie stellten sich all das vor Augen, wie sie soeben verwirrt sich ihr Elend vor Augen stellten. Ein Fluch gärte in ihnen, versuchte sich loszuringen und in Worten an den Tag zu kommen. Sie ächzen, sie winseln wie Kinder. Man könnte sagen, sie winden sich unter ihrem Irrtum und ihrer Unwissenheit, von denen sie ebenso sehr überschlammt sind wie vom Kot, sie wollen endlich wissen, wofür sie gezüchtigt werden.

„Also was?" lärmt der eine.

„Was?" wiederholt der andere mit noch erhöhter Stimme.

Der Wind läßt ihnen den überschwemmten Raum in den Augen flirren. Der Wind verfängt sich erbittert an diesen Menschenklumpen, die hingekauert auf ihren Knien liegen, starr wie Steinplatten und Säulen, und läßt sie erschauern.

„Es wird keinen Krieg mehr geben, wenn es kein Deutschland mehr gibt," knurrt ein Soldat.

„Das ist es nicht, was gesagt werden muß," ruft ein anderer. „Das ist nicht genug. Es wird keinen Krieg mehr geben, wenn die Gesinnung besiegt ist, aus der er kommt."

Da ihm das Tosen des Windes die Worte wegreißt, steht er auf, wiederholt sie.

„Deutschland und der Militarismus," schluckt hastig und wütend ein anderer, „ist ein und dasselbe. Sie wollten den Krieg. Sie haben ihn vorbedacht. Sie sind der Militarismus selbst."

„Der Militarismus . . .", nahm ein Soldat das Wort auf.

„Was ist das?", fragt man.

„Das ist..., das ist... die vorbedachte brutale Kraft, die plötzlich, zu einem gewissen Zeitpunkt, losschlägt. Das ist... das Wesen von Banditen."

„Ja. Heute nennt sich der Militarismus Deutschland."

„Ja. Aber morgen, wie nennt er sich morgen?"

„Weiß nicht", lallt eine Stimme, schwer wie eines Propheten. Wenn der Geist, der den Krieg macht, nicht tot ist, wird man sich schlachten in Ewigkeit."

„Man muß..., man muß..."

„Sich schlagen", gurgelt es rauh aus einem Körper, der seit unserem Erwachen steif dalag und im Schlamme zu Stein geronnen ist. „Das muß man!..." und sein Körper dreht sich schwerfällig um. „Hingeben müssen wir alles, was wir haben, unsere Kraft und unsere Haut, unsere Herzen, unser ganzes Leben und jede Freude, die uns blieb. Die Gefängnisexistenz, die wir führen, wir müssen sie hinnehmen mit beiden Händen. Alles auf uns nehmen, selbst das Unrecht, dessen Reich gekommen ist; alle Mißlichkeit und den Ekel, den man hinunterschluckt — alles, um ganz dem Krieg zu gehören, um zu siegen! Aber, wenn man dies Opfer bringen muß", fügt verzweifelt der ungestalte Mensch hinzu, indem er sich noch mehr umdreht, „so deshalb, weil man sich schlägt für einen Fortschritt, nicht für ein Land; gegen einen Irrtum, nicht gegen ein Land."

„Den Krieg muß man töten", drängt der erste Sprecher, „den Krieg muß man treffen, im Bauche Deutschlands."

„Aha", macht einer von denen, die verwurzelt dasitzen wie eine Art Knollengewächs, „aha! Allmählich kommen wir dahinter, weshalb wir marschieren mußten."

„Ah was", brummt in seiner Weise der Chasseur, der sich hingekauert hat, „es gibt welche, die haben ganz andere Ideen im Kopf, wenn sie sich schlagen. Ich habe junge Leute gesehen, die sich den Teufel um humanitäre Ideen scherten. Ihnen ist wichtig die Nation, nichts anderes, und der Krieg ist für sie ein Streit um die Vaterländer: jeder läßt seines leuchten, das ist alles. Auch sie schlagen sich, und sie schlagen sich gut."

„Das sind junge Burschen, die Jüngsten, von denen du sprichst. Man muß es ihnen zugute halten."

„Man kann sich gut schlagen, ohne zu wissen, was man tut."

„Es ist wahr, die Menschen sind verrückt. Man kann es nicht oft genug wiederholen."

„Die Chauvinisten, das ist Geschmeiß...", grunzt ein Schatten.

Man wiederholte mehrmals, als wolle man, im Finstern tappend, einander führen:

„Den Krieg muß man töten, den Krieg, den Krieg!"

Der Mann, der den Kopf nicht rührte, zwischen den Platten seiner Schultern, beharrte dabei:

„All das ist Schwindel. Was macht es für einen Unterschied, ob man so oder so denkt? Siegen müssen wir, das ist alles."

Aber die andern hatten zu suchen begonnen. Sie wollten Klarheit und einen Ausblick, hinaus über die Gegenwart. Sie bebten in Versuchen, sich Licht, Wissen und Willen zu schaffen. Erste Überzeugungen wirbelten in ihren Köpfen, und von ihren Lippen kamen verworrene Fragmente eines neuen Glaubens.

„Sicherlich... Ja... Aber man muß auf die Tatsachen sehen... Immer aufs Resultat sehen, alter Freund!"

„Das Resultat!", widersprach hartnäckig die Versteinerung, „Sieger sein in diesem Krieg: ist das kein Resultat?"

Er fand zwei Gegner zugleich und als Antwort ein „Nein!"

*

In diesem Augenblick vernahm man ein dumpfes Geräusch. Schreie stoben in die Runde und wir erschauerten.

Vom Hügelkopf, unter dem wir verstreut uns gelagert hatten, löste sich eine ganze Erdwand los und mitten zwischen uns kam eine Leiche zum Vorschein, die dasaß mit ausgestreckten Beinen.

Der Erdrutsch brachte einen Wassersack zum Bersten, der sich oben auf dem Hügel gebildet hatte, und das Wasser

ergoß sich als Kaskade auf die Leiche und wusch sie, vor unseren Augen.

Man schrie:

„Er ist ganz schwarz!"

„Was ist das für ein Kerl, der da sitzt!", keuchte eine Stimme.

Wer krabbeln konnte, kam näher. Man bildete einen Kreis wie Kröten. Dieser Kopf, der im Basrelief sich abhob von der durch den Erdrutsch entblösten Wand, — man vermochte nicht, ihn genau anzusehen.

„Sein Gesicht! Das ist nicht sein Gesicht!"

An Stelle des Gesichts stand ein Haarboden.

Und man bemerkte, daß diese Leiche, die sorglos zu sitzen schien, nach hinten gebogen und rückwärts gebrochen war.

In einem furchtbaren Schweigen besah man den lotrechten Rücken, den der ausgerenkte Körper uns entgegenhielt; besah man die nach hinten gebogenen, baumelnden Arme und die beiden ausgestreckten Beine, die mit den Fußspitzen in der zergehenden Erde festsaßen.

Und die Debatte ging weiter, wieder belebt durch diesen entsetzlichen Schläfer. Man rief, wild, als höre er zu:

„Nein, Sieger sein, das ist kein Resultat. Nicht die andern — den Krieg selbst, den müssen wir unterkriegen."

„Du hast also nicht begriffen, daß der Krieg ein Ende nehmen muß? Wenn das eines Tages wieder anfangen soll, war nicht alles, was geschehen ist, umsonst? Schau, das dient zu nichts. Das sind zwei, drei oder mehr Jahre verpfuschter Katastrophen."

*

„Ah, mein Lieber, wenn all das, was man erduldet hat, dem großen Unheil kein Ziel setzt — ich halte es mit dem Leben: ich habe meine Frau, meine Familie, ein Häuschen; ich habe Pläne für mein Leben nachher, trotzdem . . . wahrhaftig, lieber möchte ich sterben."

„Ah, ich will sterben", kam es genau in diesem Moment wie ein Echo von Paradis Nachbar, der offenbar seine Bauchwunde besehen hatte, „es tut mir nur leid um meine Kinder."

„Mir", verschluckte ein anderer seine Rede, „tut es gerade wegen der Kinder nicht leid. Sterben möchte auch ich. Doch ich weiß, was ich sage, und ich sage mir: sie wenigstens werden den Frieden haben."

„Ich, ich möchte nicht gerne sterben", sagt ein anderer mit einem Schauer von Hoffnung, den er selbst angesichts dieser Verdammten nicht unterdrücken kann, „ich will gerne leiden. Je nun, ich sage mir: wenn schon, und ich sage sogar: desto besser, ich will noch mehr auf mich nehmen, wenn ich weiß wofür."

„Also wird man sich weiter schlagen nach dem Krieg?"

„Ja, vielleicht."

„Du hast noch nicht genug, du!"

„Gerade weil ich genug habe!", knurrt jener.

„Und nicht gegen Fremde müßte man sich vielleicht schlagen?"

„Vielleicht, nein."

Ein Windstoß, stärker als vorher, schloß uns die Augen und ließ uns verstummen. Als er vorüber war und man ihn laufen sah quer über die Ebene — stellenweise hob er ihre Schmutzdecke auf und schüttelte sie; kräuselte er das Wasser der Gräben, die lang klafften wie die Gruft einer Armee — nahm man das Gespräch wieder auf:

„Was ist es also, was die Größe und den Schrecken des Krieges ausmacht?"

„Die Größe der Völker."

„Aber die Völker, das sind wir."

Der es gesagt hatte, sah mich an, fragte mich.

„Ja", antwortete ich ihm, „ja, mein Bruder, es ist so. Nur mit uns macht man die Schlachten. Wir sind es, die den Krieg ausmachen. Der Krieg besteht nur aus dem Fleisch und Blut einfacher Soldaten. Wir sind es, die die Leichenfelder bevölkern und die Flüsse füllen mit Blut, wir alle... wenn auch der einzelne unsichtbar und versteckt ist hinter unserer ungeheuren Zahl. Die leeren Städte, die zerstörten Dörfer,

sie sind die Wüste, die wir hinterlassen. Ja, wir alle sind es, wir alle zusammen."

„Ja, so ist es. Die Völker sind der Krieg. Ohne sie wäre nichts, nichts als einiges Gezänk von ferne. Aber nicht die Völker entscheiden darüber. Entscheidend sind ihre Beherrscher."

„Die Völker kämpfen heute, um keine Herren mehr zu haben, die ihnen befehlen. Dieser Krieg ist wie eine Fortsetzung der französischen Revolution."

„Wenn das so ist, arbeiten wir also auch für die Preußen?"

„Gewiß", sagt einer der Unglücksmenschen, die hingestreckt daliegen, „man sollte es hoffen."

„Verdammt!" ließ der Chasseur seine Zähne sehen.

Aber er sagte nichts weiter und schüttelte nur den Kopf.

„Bleiben wir bei uns selbst! Man sollte sich nicht in die Angelegenheiten der andern mischen!" käute der Zänker.

„Wohl sollte man das! . . . weil das, was du die ‚andern' nennst, gar keine andern sind, sondern akkurat dieselben wie wir."

„Warum sind immer wir es, die marschieren für alle Welt?"

„Nun ja", sagt einer und wiederholt die Worte, die er gerade gebraucht hat: „Wenn schon, desto besser!"

„Die Völker gelten gar nichts und sollten doch alles sein", sagt in diesem Augenblick der Mann, der die Frage an mich gerichtet hat — und wiederholt damit, ohne es zu wissen, ein mehr als ein Jahrhundert altes historisches Wort, das durch ihn erst seinen großen universalen Sinn erhält.

Und dieser dem Orkan entronnene Mensch, auf allen Vieren liegend im Dreck des Bodens, erhebt sein aussätziges Gesicht und sieht mit brennenden Augen vor sich hin, ins Unendliche.

Sieht immerzu vor sich hin, ins Unendliche, als suche er die Tore des Himmels zu sprengen.

*

„Die Völker sollten sich verständigen über Leben und Leib derjenigen hinweg, die sie ausbeuten so oder so. Alle Völker sollten sich verständigen."

„Alle Menschen müßten gleich sein."

Ein Wort zischt auf und hilft weiter.

„Gleich sein ... ja, ja ... Es gibt große gemeinsame Ideen von Gerechtigkeit, von Wahrheit. Es gibt Dinge, an die man glaubt, die zum Kompaß werden, an die man sich hält, wie an eine Art Leuchte. Da ist vor allem die Gleichheit."

„Und dann die Freiheit und die Brüderlichkeit."

„Vor allen Dingen die Gleichheit."

Ich sage ihnen, die Brüderlichkeit ist ein Traum, ein unklares Gefühl, das keinen Bestand hat; es widerspricht dem Menschen, jemanden zu hassen, den er nicht kennt, aber es widerspricht ihm auch zu lieben, wen er nicht kennt. Man kann nichts bauen auf die Brüderlichkeit. Auf die Freiheit ebensowenig: sie ist zu relativ in einer Gesellschaft, wo alles Bestehende notgedrungen sich gegenseitig zerstückelt.

Aber die Gleichheit bleibt sich immer gleich. Freiheit und Brüderlichkeit sind Worte, während die Gleichheit ein Ding ist. Die Gleichheit (die soziale Gleichheit, denn die Individuen, wenn sie auch durch Wertunterschiede getrennt sind, sollen doch in gleichem Maße teilnehmen an der Gesellschaft, das verlangt die Gerechtigkeit, weil das Leben des einen Menschen ebenso wertvoll ist wie das Leben des andern), die Gleichheit ist die große Parole der Menschheit. Eine Parole von ungeheurer Wichtigkeit. Das Prinzip gleichen Rechtes für jede Kreatur, das Prinzip des geheiligten Willens der Mehrheit ist unfehlbar. Es muß unbesiegbar sein, und es wird Fortschritt über Fortschritt bringen mit einer wahrhaft göttlichen Kraft; und zwar zunächst die große Vorstufe allen Fortschritts: die Versöhnung der Konflikte durch die Gerechtigkeit, die nichts anderes ist als das allgemeine Interesse.

Diese einfachen Leute aus dem Volk ahnen und können es doch nicht sehen, welche Revolution, größer als jede frühere,

im Entstehen ist und schon aufsteigt aus ihnen, aufsteigt bis zu ihrer Kehle. Sie wiederholen:

„Die Gleichheit!"

Es ist, als buchstabierten sie das Wort, um es klar überall vor Augen zu haben — und als gäbe es auf der Erde kein Vorurteil, kein Privileg, keine Ungerechtigkeit mehr, die nicht einstürzen müßte bei der Berührung mit ihr. Die Gleichheit: eine Antwort auf alles, ein vielfältiges, hohes Wort. Sie wenden den Begriff hin und her und finden eine Art Vollkommenheit in ihm. Und die Ausschreitungen der Mächtigen stehen klar vor ihrem Gesicht wie eine Flamme.

„Schön wäre es!" sagt einer.

„Zu schön, um wahr zu sein!", der andere.

Aber der dritte:

„Schön wäre es, *weil* es wahr ist. Eine andere Schönheit gibt es nicht: also!... Und nicht weil es schön ist, wird es eintreffen. Die Schönheit ruht in sich selbst, ebenso wie die Liebe. Aber weil es wahr ist, deshalb muß es kommen."

„Da die Völker also Gerechtigkeit wollen und die Völker die Kraft sind, warum setzen sie ihren Willen nicht durch?"

„Man beginnt schon!" sagt einer finster.

„Die Dinge sind im Rutschen", verkündet ein anderer.

„Wenn erst die Gleichheit aller erreicht ist, wird man sich notwendigerweise vereinigen.

„Es wird nicht mehr möglich sein, daß dreißig Millionen Menschen im Angesichte des Himmels sich wider Willen zu Dingen verstehen, die sie verabscheuen."

„Wahr, das ist wahr. Dagegen ist nichts zu sagen. Es wird nicht mehr möglich sein, daß dreißig Millionen sich wider ihren Willen zu Dingen verstehen, die sie verabscheuen, welches Scheinargument, welches Hirngespinst dürfte man vorzubringen wagen gegen diesen Satz?"

Ich höre zu, ich folge der Logik der Worte, die diese armen Wesen stammelnd vorbringen auf ihrem Schmerzensfelde; Worte, die ihnen die Not entlockt; Worte, die aus ihnen spritzen wie Blut.

Und jetzt, der Himmel bedeckt sich. Dicke Wolken schleppt er wie einen blauen Panzer. Aus der Höhe, in weicher zinnerner Lichtung, fällt die Schraffur zusammengefegter Massen von nassem Staub. Der Tag verdüstert sich. Es wird noch mehr Regen geben. Unwetter und lange Qual sind noch nicht zu Ende.

„Man fragt sich", sagt einer, „nach alledem: warum Krieg?... Warum? Niemand weiß es; aber für wen, das weiß man. Man wird dahinterkommen, daß, wenn eine Nation Tag für Tag fünfzehn Hundert junge Männer dem Kriegsidol als Schlachtopfer darbringt, dies nur einigen Drahtziehern zu Gefallen geschieht, die man zählen kann; man wird notgedrungen einsehen, daß ganze Völker, in Armee-Herden gepfercht, zum Schlachthaus gehen, nur damit eine goldbetreßte Kaste verschnörkelte Fürstennamen in die Geschichte schreibt; damit dekorierte Leute, die zur selben Kaste gehören, einen größeren Umsatz haben — für Personal- und Krämerfragen also. Und man wird, sowie man die Augen erst aufmacht, erkennen, daß die Unterschiede zwischen den Menschen nicht dort liegen, wo man sie vermutete, daß aber die Kluft, an die man glaubte, gar nicht vorhanden ist."

„Pst!" unterbrach man plötzlich.

Man schweigt und hört von ferne das Brummen der Kanonen. Dort draußen erschüttert ihr Grollen die Luft. Die ferne Gewalt brandet schwach bis an unser im Schlamm vergrabenes Ohr, während ringsum die Überschwemmung weiter den Boden schwängert und langsam die Höhen ausgleicht.

„Es fängt wieder an . . ."

Und einer von uns:

„Ah, was sich alles verschwören wird gegen einen!"

Schon regt sich im Marmorblock eine Sehnsucht, ein Unbehagen, schon regt sich in der Tragödie dieser verlorenen Sprecher ein Sinn, der herausspringt unter dem ungeheuren Hammer des Schicksals. Nicht nur Schmerz und Gefahr, und die Misere der Jahreszeiten, was man unbegrenzt wieder beginnen sieht. Da ist auch die Feindseligkeit der Dinge und

Leute gegen die Wahrheit; da sind: Anhäufung der Privilegien, Unwissenheit, Taubheit und böser Wille; Voreingenommenheit und die mit Wildheit erkämpfte und behauptete gute Stellung, unerschütterliche Massen, unentwirrbare Knäuel.

Und der tappende Traum der Gedanken schwingt über zu einer andern Vision, in der die ewigen Gegner heraustreten aus dem Schatten der Vergangenheit und sich zeigen im Sturmschatten der Gegenwart.

*

Hier sind sie . . . Es ist, als sähe man auf den Hahnenkämmen des Wettergewölks, das die Erde in Trauer hüllt, die Kavalkade der Kämpfer, schwenkend und blendend, sich abheben vom Himmel Schlachtrosse in Rüstungen, mit Tressen und Federbüschen, Kronen und Degen . . . Deutlich rollen sie dahin, kostspielig, Lichtlanzen brechend, beladen mit Waffen. Das kriegerische Turnier in Altvätergesten zersprengt die Wolken, die in den Himmel geschoben sind wie wilde Theaterkulissen.

Über den Fieberblicken derer, die am Boden liegen, hoch über ihren Leibern, auf denen der Kot der Erdlöcher und der verschleppten Äcker sich türmt, wächst all das zusammen aus den vier Windrichtungen, verdrängt die Unendlichkeit des Himmels und verstopft die blauen Tiefen.

Und sie sind Legion. Da ist nicht nur die Kaste der Krieger, die brüllen nach Krieg und die beten zu ihm; nicht nur die Erbgewaltigen, denen die allgemeine Sklaverei eine magische Macht verleiht; die Herrscher, den Fuß auf dem Nacken der Menschheit; die Herrscher, die plötzlich viel Wesens machen von der Gerechtigkeit, weil sie einen grossen Streich vorhaben: — Da ist auch die ganze Menge derer, die mit und ohne ihr Wissen ihrem entsetzlichen Privileg dient.

„Es gibt Leute," ruft in diesem Augenblick einer der finsteren dramatischen Sprecher, indem er die Hand ausstreckt, als sähe er es, „es gibt da Leute, die sagen: ‚Wie schön sind sie!' "

„Und es gibt welche, die sagen: ‚Die Rassen hassen einander.' "

„Und andere die sagen: ‚Ich mäste mich am Krieg und es bekömmt meinem Bauche nicht übel.' "

„Und wieder andere, die sagen: ‚Krieg hat es immer gegeben, also wird Krieg immer sein.' "

„Es gibt Leute, die sagen: ‚Ich sehe nicht weiter als meine Fußspitze reicht und ich verwehre jedermann, weiter zu sehen.' "

„Es gibt Leute, die sagen: ‚Unsere Kinder haben eine rote oder blaue Hose auf dem Hintern, wenn sie auf die Welt kommen.' "

„Leute," grollt eine rauhe Stimme, „die sagen: ‚Stecket den Kopf in den Sand und glaubet an Gott.' "

*

Oh, ihr habt recht, arme Brüder ihr ohne Zahl, die ihr den ganzen großen Krieg gemacht habt mit euren eigenen Händen, Allmacht der Arbeit, die noch nicht dazu dient, das Wohl zu schaffen, Erdvolk, jedes einzelne Gesicht eine Welt der Schmerzen — die ihr unter einem Himmel, wo schwarze lange Wolken zerzauste, struppige Flügel breiten wie böse Engel, träumet, gebeugt unter das Joch eines Gedankens! — ja, ihr habt recht. All das ist gegen euch. Gegen euch und euer groß menschliches Interesse, das sich — ihr habt es geahnt — allerdings auf die Gerechtigkeit gründet. Es gibt nicht nur Säbelschwinger, Profitmacher und Ränkeschmiede.

Es gibt nicht nur monströse Interessentengruppen, Finanzmenschen, große und kleine Geschäftemacher, verpanzert in ihren Banken und Häusern. Sie leben vom Krieg und sie leben davon in Frieden, mitten im Krieg, ihre Stirnen von einer dunklen Doktrin vermauert, sie selbst verschlossen wie Kassenschränke.

Und jene Bewundrer gekreuzter Klingen, die vor den lebhaften Farben der Uniformen träumen und aufschreien wie Weiber. Die sich berauschen an einer Militärmusik; und an

Soldatenliedern, die man dem Volk reicht wie Schnaps. Die Verblendeten, Geistesschwachen, die Fetischisten, die Wilden.

Jene, deren Steckenpferd die Vergangenheit ist, die stets das Wort „früher" im Munde führen, die Traditionalisten, für die ein Mißstand Gesetzeskraft hat, nur weil es immer so war, die stolz darauf sind, kommandiert zu werden mit einem Totenknochen, und die sich bemühen, die Zukunft, den zuckenden leidenschaftlichen Fortschritt einer Gespensterherrschaft und Ammenmärchen zu unterwerfen.

Mit ihnen sind alle Priester: mit dem Morphium ihres Paradieses suchen sie euch zu reizen und einzuschläfern, damit ja sich nichts ändert. Sogleich sind die Advokaten da — Ökonom und Historiker, was weiß ich! — die euch benebeln mit theoretischen Phrasen, die einander den Gegensatz der Nationen beweisen, während doch jede moderne Nation eine nur willkürliche geographische Einheit hat und innerhalb ihrer Landkartengrenzen das Rassengemisch immer bunter wird. Da sind verdächtige Genealogen, die für Eroberungs- und Raubgelüste philosophische Zertifikate fälschen und imaginäre Adelstitel ausstellen. Der Kurzblick ist die Krankheit des Menschengeistes. Die Gelehrten sind in so vielen Fällen nur eine Art Ignoranten. Die Einfachheit der Dinge entgeht ihnen. Sie schwächen und schwärzen das Einfache mit Formeln und Kleinkram. In den Büchern findet man alle Nebensachen; die Hauptsachen fehlen.

Und selbst wenn sie sagen, sie wollen den Krieg nicht, tun diese Leute doch alles, um ihn zu verewigen. Sie nähren die nationale Eitelkeit und die Liebe zur Überlegenheit durch die Gewalt. „Wir allein", sagt jeder hinter seinem Schlagbaum, „besitzen Mut, Freimut, Talent, Geschmack." Aus der Größe und dem Reichtum eines Landes machen sie eine verzehrende Krankheit. Aus der Heimatliebe, die Achtung verdient, wenn sie auf Kunst und Empfindung beschränkt bleibt, genau wie Familiensinn und Zugehörigkeitsgefühl zu einer Provinz, machen sie eine utopische, lebensunfähige Konzeption, die holpert und hinkt, wenn sie in die Welt eintritt; eine Art

Krebskrankheit, die alle tüchtigen Kräfte aufzehrt, nichts anderes duldet, das Leben zerstört; eine Seuche, die den Krieg im Gefolge hat oder Sterilität und Lähmung in einem bewaffneten Frieden.

Auf den Altar der Moral stellen sie Götzen. Wie viele Verbrechen, aus denen sie Tugenden machten mit dem einzigen Wort „national"! Sogar die Wahrheit schwärzen und schwärzen sie. Der ewigen Wahrheit schiebt jeder seine nationale Wahrheit unter. So viele Völker, so viele Wahrheiten, die sich gegenseitig ausschließen, die Wahrheit fälschen und verdrehen.

All diese Leute, die Kindereien schwätzen, lächerlich bis aufs Blut, deren Stimmengezänk ihr über euch schwirren hört: „Ich habe nicht angefangen, du warst es!" — „Nein, ich bin es nicht, du bist es!" — „Fang an!" — „Nein, fang du an!" — Kindereien, während die unermeßliche Wunde der Welt ihr Blut weiter sprudelt; weil sie nicht die wahrhaft Interessierten sind, im Gegenteil, und weil ihnen allen der Wille fehlt, ein Ende zu machen — all diese Leute, die der Erde den Frieden nicht geben wollen oder können; all diese Leute, die sich aus dem oder jenem Grund an den früheren Zustand der Dinge klammern; die dafür Gründe finden und geben, alle sie sind eure Feinde!

Sie sind eure Feinde, ebenso gut wie es heute noch die deutschen Soldaten sind, die hier liegen zwischen euch und die nur arme, getäuschte, abgestumpfte Wesen sind, zahme Haustiere ... Sie sind eure Feinde, wo immer sie geboren sein mögen, in welchem Akzent ihr Name klingt, und in welcher Sprache sie lügen. Seht sie im Himmel und auf der Erde! Seht sie überall! Erkennet sie ein für allemal, und vergeßt es nicht mehr!

*

„Sie werden dir sagen", brummte ein Mann auf den Knien, mit beiden Händen im Boden versunken, und bewegte die Schultern wie eine Dogge, „mein lieber Freund, du warst ein erstaunlicher Held. — Ich will nicht, daß man mir sowas sagt."

„Helden, eine Art außergewöhnlicher Menschen, Idole? Ah was! Wir sind Henker gewesen. Man hat seinem Handwerk Ehre gemacht. Und wird es nach Kräften auch ferner tun, weil es ein großes und wichtiges Handwerk ist, den Krieg zu treffen und zu ersticken. Aber der Arm, der den Tod verabfolgt, ist unedel; notwendig manchmal, doch immer unedel. Ja, harte und unermüdliche Henker waren wir. Aber man rede mir nicht von soldatischer Tugend, weil ich deutsche Soldaten getötet habe."

„Und mir nicht", rief ein anderer mit so erhabener Stimme, daß niemand ihm hätte antworten können, auch wenn er es hätte wagen dürfen, „und mir nicht, weil ich Franzosen das Leben rettete. Das hieße die Brandstiftung loben, weil das Rettungswerk schön ist."

„Ein Verbrechen wäre es, die schönen Seiten des Krieges zu zeigen", murrte eine der finstern Gestalten, „selbst wenn er schöne Seiten hätte."

„Man wird dich einen Helden nennen, um dich mit Ruhm zu bezahlen und um sich selbst zu entschuldigen. Aber der militärische Ruhm ist nicht einmal wahr für uns, die wir einfache Soldaten sind. Er ist nur für wenige. Außerhalb dieser Erwählten ist der Ruhm des Soldaten eine Lüge wie all das, was wie Schönheit aussieht im Kriege. In Wirklichkeit ist das Opfer des Soldaten die Frucht einer finsteren Unterdrückung. Die Massen derer, die die Sturmkolonnen bilden, finden kein Entgelt. Sie stürzen kopfüber in ein schreckliches Nichts. Nie wird man auch nur ihre Namen sammeln, ihre armen, kleinen, nichtigen Namen.

„Ah, wir pfeifen drauf!" antwortet einer, „wir haben was anderes zu denken."

„Und all das", schluckt ein beschmiertes Gesicht, auf dem eine Kotschicht liegt wie eine scheußliche Hand, „darfst du es auch nur sagen? Du würdest verflucht und auf den Scheiterhaufen geworfen. Sie haben um den Helmbusch herum eine ebenso bösartige, dumme, gefährliche Religion geschaffen, wie es die andere war."

Der Mann erhob sich, stürzte wieder hin, aber erhob sich noch einmal. Er war verwundet unter seinem Schmutzküraß, besudelte den Boden und sah, als er gesprochen hatte, mit aufgerissenen Augen zur Erde, auf all das Blut, das er gab für die Genesung der Welt.

*

Die übrigen richten sich auf, einer nach dem andern. Das Unwetter verdichtet sich und senkt sich auf die geschundene und zermarterte Landschaft in ihrer ganzen Breite. Der Tag ist voll von Nacht. Und es ist, als ob unaufhörlich neue feindliche Gestalten und Rotten von Menschen erschienen auf dem Gipfel der Wolkenbergkette, zwischen barbarischen Silhouetten von Kreuzen und Adlern, von Kirchen, Herrscherpalästen und Ruhmestempeln; immer mehr, immer mehr, die Sterne verdrängend, die schwinden über der Menschheit; und es ist, als tauchten diese Gespenster sogar in den Ausbuchtungen des Bodens jetzt auf, hier, dort, zwischen der Aussaat von Menschen, die halb vergraben in diesen Furchen liegt wie Weizenkorn.

Meine Kameraden, soviele ihrer noch am Leben sind, haben sich erhoben; verkrustet in ihren kotigen Kleidungsstücken, eingebettet in seltsamen Schlammsärgen, fällt es ihnen schwer, auf dem mürben Boden sich aufrecht zu halten. Aus den Untiefen der Erde heraus kriechen sie, richten ihre monströse Einfalt auf, wie ein Bild ihrer Unwissenheit. Sie rühren sich, schreien, die Augen, Arme und Fäuste gegen den Himmel gestreckt; von wo der Tag und der Sturm niederfallen. Sie fechten mit riesigen Luftgebilden wie Cyranos und Don Quichotte, die sie noch sind.

Man sieht ihre Schatten fuchteln auf der großen traurigen Spiegelwand des Bodens und einen Widerschein werfen auf die stagnierende Oberfläche der früheren Gräben, die weiß leuchten und allein der unendlichen Leere des Raumes beiwohnen inmitten dieser Polarwüste mit rauchenden Horizonten.

Aber ihre Augen sind geöffnet. Sie beginnen sich Rechenschaft zu geben von der grenzenlosen Einfachheit der Dinge.

Und die Wahrheit facht nicht nur ein Frühlicht von Hoffnung in ihnen an, sie läßt Kraft und Mut neu erstehen in ihnen.

„Genug der Worte von den andern!" befiehlt einer. „Sie sollen es mit sich selbst ausmachen! Wir ... wir alle!..."

Die Verständigung der Demokratien, die Verständigung der Unermeßlichkeiten, die Erhebung des Weltvolkes, der brutal einfache Glaube ... alles übrige, alles übrige in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist vollkommen gleichgültig.

Und ein Soldat wagt zaghaft, leise das Wort:

„Wenn dieser Krieg das Ganze um einen Schritt nur weiterbringt, werden sein Unheil und sein Gemetzel wenig zählen."

Und während wir die andern suchen, um den Krieg aufs neue zu beginnen, öffnet sich der schwarze, vom Gewitter verstopfte Himmel mit süßer Langsamkeit über unsern Köpfen. Zwischen zwei düstern Wolkenmassen leuchtet, sehr ruhig, ein Blitz auf, und diese Lichtzeile, die so gedrängt ist, so in Trauer gehüllt, armselig, und so, daß sie zu denken scheint, sie bringt trotzdem den Beweis, daß die Sonne lebt.

Gottfried Benn:

KARANDASCH

RAPIDES DRAMA IN 4 AKTEN

I. AKT

DER SANITÄTSRAT

1. Szene

Pameelen: Die Pastete ist knetbar; formen wir das Pack!
Renz: Ich am Magen.
Plenz: Ich am Kragen.
Pameelen: Vorschlag! Standardbegriffe!
Renz: Persönlichkeit.
Pameelen: Zu Ende gegangene Jahrbillion.
Plenz: Gebet, die Beziehungsetzung zu Gott, erschuf das Einzelschicksal. Der schaurig unbehaarte Frontalhöcker der Katarrhmeridiane, Königsberg, warf die Einheit des Denkens als Forderung in die Masse. Die Vorstellung eines nervösen Zentralorgans innerhalb der leiblichen Geschlossenheit gab das psychologische Moment dazu.
Renz: Abscheulich!
Pameelen: Und nun?
Plenz: Rotation um den Nabel!
Renz: Eine Handbreit tiefer!
Plenz: Hi! Hi!
Pameelen: Achtung!!!
Der Chefarzt (eintretend): Morgen, Kollegen!
Die Drei: Guten Morgen, Herr Chefarzt!
Der Chefarzt: Muß mal rasch n'Happen essen! Pfeiffer!!

(Pfeiffer erscheint.)

Chefarzt: Ist die Station in Ordnung? Für alle Fälle gerüstet? Jedem Zustrom gewachsen? (Geht an den Apothekenschrank.) Wo ist der Fieberwein? (Entnimmt eine Flasche.) Der Schwerkrankenlikör? (Entnimmt eine Flasche.) Der Heruntergekommenen-Ernährungszustands-Eierkognak? (Entnimmt eine Flasche.) Das Blutgeschwür? (Entnimmt eine Flasche.) Die Phlegmone? (Ab ins Nebenzimmer.)

Pameelen: Eröffnung der Schachtel! Reduktion! Motorisches zum Zwecke der Nahrungsaufnahme. Scherzhafte Verbrämung. Basis: Allgemeine körperliche Munterkeit. Hirnbedeckende Grundvorstellung: aufrechter Mann, kleiner Schnaps. Handlungsleitendes Hauptwort: geschlossene Persönlichkeit.

Renz: Tja...

Plenz: Nahrungsaufnahme...?

Pameelen: Früher Morgen, Alkohol im Sinne körperlichen Begehrens in der Richtung der Lust spielt hinein, aber meinerseits bereits subsumiert unter: scherzhafte Verbrämung (schnupft).

Plenz: Demnach —

Pameelen: Das handlungsleitende Hauptwort bildet die Weltgeschichte. Changieren wir. Geheimbund. Husten, Onanie, Kokain, alles was den Unterbau etwas lockert, muß gesetzlich eingeführt werden (schnupft).

Renz: ...Sie führen ein...?

Pameelen: Ich lockere. Beteiligung! Herr Plenz, lassen Sie Ihr Institut in dem Sinne arbeiten, daß an der Kniescheibe der Wille sitzt, in der Achsel der Konditionalsatz, das Schließvermögen am Gesäß; Herr Renz, veröffentlichen Sie eine Reihe unantastbarer Untersuchungen, daß das Negerkind, mit Kartoffelsalat ernährt, nicht die Vorstellung des Sofas bilden kann — und der Bürger ist erschüttert — —

Achtung! (Am Fenster.) Der Musikpavillon! achteckig neuerbaut — Lazaretthof. Jawohl, das Unzweckmäßige hat seine Stätte auch, doch auf und ab geht kranker Mann, auch Auf-

stieg wird verordnet, der Staat regelt das Chaos — meine Herren, ich krepiere...

(Der Chefarzt kommt zurück.)

Chefarzt: Herr Renz, Sie haben mir eine Meldung geschickt.

Renz: Über das Gas.

Chefarzt: Sie schreiben...

Renz: Es fließt nicht.

Chefarzt: Das ist nicht wahr!

Renz: Verzeihung!

Chefarzt: Das ist nicht wahr!

Renz: Ich habe...

Chefarzt: Hier ist die Meldung.

Renz: Da steht...

Chefarzt: Es fließt nicht.

Renz: Eben!

Chefarzt: Es fließt auch nicht.

Renz: Also!

Chefarzt (brüllt): Es strömt.

(Ab.)

Renz: Reduktion: Kontrastgefühl: Kretin. Zustrom zum Ich-Komplex. Steigerung der Auto-Note. Handlungsleitendes Hauptwort: Chefarzt! Pameelen, Sie haben recht, das Hauptwort degoutiert mich.

Pameelen: Auf zur Tat! Denn betrachten wir freimütig das Leben: immer geht es durch Kampf zum Sieg, und dem Hauptthema passen Nebenmotive prächtig sich ein.

Renz: Aus den Gelenken muß es kommen, eine neue Einstellung in den Raum...

Plenz: Durch Generationen grüne Brillen...!

Renz: Schallverstärker...!

Plenz: Baryum in die Mutterbrust...!

Pameelen (mit Schnupfdose): und diese kleinen flimmernden Kristalle (reicht herum), dieses feine levantinische Kraut (alles schnupft), diese zarte unscheinbare Staude... (flüsternd) nehmen Sie, seien Sie mit von der rauhen Kehle..., wenn so der

Atem darüber streicht und es herkommt als eine fremde Stimme..., wenn sie sinken: Stück um Stück...

Renz: Wie ist mir.,.?

Plenz: Taumel...

Renz: Glücksgefühl

Plenz: Und wenn diese Schweine sterben, sagen sie, sie haben auch gelebt —

Renz: Aber wir...

Pameelen: ...unter Schauern des Zerfalls, unter den Strömen des Vergehens...

Plenz: Die neuen Typen.

Pameelen: Der Chefarzt: Da: klein, kleiner, am kleinsten... er schwankt, fort ... Buchstaben...

Renz: ...Vier...

Pameelen: Ein Hauptwort... und Pfeiffer: auch ein Hauptwort... mit Untergruppen

Plenz: Aber wir...

Renz: ...Die neuen Typen...

Plenz: ...Die neuen Schweine...

Renz: ...Der gelockerte Unterbau...

Pameelen: ...Ich glatte ein...

Renz: Er glattet...

Pameelen: ...Das Ur...

Plenz: ...Die...??

Pameelen: Das...!!!

Plenz: Prophete!

Renz: Jeremias!!

Pameelen: Amen!!!! —

2. Szene.

Renz (im Laboratorium): Wie ist mir...? Mir ist so dichterisch...? Ich glaube, wenn ich Esterbrookfedern hätte, die einzigen, mit denen ich schreiben kann... ich glaube wahrhaftig — aber mit Tintenstift...?

An Problemen sollte es mir nicht mangeln. Etwas würde ich schon finden. Etwas, was meine Ansicht wäre; etwas, was

ich verteidigen könnte; etwas, für das ich einträte; etwas fast bis zum Beschwören, das Eindrücke von mir hinterließe, eine Art Physiognomie — kurz: etwas!

Soweit wäre ich also. Genau so weit. Was könnte man nun mit etwas anfangen? Wohin könnte man es führen? Wo anschließen? (Brüllt): Etwas!! Tuchfühlung!! Rechts heran!! Deibel!! Man muß doch aus etwas etwas machen können...? Unerhört!!

(Pameelen tritt ein.)

Renz: Wie schließt man etwas an..?

Pameelen: Das ist ausgeschlossen.

Renz: Sie irren.

Pameelen: Seitdem die brutale Hypothese des Ich als Gesamtumfasser — —

Renz: Sie irren! Die Glut meiner Vollpersönlichkeit straft Sie Lügen! Ich habe etwas. Ich frage Sie nur, wie schließt man an; das ist ein rein mechanisches Problem.

Pameelen: Sie rühren an das Problem der Schachtel, an das große Problem der Schachtel.

Renz: Aber ich habe etwas. Nehmen wir an, ich hätte etwas, daß meiner Ansicht wäre, etwas, das ich verteidigen könnte, etwas mit Schwurfinger, Physiognomie, kurz ein echtes etwas.

Pameelen: Dann sagen Sie Karandasch.

Renz: Sie sagen?

Pameelen: Karandasch.

Renz: Sie meinen?

Pameelen: Dann vergeben Sie sich nichts.

Renz: Sie meinen..?

Pameelen: Das ist die große Eidesformel, die ich gebrauche, wenn ich mitten im sogenannten Dasein stehe und heißt: als ob Worte Sinn hätten. Wir glauben es doch nicht mehr, Renz, wir glauben es doch nicht mehr. Alle Vokabeln, in die das Bürgerhirn seine Seele sabberte, Jahrtausende lang, sind aufgelöst, wohin, ich weiß es nicht. Wir müssen quasseln, weil wir fressen müssen, wir müssen grinsen, weil wir arme

Luders sind, aber: Karandasch, Karandasch — das ist die Schachtel: die Worte sind geordnet: unter jedem steht ein kleiner Mann. Nachts schläft kleiner Mann bei kleiner Frau, fortzupflanzen, anzuschließen, Wort zu füllen mit neuem Mund. Legt in Sarg sich, letztes Wort, Gott zu Häupten, Kranz zu Füßen, Weib steht seitwärts, Träne rinnt — aber Sie und ich? Renz, der Worte sind so viele: Spreu der Tenne, Schatten der Verlorenen, aber die alten Worte, Renz, die uralten Worte — Karandasch — Karandasch.

3. Szene

FELD, WALD, WIESE.

Ein Mann: Guten Abend, Herr van Pameelen.
Pameelen: Guten Abend, mein Herr.
Der Mann: Haben Sie Ihren Kragenknopf verloren?
Pameelen: Nicht, daß ich wüßte.
Der Mann: Sie suchen hin und her.
Pameelen: Hinter den Sträuchern.
Der Mann: In den Lüften.
Pameelen: Ein Leitmotiv.
Der Mann: Eine Lebenshypothese?
Pameelen: Dies!

(Pause.)

Der Mann: Gruppierungsdrang?
Pameelen: Mehr Peinlichkeit.
Der Mann: Sie erlebten...
Pameelen: Vom Laboratorium ins Museum gehend, daß ich den Göttern in die Gurgel sah.
Der Mann: Sie sahen...?
Pameelen: Gips.

(Pause.)

Pameelen: Und es eilt, ich erfand etwas.
Der Mann: Dafür bin ich der Gärtner.
Pameelen: Ich dachte es schon: die Rosenstöcke.
Der Mann: Und Bast und Binden.

Pameelen: Wie ist das Rauschen?
Der Mann: Uralte Frage.
Pameelen: Eine Fächerkrone, ein Kiefernkrüppel.
Der Mann: Der Weltesche.
Pameelen: Ygdrasil?

(Pause.)

Pameelen: Also knüpfen Sie mich auf.
Der Mann: Erläutern Sie sich.
Pameelen: Ich erfand den Frigo.
Der Mann: Das heißt.
Pameelen: Ich, mit meistens rauher Kehle, den Blick auf einen Ofen, eine Tasse Kaffee und das Nichts, stellte fest, daß Wasser von 15 Grad drei Stunden lang durch eine Spirale kunstvoll angelegt gespült, das Zeugungsglied gesunden läßt, wozu meine Kollegen ...
Der Mann: Zeugungsglied?
Pameelen: Sozusagen.
Der Mann: Das wäre.
Pameelen: Zum Beispiel.
Der Mann: Aufbau.
Pameelen: Rüstigkeit?
Der Mann: Lerchenschlag!
Pameelen: Ortsgruppe?
Der Mann: Diesbezüglich!
Pameelen: Lebensabend??
Der Mann: Forderung!!
Pameelen: Firnenschnee?
Der Mann: Großes Leuchten!
Pameelen: Milchstrasse?
Der Mann: Feuerzauber!
Pameelen: Stammbuch?
Der Mann: Wie du, wenn du stirbst!
Pameelen: Erfüllung!
Der Mann: Frigo!
Spezialarzt (hinter Strauch vortretend): Kollege, was höre ich?
Pameelen: Frigo!

Spezialarzt: Sie ruinieren Familienväter.

Pameelen: Lernen Sie Hebamme.

Spezialarzt: In drei Stunden beseitigen, was man in acht Wochen heilen kann?

Pameelen: Mein Gang ist frei und rüstig.

Spezialarzt: Darum handelt es sich nicht.

Pameelen: Oder haben Sie etwas Brüchiges in meiner Rückenlinie?

Spezialarzt: Das sei ferne.

Pameelen: Eine Neigung zur Spirale?

Spezialarzt: Nicht in die Tüte.

Pameelen: Etwas Kreislaufhaftes.

Spezialarzt: Genug!!

Pameelen: Etwas, was anspielte?

Spezialarzt: Mein Herr!

Pameelen: Mein Ich, als motorisches Leitmotiv —

Spezialarzt: Zur Sache!

Pameelen: Und nun, wo ich endlich —

Spezialarzt (vorwurfsvoll): In dieser großen Zeit...?

Pameelen: — Das psychologische Korrelat. —

Spezialarzt: Privatinteressen...?

Pameelen: Ich kranke. —

Spezialarzt: Wo zehn Millionen Volksgenossen, wo die ganzen eigentlichen Teilnehmer dieses großen industriellen Unternehmens durch große Städte kamen, in denen eine Kontrolle der Prostitution *nicht* bestand...?

Pameelen: Ich bange. —

Spezialarzt: Wo die spezialistische Behandlung draußen eine zureichende *nicht* war...?

Der Mann: Er krankt doch!

Spezialarzt: Hat er n'Metschlauch um die Brust?

Der Mann: Er ringt doch —...

Spezialarzt: Baldure! Palmen!! Weltebreschen!!!

Der Mann: Titanidisch. —

Spezialarzt: Andre Drüsen!!

4. Szene.

Pameelen: Um die Knochensplitter meiner Weltanschauung nochmals hervorzukotzen — der Mensch als Angewohnheit — spät wand das Ohr sich in die Schallmasse — nun hört bereits der Mittelstand; ferner riecht er, der Hund schnüffelt — die Nase geht zurück; und Angriff und Widerstand als die Formen unserer Betrachtungsweise populär erkannt — was tut der Dramatiker?

Der Dramatiker: Er läßt frühstücken.

Pameelen: Unter welchem Gesichtspunkt?

Der Dramatiker: Das Publikum will Frühstück sehn.

Pameelen: Behaglichkeit?

Der Dramatiker: Tout comme chez nous!

Pameelen: Und afterdinner?

Der Dramatiker: Er formiert den Angriff.

Pameelen: Gegen?

Der Dramatiker: Den Widerstand.

Pameelen: Reich und Arm?

Der Dramatiker: Bürger und Genie.

Pameelen: Zum Knochenkotzen.

Der Dramatiker: Kein Entrinnen.

Pameelen: Die Drohfaust! Hah!

Der Dramatiker: Die junge Brut.

Pameelen: Der Alte bockt.

Der Dramatiker: Die Jungfer jungt.

Pameelen: Blutschande.

Der Dramatiker: Greuel.

Pameelen: Coitus.

Der Dramatiker: Der Lendenwirbel.

Pameelen: Nummro Fünf.

Der Dramatiker: Die Schachtel auf!

Pameelen: Ein Widerstand!!

Der Dramatiker: Ideenkampf.

Pameelen: Lokalgeruch.

Der Dramatiker: Mit großer Zeit!

Pameelen: Und Ewigkeit!

Der Dramatiker: Und Firnenschnee!

Pameelen: Und Karandasch!

Der Dramatiker: Achtung!!: Der Sanitätsrat!

Pameelen (ins Nebenzimmer): Renz, hier wird was angeschlossen!

Der Dramatiker: Der Sanitätsrat!
Typischer Seelenkampf!!
Rechts und links vom Zuschauer!
Seitlich Eingang ins Klosett!

Der Sanitätsrat: Coqueliquot! Sehen Sie, junger Mann, jede Krankheit, selbst die scheinbar harmloseste, kann etwas Heimtückisches bekommen.

Der junge Mann: Freilich! Freilich!

Pameelen: Mir fehlt der seelische Gehalt.

Der Dramatiker: Der Affe ist bloß faul! Sie junger Mann! Guttural! Urkraft ins Parterre!!

Der Sanitätsrat: Ich meine die Spontanheilung.

Pameelen: Aber der Dauerwert!

Der Dramatiker: Hören Sie was...? Hören Sie etwas gegen etwas dröhnen?

Der junge Mann: Freilich! Freilich!

Der Dramatiker: Sie sind gar nicht gefragt. Sie sind Widerpart! Arbeiten Sie Widerpart! Widerpart will der Betrachter, sagen will er: Ja, so was gibts!!!

Der Sanitätsrat: Handelt es sich demnach nur darum, mit möglichst vielen Instrumenten möglichst wenig nachweisbaren Schaden anzurichten. — — —

Der junge Mann: Freilich! Freilich!

Der Dramatiker: Das ist ja unerhört! Zum Deibel! Wollen Sie jetzt vielleicht klaffen? Wollen Sie jetzt vielleicht endlich anfangen zu klaffen? Sie Schnösel, der Bürger will, daß etwas klafft: Konflikte! Verwesungsodem! Abgründe über die weiße Weste!

Der junge Mann: Freilich! Freilich!

Der Dramatiker: Das geht zu weit! Sanitätsrat, Firnenschnee! (in die Kulissen): Der Mensch, naturgebunden!

Sanitätsrat: Unser hoher Beruf, ohne Rücksicht auf materiellen Erfolg.

Der Dramatiker (in die Kulissen): Keinen Donner!! Sanitätsrat, gut! Lateinisch!

(In die Kulissen): Fensterläden!!! Wogenprall!!! Letzte Dinge!!!!!

Sanitätsrat: Humanitas!

Der Dramatiker (In die Kulissen): Das ist ja eine ganz unglaubliche Schmiere....

Pameelen: Aber was meinten Sie denn mit Coqueliquot?

Sanitätsrat: Das sage ich aus Selbstachtung.

Der Dramatiker: Zögernd!

Sanitätsrat (zögernd): Wenn ich mit Kollegen unter vier Augen spreche.

Der Dramatiker: Zuversichtlich!

Sanirätsrat (zuversichtlich): Das bedeutet —

Der Dramatiker: Markig!

Sanitätsrat (markig): Ich schwöre alles ab.

Pameelen: Dramatiker, was für ein Griff in die Wirklichkeit!!!

Der Dramatiker: Ha!

II. AKT

DIE WEINPROBE

Pameelen: Herr Rosenthal, Herr Pasemann, wovon leben Sie, Sie sehen vor sich, Ihre Blicke scharren vor dem Nichts! Geographisches! Kapelle, Flußlieder!! Pfingsttouren! Musenstädte! Meine Herren, Vergleichsmomente! Eichwälder! Buchäckern!! — Sie bieten stumm Zerfall zur Schau . . .??

Herr Professor trinken ein Weinchen, einen Steinwein, ein Boxbeutelchen —! Einsaugen unter Luftzutritt, ha, Lustverstärkung — es prasselt Aufbau hin und her, nur Sie —

Stimme: Schon voll — —.

Pameelen: So irdisch tief! Die Bäderbehandlung der Blasenleiden!!

Professor: 1904!

Pameelen: Erfahrung hier.

Professor: 1904!!

Pameelen: Erfahrung dort.

Professor: 1904!!!

Pameelen: So Rückschluß! So Vergleichsmoment!

Professor: Das habe ich schon 1904 als sinnlos bezeichnet!!!

Heuer: Hört! Hört!

Professor: Zum Wohle!

Witte: Rebensaft! —

Pameelen: Postgebäude! Hauptpostgebäude!! Reichshauptpostgebäude!!! Drähte, Funken, Aufleuchtungen —!! Ein Differenzierungsgespräch!! Einen Hektoliter, eine Arena, einen Trasimenischen See von old dry Madeira für ein Differenzierungsgespräch! Das Lieblingslied? Begreift jemand, warum das Weserlied das Lieblingslied von Herrn Neuendorff ist? Nein, meine Herren, das wird niemand begreifen, es wäre auch zu viel verlangt, denn was dem einen recht ist, ist dem andern billig! Wer bevorzugt Braunlage? Wo ist das Individuum aus Flöha? Oh, wo ist der Schneeverwehte, von wessen Glocke sprang der Draht —
aber er wird kommen.

Stimme: Der neue Kantus.

Pameelen: Von dem ich sage ...

Stimme: Er hat 16 Verse ...

Pameelen: Der aufstürzt und versandet.

Stimme: Aber wir singen nicht alle.

Pameelen: Der Unterbrochene, der sich selbst vergißt — Kalbsfüße, Mauerritzen, Stromunterbrecher, Herr Gundlach,

was für Gegenstände! Was für unverdient sichergestellte Gegenstände! Gott wird weiter helfen! Gradezu ihr Auge sieht eine Mauer lang, ob Birnen blühen — —!

Gundlach: Auge?

Pameelen: Kalbsfüße!

Gundlach: Kalbsfuß??

Professor: Silentium!!

Gundlach: Bierjunge!!

Fetter: Impfzwang!!

Böcker: Anwurf!!

Schönfeld: Vorkommnis!!

Pameelen: Berinde mich, schrie ich, berinde mich einem Laternenpfahl an, auf die Tram wartend, hierherbestrebt, der seine Stammhaftigkeit jäh an mich warf. Gebilde! Wesen! Objekte! Ja, selbst Anpflanzungsobjekte, beispielsweise Edelkastanie, Nährfrucht, Hain mit Ziegenpfad und Winterhort —: euer Pferderücken, euer Zentaurennacken, eure Nüstern, aus denen Feuer beißt: raucht ihn trocken, der sich selber träumt, sich unter Sterne stellt, in Morgen bleicht —

Stimmen: Laternenpfahl
Laternenpfahl
Gebilde
Wesen
Ziegenpfad
Es lebe!

Pameelen: Halt, meine Herren! Halt! Sie übernehmen sich! Sie könnten sich erschöpfen! Meine Herren, Sie trällern Gebilde sozusagen, Sie blasen sie auf dem Kamm, um mich so auszudrücken — aber sehen Sie doch mich an, ich hatte auch einmal eine Schnauze, ein Wunderhorn, eine Almathea — hei, Lippe, Beilager des Knaben gegen Sterne, Feld, Wald, Wiese und jetzt dem Manne Bröckel in den Fransen . . .

Aber, meine Herren! Selbstbetrug! Keine Käufer, sondern Kunden! In Ihrem eigensten Interesse: keinen Laut mehr!! Gerstensäfte, Gesänge, Barkarolen! Meine Herren, es stöpselt Sie Erhebung, vor Ihnen aber steht der Gestöpselte, der also

spricht: Wir sind Funktionen! Auf über die Planken! In die Orsuna-Schlösser, wo die Feige syrthet . . .

Rückblick: Die Herausbildung des Menschengeschlechts kann, wie der Verlust seines Haarkleides beweist, nur in warmen Gebieten gelegen haben. Man hat in Brikettlagern gefunden Palmen und Geknöchel — jetzt wissen wir, daß er an einer See gelegen hat. In Büffelfellen, in Kokosgeschnüren, auf einer Insel aus Korallen, vom Meer behütet: am Bauch von Rochenhäuten, als Helm die Flosse eines Diodon. Umschnaubt von Delphinen, beschneit von einer Perle, im Schaum von Schildkrot, im Chiton heller Schalen, der Muschel entstiegen und zwischen Hanf und Betel der Weltensieger.

Gewalten siegt, gesappt, gemörsert, gemint, gestollt —: ich sage ihnen: Zipollen aus dem Zeitalter Nitokerts, Engel aus dem Quattrocento, Saumtiere, die Hippursäure absondern, Trugschlüsse, Brückengeschlage, Aussichtseröffnungen, Alabasterbrüche, Floren, Faunen, Gnadenbilder und Samume —: an jedem ausgefransten Rand der Ökumene stehen die Pisangs, wiegen und weibern empirisch, historisch und syntaktisch — Schluß! — Weltenwende! — Kapelle! — Tusch!! Ein Schuft, wer noch funktionellt! Ein Stiesel, wer sich noch gruppiert, von der Styx bis zur Ancre! Ein Mungo, wer noch linear lebt —: ich schwelle knotig.

Es wird vielleicht zu grau. Die Möwen kommen vom Meer. Das Violett schlägt einen Strauch hoch, angegangen. Da steht vielleicht ein Zug. Da ist vielleicht ein Eckplatz. Regungslos fährt vielleicht das Auge, abgehoben vom Geschehn.

Sie sehen mich fragend an, aber ein Herr notiert einen Einkauf, in Krotoschin wird eine Hure kaserniert, irgendwo an irgendetwas die letzte Hand gelegt . . . . Sollte daran sich vielleicht beteiligen ich? Sie schütteln Ihr Haupt, aber entheben Sie sich bitte der Antwort nicht, stehen Sie mir schlecht und recht Rede, entäußern Sie sich einer Ansicht: zu dem Herrn, der eine Frage beantwortet, zu dem Privatmann, der einer Anregung folgt — wollen dahin Sie vielleicht verweisen mich oder an den Zuganschluß, dem Thema von Erörterungen,

den Wechsel der Abfahrtszeiten, an das Zentralorgan der Textilindustrie?

Aber es geht vielleicht ein Zug. Er geht vielleicht durch Nacht. Er geht vielleicht durch Tag. Das ist vielleicht ein weites grünendes Licht. Da ist vielleicht ein Schneefeld, selbst Sierra —: Ha? Wie? Gegen den Himmel steht das Minarett zwischen Falken, die die Luft durchschießen — — wie? in die Nacht gesät der Stern? Eine Fächerkrone und das Zarte beklommen unter Stein des Blau; die Ziege braun und eutrig durch die Gasse? Schalmeien an die Hemisphären —: ha! Dasein: Liebe und Stiergefecht, ein Messergriff und die Gitarre, Fandango und eine Rose im Haar —, was sagt der Andalusier? Salzfaß meiner Seele, und hinter dem Fächer glimmt der Traum — — Schalmeien an die Hemisphären, Triangeln wirren das Gebälke, von Schläfen geht der Seim, Gelenke stürzen, Knöchel pintschern — ein Strömen in die hündisch süße Nacht — Herr Bäumer, Sie trinken —

Bäumer: Ein gutes Weinchen.

Pameelen: Befriedigung.

Bäumer: Bekömmlichkeit.

Pameelen: Herr Fetter, keinen Laut mehr! Sie peitschen mein Erschlafftes —

Stimme: Pameelen!

Pameelen: Entschuftet.

Stimme: Pameelen!

Pameelen: Verbogen.

Stimme: In silbernen Wirbeln um Erde und Meer.

Pameelen: Stimme, Silentium! Auf! Hinab! Zwischen die Stühle! An die Tischbeine! Herr Rosenthal entäußert sich der Form, Herr Pasemann vergeht im Ganzen — Ordonnanzen, Dämmerung! Osramlampen, Glühbirnen, Auergase —: Weltuntergang!! — es gluckst nach Embryo — es schlottert nach Brustmilch — Schöße, Schöße, was kalbt ihr . . .?

III. AKT

SCHULZE

1. Szene.

Pameelen (tritt in sein Sprechzimmer): Die Welt als Substantiv, die Welt als — — ha, was wichst mich an? In ländlicher Terminologie: Kontrollhure, griechisch: Hetäre, mein Fräulein, schlechthin.

Das Fräulein: Rötung. —

(Pause.)

Pameelen: Dunkelfeld!
Das Fräulein: Traubenzucker!
Pameelen: Zedernöl!
Das Fräulein: Brechungsindex!
Pameelen: Lichtkegel!
Das Fräulein: Stichflamme!
Pameelen: Spirillen! Alles Spirillen!

(Pause.)

Das Fräulein: Todesstoß!
Pameelen: Quecksilber!
Das Fräulein: Erbsünde!
Pameelen: Wassermann!
Das Fräulein: Zusammenbruch!
Pameelen: Kleider hoch!
Das Fräulein: Viertes Glied!
Pameelen: Gesäßfalte!

(Pause.)

Pameelen (manipulierend): Ha, Zuckung? Begrifflich: Fluchtrunzel?! Mein Fräulein: Papelschwund, mein Fräulein: Überhäutung, mein Fräulein: Spirillensterben. —
quadert!
quadert!
quadert mich!
Das Fräulein: Vertrauenssache!

Pameelen: Sollte!
Sollte!
Sollte ich?

Das Fräulein: Berufsschande!

Pameelen: Hinten an einem Fräulein sein?

(Fräulein entweicht.)

Pameelen: Pameelen, ich schwöre dir, Pameelen, ich schwöre dir bei deiner Kaffeetasse, bei dem nächsten Patienten auf das Ding an sich zu achten, mit ihm in geistigen Austausch zu treten als mit einem aus sich selbst rollenden Rad im Sinne des bodenständigen Gesprächs.

(Herr tritt ein.)

Guten Morgen, mein Herr! Guten Morgen, mein lieber Herr! Seele gegen Seele, topp, Hand drauf! Rad gegen Rad! Es kommt von Herzen!

Der Herr: Ein freundlicher Empfang!

Pameelen: Mitglieder der gleichen mäßigen Breitengrade, Teilhaber der nämlichen modernen Kulturströme, alle unter dem nämlichen gestirnten Himmel, jeder ein teures, dienendes Glied. —

Der Herr: Bruder, an mein Herz!

Pameelen: Kausalsatz!

Der Herr: Zähre!

Pameelen: Wangenkuß!

(Pause.)

Pameelen: Aber lassen Sie doch...
Aber was machen Sie denn da...
Aber, mein Herr, das ist doch unanständig...
Mein Herr, nochmals: schließen Sie den Bekleidungsgegenstand!

Wie bin ich Ihnen gegenübergetreten! Sagen Sie selbst! O nur zu naiv! Sie, den ich eben Bruder nannte, jetzt öffnen Sie die Bekleidung? Ist das Ihr Menschentum, daß Sie mich auf ähnliche Phänomene an ähnlichen Gliedern zu Rückschlüssen veranlassen wollen? Ist das Ihr Glaube, daß Sie, frei gesagt, Ihre regionären Lymphdrüsen in Erfahrungszusammenhänge

von mir einstellen lassen wollen? Mein Herr! Ich sehe klar: Der letzte Nebel ist zerronnen: Ich bezichtige Sie, leugnen Sie nicht: Sie wollten mich zum Vergleichsmoment drängen!

Der Herr: Aber!

Pameelen: Mein Herr!

Der Herr: An Ihrem Schild!

Pameelen: Stand Schulze! Von 2—3 da lause ich Euch die Pickel vom Bauch, von 2—3 da melke ich Euch die Drüsen klar, von 2—3 da heize ich mir die Klauen in Euren Mastdärmen — aber gerade Sie, nach dieser wahrhaft menschlichen Viertelstunde, nach diesem Zusammenströmen unserer hehrsten Tümer. — —

Der Herr: Erpressung!!

Pameelen: Berappung!!

Wie? Was? Ich sehe noch keine Portefeuilles aus Ihrem Bratenrock flitzen, mein Herr? Ihr Blick schweift an die Klinke, mein Herr? Sie haben eine Visitenkarte in Ihrem Hut, mein Herr! Sie haben eine Braut in Ihrem Haus, mein Herr! Sie haben Anhang, mein Herr, der manches hochhält — grüßt Sie auf der Avenue der Pickeldoktor!

Der Herr: Zusammenbruch!

Pameelen: Das Scheckbuch vor, junger Mann! Das Jahrtausendscheckbuch, junger Mann!: Unterstanden Sie: Lebensverlängerung? Zu Befehl, ja! Waren Sie kleiner Mann von: Ausheilung? Zu Befehl, ja!! Hatten Sie: Errungenschaften über sich? Couponscheren, Safesschlüssel, Kupferminen — heraus!! — bezahlen Sie Ihre Genesungssubstantive! —

Wie? Was? Sie! Zangen, Sonden — alles da!! Schulze hat teilgenommen an Vergleichsmoment!! Taler her! Ksch! Ksch! Sonst spritzt er dir was zu!! Taler her!

Der Herr: Kulturstufe!

Pameelen: Schulze hat mitzementiert! Noch n'Taler, dann singt er Menonit, — noch n'Taler, dann schleicht er auf'm Bauch, und pastert Lama —, noch n'Taler, dann macht er Gebetsmühle — Kamelshäute! Kunsthonig! Urpropheten!

Was sind wir denn: Ne' unbewußte Samenblase rechts und links im After, aber die Schnauze munkelt!

Der Herr: Höhentrieb!

Pameelen: Entweichung. — — —

2. Szene.

Pameelen (stürzt in ein Museum): Ist hier vielleicht der Herr durchgekommen? Halloh! Torsen, Panther, schöne Hintern, ist hier vielleicht der Herr durchgekommen? Antwort, Bocksgebein! (Sieht sich um.) Sie, junger Mann, die Klappe zu, Ikaridenschreie — alles schon geschrien! Niobe, so schmerzverzerrt, Kindersterben, so was gibts!! Tout passe, tout casse, tout lasse, Adonis; in einer Scherbe dunklen Sands die blaue Anemone, doch Weinhang in Trauben — Morgenröte — — Museumsdiener, einen Cocktail!

(Setzt sich.)

Veilchen. —

Museumsdiener: Mein Gott, Veilchen!!

Pameelen: Tamariskenblatt, fast wühlend; aus Hyazinthenrissen die Locke tropft — helle Munde, stille Reigen. —

Eigenwärme 37 Grad, Jauche nördlichster Kulturen an den Hacken, — auf, Schulze, Roßapfel der Nacht! —

Weinberg, um mich, Kelterfest hernieder! Den Pinienzapfen, Fackeln! Bacchisches Gerät! Streift Häute über Reifen, Korybanten — : Schlauchtanz! —

Salü, mein Herr! Pameelen hebt die Stirn, der Pickeldoktor erhebt die dreckige unrasierte Götterstirn, dicht bis dahin, wo das Nichts das Alles ist: Komm du, der seine Ammen berauscht und die Hirten, wenn sie vespern, mit dem ungemischten Trank, komm du, der durch die Berge rauscht, mit Efeu und Lorbeer dicht bekränzt, — Mänaden!

Museumsdiener: Schlangenhaar!

Pameelen: Hallen durch die Wälder.

Museumsdiener: Gellend.

Pameelen: Komm, o Nächtlicher, in den Tempel zu Elis, komm mit den Chariten in den heiligen Tempel, tobend mit dem Stierfuß!

Museumsdiener: An diesem Ort muß Ruhe herrschen!

Pameelen: Es handelt sich um innere Vorgänge, Veteran! Ausklänge, Abendschoppen, Sherry-Brandys! Es nähert sich der Firnenschnee! Hopp! Über mich! Der bei den Nymphen steht, mit weißer Wolle sie betört, Lippe am Syrinx, Ferse voll Tanz überall, wo Krokus blüht, — und der den Bock entfettet — über mich, Vergessenheiten — Pasiphae, wie Du am Stier vergehst. —

Museumsdiener: Unzucht, alles Unzucht!

Pameelen: Nein! Hoeck! Mykene: Ein Versuch zur Aufhellung, Göttingen 1829! Schäumen Sie, Veteran! Verletzte Vogelbrut, Medaillenträger! Phrygische Schauer! Blutbelaubt: Reigen und Nacht und Blüte.

Museumsdiener: Kitsch! Alles Kitsch!

Pameelen: Kitsch! Holder Wahnsinn! Neo-Kreta! Alles orphisch. — Doch da lurcht Schilfgetier: Herbei mein Jagdzug: An meine Knie, süßer Triton: Zwei Zahnreihen, starr und klaffend — Kiefer und Gegen-Kiefer, geliebte, stumme ——

GLOSSEN

Paul Klee.

Paul Klees Arbeiten gehören zu unserem schönsten Besitz seit Jahren. Sie waren von je so selbstverständlich, so überzeugend, daß jedes Wort sich erübrigte, und sie waren in ihrer Zartheit fast zu schade, um von ihnen zu sprechen oder zu schreiben. Die tiefe Freude, die sie im Empfindenden schufen, die Unsichtbarkeit, in der sie für den Stumpfen wie unter einer Tarnkappe verblieben, schienen ihre Bestimmung vollendet rein zu umschließen. Und nun, angesichts der neuen, reichen Austellung im „Sturm" ergreife ich doch das Wort — nicht um für Klee zu werben, sondern um den Grund der tiefen Beglückung aufzusuchen.

Die kleinen libellenhaften Bilder Paul Klees sind so erschütternd, weil sie in einer rührenden Unpathetik die Welt des Größten in sich tragen. Sie sind Keime eines kommenden herrlichen Jahrhunderts, unendlich zarte, unendlich reiche Keime. Behutsam gehen wir mit ihnen um, wie mit eingerollten Zauberformeln.

Daß heute kein Zweiter so konzentriert das Glück der neuen, der wiedergewonnenen Schönheit uns bietet wie Klee ist doch wohl sicher. Delaunay hat uns vor Jahren dieses Glück in großen leuchtenden Bildern hell gemacht. Aber vor Klees schönsten Blättern wird doch in ihrer so hinreißenden Kühnheit die Absicht eines selbstherrlichen Geistes — eines Fliegers — als ein nicht völlig abgewiesenes Element leise fühlbar. Und werden nicht vor Klees Blättern selbst in Kaudinskys herrlichen Gebilden Stellen deutlich, wo der Mensch ihnen weiterhalf, sie zu vergrößern, sie festzuhalten, durchzuführen. Das ist das mit keinem Wort zu übertreibende Glück, daß dieses artifizielle Element bei Klee vollkommen und wirklich fehlt. Sie sind ein Gruß aus Paul Scheerbarts Welt.

Der Mensch Paul Klee ist vollkommen still geworden, so einfachstark wie ein schlichter gläubiger Mönch. In seiner Schweigsamkeit und Geduld wurde er das sicherste, das reinste Werkzeug der Kunst, unfehlbar geführt. Linien und Farben mischen und trennen sich von selbst. Daher die himmlische Logik, die sie allein heute haben. In der Gotik finden wir sie in den Farben mancher Kirchenfenster. Verwandtschaften über die Zeiten und die Länder hin leiten zu noch anderen Kronzeugen der Kunst, den Miniatoren, deren süß klingender Gesang wieder hörbar wird, zu den Persern, Indern, den Chinesen, den Kindern — nicht aber, weil Klee sich zu deren „Stil" hingezogen fühlte, sondern weil es nur *eine* Kunst und folglich nur *einen* Stil gibt, oder rich-

tiger keinen! „Stil", das sind die Widerstände, an denen in nicht völlig reinen Leitern die Kunst sich stößt. Die Summe der menschlichen Bedingtheiten, das ist der wechselnde Stil. Alle *reine* Kunst entzieht sich dem Stilbegriff, weil in ihr der homo sapiens gleicherweise nicht zu Worte kommt. Denn der Mensch ist nicht das Maß der Kunst — die Sterne sind es.

In Paul Klees Bildern ist nichts zeitlich Bedingtes. Paul Klee liebt die Sternenwelt, und jede seiner Zeichnungen, jedes seiner Bilder berührt weither die Sterne. Wenn man das nicht vergißt, daß der Maßstab aller Kunst ein himmlischer ist, dann erscheinen Paul Klees Arbeiten von einer restlosen Natürlichkeit. Daß wir einen Künstler haben von dieser Ehrlichkeit, dieser Treue zu den Sternen, das ist ein tiefes Glück!

Eine Theorie, eine Erklärung und Definition dieser Arbeiten gibt es nicht. Sie sind also vollkommen. Wer mit irgendwelchen Grundsätzen oder mit irgendeinem Entwicklungsschema oder mit einem ästhetischen System an sie herantritt, wird auf eine schweigende Sphinx treffen. Denn unser Europa ist in diesen Blättern ganz schlicht und still, aber um so spurenloser überwunden.

Der immerhin nobelste Begriff, mit welchem europäische Ästhetik operierte, war die „Proportion". Es ist nun der schärfste Prüfstein für das Irdisch oder Himmlisch einer Kunst, ob sie diesen Begriff über sich läßt oder ob sie ihn vor sich niederfallen läßt. Dieses zweite tut die Kunst Paul Klees. Sie ist überproportional. Das heißt, sie hat in jedem Werke viele Möglichkeiten. Sie ist nicht in Proportionalität erstarrt, sondern bleibt Totalität. Dort wo der theoretische Betrachter eine klassische Proportion vielleicht triumphierend festgelegt hat — „also ist es doch keine Hexerei" — vermöchte sich das Bild Klees schmerzlos zu wandeln und bliebe ebenso schön. Es ist doch eine Zauberei.

Vieles steht bei Klee hintereinander, in verschiedenen Sphären. Was der Proportionalist abzirkelt, verschwindet ihm unter den Fingern, etwas anderes taucht auf. Klees Bilder sind in Bewegung.

In Klees Arbeiten schnürt sich das alles, was schon in großen fertigen Wandbildern, uns überraschend und überrumpelnd, an das Licht trat, noch einmal zu einem kleinen engen Kristall zusammen. Aber welche Konzentration in diesem leuchtenden Edelstein. „Große Formate, Ölfarbe, Dekoration, Museums- und Hauptwerk" — für solche Dinge ist hier das Gewissen zu messerscharf. Erst wieder zwingt sich hier die Kunst zur ausgewogenen Allheit eines Samenkorns, aus dem dann langsam, unbeirrbar rein, von neuem alles wächst von Grund auf — bis zur funkelnden Architektur der Kathedrale. Es liegen in Klees Bildern und Zeichnungen die kostbaren Anfänge einer neuen Ornamentik. Und wer es weiß, was das Ornament für die Kultur bedeutet, mag danach den Wert dieser Arbeiten einschätzen.

Ich wiederhole: Paul Klees Arbeiten bedürfen einer Erklärung nicht; denn sie sind schön. Schönheit aber ist der einzige Beweis der Kunst. Wie selten kommt sie zustande. Viele Menschen

suchen sich nach ihr freilich die Augen aus. Wenn diese zufällig etwas Schönes treffen, haben sie Furcht, es möchte doch nichts dahinter stecken. Aber in Wahrheit kommt Schönheit nur überhaupt dort zustande, wo etwas dahinter steckt — nämlich der Himmel, die Sterne, die Welt. —

Paul Klees Bilder *sind* schön.

Adolf Behne.

Die Polonäse.

Eins der seltsamsten Abenteuer meiner Soldatenzeit war ein kurzer, am Tage vorher noch nicht geahnter Urlaub nach Berlin. Wie lag, in Meeren Feuers, der Potsdamer Platz, mitten in der Bedrängnis der veränderten Stadt! Abends war ich im Theater, ohne Erlaubnis, über Zapfenstreich zu bleiben; aber mich hätte keiner fassen können, ich war nun verwunschen, in der Uniform. War ich verschollen? Streifte das blaue Kleid meiner Nachbarin nicht einen leeren Platz?

Eine russische Oper wurde gegeben. Der erste Akt spielte auf dem Lande, und gab außer der obligaten Liebeslyrik ein Idyll der Leibeigenschaft. Ich erinnerte mich, daß die Leibeigenschaft inzwischen längst aufgehoben sei, erinnerte mich durchaus der geschichtlichen Begebnisse und aller etwa erwähnenswerten ökonomischen Zusammenhänge. Aber hier standen Menschen — was sie sangen, verstand ich nicht.

Ich war seit zwei Jahren zum ersten Male im Theater. Aber dies wäre gar nicht nötig gewesen, jedesmal fühle ich ungeschwächt im erleuchteten und schnell verdunkelten Raume den heißen Atem erwartender Menschen. Jeder denkt anders, und alle an eins. Mit einzeln atmender Brust — wieviel Frauen leuchtenden Fleisches sitzen da! — sind alle nach einer Richtung gewendet, alle kreuzenden Blicke treffen sich. Oh leichte und freiwillige Demokratie dieser Versammlungen! Oh heitere Kirche; oh Raum unsrer Zerschmetterungen!

Ich war wieder unter ihnen, und irrte hastig unter der Kuppel hin und her. Die Mauern sollten sich auftun; noch viel mehr Welt sollte hier, unter der Kuppel und den Sofitten, zusammenströmen. Gelbe chinesische Seide neben dem stahlblauen Atlaskleide meiner Nachbarin, und der nackte Arm eines Kreolen vorübergreifend. Zeitungen schrien herein.

Der zweite Akt verschlimmerte die Liebe und ernüchterte die Leibeigenschaft. Aber wie war das, es gab doch Aufstände? Lassen wir die Liebe beiseite — nein, nicht die Liebe; aber diese opernhafte Liebe, diese Arien — nein, nicht die Arien, aber ihren Text. Also wir wollen davon nicht sprechen, dies ist ein andres Kapitel, dies ist, verbunden, ein andrer Akt. Aber warum dulden Menschen, wenn alle andern schon befreit sind, die Leibeigenschaft? Auch in diesem Volke waren Befreite, freier — ich kannte sie — als die in den westlichen Ländern der Parlamente. Es ist nicht wahr, ein Volk hat nicht die Regierung, die es verdient, sondern die, welche es sich gefallen läßt; die also, mag sein,

die seine Fügsamkeit verdient. Woher aber diese, und gerade in diesem Lande? Alle werden schwach, wenn sie hungern, alle sind gut, wenn sie lieben, alle schmerzt es, wenn sie geschlagen werden, und daß sie unfrei sind. Einige aber ertragen dieses; und in Rußland ist die Moral des Ertragens am überzeugendsten gepredigt worden — denen, die sie zu verstehn geboren sind. „Füge dich in das Übel!" Tolstoi war Russe, und — der Zar war es nicht; aber die Minister. Tolstoi war russischen Blutes; aber auch Bakunin war es. Und mir erschien das Gesicht Krapotkins. Ich wollte von Liebe nichts hören, ich haßte Gewalt. Lassen wir also die Fügsamkeit außer acht, die von Liebe geboten ist — und edel ist und so gefährlicher, als sie recht haben kann. Aber der Liebende, der sich fügt und duldet, siegt zu viel, überwindet zu weit. Jene andre Fügsamkeit aber: wie konnte es Leibeigne geben, wie schlugen sie nicht zu, wenn sie geschlagen wurden, und gerade in jenem Lande?

Zum dritten Akte sammelte ich mich, dies war eine Oper, ich wollte sehn und hören, und mußte es lassen, zu fliegen und zu suchen. Ich ermahnte mich zur Aufmerksamkeit; aber „was ist diese Oper", antwortete ich mir, „ein schreiendes Weib steht allein in einer widernatürlich und widersittlich natürlichen Szenerie, an der ihre gesungne Liebe, sie widerlegend, zur Lüge wird". „Sie Rationalist!" erwiderte ich mir. „Aber bitte", brauste ich auf, „Sie irren sich, ich behaupte das aus Stilgefühl! Verträgt sich die elegische Tönung dieser jungen Dame mit dem runden, zuckenden Munde, den sie seit zehn Minuten gegen uns führt? Und das Ungestüm ihres Liebhabers vorhin wurde im Ritardando, in das die Melodie notwendig die Erklärung verzettelte, lächerlich." Ich konnte mich noch nicht beruhigen: „Also wollen Sie wohl die vollständige Illusion?" „Nein", ereiferte ich mich dagegen, „eben den Naturalismus der Dekoration bekämpfte ich. Der Melodie, die in der Welt nicht vorkommt, soll ihr volles Recht werden. Wir singen nicht, wenn uns zum Singen zumute ist. Ich will Einheit, Vollkommenheit, vollständige Haltung des Stils. Die zurückhaltende symphonische Begleitung sogar einer rationalen Handlung —"

Ich kam ins Perorieren. Das stahlblaue Kleid meiner Nachbarin knisterte durch den geschwungenen Lauf großer Falten, scharf und erregend. Auf der Bühne erschien die Heldin im Nachtgewande aus gelber chinesischer Seide. Wo war ich? Ich hatte Rußland durchmessen. Ich hatte über den Stil gedacht, und kam auf Kultur.

Kultur ist Einheit des Vielfältigen. Die Vielfalt allein ist Barbarei, die Einheit allein — die Alleinherrschaft des Rekrutierungsbüros. Daß aber Vielfältiges vielfältig besteht, und in großer Bewegung zum erneuerten Bleiben zusammengefaßt wird, das heißt Kultur. Wie ist es mit ihr und der Politik des „Auswärtigen", des, ach, ewig Auswärtigen, des allzu Auswärtigen? Ich phantasiere: Es möge ökonomisch belanglos sein, ob die Türken am Bosporus sitzen; sie haben nicht immer Konstantinopel gehabt. Wir lassen, für heute, sogar den

Unterschied außer acht, den es macht, ob sie am Bosporus sitzen oder den Bosporus besitzen. Aber ich begrüße, daß Bekenner des Islams in Europa sind; nun erst ist das Bild Europas fertig. Ah, Bruder Lappländer, nicht nur meine Neugier begrüßt dich! Ich bin für Kleinstaaterei, sehr, durchaus, bis zu einer Reform der Einheit; und (vergeßt nicht, wie die Prinzipien sich ergänzen!) für eine große Ordnung der kleinen Staaten. Ich phantasiere ja. Es ist nicht wahr, daß die Gemeinschaften am Tode sind, wenn sie zu werben aufhören, und daß die Agonie der Kirche beginnt, wenn sie nicht mehr streitet: Einheit entsteht des Vielfältigen — auch durch Austausch. Beflügelte! Eine Schwedin liebte ich in Marseille, in Riga saß ich mit einem Neger; dich Bruder, traf ich in den höchsten Wolken des Äthers! Wir haben ein neues, nachimperialistisches Weltgefühl; die Kosmopoliten sind zu Universalisten geworden, zu Sozialisten des Universums. Unsre junge Dichtung ist, in einem neuen Sinne, Weltliteratur. Es kann gar nicht genug in der Welt geben; warum springen wir in den D-Zug-Wagen, und warum unsre Ungeduld vor den geliebten Ozeanen? Ich möchte die Hütten Tahitis sehn, ehe sie in Museen verkümmern, wie gut, daß diese Stelle auf der Erde ist! O Reinheit des Europäers, im Staunen vor dem Raffinement malaiischer Huren. Europa, lächelndes Land unter den Sternen! Die Türken sind Europäer, nicht wahr, ich komme nicht dialektisch und meine, weil sie die Ecke im Südosten besitzen — aber weil wir von ihnen wissen und sie, in europäischer Art, von uns; weil im Rokoko, neben chinesischem Gespiele, ernsthaft türkische Märsche erklangen; weil wir türkische Studenten in Genf auf den sonnigen Straßen trafen. Die Russen sind Europäer, nicht weil sie den Osten Europas bewohnen, aber weil Europa ohne die russische Kraft gar nicht mehr zu denken ist. Jene tiefe Kraft des Volkes, Inbrunst und Demut, Opfer und Glaube — mögen sie östlich sein, auch über Europa glüht der östliche Himmel, und keine Schneide mäht durch eine Grenze. Die mystische Kraft der russischen Seele widerspricht lateinischer Klarheit nicht, wie diese die Tiefe nicht verleugnet. Was für ein Glück, daß es beide gibt, und beide in Europa! Es ist nicht wahr, daß sie einander ausschließen, nicht wahr, daß sie sich widersprechen. Sie verlangen nacheinander. Sie sind zwei Seiten des einen Himmels, und die Horizonte gehn ineinander, und alle schwingen in einen Zenith. Mystik — denkt nicht an verlognes, verwaschnes, so unmystisches Gezeter — ist Klärung, unhaltsamer Drang zur Sammlung aller Überklarkeit in einen einsamen, strahlenden Punkt; auch das Sinnlichste wird klar und leuchtend. Und Skepsis ist — denkt nicht an skeptizistische Posen — Erfrischung, und Möglichkeit, in größere Tiefen zu langen. Der kleine Rentner in Noyon und der Muschik im Gebiete von Twer, sie warten beide und tun bislang nichts. Aber ich kann sehn, daß Anatole France lächelnd die Hände Dostojewskis nimmt, der sie nur eine kurze Weile weigert. Europa, Land unter flammenden

Sternen! Die Griechen fuhren nach Troja, und was fanden sie? Es wird noch von der Kultur der Barbaren zu sprechen sein.

Jene Kraft, die sich in Leibeigenschaft duckte, wenn sie eignen Leib gefunden hat; jene Kraft, die der Gewaltherrscher System ertrug, wenn sie befreit ist — wie stark und frei wird sie sein! Denn immer war die Verworrenheit voll Leben — und dies konnte in die Ordnung gerettet werden; und da sie verworren war, blieb es möglich, sich ihr zu entziehen. Kraft ihrer erbarmungslosen Ordnung, ihrer selbstgerechten Systematik, die unschmiegsam für den Geist keinen Raum wußte, wurden bessere Systeme nicht weniger gefährlich. Der Rechtsstaat ist kein Ideal, sondern eine Mindestforderung. Nur der Gesetzgeber braucht nur gerecht zu sein; der Richter sei auch weise. Rigorismus der Rechtsetzung ist zu fordern, aber nicht ohne Toleranz der Rechtsprechung. Es gab welche, die kein Unrecht taten, aber sie waren lieblos und so verfuhren sie recht und schlecht. Sie haben kein Recht gebrochen, sie bestanden auf ihrem Schein, und es ergibt sich einst, daß der kein Wechsel auf die Zukunft ist.

Wir können, zeigt es sich, doch die Liebe nicht beiseite lassen. Hören wir, was jene im Nachtkleide aus gelber chinesischer Seide singt! Die Leibeigenen sind frei geworden. Ist dies eine innere Angelegenheit jenes Staates? Die heilige Allianz war bei der Antwort klüger als zu andern Zeiten die Liberalen. Der Cäsar, der eine Revolution im beargwohnten Nachbarstaate anzettelte, hätte wissen müssen, daß er ein Prinzip entfesselte, und sich über den baldigen Sturz seines eigenen Throns nicht wundern dürfen. In gespannten Situationen mag die Legitimität eine Revolution beim Nachbarn begrüßen; aber sie ahnt etwas von der Solidarität der Völker und tut es mit angstverzerrtem Lächeln, und sie weiß nicht, wie ihr wird. Selbst die Zeitungen denken des primitiven Rechtssatzes „was dem einen recht ist, ist dem andern billig", und wissen nicht recht, was sie sagen sollen; in der blinden Not siegt der gegenwärtige Stutzen, und später werden sie sich bekreuzigen. Hütet euch, die ihr auf dem Grundsatz besteht, und besteht auf dem Grundsatz! Jene Freude ist scheelsüchtig. Aber Liebe ist das zentripetale Element der Revolutionen, ohne das ihre Scharen am ersten Tage zu Spreu zerbersten würden. Und Liebe ist wieder der Endpunkt der Revolutionen, Gewalt nur ein Mittel, weil es gegen Gewalt geht; die Herrschaft hat Gewalt als Mittel und als Zweck. Daß manche Revolutionen dem Rausch des Mittels verfielen — was besagt das? Daß einer das Heulende kriegte, der sich anfeuern wollte, widerlegt seine Kraft oder seinen Willen, nicht Güte und Gütigkeit des Weines.

Revolutionen sind eine Frage der Moral, wie die äußere Politik. Nicht nur, daß sie einander beeinflussen, daß ein Volk unter Leibeigenschaft sich anders zum Nachbarn verhalten wird als ein befreites — es ist Pflicht der Menschen, sich umeinander zu kümmern. Es gibt Privatangelegenheiten, aber wenn mein Nachbar seine Frau prügelt, schreite ich ein, und wenn

es sein muß, brech ich die Türen auf. Es gibt viele Rechte; und ihre Unantastbarkeit geht vor seinen Hausfrieden.

Das Mädchen dort singt so heftig, daß ich mich ganz verloren habe. Sie schüttelt die gelbe Seide von ihren Armen und schlägt weiß durch die Luft, ihr Kleid, grell und zag, umflattert sie. Wo hat sie mich hingewiesen? Durch Ländereien eines imaginären Nachbarn bin ich bis nach China geirrt. Was tut sie, die auf der Bühne die Russin spielt? Sie leidet, glaub ich, sie duldet gewiß. Die chinesischen Philosophen haben tieferen Frieden gefunden als der russische Christ, und ohne viel zu suchen. Aber es gibt doch, fern sogar vom Mittelalter, chinesische Politik! Der Passivismus kommt schon in Verlegenheit, wenn er als solcher angegriffen wird; dann muß er sich höchst aktiv verteidigen. Aber noch mehr: er muß auch um die Grundlagen und die Möglichkeit der Passivität heftigst kämpfen. Er ist eben nicht Passivität, sondern Passivismus. Wären alle passiv, brauchten wir keine Politik — und gäbe es keinen Passivismus, dann eben, wenn nichts gegen ihn einzuwenden wäre. Da einige nicht passiv sind, muß der Passivist sich verleugnen. Hier beruhige ich mich selbst, ist es anders als vorhin mit der Mystik: denn den Passivismus macht seine Aktivität zum Lügner, denn Passivismus ist ein Programm! Und da er dies ist, widerspricht er sich. Während ich wild lache, mit einem Traum gelber chinesischer Seide im Hirn, knallt ein Schuß auf der Bühne. Die Sängerin steht erstarrt, mit hängenden Armen, und der Vorhang fällt.

Als das über die blaue Robe meiner Nachbarin drückende Licht erlosch und der Vorhang wieder aufging — dies war es, was ich ersehnt hatte: funkelnde, gleitende Musik, Geigenstriche hinter den Kulissen, und Tanz auf der Szene. Ungeteilt bin ich zurückgekehrt, ganz zur Bühne sitz ich gewandt. Beseelte Leiber; wie müssen sie glücklich sein! Diese auf den schwersten Taktteil ein wenig höher zuckenden Füße, die bei Begegnungen sanft und heftig vorgebogenen Hände, wie bebten sie, in reiner geschlechtlicher Seligkeit! Es waren Damen und Herren, Pagen und Fräuleins. Auch die Pagen waren in Wämser und Hosen gespannte Mädchen. Und zu fühlen war, wie der zwischen Bühne und Zuschauerraum wechselnde Strom umschlug und sich erwartete, wie die Blicke der Männer und Frauen, feuriger und beflügelt, in eine plötzliche Reinheit emporgetrieben, sich auf jenen scheinbaren Jünglingen begegneten. Wie stellten sie uns, die scheinbaren Männer, in klaren Gesten das Wesen des Jünglings ohne Trübung dar! Das Sinnlichste war klar geworden, Und in bewegter Brust rangen sich Wünsche auf; wie diese uns im vieldeutigen Scherz genäherten Frauen am stärksten reizen, fremde Glieder in ungewohnter bekannter Tracht; wir dachten an die Geliebte knabenhaften Gangs, die sich so uns näherte. Die Schaffnerin fiel ein, die den Zug nach Berlin geleitet hatte, sicher in ihren Gamaschen, aus übermäßiger Hingabe an die neue Arbeit in nun ver-

standenem Übermut wechselnd, und doch so ruhig, und es wurde daran erinnert, wie ihre beiden kleinen Kinder sie auf dem Bahnhof erwartet hatten. In lächelnder, bewußter Blasphemie dachten wir uns Männerbünde aus solchen Frauen, schlank in Kniehosen und Schnallenschuhen.

Auf der Bühne ging der Tanz weiter. Reihen schlossen sich, wenn die Musik aufglitzerte, und löste sich zu Paaren, wenn sie rauschend zusammenfiel. Und da wir mit Blicken zärtlich einen Leib umfaßten, fühlten wir, wie eben am Leibe unter fremdem Kleide die Bisexualität, fühlten wir jetzt die Pansexualität. Jene Hüfte, die vortanzte, war sie nicht geschlechtlich? Jenes Schulterblatt, unter dem Umsturz von Melodie bei einer Begegnung der Paare zurückgeschoben, lachte sie nicht vor Geschlecht, unter dem männlichen Kleide?

Da zuckte jenes Mädchen, da bot sie, von der Partnerin sich abwendend, dem Mädchen des nahenden Paares die warme Hand. Die Schulter sank, Hals drehte sich, Fuß zuckte, und Hüfte wich und drängte atmend, übermütig; voll Leben und Geschlecht bot sie hin die offene Hand, nach oben gekehrt die schmale, übermäßig bebende Fläche. Musik durch den Kuppelraum! Menschen haben sich die Hand gereicht und die Hand genommen. Schlingt sich der Tanz noch weiter? Kann denn noch etwas geschehn?

Eine Choristin nur, ein Mädel, das bald traurig sein wird, das gleich nachher vielleicht schmutzig beschlafen wird; was tut es? Sie hatte menschlich Menschen die Hand gereicht, mutig zu ewiger Darstellung. Hört Ihr? Musik aus dem Orchester, Musik, die äußersten Töne der Geigen, durch den Kuppelraum, hin über Mauern und Straßen, Musik! Europa, Land unter lächelnden Sternen, zuckten nicht die Völker und Menschen, im Erinnern, daß Menschen einander die Hände reichen?

Rudolf Leonhard.

Der letzte Nietzsche.

Noch einmal steht wieder alles vor uns auf. Noch einmal alle die vertrauten Gedanken aufgefrischt und zu tragischem Crescendo anwachsend, wenn von Wetter, Jahrtausenden und Verdauungsschwierigkeiten geredet wird. Der unbewußte Ton der Freundschaft ganz im Vordergrund. Als Klang von hundert Glocken, die in einsiedlerische Würde hineintönen und weltferne unverstandene Anmut mit Leben und Erkennen vermischen. Denn tiefste Fremdheit und Verborgenheit, so still und aufrührerisch wie ein Abend im Mai, ist Bedingung für gedeihliches Schaffen. Ein bedeutsam tastender, souveräner esprit gaillard; vogelfrei; und am besten wirkend in der Höhe auf dem Berge. Dabei doch oft gesellig, soziabel. Echt europäisch, so wie man damals noch untereinander verkehrte, bevor unsere unruhigen Tage anbrachen und die große Katastrophe zeitigten, die uns heute bedrängt, und die

schon im Frühling 87 prophezeit wird: klar und verhängnisvoll; unfaßlich und notwendig. Und immer dreht sich des Schreibers Existenz um furchtbare Entscheidungen, immer lebt er, als ob die Jahrhunderte ein Nichts wären: heiter und trotzdem beschwert mit einem Ozean von Tränen. Unter hellem Himmel. Nahe und wieder sehr fern von der nebligen Mittelmäßigkeit des deutschen bürgerlichen Geistes, die sogar zeitweise in der eigenen Mutter und Schwester tief und schwer gehaßt wird. Ganz ein Künstler. Mit einem unsagbaren Kleinod in der verschämten Hand, die drohend fordert, schließlich aber murrend von sich stößt — und somit ein Bettler, herumjagend, wie ein meteorologischer Ahasver, von Sils-Maria nach dem Süden, vom Süden nach dem Norden, und zuletzt noch in Nizza, Sils und Turin aushaltend. Jeder Tag ein überflüssiger Kampf mit dem equivoco, am Ende gar als Müßiggänger angesehen zu werden. Alles große und tragische überwindend, aber kleinen vernichtenden Empfindlichkeiten körperlicher Art ausgesetzt, die wochenlange Schonung und Ruhe abtrotzen. Ein ewiger Schrei vom falschen trügerischen Milieu. Und Tatzenhiebe gegen die sogenannten Gebildeten. In Fülle, lapidar und von wohltätiger Grausamkeit. Mangelhaft ist die Kultur Deutschlands; die Deutschen die unverantwortliche Rasse; ihre Inferiorität auf geistigem Gebiet widerwärtig und drückend. Dazwischen durch ein fortgesetztes Schluchzen, verhalten und kindlich, nach menschlicher Liebe. Die, ganz in der Nähe und greifbar, aber beinahe unbemerkt in ihrer innersten Essenz und fast als selbstverständlich hingenommen, im „lieben alten" Overbeck sich offenbart. Wie ein barmherziger Bruder, pastoral weltlich, geht der neben dem Freunde einher. Immer gleich milde, oft ein wenig kopfschüttelnd, doch zu allem bereit: Kassierer für Geld und Zinsen, Verwalter täglicher Dinge. In dessen nachdenklichen Armen auch eines Tages die Tragödie verlischt. Und plötzlich, über allen Gegensätzen dieser Briefe,*) der jähe Aufschrei: bin ich nicht doch der unabhängigste Mann in Europa!? Und sehet! Das, was in mir verkannt ist, es geht doch eines Tages in Tat und Wille über! Denn es ist groß und neu. Ein wenig kleinstädtisch, diese Gewißheit, groß und neu zu sein. So etwa wie der Pomp jener Momente, in denen der Name Nietzsche anfing, allzu hellen Ruhmesklang zu haben — aber eine Saat in sich bergend, die, als der Tod den Menschen ausstreicht, zu tiefem Glanz aufgeht und eine Glorie um sein Werk flicht, deren festliches Strahlen dem vergehenden Christentum nachleuchtet und ein Licht in schrille Finsternisse hinausträgt, das wie ein Bote schmerzlicher Weisheit und menschlicher Fürsorge ruft: Ecce homo Nietzsche! Wieder wie damals beben die Berge, und die Vorhänge unglaubhafter Tempel zerreissen — und über der höchsten Zinne schimmern die Worte, die ein Denker, als er sieht, daß er gegen sein vierzigstes Lebensjahr allein sein wird, wie nie jemals einer zuvor, verzweifelt trotzend und voller zitternder Hoffnung nieder-

*) Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck, Leipzig, Insel-Verlag 1916.

schreibt: Venedig, den 21. Mai 1884, „... und wenn ich es nicht so weit treibe, daß ganze Jahrtausende auf meinen Namen ihre höchsten Gelübde tun, so habe ich in meinen Augen nichts erreicht."

Augustus Schmehl.

Neue Bücher.

Im Verlag „Naturwissenschaften" Leipzig:

Ed. Bernstein: Sozialdemokratische Völker-Politik. Die Sozialdemokratie und die Frage Europa.

Fx. W. Foerster: Die deutsche Jugend und der Weltkrieg. Neue Auflage.

Walther Schücking: Der Weltfriedensbund und die Wiedergeburt des Völkerrechts.

Walther Schücking: Der Dauerfriede. Kriegsaufsätze eines Pazifisten.

Bei Orell Füßli in Zürich:

Bertha von Suttner: Der Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges. Randglossen aus zwei Jahrzehnten zu den Zeitereignissen vor der Katastrophe (1892—1900 u. 1907—1914). Herausg. von Dr. Alfred Fried. Zwei Bände. In Umschlag Fr. u. Mk. 16.—, in 2 Leinwandbänden Fr. u. Mk. 20.—. Zusammen 1258 Seiten.

Bei Rascher & Co. in Zürich:

Konrad Bänninger: Stille Soldaten. Gedichte. 27 S. Mk. 1.20.

Iwan Goll: Requiem. Für die Gefallenen von Europa. 42 Seiten. Mk. 2.50.

S. D. Steinberg: Untergang. Gedichte. 16 S. Mk. 0.90.

Bei Huber & Co. in Frauenfeld:

Robert Faesi: Aus der Brandung. Zeitgedichte eines Schweizers.

Bei E. Fasquelle in Paris:

Henri Barbusse: Pleureuses. Ged.

Henri Barbusse: Les Suppliants. Pros.

Henri Barbusse: Nous autres. Pros.

Bei Albin Michel:

Henri Barbusse: L'Enfer. Pros.

Bei E. Flammarion:

Henri Barbusse: Le Feu. 70. Taus.

Beim Mercure de France:

Emile Verhaeren: Les ailes rouges de la Guerre. Ged.

Francis Jammes: Le Rosaire au Soleil. Pros.

*

Hugo Ball bereitet für die „Weißen Blätter" ein Bakunin-Brevier vor.

Johannes R. Becher:

DAS NEUE GEDICHT

Unter diesem Titel erscheint im Inselverlag eine Auswahl aus den sechs Gedichtbüchern Bechers: Verfall und Triumph; Päan gegen die Zeit; An Europa; Verbrüderung; Die Schlacht; Gedichte für ein Volk.

I.

VERFALL UND TRIUMPH

Der Freund

Er streichet wieder durch die blauen Nächte leis,
Verstöret mich mit langem Flüsterwort.
Er ist beständig auf der Weltenreise.
Er fährt mit heller Lüfte Wolken fort.

Er saß in Trümmertempeln plötzlich ungeheuer,
Wo rote Düsterlampen schwelten ganz allein,
Und Rillensäulen sich aufbäumten, Feuer
Verbreitend, leuchtend ungemein.

Bald hockte er in spitzer Felsen Höhle,
Von schräger Sonne gänzlich ausgebrannt,
Die Kinderhände um die Hälse jammernder Kamele.
Brennender Dorn im Sturm und Wüstensand.

Bis gelben Strom er ward hinabgetrieben,
Der fiel ins Meer der vielen Inseln licht.
Von bösen Wintern unberührt geblieben,
Er wandte sein unwirkliches Gesicht.

Aufschlug ein Wald mit rauhen Blätterzungen,
Und grüne Wiese hob sich halb und sang wie Flöte süß,
Von großer Liebe Himmel blau durchdrungen,
Der niederfuhr und Goldposaunen blies.

Auf einem Esel grau durchritt er weite Städte,
Wo schlanke Palmen bauten wieder Tempel kühl.
Die Frauen rauschten. Er ward aller Nacht und Bette,
Dann Sonnenglanz und buntes Marktgewühl.

Nun treibt er wieder mit Gesang und weißen Schafen
Durch wirre Öde, Fels und düsterer Trauer Hain —
(. . . Du mögest einmal bei mir schlafen!
Das enge Bett wär nicht zu klein . . .)

Du bist es, den ich nächtlich oft auf Bänken
In Parkanlagen oder unten tief am Flusse finde,
Du armer Bettler, den ich denke,
Wenn ich den aufgegangenen Schuh mir binde.

Ein wenig gleichst du der Geliebten auch,
Bist Duft von ihr und Hauch von ihrem Hauch.

Der Idiot

Er schwirrte nächtens durch der großen Städte Flucht. Das traf
Auf hohlen Plätzen tosten Glitzer-Feste. [ihn schwer.
Staubwirbel bliesen ihn durch grüner Abendhimmel flaches Meer.
Er hockte heulend nachts auf Kuppeln brennender Paläste.

Und seine Straße warf sich steil empor und schraubte
Sich hoch hinaus bis an vergilbten Mondes Zackenrand,
Wo bog sie um und sprang zum Abendstern, der schnaubte,
Spie Feuer, riß rückwärts sie, daß stöhnend sie sich niederwand.

Er schlug, die Augen grün, Schaum dick ums Maul,
Auf heißes Pflaster. Säule ward sein Schrei!
Ganz leise sang ein Droschkengaul —
Und weiße Schleier wehten dicht vorbei.

Es stürzten Türme groß und Mauern drob zusammen.
Auf allen Dächern tosten Flammen laut.
Die Dome knieten nieder. Berge schwammen
Zur Stadt herein, von Regenbogen kreuzweis überbaut.

Da fuhr ein greller Strahl durch sein Gehirn.
Es gellte. Möwenschwärme schreckten auf.
Blütenwälder weiß begruben ihn.

II.

Aus: PÄAN GEGEN DIE ZEIT

An den Schlaf

Schlaf! — als der Balsame köstlichsten laße dich preisen,
Der du nach Räuschen verwegenen mild uns umringst!
Führest hinein in Zymbelgepränge uns leise
Springendes Horn ein phosphorener Mond uns bewinkt.

Träume sie eilen entlang unseren Wegen gerade,
Düster umrankend und hüllend das Tage-Gehirn.
Rosengewässer beträufen die brennende Stirn.
Wieg dich o Leib empor auf glänziger Winde Lade.

Wo von der Sterne Mücken durchronnen die ätherige Weite.
Opiumdüften bestreut, Weihrauch erfüllt.
Mythische tauchten wir in die Vergangenheitszeiten.
Verjüngt im Bad der Antike. Neugleißendes Marmorruinengefild.

Ja, der Soldat kalt im Graben, der graue Beamte,
Der Maschinist bei den Öfen, die Hure, das Kind
Längst auf der Straße gehüpft, auch der Dichter-Verdammte ...
Neigen wie Halme sich hin im melodischen Wind,

Aus phantastischen Ländern her lieblich entfaltet,
Gleichend bengalischen Feuerwerks tönender Pracht.
Azurgewölb von Kometen leuchtend gestaltet.
Verendendes Tier im Dornengebüsche noch lacht.

Schlaf als der Balsame köstlichsten lasse dich preisen.
Berge schon stürzen. Vorhang auf lüfte! es schwinde der Horizont.
Nebelgeschwader ob tobender Städte Bau kreisen.
Labyrinthe Ruinen draus schwelen die schäumenden Gärten schon.

Schlaf gestreckt in die Ebene endloser Dauer.
Winter Lawinen herrollt, den Dörfern auftürmt.
Bürger sie drehen um die Plätze, blinder und flauer.
In den Latrinenkanälen poltert ein furchtbar Gewürm.

Tod! . . . Laternen zerschmettern. Die klirren. Erlöschen.
Stuben muffige stinken nach heiligem Öl.
Schwangere Frauen vor knarrender Türe frösteln.
Schwankt längs Kasernen Mauern ein Priester blechernen Gegröhls.

Während der Regen die zerrenden Läden aufhacket.
Leichname wild von mystischen Schauern gepackt,
Schnellen durch Decken hoch, rück in die Kissen (Trottoir)
Stampfender Pferde Geschirre klimpern im Stall. [geprallt.

Schräg durch die Luft aber stößt er: — der Düstere Zerstörer,
Auf er der Dächer Fach stemmet, der Märkte Gewühl
Rottet er aus. Ein Freund der jungen Empörer.
Bettend das Haupt zur Ruh mir auf brennender Städte Qualmpfühl.

Schmeißt aus Keller und Speicher der Möbel Gerümpel,
Schalen Blut sprengt er auf wogenden Schnee.
Dampfendes Gift aus imaginären Karaffen . . .
In den Kaschemmen, in Kneipen hockt er mit scheckichter Fee.

Schlaf . . . und wieder reihen entlang unseren Wegen gerade
Träume sich süße. Schmelzende Fuge uns einlullt.
Engel schweben, vor glitzernden Thron uns zu laden.
Frühlinge waschen uns rein von Kehricht und Staubs Mull.

Körbe der Garben sammeln wir singende Schnitter.
Honigfrüchte wallen viel durch der Gefängnisse kantene Stäbe,
Wo die Verdammten sich wälzen. Fluchend und zitternd
Schaueriger Muse Verfallene Jünger auf Trapezen schweben.

Die Irren

Mäntel drehen sie wirbelnd, weit an die Nacht gespannte.
Augen, bengalische Fackeln, glosen in Lüften frei.
Feixende Tänzer, gespült auf Dächer knarrende Rinnen.
Schreie enthallen melodisch zerfetzter Munde Karaffe.

Wo, höher am Mond, deren Karosse feuerigen Strahls rollt,
Daß stockend das Meer zu peitschen die Ufer vergißt.
Trunkene Worte fallen schwer aus wiegendem Köcher,
Mystisch verbrämt, der Elemente verschollener Urlaut.

Aber in Fäusten an stählernen Armen sie krallen und schwenken
Schwerter hauende-bloße; Phiolen schillern von Gift.
Aus ihrer Haare verschlungenem Knoten windend sich Nattern,
Züngeln herab in die schwärzlichen Tale, stäubende Pest.

Mancher der Engel auch sank, geprüft von der himmlischen Blende,
Schweifet mit diesen, vor hetzt er durch Äther neblichten Zug . . .
Halleluja in Meng, und schrill Trompeten Choräle,
Wo jah ragt aus Abgrund dess Haupt, ein schwankender Stern.

Aus: AN EUROPA

Japanischer General

Ein Antlitz breit in hellen Tag gekleckst,
Wo zwischen Lotos schaukelnd Barken drehen.
Die Zickzackaugen (. . . eines hochgerückt
Zerwestes Loch . . .) knöcherne Schäume blähen.

Wie von Kartätschen ausgehöhlt.
In Mundes Winkel sammeln Regimenter.
Ein grünes Stroh aus Zähne Steinwerk träuft.
(. . . einst bogen Geishas Schmetterlings metallenen Flügel . . .)
Gewimmer knetend seidenen Raum. „Weh euch!!"
Ein Bansai knurrt.

Ein Firmament — Gedärme Schnüre quer — blühn auf dem Rock die Orden,
So öligblau aus Schulter Abbruch rutscht.
Wie Fächer schlagen gleißend auf die Epauletten.
Aus Kragens Brunnen hüpft der Besenkopf.
Ein Glockenspiel es klirrt das Firmament der Orden.

Japanischer General . . . und Sonne brüht,
Taucht grad hinein gen flatteriges Gekröse.
Jahrtausendalt. Du steife Mumie schmatzt!
Gorillahund. Wüsten herab ein Dach der Stirne bröseln.
Der Falten Labyrinth, und Karstgeklüft!

Japanischer General . . . da schweben die Kolosse
Der Dreadnoughts auf am falben Horizonte.
Dein heilig Jokohama saugt des Erdrunds Wirrnis-Städte.
Solch Antlitz schmiegt sich fest dem blanken Mond.
Und Bansai schwemmt —

Japanischer General . . . Ein wenig glucksend beugst
Du dich, als brüchiger Wald, in des Mikados Hand.
Was schwingen Gongs. Uns kleiner Zelte lohen.
(. . . der grub sich selbst die Bajonette in die Därm . . .)
Bansai!!!

Sterbender Soldat

„Nicht enden wir im Schwalle von Musiken . . ."
Durch Sterbekrämpfe wiegen niemals Chöre.
Vom Pulver aufgefretzt, im Qualm wie Flicken!
Kaum daß sie diesseits euere Trommeln hören,

(. . . O Brüder überm Wald im Abend hinten . . .)
Die aus der Städte Keller zeitlos quillen. —
Hell während sie im Stein und Böschung schwinden:
Laternen rasen. Grüngestrichene Villen.

Der Mund verlechzt zu Kot und Wasser Pfütze
Er formt ein Wortbild neu des Abschieds Kuß.
Schwarz aus der Stirne brennender Erguß —

Es krampft die Faust — Verrat! — die steife Mütze.
Würgt die Kokarde . . . Jetzt der Stiefelfuß
Dreht sich im Abgrund züngelnder rosa Litzen.

Ode an eine Fürstin

. . . in einer Seele meine Welt zu finden, mein Geschlecht in einem freundlichen Bilde zu umarmen . . .
Hölderlin.

In Kurvenschleifen aber schwingst du — Majestät —
Empor durch ausgefranster Sonne gilben Brodem,
Derweil rings Völker toben, Mordgewitter, in dem Grund.
Es schmettern Trommeln hymnisch geilen Tod.

Aus schwarzem Firmament entschimmernd Eilandparadies.
Kränze von Gestirnen dich bestreifen,
Harmonisch klirrend ums gezückte Haupt —
Wiesenflächen breiten dir wie bunte Felle.

Deiner Haare rotgeschürte Fahn
Steht gezüngelt ob des Antlitz Marmorplatz.
Klaffen jäh die Lippen: Purpurwogen.
Dichter schlürfen solcher Augen See.

Reichst dich ihnen als ihr täglich Brot.
Doch der unteren Menschen Monument du:
Aufblick heischend und Gebet; ach
Stets aus Spiegeln derer winkst du, Himmlische.

Jener selbst in Wirrnis, und verdammt Gezücht
(Spülichtkröten) schreit am End der Tage
... Nie gehört ... deinen Namen.
Schreitende Fee im Blaumorgen eines politischen Märchens.

Du aber, Fürstin, bäumst, umzündet von dem Schwall
Sich türmender Geschwüre. Winde donnern.
Beschmiegte Hirtin. Ärmsten welch Geschenk!
Plakat die Stirne. Hah: Gebot zum Aufbruch!

Parole der neuen Zeit. Geträumtes Abbild von Europas Willen.
Welch langausziehend Horn aufwölbt dir Sang.
Schon sprießt es von Armeen aus der Mulde
Des Strahlenleibs. Nationen sich in dir verbünden.

Zu Gottes melodischem Strauß du faltest die höllischen Städte.
Hinschmelzend im Maifluß solchen Lächelns.
Tönend hell beschweift dein Atemwind
Knochenwüstenei daraus bald Gärten treiben.

Aus: VERBRÜDERUNG

An den General

... Verreckend schau ich feistes Antlitz dich.
Wie spaltest du, elendes Wrack, entzwei!
Aus deß Gehirn entsprang uns Stich um Stich
Anschob die Faust purpurene Bastei
Armeen stampftest in ein Höllgrab du.
Wozu?!

Schon finstere Haufen sich zusammendrängen.
Es malmt zu Brei dich heulender Ballast.
Die aber schraubten jubelnd hoch sich, schwängen
Wirr tanzend auf der Dächer Silberglast.
Dein Sturz der Völker Paradiesgeläut.
Antönt es heut.

Das muß enorm von Raum zu Räumen schwillen.
Zersplittert Mauern! Rast! Durchbohre Damm!
Da öffnen donnernd sich des Tags Ventile,
Verschoß in Blitzazur der Nächte Schlamm.
Verfluchte ihr des Todes Lieferanten!
Kasernen stranden.

Die Straßen (Häuserchöre streichen) wallen.
Es zückt die Stadt. O weißlich Sommerfest.
Ein Vogellüster auf und nieder fallen.
Zu Rieselhalm verwandelt Bajonett.
Umarmt von Tieren Menschen ziehen.
Gestreift süß bunter Melodien.

— So will ich gern dir deine Falten glätten.
Ich fühl mich als des Daseins Untergrund.
Der mußte uns in Knochenwirrnis betten.
Zur Fahn entknospet sich mein Lippenmund,
Daraus elektrisch blättert Strahl um Strahl:
Mein General.

An den Tyrannen

Mittelpunkt du rasender Geschwüre!
Deine Poren brachen auf, nun blähen
Geysirs Blut daraus. Gewölbe knallen
Dir zu Häupten. Orkus faucht dich an!

Völker zogen singend dir zu Füßen
(Frauen hakend ein der Väter Arm,
Kindlein flattern an Musiken: Fetzen —),
Völker brausen in die Gruft der Schlacht.

Eiter spritzt zu goldener Hüfte Planken.
Auch Gestrüpp von Därmen wirrt sich drum.
Große heilige schöne buntere Schiffe,
Lächelnde Delphine, Prunkpaläste . . .

Schiffe menschbesät, o morgenfrische
Süßest gleich Geliebten, Schauklerinnen
Schwarzer Meere, rinnende Sternenküsten —
Ach, dein Atem spießt sie jäh zu Grund.

Nicht Gewitter-Trommeln dich Erlauchten rühren,
Finster rollend ob der Leichen Flur,
Nicht daß Weiber, klopfend kaum an Türen . . .
Weichen sie doch, zückst du Messer nur!
Grauser: neu gewelkten Brand zu schüren
Jüngst dein Wort durch die Gemarke fuhr — — —
Explodier o Raum!
Fern der Menschheit Traum!
Ordenspanzerbrust absplittert Dolch und Schwur!!!

Nein! Tyrann! Nicht würgten Barrikaden
Dich zuend, noch Salven Höllenflug.
Pyramiden Liebe auf dein Haupt wir laden.
Schmilz o schmilz vor freiester Güte Bug!
Sänge überspülend in Kaskaden
Monument dich. Auf all Himmel schlug.
Nebel zünden, rings Gewölk zerrann.
Arme breiten Völker dir Tyrann!

DIE SCHLACHT

Bruchstücke aus: Die Schlacht

Verankert wieder am breiten Strom meiner Gedichte . . .
Glücklich ach und wie lange darin verweilend . . .
Aufstieg, in glänzendem Harnisch,
Mit Muskeln wie Viadukte den Arm heruntergespannt.
Robust — (. . . und mir war: als schmetterten ungezählte Tönebündel von Fanfaren jetzt los . . .)
Skeptisch grinsend — — —
Der Genius (wenn man diese Erscheinung so nennen will), der Repräsentant der Dichter der antikischen Länder.

Scheinwerferaugen durchrissen mich — —
Paukender Stimme mir die unsterblichen, die Meisterwerke nennend, sprach er sich also heraus:

„... Was dichtest du da? Was machst du! Mensch, gib Rechenschaft! Eröffne dich! Ist es dir noch nicht klar geworden, Kerl, noch nicht aufgegangen, heh?, daß es nur die eine Möglichkeit, die eine Art gibt zu schreiben; die ist, die war und die sein wird!; nur das eine uns brennend nottut: den Krieg, die Schlacht zu besingen, heftigst Sorge tragend, daß erstklassigste Soldaten ausgebildet werden; zur Gründung einer fabelhaften Armee agitiere man!"

Bravo, rief ich ihm zu, kaum das Ende seiner Predigt erwartend, umarmte ihn fest: den Koloß, das Phänomen, das Phantom, das Gespenst, wenn ihr es so bezeichnen wollt, den Dämon oder auch den Genius ... und alle Überraschung und Furcht waren wie mit einem Mal von mir heruntergestreift ...

Ja, .. nochmals Bravo ... auch ich, du mein grotesker Bruder, besinge den Krieg; in unzählbaren Hymnen variiere ich ihn, ein jeder Satz spricht, merke nur einmal darauf auf, in dessen Gleichnissen: einen zähen allerdings, einen „Schritt für Schritt", einen Grabenkrieg, um mich technisch auszudrücken ... den gewaltigsten, den heiligen, den göttlichen!

In wirresten Verwindungen schweift dessen Kurve: wimmelnde Fluchten: die Lanzen der Verfolger beinahe im Genick, in Rückenmarck hinabschlürfend ... eine brillante Attacke ... ein Infanterieangriff zum Umarmen schön ... melodischeres Salvengebraus der Batterieen ... schwankender Sieg, prekäres Resultat ...

(— vom endgültigen aber, dem Triumph des Guten bin ich überzeugt, Bruder —)

O, und mit welch einer Wucht möchte ich sie besingen, diese Kämpfe auf dem imaginären Schlachtgefild der Gehirnwelt, gegrüßt ihr Bataillen des Geistes! Von meinen besten Marschliedern eskortiert zieht ins Blut! Gewaltige Soldaten! Soldaten des Geistes! Soldaten der guten Idee! Soldaten zur

restlosen Gestaltung dieser! Ihr englischen Durchgliederer des Chaos!

Schlacht, die um Tod und Leben geht, um die Ausbreitung der Liebe, um die endliche Menschwerdung: um Verbrüderung, Haltung; um Geist und Tat: um die Entdeckung geheimster Mechanismen, um eine nie je so schön erträumte Verwirklichung; um die Eroberung des Leibs, um die Nacht der Vergewaltigung; um den Sieg der Menschheit, um Utopia, die Vollendung, um das Paradies. Ich bin da, hier stehe ich, breit und mit Schultern ausgeschleudert ins blendende Licht wie silberne Gebirge . . . Gestirne springen bunt schimmernd um mein Haupt . . . so stehe ich hier, allen sichtbar, auf einer schwebenden Tribüne wogender Völkermassen (mir unerinnerlich, wie ich dort hinaufgestellt ward) . . . und singe, singe, singe sie, die ewige Schlacht, jene neue, jene von mir tiefst erlebte, jene Schwester der anderen . . . singe, singe, singe . . . mein Mund, der Trichter einer fabelhaften Fanfare, spricht es hinaus . . . und vor mir ein wenig schräg unterhalb marschieren sie dahin, immer in den Refrain meines Gesangs mit einfallend: ein unübersehbarer Chor . . . und als die letzten vorbeiwallen, schließe ich mich ihnen an, ein einfacher Soldat, und mein Gesang, er ist längst nicht mehr vonnöten . . . sie kennen es, sie haben es auswendig gelernt mein Lied . . . wie eine Fahne weit über ihnen dahinziehend . . .

Walt Whitman nachgedichtet.

*

Die Schlacht hat begonnen. Tausende müssen fallen im granitenen Wald. Graustäubende Fontänen sprengen Hügel empor. Okerne Wolken peitschend nach den gezackten Böden.

Und die orkangleiche Trompete des Kampfes schwillt, reißend und zerschmetternd: ein jäher Akkord: inmitten eines dumpf sich ausballenden, entknospenden Explosionstones die kreischenden Triller der Granateinschläger, zickzack variiert; nie aussetzend stete Begleitung ferner Maschinengeschütze- und Gewehrtrommeln; energischeres Pauken abgezogener Kanonen;

schwirrend, pfeifend, surrend: (. . . und für alles in dir erschüttertem, durchprasseltem, umgestülptem . . . erweitertem und merkwürdig verengtem, zerquetschtem Menschen zugleich unerforschte Skalen eröffnet . . .) — Lufttorpedos, die Handgranaten, die Minenwerfer. Selbst —: ja, ich habe kaum singende Geräusche der anwogenden Gasmeere wahrnehmen können: unendlich süße, zischelnd, violett streichlerisch. Nicht verkennbar, völlig undifferenziert: gelbes, präzises Geruck der Messer, der hypnotisierende klare Elan aufgepflanzter Bajonette. Unwiderstehlich, wie geschickt von Gott, verfügt in der Autorität allmächtigen Vaters (. . . ha, wie raffiniert wir armen, gezüchtigten Geschöpfe dorthin dressiert wurden: Verjammerte wir und Ausgebeutete, ohne jegliches Zutun, zerrüttete Willen-, Schuldlose wir . . . verruchter Schicksale gesprungene Gefäße — — —) unwiderlegbar, eindeutig (— funktioniere! heißt es —), nicht mißzuverstehen (— und keine Möglichkeit ist je, verflucht und hah wie! ersehnten Utopias wegen verdammt), mechanisch und wie aus einer Maschine herausgerattert: das Schnarren der Kommandos.

Hilf Gott, Allmächtiger hilf. Die Gasmasken vorgeschnallt, höllische Fratzen, von den grünlichen Blitzgloriolen des Mondes zerschienen, . . . duckend . . . unbemerkbar . . . sprungweise . . . Reihe auf Reihe . . . hinter Büschen und Gemäuern, aus Granattrichtern und aus den Erdlöchern heraus, von Gebirgen herab, aus den Flüssen steigend: triefend und zu Eisklumpen gefroren, im Äther, glasigem Vakuum, entstehend . . . aus imaginären Gefilden als aus allen Fugen, diesseitigen und jenseitigen, x-dimensionalen herausgestampft; millionenfache plötzliche mystische Geburten . . . Flammen aus riesenhaften Mäulern vorzüngelnd . . . aus zinnoberen Fleischtellern knallende, stinkichte Mordkugeln schmeißend, infame Verzerrungen der köstlichen Früchte . . . Messer, Messer, Messer . . . Gewehrkolben die Böden entlangschleifend . . . wie auf einer Tragbare vorsichtig heranbewegt, verhüllt wie ein Leichnam, ein Maschinengeschütz . . . welche —: schon brüllend in fabelhaften, wiehernd beklatschten Saltomortaleclous rückgeschleudert . . . da rutscht

die Fratze ab, und du schautest das blasse, glattrasierte (über die Wangen hin von den Gummischnüren ein wenig gestriemte) Studentengesicht . . .

Student, der im Kampf fiel, Student, Führer im Sturmangriff, Leutnant der 4. Kompagnie des . . .ten Infanterieregiments, Student mit höllischer Fratze aufgeschnallt, Student der Philologie, der neuen Sprachen, im fünften Semester, als die Gemetzel losbrachen (wie dein Notizbuch mich aufklärt) . . . Student mit den zufälligen Namen: Jean Pierre Bodais . . . dich apostrophiere ich! Bruder nenne ich dich und umarme dich, weit und unaufhörlich, komm, sprich dich aus, mein Toter. Ja, vertraue dich mir nur, mir dem Bruder-Feind ohne Furcht, rück heraus mit der Sprache, einfach und gut wollen wir mit dir reden. Sag es mir, daß du im Grunde nichts wußtest von dieser Grauenwelt, diesem Halunkendasein: daß du im Grunde fremd bist dieser Hölle da. Aber ach ja, ich kenne es ja bei mir selbst: Paraden, gleißnerisch . . . Musiken, die strahlende Uniform, Kommandos, die Bajonette . . . o wir unseligen Kinder, Geschöpfe der infamen Gewalt. Verwünschte traurige Wesen. Aufgetaute wie aus Märchen. Zu schwach, um sich zu wehren, zur Unfreiheit erzogen. Sklaven. O fänden wir Trost, Helle und ein wenig zephirene Milde. Aber —: o kalte Welt! O kalte Welt! An dich mein Bruder Student will ich denken, dir sei er gewidmet, mein Gesang, „Wider die kalte Welt" betitelt. Dir Gefallenem in der wütenden Sturmschlacht.

Leonhard Frank:

DIE KRIEGSWITWE

Ihr Mann war Versicherungsagent gewesen, war gefallen, gestorben. Kopfschuß.

„Die Kugel hätte ihn auch in die Brust treffen können, ins Herz, in die Lunge. Die Kugel hätte ebensogut ... den Magen meines Mannes zerfetzen oder die Wirbelsäule zersplittern können. Der eine stirbt so, der andere so. Das ist ganz gleich. Tot ist tot ... Oder ein Bajonettstich in seinen Unterleib, daß mein Mann seine Gedärme, die er nie gesehen hatte, noch ein paar Minuten lang hätte betrachten können."

Unwillkürlich legte die Frau schützend die Hand auf ihren hohen Unterleib: das Kind des toten Vaters bewegte sich.

„Versicherungsagent ... Er hätte ebensogut irgend ein Handwerker, Arbeiter, Beamter, Gelehrter, Kaufmann sein können, ganz gleich was, die Kugel hätte ihn doch getroffen ... Sauste auf meinen Mann zu und machte keinen Bogen um ihn herum, machte natürlich keinen Bogen um den armen Versicherungsagenten herum. Die Kugel wählt ja nicht aus. Trifft jeden ... Ich, eine Versicherungsagentenwitwe, könnte ebensogut eine Beamten- oder Arbeiterwitwe sein. Zwischen mir und allen andern gibts keinen Unterschied. Ich bin eben eine Kriegswitwe. Wie alle. Eine Kriegswitwe ... Und wenn meinen Mann eine Granate so zerfetzt und in die Luft gesprengt hätte, daß nicht ein Teilchen seines Körpers mehr zu finden gewesen wäre? Ganz gleichgiltig! Tot ist tot ... Mein Schicksal ist das Schicksal von Millionen Frauen. Einen Unterschied gibts gar nicht zwischen mir und allen andern Frauen ..., zwischen mir und der Nachbarin, die an der Ecke wohnt und seit drei Wochen auch keinen

Mann mehr hat, zwischen mir und den... Ja wieviel Frauen sinds denn? Zwei Millionen vielleicht, die in ihrem Zimmer sitzen und wie ich an ihren toten Mann denken? Zum Fenster hinaussehen und an ihren toten Mann denken, Staub wischen, Kinder warten, Strümpfe stricken, kochen, auf die Arbeit gehen und an ihren toten Mann denken, an ihren toten Mann denken, toten Mann denken. Sich abends ins Bett legen und an ihren toten Mann denken. Zwei Millionen vielleicht? Zwischen all denen und mir gibt es keinen Unterschied... Der Nachbarin ihr Mann ist in einem Lazarett gestorben. Meiner durch Kopfschuß. War sofort tot. Ganz gleichgültig... Kopfschuß! In die Stirn? Vielleicht bei der Nasenwurzel hinein? Oder durchs Auge hinein? Durch sein Auge? Ja aber was geschah mit seinem Auge? Mit seinem lieben Auge. Mit dem Auge meines lieben Mannes... Ist ja ganz gleichgültig; es ist ganz gleichgültig, ob das Auge, die Brust, die Lunge, das Gehirn, der Unterleib zerfetzt wird. Tot ist tot... Millionen Kriegswitwen sitzen wie ich da und stellen sich vor, wie der Mann eigentlich gestorben sein mag. Es ist aber ganz gleich, wie er den Tod fand. Fand? Sucht man denn den Tod?... Und ob er jetzt Schlosser oder Student, Fabrikarbeiter oder Bauer, Versicherungsagent, Gelehrter oder Beamter gewesen wäre, ganz gleich. Das ist ganz gleich... Es geht Millionen Frauen so wie mir. Gott sei Dank."

„Wieso denn Gott sei Dank?"

Sie stand schwerfällig auf; die Hand blieb auf die Tischkante gestützt. „Das lindert." „... Was lindert?" „... Doch, es lindert. Es ist doch ein Unterschied, daß es nicht mir allein, sondern Millionen Frauen so geht. Ein bedeutender Unterschied. Der Unterschied ist sehr groß. Und es lindert. Ich würde es einfach nicht ertragen, wenn es mir allein so ginge. Sich das nur vorzustellen! Könnte ich das denn ertragen? Ich ganz allein! Das wäre unmöglich... Es geht Millionen Frauen so wie mir."

Schon eine Weile hatte sie gedankenversunken in den Spiegel gesehen; jetzt erst bemerkte sie die Miene befriedigter Rach-

gier in ihrem Gesicht. Und sah ganz plötzlich Millionen Frauengesichter, schmerzbehangen.

„Das läßt einen das Unglück leichter ertragen; ertragen... Es geht eben allen so wie mir. Wir müssens ertragen, wir Frauen."

„Und wenn du einen Menschen leiden siehst, so verdopple sich dein eigener Schmerz", heißts glaube ich in der Bibel. Ganz im Gegenteil. Das lindert. Entweder lügt die Bibel oder wir Kriegswitwen lügen. Alles ist auch nicht wahr, was in der Bibel steht. Wir Kriegswitwen lügen nicht. Wer behauptet, daß wir Kriegswitwen lügen! Wir haben unsere Männer dem Vaterlande geopfert. Auf dem Altare des Vaterlandes geopfert. Al...tar des Vater...landes," schmeckte sie mit der Zunge, sah fernhin, versuchte, sich den Altar des Vaterlandes vorzustellen. Das gelang ihr nicht. Immer wieder sah sie den Altar, vor dem sie als Mädchen das Abendmahl genommen hatte, sah Kerzen und das Christusbild. „Aber Altar des Vaterlandes? Gibts denn das überhaupt?"

Da machte ihr Wesen einen blitzschnellen Sprung zurück zu dem Glauben: „Ich habe meinen Mann auf dem Altare des Vaterlandes geopfert..., wie alle andern Kriegswitwen auch."

„Der Altar steht allerdings nicht in einer Kirche, sondern ist ein mit Elektrizität geladener Stacheldrahtzaun, in dem dein Mann hängen geblieben ist," versuchte der Schmerz zu flüstern, „also müßte man eigentlich sagen: Geopfert im Stacheldrahte des Vaterlandes."

Es gelang ihr, den noch ganz undurchlittenen Schmerz um den toten Mann wegzuhalten mit den Worten: „Er starb den Heldentod fürs Vaterland." Stolz glitt mit diesem Worte in ihr armes Herz hinein.

„Die Befriedigung, daß es Millionen Frauen so geht, und das Wort ‚Geopfert auf dem Altare des Vaterlandes' und das Wort ‚Er starb den Heldentod fürs Vaterland' und das Wort ‚Er starb für eine heilige Sache' und das Wort ‚Er starb für den Sieg unserer Waffen' sind Betäubungsmittel gegen den Schmerz um deinen geliebten Mann; aber nicht immer kannst

du Betäubungsmittel nehmen; einmal wirken sie nicht mehr," flüsterte der noch undurchlittene Schmerz, der empfunden sein wollte und so fest in Worte eingepackt war, daß seine Stimme von der Kriegswitwe nicht gehört wurde.

Die Abzementierung des Gefühls, des Schmerzes war undurchdringlich; so undurchdringlich war die einzementierte Wortplatte — von den noch im dunkelsten Geiste alter Jahrhunderte Stehenden einzementiert in das empfängliche, gedankenlos-gläubige Gehirn des Volkes —, daß der noch undurchlittene Schmerz nicht eine Sekunde lang in ihr Herz vordringen konnte.

Der Gesichtsausdruck der Witwe wurde, da Gefühl und Schmerz nicht fließen konnten, von Tag zu Tag steinerner. Die Tränen wurden nicht vom Herzen geschickt; sie liefen von oben weg.

Und der immer steifer werdende Haß gegen den Feind befähigte sie, im Traume gegnerische Soldaten zu vergiften, Brücken zu sprengen: das in blaue Höhe gespannte Eisen-Filigran geht in der Mitte aus den Fugen, senkt sich langsam, und die feindliche Kolonne stürzt, verfilzt in ein Gewirr von Trägern, Pferden, Munitionswagen, Geschützen, hinunter in den mit Treibeis gehenden Strom. Den Soldaten, der sich an das schief in den Himmel ragende Eisenteil anklammerte und schrie, knallte sie mit einem Kinder-Schießgewehrchen herunter.

Ein verspäteter Brief des toten Mannes kam an. Der Schmerz setzte sich in den Brief hinein, wollte mit jedem Worte, das die Frau las, ihr ins Herz springen.

Das war abzementiert.

Er erzählte vom Schützengraben, vom Feuer des Feindes, vom Essen. „Ich rauche jetzt viel, das tut gut", schrieb der tote Mann. „Und wann werde ich dich wiedersehen? Sende mir eine wollene Unterjacke; es ist kalt geworden. Und bleibe mir treu."

Die einzementierte Platte rückte; Schmerz schoß heiß auf. Ganz kurz. Dann saß die Platte wieder fest. Das eine Sekunde

lang ungeheuer verändert gewesene Witwengesicht war wieder steinern.

In ihrem Kopfe war verwirrender Nebel zurückgeblieben, von dem sich vage der Gedanke loslöste: „Zwei solche wollene Unterleibchen müssen doch noch da sein, Trikotleibchen. Da könnte er immer das eine waschen, wenn er das andere anhat . . . Müssen doch noch da sein."

Der Schrank öffnete sich. Das Unterleibchen wurde bei den zwei Ärmelenden gefaßt, untersucht. „Nur den Knopf muß ich annähen."

Der Schmerz hatte sich im Unterleibchen versteckt; sein Sprung ins Witwenherz wurde vom Nebel in ihrem Gehirn verhindert.

Während sie den Knopf annähte, packte sie in Gedanken das Unterleibchen schon ein, trugs zur Post: es rollte an die Front, wurde vom toten Mann ausgepackt, angezogen.

Da verschwand der Nebel. Und ihr ganzes Wesen flüchtete hinein in das Wort: „Ich habe meinen Mann auf dem Altare des Vaterlandes geopfert, für eine heilige Sache . . . , wie alle andern Frauen auch, wie viele Frauen, wie zwei Millionen Frauen . . . Es geht mir nicht allein so."

Sie trug das Leibchen in den Schrank zurück. Da hing eine alte Hose. Bei den Knien war die Hose etwas heller und herausgedrückt, als seien die Knie des Mannes noch in der Hose.

Sie tippte mit dem Zeigefinger gegen das herausgedrückte Hosenknie, in dem der Schmerz saß, lauernd, sprungbereit.

Und flüchtete, den Blick auf die schaukelnde Hose gerichtet, in die kleine Befriedigung hinein: „Die hätte er doch nicht mehr lange tragen können."

Automatisch ging sie fort, um Einkäufe zu machen für den Haushalt. „Lange hätte er die nicht mehr tragen können . . . Wenn er zu den Leuten geht, um sie zu überreden, sich versichern zu lassen, und ist nicht gut angezogen, wer läßt sich da von ihm in die Versicherung aufnehmen . . . , wenn er schlecht angezogen ist. Die Leute sind ja gleich so mißtrauisch."

Sie hatte ein schwarzes Kleid an. Ihr Gesicht war leblos,

weiß, das Auge leblos: nicht starr, nicht ruhig, nicht glänzend; es sah tot aus. Die Witwe sah tot aus. Wie ein Gipsabguß. Mechanisch bewegte sich ihr Körper vorwärts, in den Kolonialwarenladen hinein.

„Aber wenn er abends heim kam, und es waren ihm ein paar Abschlüsse gelungen. Wie schön! Die Prozente! . . . Da sind ein paar ganz Hartnäckige. Gott, wie oft war er schon bei denen! Die sind sehr reich; die Versicherung wäre sehr hoch; und wenn ihm der Abschluß gelingt . . . die Prozente! Wenn er vielleicht jetzt noch einmal hinginge, wer weiß? . . . Er soll doch noch einmal hingehen."

Der alte, nach Petroleum riechende Kolonialwarenhändler bediente die Kriegswitwe mit besonderer und bedeutsamer Zartheit.

Und ihr schoß schmerzhaft schnell die glasharte Tatsache wieder ins Bewußtsein, daß ihr Mann zu den paar Hartnäckigen, die so reich waren, gar nicht mehr gehen konnte, weil er ja nicht mehr lebte.

Ihr Gesichtsausdruck wurde der einer gebeugten Frau, so daß der Kolonialwarenhändler, von ihrer Miene zum stärkeren Bezeugen seines Mitleides aufgefordert, deutlicher zeigte, daß er wohl wisse, was es für eine Frau bedeute, den Mann verloren zu haben. Seine gespannte Bereitwilligkeit, wie er ihre Bestellungen entgegennahm, tat ihr wohl. Mit einem leisen Druck legte er die gefüllte Düte vor sie hin, sah ihr, Oberkörper vorgebeugt, ins Auge.

Und die Hausfrau in ihr versuchte, das Zartgefühl des Kolonialwarenhändlers zu benützen: ob sie den Kaffee noch einmal für den alten Preis bekommen könne.

Da hob er die Schultern: das täte ihm leid.

Sofort verschloß sich ihr Gesicht. Und wie ein Grammophon „Die Wacht am Rhein", spielte ihr wundes Gehirn automatisch: Ich habe meinen Mann auf dem Altare des Vaterlandes geopfert, für die Verteidigung des Vaterlandes, des heimatlichen Herdes hingegeben; er ist auf dem Felde der Ehre gefallen, damit dieser schmutzige Krämer weiter sorglos seinen

Kaffee verkaufen kann, und mir gibt er ihn nicht zum alten Preis.

Der Kolonialwarenhändler hob das Klappbrett des Ladentisches, schlüpfte vor, öffnete höflich die Tür: „Die enormen Einkaufspreise jetzt. Nicht zu sagen". Es täte ihm ja wirklich sehr leid, aber da sei nichts zu machen.

Tief beleidigt und scharfen Haß in den Augen, verließ sie den Laden.

Erst als sie beim Vorbeigehen in einen Schaufensterspiegel sah, bemerkte sie, daß sie etwas gebeugter ging, als ihr momentaner Seelenzustand verlangt hätte. Bewußt brachte sie ihren Gesichtsausdruck in Übereinstimmung mit ihrer Körperhaltung und ging gebeugt und langsam weiter, vorüber an einem spielenden Kinde, das, seinen mit Ahnung gefüllten Blick zu ihr emporgerichtet, im Halbkreise auswich und ihr nachsah.

Daß sie eine Kriegswitwe war, konnte jeder sehen. Auch die Leute im Trambahnwagen fühlten das sofort, machten jedoch die Augen vor dieser nicht angenehmen Tatsache zu; denn da war nichts zu machen. Krieg ist Krieg. Und dabei fallen Männer. Alles Mitleid nützt nichts, Mitleid ist hier Schwäche. Außerdem gehts vielen so.

Die Kriegswitwe stierte wie ein Mensch, der in seinem Blute liegt. Und alle gehen vorüber. Sie steckten die Gesichter in die noch feuchten Zeitungen, lasen die neueste Siegesnachricht: Wieviel Feinde gefangen, wieviel gefallen waren, freuten sich und nahmen sich konzentriert vor: Mich solls nicht packen... Aber denen werden wirs zeigen.

„Siebentausend", las einer für alle Ohren und sah die Kriegswitwe an. „Siebentausend Gefangene! Ungeheuer blutige Verluste! Berge von feindlichen Leichen!"

Gesichter glänzten. Freudenworte sprangen durch den ratternden Wagen. Hände flatterten.

Die bisher tot und blau gewesenen Augen der Kriegswitwe waren schwarz geworden vor befriedigter Rachgier. „Was steht da? Berge von feindlichen Leichen? Berge?"

„Ja. Und natürlich außerdem noch ungeheuere blutige Verluste. Und siebentausend Gefangene."

Der noch immer nicht durchlittene Schmerz um den toten Mann verkroch sich ganz tief. Wie auf einer schmalen Brücke schritt die Kriegswitwe auf dem befriedigten Hasse, als dem einzigen, das sie noch mit dem Leben verband, aus dem Wagen hinaus, die Mundwinkel in die Wangen zurückgezogen, daß die Lippen verschwunden waren und ihr mit Rachgier gefülltes Gesicht voller erschien.

Die Zeit ging hin. Mit Hilfe des Glaubens, daß ihr Mann für eine heilige Sache, für den endlichen Sieg gestorben sei, auf dem Felde der Ehre, und mit der lindernden Tatsache, daß es Millionen Frauen so ging wie ihr, hielt sie den Schmerz auch noch während der nächsten Wochen von sich weg.

Gläubiger schickten Rechnungen, dann Mahnungen, dann Drohbriefe, in denen noch der Satz stand: die Zeiten seien schlecht, jetzt brauche jeder sein Geld; dann kurze Mitteilungen, in denen die Pfändung unverschleiert angekündigt wurde.

Das hatte die Kriegswitwe, deren Mann doch auf dem Felde der Ehre gefallen war, nicht für möglich gehalten. Diese Rücksichtslosigkeit und Ungerechtigkeit übertraf alles, was ihr bisher widerfahren war, übertraf, wenn sie genau überlegte, sogar die Ungerechtigkeit, daß ihr Mann, gerade ihr Mann, der arme Versicherungsagent, der doch weiß der liebe Gott schon vor dem Kriege in Not und Krieg gestanden war, in den Krieg hatte ziehen und fallen müssen.

Monatelang trug sie noch das Gefühl und das gepeinigte Gesicht eines Menschen herum, der vollkommen unschuldig und doch vom Gericht verurteilt worden war, bis sie, täglich und durch verschiedenerlei Erlebnisse immer wieder daraufgestoßen, einsehen mußte, daß das Leben keine Rücksicht auf ihr Schicksal nahm, das ja schließlich das Schicksal von Millionen Kriegswitwen war, sondern offenbar kraß weiterschritt, ganz unverändert, was die Geld- und Selbstsucht anlangte.

Dieser bitteren Erkenntnis setzte sie anfangs soviel Härte

und dunkle Wut entgegen, wie in einem Menschenkörper Platz hat.

Aber das Leben war noch härter und mürbte täglich und mit mörderischer Monotonie weiter, bis die Witwe dieser aussichtslosen Wut müde wurde.

Der noch undurchlittene Schmerz hatte Zeit, konnte warten, bis die Schutzwehren — der Altar des Vaterlandes, das Feld der Ehre und die lindernde Tatsache, dass es zwei Millionen Frauen so erging — ins Nichts zurückstürzten und das Herz der Kriegswitwe bloßgelegt war für den Sprung des Schmerzes, hinein ins Witwenherz.

Und was dem Tage nicht ganz gelang, vollbrachten die Träume. Dem Tage, da ein Bekannter es sich wohl sein ließ bei der Bemerkung: „Liebe Frau, die Zeit lindert jedes Leid", folgte die Traumnacht, in der der Schmerz erstaunlich deutlich erklärte: „Aber den noch undurchlittenen Schmerz kann die Zeit nicht lindern. Erst muß der wahnsinnig singende, mörderische Schmerz empfunden worden sein, ehe die Zeit ihn lindern kann . . . Kann Liebe vergehen, bevor sie da war und empfunden worden ist?"

In derselben Nacht träumte die Witwe: der Mann kommt zu spät nach Hause. Sie liegt schon lange im Bett. Sie ist böse, schimpft: „Wo bleibst du denn!" „Je, je, ich kann mich doch auch einmal ein bißchen unterhalten." „So! Und ich?"

Er zieht sich aus (jede seiner Bewegungen ist ihr genau bekannt), legt sich neben sie ins Ehebett. Sie beobachtet alles durch die Wimpern, hört seinen Erleichterungsseufzer und wartet auf des Mannes verlangende Hand, hüstelt, um ihm die Annäherung zu erleichtern, bewegt den Körper, lockt, bis der Mann zu ihr schlüpft. Alles könnte schön sein, wenn sie nicht plötzlich merkte, daß nicht ihr Mann, sondern ein Fremder sie umfangen will.

„Es erfährts ja niemand", sagt der Fremde. Und sie denkt: das ist wahr, es erfährts ja niemand. Ist bereit. Und alles wäre in Ordnung, wenn nicht im Nebenzimmer ein Mensch herumginge, der jeden Moment ins Schlafzimmer kommen

konnte. Dieser Mensch ist der Schmerz um den toten Mann, hat eine feldgraue Uniform an, das Gewehr quer über dem Rücken.

Jetzt steht er unterm Türrahmen, ist aber nicht mehr der Schmerz in Uniform, sondern der Fremde, während bei ihr im Bett der Schmerz liegt, der zugleich ihr Mann ist.

Sie will ihren Mann zu sich nehmen und kann nicht, weil der im Türrahmen stehende Fremde nicht wegsieht. Und wie der Fremde endlich geht, die Tür hinter sich zuschlägt und die Treppe hinunterpoltert, kann der Mann seine Uniform nicht ausziehen. Und immer ist das Gewehr zwischen ihm und der Frau.

„Das Gewehr könnte losgehen", sagt sie, „nimm das Gewehr weg." Sie will ihm helfen.

Und erwacht. Ruft nach ihrem Manne, horcht. Und tastet das Ehebett ab. „So eine Gemeinheit! Jetzt ist er noch nicht heimgekommen." Sie schimpft: „Dieser Lump!"

Der Mann lacht: „Schon seit zwei Stunden liege ich neben dir und du hast es nicht bemerkt."

Sie ist froh, lacht auch. Er zieht sich aus, kommt zu ihr. Und wieder liegt das Gewehr, in dessen Rohrlauf ein Blumenstrauß steckt, hindernd zwischen ihnen. „Nimms doch weg ... Warte, ich drehe das Licht an."

Die Hand am Schalter, erwacht sie diesmal wirklich, dreht das Licht an, sucht neben sich im leeren Bett. „Der gemeine Kerl ist noch nicht da."

Jetzt erst ergreift eine dunkle Faust das Herz. Und wie sie dem Schmerze entfliehen will auf den Worten: „Er ist den Heldentod gestorben", preßt die Faust das Herz zusammen.

„Wie allen andern Frauen auch, geht es mir", will sie flüstern. Und ihre Lippen formen diese Buchstaben nicht. Die Begriffe ‚Altar des Vaterlandes, Heldentod, Feld der Ehre' zerflattern, sinken ins Nichts zurück vor der entsetzlichen Tatsache, dass der Mann niemals mehr zu ihr kommen kann.

Und wie ein Mensch, der ein auf seiner Handfläche liegendes Brettchen unter die Bohrmaschine hält, schmerzlos das

monotone Wühlen des Bohrers fühlt, empfand sie, starren Auges, noch schmerzlos, das rapide, unabänderlich näherkommende Bohren, bis plötzlich der Schmerz das letzte Hindernis durchstoßen hatte und, wie der Bohrer in die Handfläche, hineinsauste ins Herz der noch schlaftrunkenen Kriegswitwe.

Sekündlich und mit der ganzen Kraft ihres Wesens versuchte sie, die Begriffe ‚Heilige Sache, Altar, Feld der Ehre, Heldentod' als Betäubungsmittel dem Schmerze wieder entgegenzustemmen.

Es gelang ihr nicht mehr, diese Begriffe wie bisher mit Glauben an sie, mit falscher Empfindung, mit irgendeiner Bedeutung zu füllen. Da löste sich auch der Haß gegen den Feind in nichts auf.

Und der Schmerz um den toten Mann war, in den Zeitraum weniger Sekunden zusammengepreßt, ganz plötzlich so unmenschlich furchtbar, daß die Witwe, wollte sie nicht im Augenblick Besinnung und Verstand einbüßen, mit einem gewaltigen, innerlichen Sprunge von ihrem Leben der Lüge, Gedankenlosigkeit und Selbstsucht heraus ins höhere Menschentum hineinspringen mußte. Sie hatte das tief entsetzliche Gefühl, die Kraft ihres Wesens reiche nicht aus zum Sprunge, umklammerte, aufrecht im Bette sitzend, mit beiden Händen den Hals, den Wahnsinnsschrei abzuwürgen, der gurgelnd hervorquirlte. Flog aus dem Bett in den Rock hinein. Und raste, halb angekleidet, durch die Straßen.

Gegen Abend traf sie im Laden des Kolonialwarenhändlers mit der an der Ecke wohnenden jungen Arbeiterwitwe zusammen, deren Mann im Lazarett verendet war.

Die war in den wenigen Monaten eine alte Frau geworden; ihre Augen, durch das Weinen um die Hälfte verkleinert und blutrot geworden, glichen nicht mehr Menschenaugen, sondern furchtbaren Wunden, die sich tief in die Höhlen hineingefressen hatten. Gegen ihre Frauenliebe waren die Begriffe ‚Heilige Sache, Haß gegen den Feind, Heldentod, Sieg' auch im Anfange nicht aufgekommen; sie hatte sich nicht eine

Sekunde lang mit ihnen trösten können. Und daß nicht ihr Mann allein, sondern die Männer von Millionen Frauen zerstampft worden waren, hatte ihre eigene Katastrophe ins Ungeheure gesteigert, über die Grenze des Erträglichen hinausgestellt. Millionen Frauen und Mütter waren im Leide versunken. Millionen Männer und Söhne waren erschlagen. Ihr Mann war erschlagen. Ihre Welt war erschlagen. Sie war erschlagen. Lebte nicht mehr. Sie hatte den tödlichen Schmerz gleich einbrechen lassen ins offene, trostlose Herz, und war im Laufe der Monate von ihm ausgehöhlt, ausgebrannt, aufgefressen worden.

Sie war vollkommen apathisch. Sie konnte noch nicht wieder leben. Weicher, menschlicher, weniger egoistisch als die Agentenwitwe, hinter der die Millionen Gleichgearteten standen, hatte sie den letzten Rest ihrer Kraft vom Schmerze fressen lassen müssen, so daß Kraft zum Lieben und Kraft zum Hassen nicht übrig geblieben war.

Ihrem tödlichen Schicksale unterstellt, lehnte sie zermürbt und verbraucht am Ladentisch.

Und als der Kolonialwarenhändler den Tagesbericht vorlas: „Unsere todesmutigen Helden verteidigten mit bewunderungswürdiger Tapferkeit ... jeden Handbreit Boden", bat sie mit dünner Stimme, er möge ihr doch die drei Düten zusammen in eine Düte geben, so sei's leichter zu tragen.

„Handbreit Boden! Handbreit!" schrie die Agentenwitwe und erblickte, von Wut und Abscheu in die Vision hochgerissen, ein nur handgroßes Stück Erde, auf dem sich eine ungeheure Pyramide von hunderttausend zerfetzten Siegern und Besiegten erhob.

Der alte Kolonialwarenhändler erschrak, als seinem beifallslüsternen Patriotenblick ein von Mordwut verzerrtes, wildes Frauenantlitz entgegengestellt wurde. Instinktiv flüchtete er in das Wort hinein: „Sie sterben den Heldentod, auf dem Felde der Ehre."

Und die Kriegswitwe spritzte ihm ihren Haß ins verblüffte Gesicht.

„Ja, Feld der Ehre! Ihr habt meinen Mann erschlagen. Mein Mann ist tot. Tot!"

„Aber Frau! Und die Heimaterde, die muß doch schießlich verteidigt werden. Unsere heiligsten Güter stehen auf dem Spiele."

Die Gedankenfetzen: Güter, heilig... Güterschuppen steht auf dem Spiele, Heimat... Börsenspiel mit Heimaterde, passierten das Witwengehirn. Sie schleuderte die gefüllte Düte zurück. „A was! Heiligste Güter! Mein Mann war mein heiligstes Gut. Er lebte, hatte Augen, verstehen Sie — Augen! Hatte Arme, die er um mich herumlegen konnte, und hatte... hatte, hatte, hatte — war mein Mann. Ja, glotzen Sie mich nur an, ist mir gleichgültig. Was sind denn eigentlich die heiligsten Güter? Wo denn? Ich hab sie nicht. Ich habe keine. Heiligste Güter. Heilig! Nichts als Lüge und Schwindel. Schwindel! Ah ... ihr Hunde!"

„Aber Frau! Sie machen sich ja unglücklich, werden eingesperrt, Sie werden eingesperrt, das prophezeie ich Ihnen, wenn Sie so über ... unsere heiligsten Güter sprechen."

„Ich, eingesperrt?"

Unvermittelt fühlte der Kaufmann die Macht der Kriegswitwe, legte einen geradeliegenden Notizblock gerade.

Alter Schmerz hatte der anderen Kriegswitwe die Brauen hochgezogen, daß die Stirn nur noch aus drei dicken Querfalten bestand. Aus ihren Wunden liefen zwei Tränen heraus, glitten schnell in die Wangenlöcher, in den offenen Mund hinein. Ob sie noch etwas Malzkaffee dazu bekommen könne. Ihre langsame Hand schob das Geldstück hin.

„Wieviel Kaffeemalz? Ah so, es gibt keinen mehr."

„Einsperren? Das wollen wir sehen, ob die mich auch noch einsperren."

„Liebe Frau, hier dürfen Sie nicht so reden, hier bei mir... Sie müssen sich trösten, müssen sich trösten. Da hilft alles nichts. Vielen geht es so wie Ihnen. Ja, es geht Millionen so."

‚Millionen', hörte die andere Kriegswitwe, und eine letzte, schwache Gefühlswelle durchzitterte sie und versandete. „Dann

halt adieu, wenn Sie keinen Malzkaffee haben." Das Tränenwasser lief in den gewohnten Bahnen herunter, schaukelte am Kinn. Und in ihrem Auge erschien ein die Agentenwitwe suchender Blick, der vom tiefsten mystischen Urgrund der Liebe aufgestiegen und so schwach war, daß er, noch bevor er die Agentenwitwe erreichen konnte, wieder zurückfiel. Die mit den drei kleinen Düten gefüllte große Düte in die konkave Brust hineingepreßt, ging sie langsam hinaus.

„Was gehen mich die andern an. Und wenn es zehn Millionen so geht. Das gibt mir meinen Mann nicht zurück." Der Schmerz hockte und hüpfte im zuckenden Gesicht. „Mein Mann ist fort, tot, weg, kommt nie mehr, nie mehr. Verstehen Sie: nie mehr!"

„Ist ja wahr, aber warum sagen Sie denn mir das alles? Habe ich den Krieg gemacht? Warum sagen Sie mir das alles?"

„Warum?" fragte sie in ungeheuerem Erstaunen. „Warum kommen Sie mir mit Ihrem Felde der Ehre, mit Ihrem Heldentod, mit Ihren Heiligsten Gütern daher? Sie ... stehen da und verkaufen Ihr Zeug."

„Wir werden siegen", sagte der Mann einfach. „Dann ist der Krieg aus."

Als hätte er ihr eine weißglühende Eisenstange wie eine Längsachse in den Körper gestoßen, bei der Schädeldecke hinein und beim Unterleib heraus, drehte sie sich einmal blitzschnell um sich selbst, herumgeschleudert vom höllischen Schmerze, der ihr Herz gesprengt hatte mit der Vorstellung: der Krieg ist aus, alle Menschen freuen sich grenzenlos ..., und mein Mann ist tot, kommt nicht zurück. Kommt nie mehr! „Und was wird dann mit mir? He? Sie! He, was wird dann mit mir? He! He!"

„Sagen Sie mal, bin ich denn schuld daran? Sie tun ja gerade, wie wenn ich ... Was kann ich dafür."

In einem Blitze der Intuition, vom Hasse grellweiß erleuchtet, erkannte sie: „Ja, du bist schuld, du, du ... ihr Hunde! Ihr alle seid schuld daran. Alle!"

Da konnte der Kaufmann nur die Schultern heben, wie er tat, wenn er eine Ware nicht billiger abgeben wollte.

Und als sie schon hinausgerast war auf die verkehrsreiche Straße, sprach er noch: „Sie werden todsicher eingesperrt. Sie sperrt man ja glatt ein". Sah die Banknote liegen. „Und ihr Geld vergißt sie auch noch. Die scheint endgültig närrisch zu sein... Was wünschen Sie?"

Die Kundin wünschte Petroleum, stellte die Kanne auf den Ladentisch.

„Na, jetzt das ist mir aber eine", begann er und erzählte der neuen Kundin die ganze Sache. „...Was sagen Sie dazu?"

„Recht hat sie", erklärte die Frau mürrisch. „Was haben denn wir davon, wenn die Land erobern. Wir haben nichts davon."

„Ist Ihr Mann auch im Krieg?"

„Schon tot ist er, wenn Sie's wissen wollen."

„Er starb für unsere gerechte Sache, Frau, müssen Sie sich halt sagen."

„Ja Sache", sagte die Frau, dumpf wie ein Hund, der verhalten knurrt. Dann sagte sie noch, was sie jedem sagte: „Sie haben seinen Kopf nicht gefunden. Nur das Andere. Die Erkennungsmarke war weg; deshalb wollten sie mir erst keine Unterstützung geben."

„Aber jetzt bekommen Sie doch, wie?"

„Meine zwei Söhne sind auch schon verreckt. Im Westen."

„Jetzt bekommen Sie doch?"

„Ich pfeif drauf. Verdiene mir selbst mein Geld. Will nichts haben von diesen..."

Der vorsichtige Kolonialwarenhändler schnitt das Gespräch ab; denn neue Kunden waren eingetreten. „Nun, was sollst du holen?"

Das Kind streckte sich, legte das in Papier eingewickelte Geld auf den Ladentisch. Ein weißes Hündchen beschnupperte das Petroleumfaß.

„Da vorne ist ein Menschenauflauf; eine Frau schreit; die schimpft nicht schlecht... Was will der Schutzmann machen:

— es ist eine Kriegswitwe", erzählte ein grauer Alter, der Zigarren verlangte.

„So, schreit sie? Die wird natürlich eingelocht ..., wenn sie solche Sachen daherredet."

„No, so ohne weiteres kann man eine, die ihren Mann im Kriege verloren hat, auch nicht einsperren ... Wenn sie doch ihren Mann verloren hat. Das ist keine Kleinigkeit."

„Aber das Vaterland ist doch schließlich auch keine Kleinigkeit. Und ... unsere Kultur, was?"

Während der Alte seine Zigarre anzündete: „Schon recht, gewiß ... Vaterland ... gewiß ..., aber wenn eine ihren Mann ..."

„Na ja, da haben Sie auch wieder recht."

„... verloren hat, kann sie schon rabiat werden. Das ist zu verstehen ... Es ist ein Riesenmenschenauflauf. Die Frauen schreien ... Gerade als ob sie am Kreuz hingen, als ob jede an einem Kreuz hinge ... Ich bin weggegangen. Will nichts zu tun haben mit so was. Bin ein alter Mann." Übrigens habe er sich schon lange gewundert, daß bis jetzt nicht mehr Kriegswitwen ...

„Ja, es ist schon am besten, man kümmert sich nicht darum."

Auch manche von den Männern, die um die schreiende Kriegswitwe herumstanden, dachten das. Die Frauen dachten das nicht; es waren viele Kriegswitwen darunter und Mütter, die ihre Söhne verloren hatten, und Mütter, die noch bangten, sie zu verlieren.

Der Schutzmann sagte: „Schreien Sie jetzt nicht mehr."

Die Agentenwitwe schrie: „Ich schreie."

Ein Bürger dachte: man kann's ihr nicht verdenken. Und ging nach Hause.

Die Trambahnwagen konnten nicht weiterfahren. Droschkenkutscher standen auf den Böcken, Fahrgäste streckten die Oberkörper, schief wie gotische Gestalten, aus den Wagenfenstern heraus. Die Menge vergrößerte sich rapid. Auch die Seitengassen, die zum Platze führten, waren schon schwarz von Menschen.

Der Schutzmann faßte die Kriegswitwe am Arme: „Gehen Sie jetzt heim."

„Loslassen! Loslassen!"

„Heim? Habe ich denn ein Heim?" Ihr Lachen war Tiergebrüll, riß Hohngelächter aus tausend Frauenmündern heraus. Sie hatte sich mit einem kurzen Ruck losgemacht von der Schutzmannsfaust.

Ein Frauengesicht, höhnisch und gefährlich, schoß dem Schutzmann vor die Augen: „Gehen Sie einmal nach Hause in ein Heim, in dem niemand mehr ist."

„Auseinander jetzt!" rief der Schutzmann. „Macht euch nicht unglücklich."

Das war für alle Kriegswitwen zum Lachen.

„Bin schon unglücklich. Mehr kann ichs nicht werden," schrie die Agentenwitwe, immer mit dem gleichen Tiergebrüll.

Dieselbe Gefühlswelle bewegte gleichzeitig alle Witwenleiber. Und alle Münder schrien dem Schutzmann und einander zu: „Wir sind schon unglücklich. Unglücklich!" Die Macht der Frauen war sehr groß.

Der Schutzmann sah plötzlich wie ein hilfloses Kind aus.

Da krachte ein Schuß.

Menschenohren horchten, daß es nachtstill wurde. Dann stieg der tausendfache, wilde und ganz wortlose Schrei. Das klang in der Ferne wie Kirchengesang.

Johlen. Gebrülle. Die Menge war ein einziger, langsam bewegter Riesenkörper geworden. Der Schuß hatte die Gemüter von Zwang und Ordnung entbunden und in anarchische Freiheit hineingestellt.

Der Schutzmann drückte sich, seitwärts gedreht, durch die drohend enge Menschengasse durch und verschwand.

Jetzt erst bemerkten die Nächststehenden, daß nicht ein Schuß gefallen, sondern ein Automobilschlauch geplatzt war.

Die Agentenwitwe machte mit den Händen ganz kleine gebundene Bewegungen, die mit den Zuckungen ihres Gesichtes korrespondierten; haßatmend bemühte sie sich, den andern zu erklären, wie qualvoll es sei, wenn ihr ein alter Anzug, ein

Trikotleibchen, eine gebrauchte Hose des toten Mannes vor die Augen komme. „Ich sehe den Stuhl an, auf dem sonst mein Mann gesessen war, sehe den Stuhl an ... Und auch wenn ich unsern Sekretär ansehe, vor dem oft mein Mann gestanden war, ist das gar kein Sekretär mehr ...“

Alle sahen in der Zimmerecke den lackierten Muschel-Sekretär stehen, der die unabänderlich sich gleich bleibende Einsamkeit war und jede aufkeimende Hoffnung erschlug. Qualvolle Hilflosigkeit strich lautlos über die Menschengesichter und erzeugte bei allen den toten Blick.

Da geschah es, daß ein Mann in den Kreis der Hassenden trat und die Agentenwitwe ansah mit einem Blick, in dem die große Liebe stand. „Wir helfen einander. Wir müssen nur gut zueinander sein. Wir lieben uns. Wir können einander helfen.“

Alle Hassenden fühlten sich eine Sekunde lang von der großen Liebe berührt. Alle sahen dem Manne nach.

Mit ein paar schnellen Schritten erreichte er einen leeren Lastwagen, kletterte hinauf. Und streckte die Hand vor.

Köpfe hoben und drehten sich: das Gesicht der Menge leuchtete weiß auf.

Der Fuhrmann, der nicht weiterfahren konnte, drehte den Oberkörper nach rückwärts, dem Manne zu. Erfreut über die Ruhepause, scharrten die Pferde. Das dunkelbraune Tönen einer Kirchenglocke endete, hinterließ Stille auf dem menschengefüllten Platze.

Der Mann, vom Leide scharf gezeichnet, griff gleich auf den Grund der Sehnsucht und rief: „Wir wollen Friede machen. Wir! Wir! Friede!“

Sofort veränderten, öffneten sich die Menschengesichter; eine Wolke heißen Gefühles ballte sich zusammen und platzte: Das Wort ‚Friede‘ donnerte hoch, umdonnerte minutenlang den Redner, der bebte und sich unter tiefer Qual den Entschluß abrang, in die plötzlich entstandene, offene, fruchtbare Stille die kalte Wahrheit hineinzustoßen:

„Aber wir können nicht helfen, Friede zu machen, solange wir nicht wissen und zugeben, daß wir selbst den Krieg mit-

verschuldet haben. Nur wer die Menschen liebt, kann ihnen den Frieden bringen."

Die Gesichter verschlossen sich; eine leere Fläche entstand zwischen der Menge und dem Redner.

Der sagte: „Schon vor dem Kriege war die Liebe tot. Wir trugen die Leiche der Liebe in uns. Wir waren Leichen der Liebe! Gedankenlose, meinungslose Maschinen! Deshalb hat jeder Einzelne von uns den Krieg mitverschuldet".

„Krieg mitverschuldet? Wir haben den Krieg nicht gewollt. Das Volk nicht!... Wir nicht!" Eine Welle des Zornes bewegte die Menge.

„Laßt euch das sagen. Das müßt ihr euch sagen lassen. Wir müssen erst umkehren zur Wahrheit: Friede kann nie sein, wenn wir nicht einsehen, daß auch wir den Krieg mitverschuldet haben."

„Was sagt der? Was?" Die Agentenwitwe war vor Empörung und Staunen gelähmt.

„Wir hatten das Gute — die Liebe — vergessen. Wir hatten uns gar nicht überlegt, was gut ist. Wir haben überhaupt nichts überlegt, überhaupt nicht gedacht und Zeit unseres Lebens das Böse wachsen lassen, bis es uns zur Gewohnheit geworden war, und wir mit entsetzlicher Selbstverständlichkeit glaubten, daß das Böse — Egoismus, Gewalt, Macht, Erfolg, Geld und Autorität — das Erstrebenswerteste im menschlichen Dasein sei. Und dieses höllische europäische Sechsgestirn, das zur Selbstverständlichkeit gewordene kalte, mörderische Prinzip jeden Europäers, den Mitmenschen übervorteilen zu wollen, mußte die Menschen dazu führen, daß sie am Ende einander erschlagen. Dann wird von Ehre, Heldenmut, Heldentod, von einem Felde der Ehre gesprochen."

Da flog die Agentenwitwe durch die vor ihren geballten Händen entstehende Menschengasse durch bis zum Wagen. Ihre Wut, in der der Schmerz tobte, hatte sich gegen den ersten gedreht, der anderer Meinung war als sie. „Krieg mitverschuldet? Wir? Mein Mann? Mein Mann wollte nur leben. Du Hund! Du elender Hund!" schrie sie fassungslos. Kletterte

hinauf. Wurde heruntergezogen. Kletterte wieder halb hinauf. Erleben, das keinen Widerstand mehr fand, durchströmte sie.

Noch bevor sie vom Wagen wieder losgerissen werden konnte, beugte sich der Redner herab und berührte mit seiner Hand sanft ihren zerrauften Scheitel.

„Red du nicht weiter", drohte ein Arbeiter.

Johlende, halbwüchsige Burschen, zum Kriege noch nicht tauglich, klebten auf den Mauervorsprüngen.

Ein Trambahnführer, der weiterfahren wollte, sprang von seinem zwischen Menschen eingekeilten Wagen herunter, drängte sich vor. Und verstummte, als der Redner wieder begann:

„Wie ich, habt auch ihr rücksichtslos nach nichts anderem gestrebt, als so viel Erfolg wie nur möglich zu haben, unbekümmert, ob dadurch ein Mitmensch ins Leid und in das Elend sank. Wie ich, habt auch ihr die erfolgreichsten Gewalttätigen, die am meisten Macht, Besitz und Autorität auf sich vereinigen, als Autoritäten anerkannt und bewundert. Wir alle waren stolz, wenn unsere schlecht beratenen Kinder patriotische Kampf- und Mordlieder sangen. Und als die mächtigen Autoritäten die Truppen marschieren ließen, jubelten wir und waren begeistert. Wir jubelten, als die ersten Siegesnachrichten einliefen. Wir jubelten. Jubelten! Und kümmerten uns nicht darum, daß beim Erstürmen einer Festung fünfzigtausend Menschen zerrissen werden. Zerrissen werden mußten, damit durch diesen ungeheuer verbrecherischen maschinellen Gewaltakt die Erfolgreichsten noch mehr Macht, die Besitzenden noch mehr Besitz bekommen können. Wir kümmerten uns nicht darum, weil wir selbst nichts anderes als das Verlangen nach Erfolg, Besitz und Macht in uns trugen. Und dieses Verlangen logen wir um in Patriotismus. Wir müssen den Frieden bringen. Wir haben den Krieg mitverschuldet. Wir sind Mörder. Wir müssen uns entsündigen."

Gefährliches Murren wuchs an, verdichtete sich zu einzelnen Zornrufen, die sich schnell aneinanderreihten, bis zuletzt ein einziger, langer Schrei, so dick wie der Platz, zum Himmel stieg.

Aus einem Fenster im Stock beugte sich weit ein Männeroberkörper heraus, verlängert durch geschüttelte Fäuste. Die gebrüllten Worte gingen unter. Alle Fenster, rund um den Platz, waren schwarz von Menschen.

Den Tumult durchstach die sich überschlagende Stimme der Agentenwitwe: ihr Mann sei kein Mörder gewesen. „Kein Mörder! Mein Mann nicht! Kein Mörder!" Ihr Wort „Mörder" tanzte messerscharf und hoch über das zusammengeballte Brüllen der Menge hin. Sie raste, streckte ihre mordbereit gespreizten Würgfinger zum Redner hoch.

Der trug in den Gesichtszügen die Kühnheit eines Menschen, der infolge übergroßen persönlichen Leides persönliche Gefahr nicht mehr fürchtet und persönliches Leid nicht mehr kennt.

Jetzt erst erkannten viele von den Zuhörern in ihm den alten Hotelkellner, der, nachdem sein bis zum Universitätsstudium in blinder Vaterliebe aufgewachsener Sohn gefallen war, von allem äußerlichen Streben weg den Sprung getan hatte in die große Liebe, die nicht nur das eigene Kind und die Bewohner des Heimatlandes, sondern jeden Menschen dieser Erde einbezieht: den Edelsten der Nation und irgendeinen Elenden, der, verlassen von allen Mitmenschen, in irgendeinem Zuchthause der Erde langsam dem Tode entgegenstirbt.

Seit seinem Einzuge in die große Liebe trug er nur noch den einen Wunsch durch seine Tage und durch die Städte, bei jeder Gelegenheit zu sagen, daß er, selbst in seinen Träumen, keinen Unterschied mehr kannte zwischen englischen, französischen, russischen Menschen, Negern und den deutschen Soldaten, zwischen Menschen, die, zu Tode getroffen, hintüber oder aufs Gesicht stürzen.

Ein junger Mensch, fanatisiert und bleich, klärte erregt die Nächststehenden über den Kellner auf. Das sei ein Mensch, der's gut meine.

„Ja, gut meine! Krieg mitverschuldet! Mein Mann Krieg mitverschuldet," schrie die Agentenwitwe haßerfüllt zurück.

„Ruhe jetzt!... Ruhe!" Das Wort wurde von dieser Gruppe

weitergegeben, lief in Diagonalen kreuz und quer. Und erzeugte schnell erwartungsvolle Stille für den Sprecher.

Seine fließende Seele gab ihm die Worte auf die Lippen: „Die Menschen werden ihre lebenslängliche zähe Gier nach Besitz, die unwürdige, an der Menschheit sich versündigende Anhäufung von Besitz, weswegen sie heute einander erschlagen müssen, als unerträgliche, nutzlose Last, als Gefängnismauern empfinden, durch die sie vom Leben und Erleben abgeschlossen sind, wenn sie sich wieder darauf besinnen, daß die Herrlichkeit des Seins uns nur dann offenbar werden kann, wenn wir aufhören, die großen Nichtigkeiten in den Mittelpunkt des Lebens zu stellen, wenn wir keine entseelten, gewohnheitsmäßig funktionierenden Besitzanhäufungs-Automaten mehr sind, sondern Wesen mit dem göttlichen Wissen, daß jeder Mensch unser Bruder ist, daß alle Menschen dieser Erde Träger der einen ewigen Seele sind, und daß das Wort: ‚In dem Augenblicke, da du dir vornimmst, einem Menschen zu schaden, hast du schon dir selbst geschadet,' unumstößliches, göttliches Gesetz ist. Nur der Mensch, der sich zu seiner Seele bekennt, die ihm verbietet, dem Bruder zu schaden, vermag das kleinste Ding intensiv zu erleben, ist reich, steht ununterbrochen im glühenden Fluß der Gefühle. Wir sind ganz verarmt... Das Verlangen nach Besitz und die Anhäufung von Besitz haben dem Europäer den Blick verstellt für das Wunder; er sieht nicht mehr, daß es fliegende Vögel gibt, sieht nicht mehr, daß die Orange gelb ist, daß ein Grasbüschel, ein Kieselstein, eine blauschimmernde Regenpfütze mächtige, inhaltsvolle Ereignisse und Wunder sind ... Die Gewohnheit ist das größte Laster des Europäers. Die Gewohnheit hat den Weg geebnet für alle Furchtbarkeiten, die sich jetzt zu diesem Kriege zusammengeballt haben. Die Gewohnheit hat den Europäer arm, blind und seine Sinne empfindungslos gemacht für die milliardenfältige Herrlichkeit des Seins. Der Europäer lebt nicht. Er hat vergessen und sieht nicht mehr, daß der Mensch gut ist, daß alle grünen Wasser schön sind, deshalb muß er sich ein Millionen verschlingendes Ungetüm aus Stein und

Marmor bauen lassen, dessen Erhaltung schon allein ein großes Vermögen und das Elend von Tausenden bedingt. Um das zu können, muß er Geschäfte machen, seine Mitmenschen übervorteilen, Erfolglosere für sich arbeiten lassen. So schwer für sich arbeiten lassen, daß der großen Mehrzahl des Volkes nicht eine Minute Zeit zur Selbstbesinnung bleibt, so daß auch diese Armen nicht mehr an die Liebe im Menschen glauben, und nicht mehr sehen, daß alle grünen Wasser schön sind, sondern ihr ganzes entgöttlichtes Streben darauf richten, ebenfalls in die Klasse der Besitzenden aufzurücken. Der Europäer weiß nicht mehr, daß eine von Gedanken erleuchtete halbe Stunde, still im Zimmer verbracht, ein erschütterndes Erleben des Seins in sich tragen kann, deshalb wird er Offizier, Staatsbeamter, Börseaner, deshalb ist er habgierig, brutal, elegant, schuftig, geschwätzig, lächerlich, stolz, dumm, gebildet, deshalb macht er Geschäfte, wird reich, bleibt arm, stiehlt, raubt, wuchert, mordet, sauft, duelliert sich, macht Kriege; er ist und macht alles, aber er ist furchtbar verarmt. Denn er erlebt nicht. Weil er nicht liebt.

Wir alle — Reiche und Arme — sind brutal wie Mörder, schamlos und gierig wie harte Wucherer, wir alle sind Offiziere und Börseaner, auch wenn wir erfolglose Sklaven geblieben sind. Wir sind gefangene Tiere hinter Eisenstäben, haben uns selbst an die festen Ketten der Gewohnheit und der Gier nach Erfolg und Geld gehängt, so daß wir entfernter vom Sinne des Lebens stehen als der sanftgeschwungene, stille Grashalm, als der Wilde, der das nächtliche Firmament betrachtet und an einen zürnenden und einen liebenden Geist glaubt... Glückliche, unendlich reiche Kinder könnten wir sein auf unserer unendlich reichen Erde, und sind erfolggierige Geldmenschen, bedauernswerte, erlebnisarme, staatlich sanktionierte Schurken, die zu Mördern wurden."

Die Menge, getroffen vom Worte des Kellners, war schwankend geworden; nie empfundene Gefühle gerieten in Schwingung, erklangen und verdichteten sich zu vereinzelten Zustimmungsrufen.

Da schrie die rasende Agentenwitwe einen Satz, der die Nächststehenden in den Mittelpunkt des Gefühles traf und, mit Zusätzen versehen und von Mund zu Mund weitergegeben, die Menge durchlief, so daß den Kellner plötzlich die tausendfach gebrüllten Schreifetzen umtosten: „Ganze Volk! Leid gestürzt! . . . Millionen Tote! . . . Hunger! Kriegsgewinne! Halunken!"

Im tiefsten Grunde des Brüllens klang ein ferner Jubel mit.

Unversehens hatte sich die Situation verwandelt in einen Kampf zwischen dem Kellner, der die Menge erst auf der Irrtumsspirale zurückführen wollte bis zum Ausgangspunkt, wo die Wahrheit steht, und der Agentenwitwe, die ohne Besinnen mit den Irrtümern vorwärtsstürmen wollte und die ganze Menge geschlossen hinter sich hatte.

Noch einmal gelang es dem in der Liebe stehenden Sprecher, die anarchisch bewegte Menge aufzuhalten und still werden zu lassen, da er sagte: „Jetzt haßt ihr euere Autoritäten, deren Lebensauffassung entsetzlich genau eurer eigenen Lebensauffassung entspricht, da sie ja sonst niemals euere Autoritäten hätten werden können, euch niemals hätten marschieren lassen können, die Autoritäten, die, mit unserer Hilfe, Europa in ein Menschenschlachthaus verwandeln und jeden von uns als Menschenmetzger anstellen konnten, weil wir, in notwendiger Folge unserer Gedankenlosigkeit, Meinungslosigkeit, unseres Verlangens nach Geachtetwerden, nach Besitz, Stellung und Macht, bisher immer nur die Luft geatmet, die Worte gesprochen, die Gedanken gedacht und nach den Gefühlen gehandelt haben, die uns von der Autorität geliefert worden sind. Von der Autorität, die mit dem gleichen Munde, mit dem sie den Befehl zum Feuern auf Menschen gibt, uns von Zivilisation spricht. Bedeutet das nicht, von allem Anfang an in der Lüge ertrunken zu sein, von Zivilisation zu sprechen, in einer Zeit, da durch jede Straße Europas Menschen gehen, die an der Seite Messer hängen haben, dafür bestimmt, in Menschenleiber hineingebohrt zu werden? Zivilisation!

Zehn Millionen Menschen sind jetzt verendet. Warum? Für

was sind diese zehn Millionen Menschen gestorben? Hat ein einziger von euch darüber nachgedacht, weshalb die Europäer einander abschlachten? Warum dieser Krieg ausgebrochen ist? Ausbrechen mußte!" Er wartete. Lange,

bis ein abgearbeiteter Mann die für ihn selbst verbraucht und nicht mehr überzeugend klingende Antwort gab: „Unser Volk ist angegriffen worden und mußte sich verteidigen."

„Und ich sage euch: so lautet — und mit mindestens demselben Recht wie bei unserem Volke — die Antwort von jedem Volke, von jedem Einzelnen jeden Volkes; von den neunzigjährigen Greisinnen, die nur noch lallen können, bis zum Premierminister jeden Volkes lautet die Antwort: ‚Wir sind angegriffen worden und mußten uns verteidigen.' . . . Wie kommt das? Wo ist die Wahrheit?

Die Wahrheit ist, daß ein kritikloses, gedankenloses Volk gar nicht wissen kann, ob es angegriffen wurde oder angegriffen hat, und daß nichts leichter ist, als ihm glauben zu machen, es sei angegriffen worden. Die Wahrheit ist, daß jeder einzelne Europäer seit jeher den Einzelnen angegriffen hat. Die furchtbare Wahrheit ist, daß die falschen Ideale, die der strengste Gegensatz von Idealen sind, die falschen Ideale, deren vollkommener Sieg den Tod der Ideale — der Menschlichkeit, der Liebe — bedeuten würde, diese Lügenideale — Macht, Gewalt, Erfolg, Autoritätsglaube, Heldentum, Weltherrschaft, Landesverteidigung — im Gehirne jedes Europäers ein solch mächtiges Eigenleben führten, daß jeder zum Schießen bereit war.

Die Gier nach Geld ist zur alleinherrschenden europäischen Weltanschauung geworden, die der Ärmste und der Milliardär, der Konservative und der Sozialdemokrat, der Dümmste und der Raffinierteste, der Brutalste und der Zarteste, der Ungläubige und der Fromme in sich trägt . . . Ich sage euch: die Kultur eines Volkes ist unabhängig von der Besitzanhäufung. Die Größe eines Volkes liegt nicht in seinen Interessensphären, nicht bei seinen Rohstoffquellen, nicht auf seinen Absatzgebieten. Größe, Kultur, Glück und Zukunft eines Volkes liegen niemals auf dem Wasser. Aber der geistige Tod eines Volkes kann

in seinen Geldschränken liegen. Der Geist Europas, die Menschlichkeit und die Liebe sind im Gelde erstarrt. Und das bedingt mit entsetzlicher Sicherheit die Zukunftslosigkeit, den Untergang des europäischen Menschen."

Auch die Agentenwitwe war erstarrt. Auch die Menge war erstarrt und quälend still.

Der Kellner, tief leidend unter dem Gesetze, daß die Liebe hart sein muß, weil sie das Herz der Wahrheit ist, redete eindringlich hinunter zum düsteren Gesicht: „Wir haben zugesehen, wie Kampfparteien gebildet wurden; wir haben Kanonen, Schiffe, gewaltige Menschenmordmaschinen erfunden, gebaut. Bezahlt. Bewundert! Trotzdem wir hätten wissen können, daß die von uns bezahlten, bewunderten Massenmordmaschinen sich gegen die Brust unserer Männer, Söhne, Väter richten werden. Die europäische Weltanschauung besteht aus Dynamit, erzeugt ununterbrochen aus sich selbst heraus Dynamit. Der höflich gesprochene Satz eines Diplomaten genügt, ganz Europa zu entzünden, bluten und weinen zu machen... Dann wird gesagt und geglaubt, von den gedankenlosen, von den immer noch gedankenlosen Volksmassen geglaubt: wir sind angegriffen worden und müssen das Vaterland verteidigen, unsere Kultur schützen. Es wird von Heldentum und von einem Felde der Ehre gesprochen... War alle Ehre nicht schon tot, noch bevor der Krieg begonnen hatte? Ist es eine Ehre, ist es Heldentum, um Besitz und Macht und für falsche Ideale Menschen zu erschlagen, die ebenfalls um Besitz und Macht und für dieselben falschen Ideale kämpfen und Menschen erschlagen?... Wenn das Ehre ist, dann wollen wir ehrlos sein, um wieder ehrenvoll leben zu können. Wenn das Heldentum ist, dann wollen wir Feiglinge sein, damit der Mut in dieser Welt nicht aussterbe... Man spricht von Zivilisation. Ist das Zivilisation, daß ganz Europa schon vor dem Kriege ein einziger großer Fabriksaal war, in dem nicht Menschen lebten, sondern Maschinen automatisch sich bewegten? Maschinen aus Fleisch und Blut, die nicht mehr denken, keine Meinung haben, keine Erinnerung mehr daran haben, daß sie einmal Menschen waren, sondern wie

die Maschinen aus Stahl, die sie bedienen, betrieben werden? Betrieben werden von der Notdurft, von dem Verlangen nach Achtung der Mitmaschinen, vom Verlangen nach Besitz, betrieben von Gewohnheit, Egoismus und Lüge. Lüge, in der die europäische Menschheit ertrunken ist, so daß es keinen Europäer mehr gibt, der eine eigene Meinung hat, keinen, der das Feuer der Wahrheit in den Augen trägt... Wenn das Vernunft ist, dann wollen wir unvernünftig sein, dann wollen wir wahnsinnig sein, damit die Weltvernunft sich in uns am Leben erhalten kann. Wenn das nützlich ist, dann wollen wir unnütze Menschen sein. Wenn das Resultat der Organisation und Ordnung ist, daß die Menschheit verelendet, blutet und sich abwürgt, dann wollen wir diese mörderische Ordnung sprengen mit Unordnung, damit der Sinn des Lebens sich wieder manifestieren kann. Wenn Organisation, Ordnung, Gewalt, Macht, Gewohnheit, Meinungslosigkeit, Lüge, Besitz und Egoismus . . . Zivilisation ergibt, dann wollen wir Wilde sein, wollen wir die Liebe im Herzen tragen und das Gesetz: Jeder liebe jeden, so wird jeder von allen geliebt . . . Das wollt ihr nicht? Habt den Mut, Menschen zu erschlagen und nicht den Mut, Menschen zu lieben? Weil ihr lieben würdet, aber die anderen euch nicht lieben, sondern ausnützen und erdrücken würden? Wollt nicht Märtyrer sein? Da Märtyrer ausgenützt, erdrückt, eingesperrt und hingerichtet werden . . . , weil sie lieben? Wie kommt das? Wie darf das sein? Es fliege die Frage donnernd über den Erdball: wie darf das sein, daß Menschen hingerichtet werden, weil sie lieben?"

Der Blick der schweigenden Menge fragte dumpf zurück. Zwei Equipagenpferde, zwischen Menschen eingekeilt, bewegten sich. Die Agentenwitwe fühlte körperlich, wie, von ihrer Seele überglänzt, die Finsternis in ihr zur blendend weißen Fläche wurde. Ihr Gesicht war plötzlich tränennaß.

Der Kellner warf die Hand an den Hals, die andere in den Nacken: seine Augen wurden groß und sahen: „Zehn Millionen Leichen! Zehn Millionen Menschen sind jetzt verendet. Das fließende Blut dieser zehn Millionen Ermordeten — vierzig

Millionen Liter dampfendes Menschenblut — könnte einen ganzen Tag lang die riesenhaften Wassermengen des Niagarafalles ersetzen und durch seine Sturzkraft den elektrischen Strom für eine ganze Weltstadt liefern . . . Sämtliches Rollmaterial der Eisenbahnen von ganz Preußen würde nicht ausreichen, allein die losgetrennten Köpfe dieser zehn Millionen Ermordeten auf einmal zu transportieren. Zivilisation! . . . Stellt euch den phantastisch langen Eisenbahnzug vor: es steht der erste Waggon schon in München, im Berliner Hauptbahnhof noch der letzte, und alle sind gefüllt mit blutigen Menschenköpfen. Zivilisation! . . . Man lege die zehn Millionen armen ermordeten Mörder Kopf an Kopf, Fußsohlen an Fußsohlen! Das gibt eine sechzehntausend Kilometer lange, lückenlose Leichenlinie, ein sechzehntausend Kilometer langes Grab, das ganz Deutschland umspannt. Eine Leichenlinie, vorbei an Wäldern, Feldern, vorbei an vielen, vielen Dörfern, an Städten vorbei, Leichen durch Täler, an Flußläufen, am Meeresstrande entlang, eine sechzehntausend Kilometer — nicht Meter — Kilometer lange, lückenlose Leichenlinie an der ganzen deutschen Grenze entlang, herum um die zahllosen Ausbuchtungen, in alle Einschnitte hinein: ein Riesen-Kreis-Grab um ganz Deutschland herum. Kopf an Kopf, Fußsohlen an Fußsohlen! Sechszehntausend Kilometer Leichen! Zivilisation!"

Ein wildes Schluchzen, das wie das Bellen eines Hundes klang. Aufgelöste Gesichter drehten sich einander zu. Weit offene Augen. Wortloses Fragen. Die Agentenwitwe sah Farben kreisen. Und taumelte dem Nächststehenden an die Brust.

Das Gesicht der Menge leuchtete wieder weiß auf.

„Ich sage euch: von diesem Zeitalter der Technik, Maschinen, Nützlichkeit, Ordnung, Organisation, Presse und Vernunft, von diesem Zeitalter des Egoismus, des Geldes, der Macht, Gewalt, Lüge und Autorität wird nichts übrig bleiben als ein Grauen davor und für die noch späteren Geschlechter ein Gelächter."

Da spannte der Kellner die Arme aus, daß hinter ihm der

von der Abendsonne rosig beleuchtete Kirchturm zum riesenhaften Kreuzespfahl wurde:

„Die Maschine, von uns gebaut und vor die Brust der Menschheit gestellt, hat, gegen ihren Zweck, nach rückwärts funktioniert, wie auch die Macht, die Gewalt und die Organisation gegen ihren Zweck funktioniert haben: nach rückwärts gegen die organisierten Völker. . . . Und von der schauerlichen Menge Menschenleiter und -blut, von den Millionen geschändeten, verwesenden Menschenleichen ist die Erde selbst krank geworden. Seht hin: nie war am Abend der Himmel so düster wie in dieser Zeit."

Die schwarzbeschattete Menge blickte zum hektisch gefleckten Firmament hinauf.

Und die Stimme des Kellners schien von oben zu kommen, da er sagte:

„Wollt ihr euch jetzt endlich besinnen? Wollt ihr denken? Euch daran erinnern, daß ihr Menschen seid? Daß der Mensch gut ist? Damit nicht auch der Same der noch ungeborenen Geschlechter den Keim in sich trage zu neuem Morde! Wollt ihr endlich hinknien und herausreißen aus eueren Herzen: die Gewohnheit, die Lüge, die Gewinnsucht, die Bewunderung der Organisation, Gewalt, Autorität und Macht. Laßt, o ihr mißleiteten, unglücklichen Menschenkinder, in euere Herzen einziehen die fließende Liebe, deren Grundsatz ist: tue keinem Menschen etwas an, was du nicht wünschest, daß dir ein Mensch antue. Fragt euch: wer steht in der Gerechtigkeit: der von uns bisher meinungslos bewunderte berühmte General, der sagt: ‚Mit Gott drauf auf den Feind,' oder Gott und die Liebe, die sagen: ‚Du sollst nicht töten.' Was kann es darauf für eine Antwort geben."

Die robuste Kriegswitwe, von deren Mann der Kopf und die Erkennungsmarke nicht hatten gefunden werden können, stellte ihre Petroleumkanne auf den Wagen, zu Füßen des Redners, blickte die Menge an, der Agentenwitwe ins Gesicht, das wieder leblos und steinern aussah. Das Kind in ihrem Leibe bewegte sich.

Viele blickten ratlos um sich, wie Kinder, denen der Lehrer in der Religionsstunde erklärt hat: „Gottes Sohn bittet: „Liebe deinen Nächsten", und in der Rechenstunde sagt: „Aber in der Kriegszeit gilt das nicht; jetzt dürft ihr nur unsere Soldaten lieben; die anderen müßt ihr hassen, und ihr müßt beten, daß sie besiegt und erschlagen werden."

Zwei Glockentöne fielen von der Kirchturmspitze herunter auf die stille Menge. Der Kellner hob die Hand. Und großes Flehen war in seiner Stimme:

„Jeden Tag werden zehntausend Menschen getötet, die so gerne, ach so gerne noch hätten leben wollen. Und doch sitzt der Schuster in seiner Werkstatt, besohlt Stiefel, macht der Schreiner Möbel, steht der Fabrikarbeiter vor der Maschine, den ganzen Tag, der Kaufmann hinterm Ladentisch; es schreibt der Beamte Kanzleibogen voll und der Buchhalter rechnet, der Kellner bedient..., während jeden Tag zehntausend Menschen fallen und verenden, die vorher selbst Menschen getötet hatten. Welch ein wahnwitziger, gedankenloser Egoismus! Welch eine Gefühllosigkeit! Welch eine Eiseskälte unserer Herzen! Wenn wir das Recht nicht verlieren wollen, uns noch Menschen zu heißen, dann müssen wir ohne Besinnen von den Hämmern, Hobeln, Schreibpulten und Maschinen weglaufen auf die Straße, den Nächstbesten am Arme packen, ihn packen, und unsere Stimme muß ihm das Herz durchgellen: ‚Es werden jeden Tag zehntausend Menschen erschlagen. Was sollen wir tun? Wie dürfen wir arbeiten, unserem Verdienste nachgehen, schlafen, essen, während jeden Tag zehntausend Menschen ermordet werden? Das darf nicht sein. Was sollen wir tun?'... Ich rufe euch zu, ich trage die Worte in euere Herzen hinein: wer heute, da täglich zehntausend Menschen verenden, seine Hand hebt zur Arbeit, um essen zu können, ist ein Mörder. Ein Brudermörder! Denn er läßt Menschen töten und fragt nicht: was soll ich tun, daß sie nicht erschlagen werden."

Da erbrach die Agentenwitwe ein wildes Gelächter.

Und die Sätze: „Man muß doch leben; was bleibt uns übrig; wir müssen doch verdienen, essen", sprangen, von der

Agentenwitwe zuerst geschrieen, aus tausend Mündern heraus, dem verstummten Redner entgegen. Es schwoll der Tumult, vom Hasse in ein Ganzes zusammengeschmolzen, und stieß den Schrei ab und zum Himmel empor: „Was sollen wir denn tun! Was? Was sollen wir tun?"

Das war eine furchtbare Frage. Eine Frage, rund umstellt von grinsenden Ungeheuern, die eine Antwort nicht hereinlassen wollten.

‚Wenn ich ihnen sage: jede Arbeitsleistung fügt sich in das Getriebe ein, das die Fortsetzung des täglichen Massenmordes ermöglicht; der Schlosser, der heute eine Schraube dreht, dreht sie aus Egoismus, dreht sie aus dem Geiste heraus, aus dem der Krieg kam und kommen mußte, aus dem Geiste heraus, der den Krieg fortsetzt . . ., wenn ich ihnen sage: deshalb wird der Schlosser, der heute eine Schraube dreht, praktisch zum Verräter, zum Brudermörder, wie auch der Bäcker, der heute Brot backt; rufen sie: wir müssen doch verdienen, leben, essen und deshalb arbeiten.'

‚Aber das dürft ihr nicht. Arbeiten dürft ihr nicht. Arbeiten ist heute Mord.'

Das weiße Gesicht der Menge war eine Frage, die gleich einer Lichtreklame selbsttätig die blutrote Antwort „Revolution" langsam, Buchstabe nach Buchstabe, an den dunklen Himmel schrieb.

Die tödlich bedrohte Liebe, die dem Untergange nahe Menschlichkeit, die den Kellner gewählt, ihn aus dem mörderischen Wahnsinn dieses Zeitalters herausgehoben und ihm das Wort auf die Lippen gegeben hatte, erleuchtete ihn mit dem Fanatismus des Geistes und der Liebe, daß die ewige Seele, für alle sichtbar, ihm in die weitgeöffneten Augen trat:

„Von dieser Sekunde an soll alle Arbeit ruhen. Denn alle Arbeit würde noch in dem Geiste des eben in dieser weißen Sekunde historisch gewordenen Zeitalters des Geldes und des Mordes stehen. Das Zeitalter des Egoismus und Geldes, der organisierten Gewalt und Lüge hat in uns eben sein Ende erreicht. Zwischen zwei Zeitalter schiebt sich eine Pause ein. Alles

ruht. Die Zeit steht. Und wir wollen über die Erde, durch die Städte, durch die Straßen gehen und im Geiste des kommenden neuen Zeitalters, des Zeitalters der Liebe, das eben begonnen hat, jedem sagen: ‚Der Mensch ist gut.' Das sei unser einziges Handeln in der Pause zwischen den Zeitaltern. Wir wollen mit solch überzeugender Kraft des Glaubens sagen: ‚Der Mensch ist gut', daß auch der von uns Angesprochene das tief in ihm verschüttete Gefühl ‚der Mensch ist gut', unter hellen Schauern empfindet und uns bittet: ‚Mein Haus ist dein Haus, mein Brot ist dein Brot.' Eine Welle der Liebe wird die Herzen der Menschen öffnen im Angesichte der ungeheuerlichen Menschheitsschändung. Und wenn der Zehnmillionenmord, den jeder Einzelne von uns mitverschuldet hat, Martyrium von uns verlangt, wenn die Menschheitsfeinde Gewalt gegen uns anrollen lassen, so wollen wir uns sagen: ‚Wir haben gelitten, geblutet für falsche, lügenhafte Ideale, sind schuldig, sind Mörder geworden; wir wollen uns entsündigen, wollen den gegen uns gehetzten Brüdern, dem Heere der Gewalt uns als stilles, unüberwindlich starkes Heer des Geistes und der Verbrüderung entgegenstellen, bereit zum Leiden für das ewig unverrückbare Ideal der Menschheit: für die Liebe.' Und unsere Brüder werden, bezwungen von unserem Glauben an das Gute im Menschen, in ihren Augen plötzlich die Frage tragen, die zugleich die Antwort ist: der Mensch ist gut.

Der Mensch ist gut. Er ist gut. Geht hin, jeder durch seine Straße, in die Häuser, läutet, klopft an. Und verkündet den Satz des neuen Zeitalters: ‚Der Mensch ist gut.' . . . Es stehen die Transmissionen! Es stehen die Maschinen! Die Arbeit ruhe! Die Zeit steht. Feurige Gesänge der Liebe durchfliegen die Städte, öffnen die Herzen, die Tore der Paläste, die Magazine. Und Menschenarme, die dem Morde dienten, umfangen jetzt den Bruder . . . Und wenn wir dann in diesem Geiste wieder zu arbeiten beginnen, wird unsere Arbeit nicht mehr Mord sein, sondern Geschenk für den Bruder, und seine Arbeit Geschenk für uns . . . Jetzt ruhe die Arbeit. Die Zeit steht. Die Pause zwischen zwei Zeitaltern ist da."

Da geschah etwas Unerwartetes: ein bärtiger Herr sprang aus seiner eleganten Equipage heraus, stand auf dem Bocke und brüllte: „Landesverräter! Vaterlandsverräter! Herunter mit dem Schuft, der den Sieg, der das Durchhalten unseres Volkes verhindern will!" Wutspeichel spritzte aus seinem Munde heraus.

Das weiße Profil der Menge drehte sich dem Bärtigen zu.

Der warf die Fäuste vor und bewegte sie, in großem Bogen die Menge überdachend, wagrecht über die Köpfe weg, stieß sie himmelwärts und knallte sie auf seine Brust:

„Mein einziger Sohn ist gefallen. Auf dem Felde der Ehre! Ist tot. Und dieser bleiche Schuft wagt es, das Volk gegen das Vaterland aufzuhetzen. Tausendfachen Tod diesem bestochenen Hundsfott, der den Sieg verhindern will! Umsonst wäre mein Sohn gestorben. Umsonst wären alle Söhne und Väter gestorben. Millionen wären umsonst gefallen. Alles Blut würde umsonst geflossen sein, wäre der Sieg nicht unser." Er riß den Browning aus der Hintertasche.

So still war es auf einem Platze nie gewesen.

Der Kellner sagte: „Mein junger Sohn ist gefallen. Umsonst wäre sein und alles Todesblut geflossen, wenn in diesem dampfenden roten Meere auch diesmal das Prinzip des Egoismus, der Gewalt und der Macht nicht verlöschen würde, umsonst, wenn die Liebe auch nach diesem Kriege das Menschenherz nicht berühren könnte. Umsonst die den Himmel verdunkelnde Menschheitsschändung, wenn aus Lüge, Macht, Gewalt, wenn aus Mord . . . Sieg hervorgeht. Nicht Demütigung für ein Volk sei das Ende und der neue Anfang, sondern Demut aller Völker . . . Demut, die Menschlichkeit, Stille, tiefen Glanz und Lebensfreude in sich schließt."

Der Bärtige war fassungslos. „Schuft! Und das Vaterland? Unser heiliges Vaterland? Unsere Heiligsten Güter? Unser Vaterland!"

Dunkle, unbezähmbare Wut war urplötzlich in der Agentenwitwe entstanden.

Da stieg ihr Schrei, der erst an seinem Ende in helles Gelächter zersplitterte und in den Hohnruf: „Heiligste Güter!"

endete. Haßgeladene Schimpfworte verzerrten die Münder der Kriegswitwen, platzten.

Die Morgenröte einer kommenden Zeit traf das Gesicht des verblüfften Bärtigen; er legte den Browning neben sich auf den Bock.

Der Kellner sagte weich: „Das Vaterland ist eine Gasse, in der wir als Kinder am Abend gespielt haben, ist ein von der Petroleumlampe sanft beleuchtetes Tischrund, ist das Schaufenster des Kolonialwarenhändlers im Nachbarhause; das Vaterland ist im Garten der Nußbaum, auf dessen Früchte wir gewartet haben, ist ein Flußtal, die Biegung eines Flußtales; das Vaterland ist eine altersgraue Holzpforte an der Rückseite des Gartens, ist der Geruch von Äpfeln, die auf dem Ofen brieten, ist Kaffee- und Kuchengeruch im durchwärmten Elternhause, durch Wiesen ein schmaler Pfad, der zur Stadt zurück oder aus der Stadt hinausführt, ist ein Gang auf diesem Pfade, das Verklingen eines Kinderliedes, das Abendläuten an einem bestimmten Tage unserer Kindheit . . . Nicht der Staat — die Organisation der Lüge, Macht, Gewalt und Autorität — ist das Vaterland für den Menschen, sondern die Erinnerung an freundliche Minuten der Kinderzeit, die Erinnerung an die von Hoffnung noch verschönten Blicke ins zukünftige Leben."

In diesem Momente, da er das Gesicht der Menge anblickte, erkannte er entsetzlich klar, dass auch diese Erinnerungen vom ununterbrochenen Lebenskampfe, von den Leiden des Krieges, vom Hasse gegen seine Entfeßler aufgefressen worden waren, und fühlte, daß ein Wort der Liebe jetzt noch nicht vordringen konnte bis zu diesen verarmten, haßverkrampften Witwenherzen.

Und als der Bärtige der Witwen nicht mehr vorhandene Gefühle für das Vaterland erneuern wollte mit dem Worte „national", stieg aus des Kellners plötzlicher Hoffnungslosigkeit, die Liebe in die Herzen führen zu können, Zorn auf, der zur Menge hinunter den Satz trug: „International ist alles Große: die Kunst, der Gedanke, der Glaube, die Sinne, das Leben, der Tod."

Und eine junge, frohlockende Stimme schrie zurück: „Es gibt National-Banken, National-Speisen, National-Registrierkassen, National-Hymnen."

Vor Wut verlor der Bärtige die Sprache, konnte das Gegenargument, daß auch die Sprache national sei, nicht finden und griff automatisch zum Browning, um mit dem zu argumentieren.

Der Witwe mit der Petroleumkanne waren der Bärtige und sein Gefährt zu elegant. Noch bevor er den Mund wieder öffnen und den Browning heben konnte, rief sie unwirsch: „Halt's Maul, du!" Und ihr Wort wurde von einer Armgebärde begleitet, die hundert Fäuste mit in die Höhe riß. Die Agentenwitwe stürzte zum Bock, kletterte hinauf.

Sein Wutschrei: „Verräterisches Pöbelpack! Man wird euch einsperren. Alle einsperren!" gab das Signal für alle zum Sturze auf den Bärtigen, so daß der Browningschuß, der dem Kellner gegolten hatte, schräghoch ging und den Kirchturm traf.

„Uns könnt ihr nicht einsperren. Zwei Millionen Kriegswitwen könnt ihr nicht einsperren."

Ein tausendfacher Schrei dauerte minutenlang.

Der Petroleumstrahl schoß farblos durch die Luft.

Hochgebäumte Pferde. Die Equipage brannte hell und farbig. Wurde von den rasenden Pferden zerstörerisch schnell über den Platz und die Straße hinauf getragen, von der stürmenden Menge verfolgt.

Die Agentenwitwe stand, ringend mit dem Bärtigen, flammenumloht auf dem Bocke, eine Säule des Hasses.

Die große Düte, in der die drei kleinen Düten steckten, in die konkave Brust hineingepreßt, kam diese Straße herunter langsam die Kriegswitwe, die den Schmerz gleich hatte einbrechen lassen ins offene trostlose Herz, und ging, ohnmächtig zum Hasse und zur Liebe, am Kellner vorbei, der in der Dämmerung an der Hausmauer lehnte und auf das in der Ferne verklingende fanatische Triumphgebrüll der Kriegswitwen lauschte. Er glaubte, den anhaltenden, zündenden Schrei der Agentenwitwe herauszuhören.

Sein Unterkiefer wurde lahm, sank herab. Der Oberkörper rutschte seitwärts. Schief und zusammengesunken blieb er lehnen.

Teile von Gedanken, für die er vorhin Worte nicht gefunden hatte, kehrten wieder: „Die Gewalt, den Menschen gelehrt und aufgezwungen, untersteht dem furchtbaren Gesetze alles Bösen, muß weiter wirken ... Wer in dieser Welt der Schmerzen das Leid nicht auf sich nehmen kann, bleibt böse."

Er blickte zur krummgebogenen Witwe hin, die, grau und winzig, am Fuße des mächtigen Kirchturms stand. Horchte auf das ganz ferne Knallen mehrerer Schüsse. (Das stärker werdende ferne Gebrüll wurde wieder hörbar, schwach, wie das Summen einer Fliege.)

„Revolution steht auf den Stirnen der Menschen; und was auf den Stirnen der Menschen steht, wird Ereignis."

Von schwarzen Blitzen durchzuckt, brach aus seinem Herzen lautlos donnernd die entscheidende Menschheitsfrage heraus: „Werden Sehnsucht und Wille die Gewalt sprengen, die Finsternis durchstoßen, den Geist befreien und sich von ihm führen lassen in das Land der Seele, wo die tiefste, die radikalste Revolution, die Revolution der Liebe zum Ereignis werden kann? Oder wird auch jetzt die Gewalt weiter bestehen und weiter siegen über Freiheit, Wahrheit, Brüderlichkeit, die der Menschheitszukunft in ewigem Flusse immer neu geboren werden vom tiefsten Sinne der Welt: von der Liebe?"

Der Platz, vom Tumulte verlassen, sah verbraucht aus.

Dämmerung, Luft und Sein gebaren auf ihm eine stille Sekunde.

DER KAMERAD

Von einem ungarischen Oberleutnant, dem Verfasser des „Heldentods" im Januarheft der Weißen Blätter.

Auch mir hat der Weltkrieg einen Kameraden beschert. Einen Bessern findst Du nit.

Es sind nun genau vierzehn Monate her, daß ich in einem Wäldchen, hart an der Görzer Straße, seine Bekanntschaft gemacht. Für keinen Augenblick ist er seither von meiner Seite gewichen. Viele hundert Nächte haben wir schon zusammen durchwacht, und immer noch marschiert er unentwegt neben mir her, wie es im Liede heißt: In gleichem Schritt und Tritt.

Nicht daß er etwa zudringlich wäre. Im Gegenteil. Die Distanz, die ihn, als Gemeinen, von dem Offizier trennt, den er in mir verehren muß, hält er gewissenhaft inne. Stets bleibt er mir drei Schritt vom Leibe, genau nach dem Reglement. Respektvoll in eine Ecke, oder hinter eine Säule gepreßt, ist es nur sein Blick, den er mir schüchtern nachzuschicken wagt.

Er will eben nur zugegen sein. Verlangt nicht mehr, als daß ich ihn in meiner Nähe dulde; — immer und überall! Wenn ich zuweilen die Augen schließe, um wieder einmal allein zu sein, für einige Minuten nur, ganz allein mit mir selbst, wie früher, vor dem Kriege; dann fixiert er mich aus seiner Ecke, mit einer zähen, vorwurfsvollen Beharrlichkeit, so fest und durchdringend, daß sein Blick mich im Rücken brennt, sich unter meinen Augenlidern einnistet, mich so sehr mit seinem Bilde durchtränkt, daß ich mich fragend nach ihm umschaue, wenn er mich eine Weile nicht an seine Anwesenheit gemahnt.

Er hat sich in mich hineingefressen, sich häuslich in mir niedergelassen; er sitzt in mir, wie der geheimnisvolle Zauberer

der Lichtspieltheater in dem schwarzen Kasten über den Köpfen der Zuschauer an der Kurbel hockt, und wirft sein Bild, durch meine Augen, auf jede Mauer, jeden Vorhang, jede Fläche, die meine Blicke auffängt

Aber auch wo kein Hintergrund für sein Bild sich findet, auch wenn ich aus dem Fenster krampfhaft in die Ferne starre, um ihn los zu werden für kurze Zeit, — auch dann ist er da, schwebt vor mir her, als wäre sein Bild auf die unsichtbare Stange meiner Blicke gespießt. Wie eine Kirchenfahne, schwankend vor der Prozession.

Gäbe es X-Strahlen, die durch die Schädeldecke dringen, man fände sein Bild, leicht verschwommen, — wie die Figuren alter Gobelins — in mein Gehirn eingewoben.

Ich entsinne mich einer Reise in Friedenszeiten, von München nach Wien, im Orient-Expreß, an der herbstlichen Milde der bayerischen Seen vorbei, — durch die goldene Glut des welkenden Wiener-Waldes. Und über all die Herrlichkeiten, die ich, bequem gelagert, in wollüstiger Zufriedenheit eingesogen, lief unentwegt ein häßlicher schwarzer Punkt: eine Luftblase in der Fensterscheibe meines Abteils. So huscht auch mein hartnäckiger Kriegskamerad über Wälder und Mauern, bleibt stehen, wenn ich stehen bleibe, tanzt über das Gesicht eines Vorübergehenden, über den regenfeuchten Asphalt, über alles, was mein Auge streift; schiebt sich zwischen mich und die Welt, wie jene Luftblase alles vor mir zu ihrem eigenen Hintergrunde degradierte.

Die Ärzte, freilich, wissen es anders. Sie glauben nicht, daß Er in mir wohnt und mir die Treue hält. Wissenschaftlich betrachtet, läge es nur an mir, ihn nicht länger hinter mir herzuziehen, ihm die Kameradschaft zu künden, so etwa, wie ich auf jener Reise das Fenster mit der lästigen Blase zornig in die Tiefe gefeuert. Die Ärzte glaubens nicht, daß ein Mensch sich dem andern im Tode vermählen, sein Leben im andern mit zäher Unerbittlichkeit weiter leben könne. Sie meinen: wer am Fenster steht, müsse das gegenüberliegende Haus sehen; niemals aber die Zimmerwand, die hinter seinem Rücken lauert.

Die Ärzte glauben nur an Dinge, die sind. Daß man Tote in sich tragen, vor sich hinzustellen vermag, so daß sie ein Bild verdecken, das hinter ihnen liegt — solcher Aberglauben reicht an die Herren Ärzte nicht heran. In ihrem Leben spielt ja der Tod keine Rolle; denn ein Kranker, der stirbt, hört eben auf krank zu sein. Und was weiß der Tag von der Nacht, die ihn doch auch ewig ablöst?

Ich aber weiß, daß nicht ich den toten Kameraden gewaltsam durch mein Leben schleife. Ich weiß, daß der Tote stärker in mir lebt als ich selbst! Mag sein, daß Gestalten, die über Tapeten huschen, in Ecken kauern, vom finsteren Balkon aus ins erleuchtete Zimmer stieren und ans Fenster pochen, so laut, daß man die Scheibe klirren hört, — nur Visionen sind und nichts weiter. Wo kommen sie her?..... Mein Hirn liefert das Bild, meine Augen besorgen die Projektion, — an der Kurbel aber sitzt der Tote! Er ist der Filmarrangeur; die Vorstellung beginnt, wenns ihm so paßt und hört nicht auf, solange er die Kurbel dreht. Wie könnte ich nicht sehen, was er mir zeigt? Schließe ich die Augen, so fällt das Bild eben auf die Innenwand meiner Augenlider, und das Drama spielt in mir, statt weit weg über Türe und Tapete zu tanzen.

Ich sollte der Stärkere sein, heißt es? Einen Toten kann man doch nicht umbringen, das sollten die Herren Ärzte doch wissen!

Hängen nicht die Bilder Tizians und Michelangelos immer noch in den Museen, nach Jahrhunderten noch? Und die Bilder, die ein Sterbender, mit der ungeheuerlichen Kraft seines letzten Ringens, vor vierzehn Monaten in mein Gehirn gemeißelt, sollten verschwinden, nur weil jener, der sie schuf, in seinem Soldatengrabe liegt? . . . Wer sieht denn nicht, wenn er das Wort „Wald" liest oder hört, irgendeinen Wald, den er irgendmal, irgendwo durchwandert, aus dem Kupeefenster oder auf der Bühne gesehen? Wem erscheint nicht, wenn er von seinem verstorbenen Vater spricht, das längst vermoderte Antlitz, bald streng, bald milde, bald in der steinernen Starrheit des letzten Abschiedes? Was wäre unser ganzes Sein ohne die Bilder, die,

— jedes auf sein Stichwort, — wie im Aufflammen des Scheinwerfers, für Augenblicke aus der Vergangenheit steigen?

Krankheit?..... Gewiß! Die Welt ist wund, und duldet kein anderes Stichwort; kein Bild, das nicht den Massengräbern gilt. Für keinen Augenblick kann der Kamerad in mir zu den Toten sich legen, weil alles, was geschieht, ein Blitzlicht ist, das ihn streift. Das erste Zeitungsblatt am Morgen: versenkte Schiffe, — abgeschlagene Angriffe. Und schon wirbelt der Film keuchende, ringende Menschen, — gekrümmte Finger, die aus Wellenbergen noch einmal nach dem Leben greifen, — von Tollwut und Schmerzen entstellte Gesichter durcheinander. Jedes Gespräch, das man erhascht, jedes Schaufenster, jeder Atemzug: ein Stichwort! Ein Stichwort auch der stille Frieden der Nacht! Oder tickt nicht jeder Sprung des Sekundenzeigers das letzte Röcheln von Tausenden? Genügt nicht das Wissen von abgerissenen Kinnbacken, durchschnittenen Kehlen, von ineinander verbissenen Leichen, um die Hölle zu hören, die jenseits der dicken Luftmauer tobt?

Wer da mit Sicherheit wüßte, daß im Nachbarhaus eben einer gemordet wird, während er behaglich in den Kissen liegt, — und aufspränge mit fliegenden Pulsen, wäre krank. Kann man denn anders als benachbart sein mit den Orten, wo tausende in rasender Not sich ducken, die Erde zerfetzte Glieder in den Himmel speit und der Himmel mit eisernen Fäusten auf die Erde hämmert. Kann man wirklich entfernt leben von seinem eigenen, gekreuzigten Ich, wenn die ganze Welt von Stichworten widerhallt?.....

Nein!

Krank sind die andern. Krank sind jene, die mit strahlenden Augen Siegesnachrichten lesen und eroberte Quadratkilometer leuchtend über Leichenberge aufsteigen sehen; jene, die zwischen sich und ihre Menschlichkeit eine Wand aus buntem Fahnentuch gespannt, um nicht zu wissen, was in dem Jenseits, das sie „*Die Front*“ nennen, an ihresgleichen verbrochen wird. Krank ist jeder, der noch denken, sprechen, streiten, schlafen kann, wissend daß andere, mit den eigenen Eingeweiden in den

Händen, wie halbzertretene Würmer über Ackerschollen kriechen, um auf halbem Wege zum Verbandsplatz wie ein Tier zu verenden, während weit, irgendwo, ein Weib mit heißem Leibe neben einem leeren Bette träumt. Krank sind alle, die das Stöhnen, Knirschen, Heulen, Krachen, Bersten, — das Jammern, Fluchen und Verrecken überhören können, weil rings um sie der Alltag murmelt oder selige Nachtruhe liegt.

Krank sind die Tauben und Blinden, nicht ich!

Krank sind die Stumpfen, deren Saiten schlaff, deren Seele nicht vibriert, nicht Mitleid und nicht den eigenen Zorn singt; sind die vielen, die wie ein hohler Geigenkasten nur Echo sind jedem Dröhnen. Oder ist etwa der Gedächtnisschwache, der, wie eine überlichtete Platte, kein Bild mehr aufnimmt, — der *gesunde* Mensch? ..... Ist nicht gerade Erinnerung der höchste Inhalt jedes Menschendaseins? Der Reichtum, den nur Tiere nicht kennen, weil sie Geschehenes nicht in sich weitertragen, nicht neu aus sich erstehen lassen können.

Soll ich von meinem Gedächtnis geheilt werden wie von einem Leiden? Und wäre doch ohne mein Gedächtnis nicht mehr ich selbst, weil jeder Mensch aus seinen Erinnerungen gebaut ist und nur lebt, solange er wie eine geladene Kamera durchs Leben geht. Könnte ich nicht sagen: wo ich meine Jugend verlebt, wie die Haarfarbe meines Vaters, die Augen meiner Mutter gewesen; — könnte ich nicht, um Rede zu stehen, jeden Augenblick mein Gedächtnis durchblättern und das betreffende Bild aufschlagen, — wie schnell wäre die Diagnose: „senil" oder „schwachsinnig" bei der Hand! Ja, muß man denn, um als „geistig normal" zu gelten, sein Gehirn wie Schwamm und Schiefertafel handhaben, Bilder, die gräßlichste Not in die Seele gebrannt, auf Kommando wegwerfen können, wie man Seiten aus einem Photographiealbum reißt? ..;....

Einer ist vor meinen Augen gestorben, schwer und hart; nach grausamem Kampfe entzweigerissen von den Titanen: Leben und Tod. Und weil ich alle Phasen seines Ringens, — wie Momentaufnahmen in meinem Gehirn aufbewahrt, — neu erleben muß, solange alles Geschehen unerbittlich diese Serie

aufschlägt, — wäre ich krank? ..... Ich krank? — Und die anderen, die über das Zerfetzen, Zerfleischen, Zerstampfen ihrer Brüder, — über das langsame Verzappeln von Menschen im Stacheldrahte hinwegblättern können, wie über weiße Seiten, die sind gesund? .....

Ja, wo soll ich denn mit dem Vergessen anfangen, meine Herren Doktoren?

Soll ich vergessen, daß ich im Kriege gewesen? Vergessen den Augenblick, da, in der verrauchten Bahnhofshalle, käseweiß, mit zusammengekniffenen Lippen, mein Junge neben seiner Mutter stand, und ich aus dem Waggonfenster, mit schlecht gemimter Heiterkeit, von Wiedersehen schwätzte, während meine Augen gierig die Gesichtszüge von Frau und Kind durchwühlten, ich ihr Bild in meine Seele einsog, wie nach tagelangen Märschen die brennende Kehle das rasend ersehnte Wasser schlürft? Vergessen das gallenbittre Würgen, als der Bahnhofsrachen langsam zuschnappte und Kind, Weib und Welt verschlang?

Soll ich die ganze Fahrt in den Tod, als Einzelreisender in einem Zuge, überfüllt mit Familienvätern, die über Sonntag in die Sommerfrische fuhren, mir aus der Erinnerung reißen wie einen lästigen Wisch? Soll ich vergessen, wie mirs war, als es mit jeder Station stiller um mich wurde; gleichsam das Leben von mir abbröckelte, bis, gegen Mitternacht, nur mehr ein — zwei schlafende Soldaten im Abteil saßen und ein käseweißes, schmerzverzerrtes Kindergesicht um das flackernde Öllicht schwebte? Muß man wirklich krank sein, um diesen Abschied von Heim und Wärme, dieses Losfahren, mit Haß und Gefahr als Reiseziel, wie einen unheibaren Riß in sich zu tragen? Was wäre schwerer zu fassen, wann hätten Menschen je Rasenderes getan als dieses: mit 60 Kilometer Geschwindigkeit durch die Nacht fahren, allem Lieben, aller Sicherheit entfliehen, den Zug verlassen und in einen andern steigen, weil dieser, und *nur dieser* dorthin fährt, wo unsichtbare Maschinen glühende Eisenstücke schleudern, der Tod ein engmaschiges Netz aus Stahl und Blei zum Fang auswirft. Wer reißt mir

das Bild der kleinen, schmutzigen Station, der fröstelnden, schlaftrunkenen Soldaten, die ohne Rausch, ohne Musik im Blute, dem Zivilistenzuge nachblickten, wie er sich mit hellen Fenstern, fröhlich pfeifend, in die Büsche schlug; wer reißt mir dieses Umsteigen in den Tod, im fahlen Zwielicht, jemals wieder aus der Seele?

Und wenn ich diese erste, endlose Nacht auch durchstreichen könnte, wie eine erledigte Angelegenheit; — bliebe mir nicht doch der Morgen, da der Zug, auf freier Strecke, mitten in einer weiten, taufrischen Wiese, vor einer Weiche hielt und den Neugierigen der Bescheid ward, daß wir Lazarettzüge passieren lassen müßten? Wie soll ich sie je verscheuchen, die Erinnerung an die Wolke von Lysol und Blutgeruch, von Drachennüstern auf die fröhliche Wiese geblasen? Werde ich nicht ewig die endlosen Schlangen sehen, wie sie so träge herankrochen, als wären sie übersättigt mit zerfetztem Menschenfleisch? Aus hundert Fenstern blitzten weiße Verbände, stierten verglaste, stumpfe Augen! Liegend, hockend, aufeinander gepfercht, Leib an Leib, hingen sie, wie blutige Dolden, noch auf den Trittbrettern, als überquellender Reichtum an Schmerz und Not. Und diese jämmerlichen Reste von Kraft und Jugend, diese geschundenen, zertrümmerten Menschen sahen *mitleidig*, jawohl: mitleidig! auf unseren Zug. Bin ich wirklich krank, weil mir diese Blicke warmen Mitgefühls, von blutenden Krüppeln auf gesunde, stramme Burschen geworfen, unauslöschlich auf der Seele brennen? Und diese Ahnung, die damals fröstelnd den ganzen Zug durchlief, von einer Hölle, der man lieber in blutige Tücher gehüllt entflieht, als ihr unversehrt entgegen zu fahren, — dieser Schauder sollte zum Wissen, zum Erlebnis, zur Erinnerung geworden, einfach abzuschüttteln sein, solange immer noch, Tag für Tag, solche Züge sich begegnen? .....

Ein hingeworfenes Wort über Truppenverschiebungen, jede Nachricht von neuen Kämpfen, läßt unfehlbar, wie das Anschlagen einer Taste einen bestimmen Ton erklingen macht, diese erste, leibhaftige Begegnung mit dem Krige aus der Ver-

senkung auftauchen, und ich sehe: auf dem freigewordenen Geleise, auf Steinen und Schwellen die Blutstropfen im jungen Sommertag glitzern, als Wegweiser zur Front.

„Zur Front!"

Bin wirklich *ich* der Kranke, weil ich dies Wort nicht aussprechen oder niederschreiben kann, ohne daß inbrünstiger Haß mir die Zunge pelzig machte? Sind nicht die andern *toll*, die mit einem Gemisch von Andacht, romantischer Sehnsucht und scheuer Sympathie, wie hypnotisiert, auf diese Krüppel- und Leichenfabrik mit Maschinenbetrieb starren? Wärs nicht klüger, mal diese andern auf ihren Geisteszustand zu untersuchen? Muß *ich* es den Herrn Ärzten, die mich so mitleidig bewachen, verraten, daß ein paar Worte, die man wie *tolle* Hunde auf die Menschheit losgelassen hat, das ganze Unheil angerichtet haben?

„Front" — „Feind" — „Heldentod" — „Sieg" — mit hängender Zunge und rollenden Augen rasen die Köter durch die Welt. Millionen, die man vorsorglich gegen Typhus, Pocken und Cholera geimpft, hetzt ihr Biß in Raserei. Millionen werden in Züge gepfercht, — hüben und drüben, — fahren singend einander entgegen, — und hacken, stechen, schießen aufeinander los, sprengen sich gegenseitig in die Luft, geben ihr Fleisch und ihre Knochen her für den blutigen Brei, aus dem der Friedenskuchen gebacken werden soll für jene Glücklichen, die ihre Kalbs- und Rindshäute gegen hundert Prozent Nutzen dem Vaterlande opfern, statt die eigene Haut auf den Markt zu tragen, für dreißig Heller täglich! ... Man denke einmal: das Wort „Krieg" wäre noch nicht erfunden, noch nicht durch tausendjährigen Gebrauch geheiligt, wie eine ungeheure Attrappe in raschelnde Buntheit gewickelt, wer würde es wagen, das mangelnde Wort „Kriegserklärung" durch folgende Rede zu ersetzen:

„Nach langen, fruchtlosen Verhandlungen ist unser Vertreter beim Nachbarstaate heute von dort abgereist. Er hat aus dem Fenster seines Salonwagens zum letztenmal den Zylinder gelüftet vor den Herren, die ihm das Geleite gegeben,

und wird ihnen nicht wieder freundlich lächelnd entgegentreten, ehe *Ihr* nicht viele hunderttausend Männer des Nachbarstaates zu Leichen gemacht. Auf also! Hinein in Eure Güterwagen für 6 Pferde oder 28 Mann! Fahrt ihnen entgegen, diesen anderen! Schlagt sie tot, sägt ihnen die Gurgeln ab, haust wie wilde Tiere in feuchten Erdhöhlen; verkommt, verwildert, verlaust, — bis wir den Zeitpunkt für gekommen erachten, uns wieder in den Salonwagen zu setzen, wieder die Zylinder zu lüften, um in prunkvollen Räumen vornehm und manierlich über den Nutzen zu streiten, der unseren Fabriksherren und Großkaufleuten aus dem Gemetzel zu erwachsen hat. Dann dürft Ihr, soweit Ihr noch nicht unter der Erde fault, oder als Bettler von Türe zu Türe humpelt, wieder nach Hause, zu Euren halb verhungerten Familien und dürft, — nein: müßt! — mit doppeltem Eifer an die Arbeit, unermüdlicher und doch anspruchsloser als vorher, damit Ihr die Schuhe, die Ihr in hundert Todesmärschen zerfetzt, die Kleider, die an Eurem Leibe verschimmelt, mit Schweiß und Entbehrung bezahlen könnt!" — — —

Ein Narr, wer mit solchen Worten um Gefolgschaft buhlte! Und *keine* Narren die Opfer, die draußen frieren, hungern, töten, und sich töten lassen, nur weil sie glauben gelernt: dies ginge nicht anders, wenn der tolle Köter Krieg mal seine Ketten gesprengt und den Erdball gebissen?

Waren so die Kriege, die uns das Wort „Krieg" überliefert? Waren „Krieg" und „Beute" nicht gegenseitig bedingt? Führte den Landsknecht nicht Hoffnung auf zügelloses Leben; — Hoffnung auf Weiber und Dukaten und goldgezäumte Hengste? Ist dieses Kauern in eiserner Zucht, dieses Kopfhinhalten, dieses passive Vabanque spielen mit Ungeheuern, die aus blauer Ferne ihre Höllenkessel schleudern, — noch „Krieg"? Krieg war das Aufeinanderprallen der überschüssigen Kräfte, — der Raufbolde aller Nationen. Jugend, der das Städtchen zu klein, das Wams zu enge wurde, zog hinaus, vom Spiel der eigenen Muskeln berauscht. Und nun soll das gleiche Wort herhalten, wenn Männer, schon in Haus und Heim verankert, losgerissen, hinaus-

gepeitscht, vor den Feind hingelegt werden, um in stumpfer Resignation, wehrlos, als Statisten auszuharren in diesem Duell der Munitionsindustrien? .....

Ist es erlaubt, das Wort „Krieg" als Standarte zu mißbrauchen, wenn statt Mut und Kraft — Streukegel und Tragweite kämpfen und der Fleiß von Weibern und Kindern im Granatendrehen? Wer wagt es: die Tyrannen finsterer Zeiten, die ohnmächtige Menschen vor Löwen und Tiger warfen, heute noch ohne Ehrfurcht zu nennen, wenn er sie an jenen mißt, die diesen Kampf zwischen Mensch und Maschine wie ein Marionettenspiel am Telegraphendraht dirigieren, von der schönen Hoffnung beseelt, daß unser Vorrat an Menschenfleisch den Stahl- und Eisenbestand der Gegner überdauern werde? — — —

Nein! Alle Worte, die geprägt waren, ehe dieses Schlachten begann, sind zu schön und zu ehrlich, wie das Wort „Front", das ich hassen gelernt! Bietet man Geschützen, die, hinter Bergen verkrochen, den Tod tagereisenweit über Land schicken, oder Sappen, die zehn Meter unter der Erde unsichtbar herankriechen, die „Stirne"? Eine Kopfstation ist Eure „Front"; ein zerschossenes Häuschen, hinter welchem die Schienen aufgerissen sind, weil die Züge da Kehrt machen, ihre Ladung an frischen, braungebrannten Männern löschen, um sie nachher, wenn sie aus der Maschine kommen, mit blutigen Gliedern und grünspanüberzogenem Gesicht wieder aufzunehmen.

Als ich, gegen Abend, ausstieg an dieser Kopfstation, saß auf der Erde, gegen das Eisengitter der Perronsperre gelehnt, ein bärtiger Soldat, den rechten Arm in der Binde. Und als er mich blitzeblank vorbeigehen sah, da streichelte er mit der linken Hand zärtlich seine zertrümmerte Rechte, warf mir einen häßlichen, gehässigen Blick ins Gesicht und rief mit gefletschten Zähnen:

„Ja, ja, Herr Leutnant! Hier gibts an Menschensalat!" ....

Sollt ichs vergessen, dieses hämische Grinsen, das den schmerzumzuckten Mund in die Breite zog? Bin ich krank, weil ich das Wort „Front" nicht mehr hören kann, ohne daß mir ein unvermeidliches Echo „Menschensalat" in die Ohren krächzte?

Oder sind doch die andern krank, wenn sie, statt „Menschensalat" zu hören, gierig das feige Gewäsch jener zeitgenössischen Kriegsbarden verschlingen, die wie Weinreisende für die Marke „Weltkrieg" emsig in Reklame machen, weil sie dafür, wie kommandierende Generäle, in Autos umhergondeln dürfen, statt, von einem Gefreiten beherrscht, in lehmigen Gräben dem Tode gegenüber zu liegen.

Gibt es wirklich Menschen aus Fleisch und Blut, die noch eine Zeitung in die Hand nehmen können, ohne daß ihnen der Schaum vor dem Mund stände? Kann man wirklich das Bild von angeschossenen Zweifüßlern, die unter strömendem Regen, auf einer schlammigen Wiese, langsam, stumpfsinnig verbluten, im Gehirn tragen, und doch ruhig die Schurkereien über lückenlosen Samariterdienst, federnde Krankenwagen und nobel tapezierte Schützengräben lesen, mit welchen diese Kerle sich militärfrei dichten?

Menschen kehren heim mit stillen, staunenden Augen, in denen der Tod sich noch spiegelt; gehen scheu, wie Traumwandler, durch funkelnde Straßen. In ihren Ohren hallt noch das tierische Wutgeheul, das sie selbst in den Orkan des Trommelfeuers hineingebrüllt, um nicht bersten zu müssen vor innerer Not. Mit Grauen bepackt, wie ein Maultier, kommen sie an, den erstaunten Blick erstochener, erschlagener Feinde im Gewissen, — und wagen den Mund nicht zu öffnen, da alles ringsum, da Weib und Kind selbst, mit geschwätziger Neugier von Granaten, Gasbomben und Bajonettangriffen drehorgelt. So perlen die Urlaubstage an ihnen ab, und die Rückfahrt in den Tod ist Erlösung von der Scham: ein verkappter Feigling gewesen zu sein unter den Daheimgebliebenen, für die Sterben und Töten Gemeinplätze ohne Schauer geworden.

So mags denn so sein, meine Herren Doktoren! Es ist ehrenvoll, der Tobsucht bezichtigt zu werden diesen Halunken gegenüber, die, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen, die Menschheit so herrlich abgehärtet, das Mitleiden abgeschafft und den Stolz auf fremdes Leid eingebürgert haben, statt, — als einzige Mittler zwischen Not und Macht, — das Gewissen der Welt

zu wecken; statt mit einem Sprachrohr bewaffnet auf den belebtesten Plätzen so lange *„Men-schen-sa-lat!"* zu brüllen, bis allen, deren Väter, Männer, Brüder, Söhne zur Leichenfabrik gezogen, die Haare zu Berge stehen, — und alle Kehlen der Welt *ein* Echo werden!.....

Jetzt, — wenn Sie gerade in der Nähe wären, meine Herren Ärzte, — könnte ich Ihnen meinen Kameraden zeigen, zu leibhaftem Sein ins Zimmer gerufen von den Stichflammen des Hasses gegen Frontberichte und Hinterlandsgleichmut. Ich fühle ihn hinter meinem Rücken stehen; sein Gesicht aber liegt vor mir auf dem weißen Bogen, wie ein matter Wasserdruck, und meine Feder fliegt mit krampfhafter Eile, um wenigstens die Augen, die mich vorwurfsvoll anstarren, mit Buchstaben zu bedecken.

Groß, — auseinanderstrebend, — grauenhaft verzerrt hebt sich sein Antlitz, langsam anschwellend, aus dem Papier, wie das Bild des Erlösers aus dem Schweißtuche der Veronika.

Genau so sahen ihn, an jenem Hochsommermorgen, auch die drei Zeitungsschreiber am Waldrande liegen, und — wandten sich unwillig ab, mit einem fast militärisch exakten „kurz kehrt Euch". *Mir* galt ja ihr Besuch! Ich sollte ihnen Wagen und Pferde leihen, da das Auto, das sie mit Blitzesschnelle durch die Gefahrzone flitzen sollte, mit gebrochener Achse auf der Görzer Straße lag.

Liebenswürdige Herren waren's, in märchenhaft geschwungenen Breaches-Hosen, mit Reisemützen, wie aus einem Sherlok-Holms Film entwendet! Sie wollten Briefe mitnehmen, und Grüße ausrichten, fanden es entzückend bei mir, lachten aus voller Kehle über meine Matratze aus Weidenruten, — und wurden besonders dankbar, als der Wagen bereit stand, ehe das tägliche Bombardement der Italiener einsetzte.

Als sie aus dem Walde fuhren, mußten sie doch wieder an dem Manne vorbei, der mit seinem grausam entstellten Gesicht unbeweglich auf der Wiese kauerte. Aber sie sahen ihn wieder nicht! Wie auf Kommando warfen sie die Köpfe herum, beäugten die Zerstörungen, die ein Fliegerangriff tags vorher angerichtet

hatte, angeregt gestikulierend, als säßen sie bereits hinter den Spiegelscheiben eines Kaffeehauses.

Mein Atem ging kurz, als wäre ich ein ganzes Ende steil bergauf gerannt. Der Platz, auf dem ich stand, kam mir plötzlich fremd und verändert vor. War das noch der gleiche Wald, in den oft krachend die Granaten schlugen, — den die großen Caproniapparate mit weit gespannten Flügeln wie Geier umkreisten, mit Bomben und Pfeilen durchsiebten, während das Abwehrfeuer der Maschinengewehre die Blätter wie Hagel peitschte? Aus *diesem* Walde fuhren drei Menschen gesund, unversehrt, mit fröhlichem Mützenschwenken? ..... Wo war denn die Wand, die uns andere kauernd auszuhalten zwang unter den knickenden Ästen? ..... Gab es da nicht ein Tor, das sich nur vor fahlen, eingefallenen Wangen, fieberglänzenden Augen oder blutigen Gliedern auftat? .....

Glatt rollte der Wagen über die braungestampfte Wiese, und nur das leuchtende Rot Baedekers fehlte, um das Bild einer Vergnügungsreise vollkommen zu machen.

Die fuhren heim!

Zu Frau und Kind vielleicht? .....

Ein schmerzvolles Ziehen und Zerren, als wäre der Blick an die Räder gebunden; — — dann schnellte der Körper, — wie losgerissen, — ins Leere zurück, und ..... und in diesem Augenblicke, da die Seele, gleichsam aufgepflügt vom davonfahrenden Wagen, klaffend und wehrlos war vor Sehnsucht, sprang jäh das Erlebnis mich an! Mit einem furchtbaren Satz, — mit einem einzigen Biß, — fürs ganze restliche Leben, unheilbar!

Ahnungslos ging ich zu dem Verwundeten hin, dem die drei so abweisend den Rücken gekehrt, als gehörte er nicht auch zu dem interessanten Museum für Granattrichter, das sie neugierig durcheilten. Er kauerte neben dem schmutzigen, zerfetzten Fähnchen mit dem roten Kreuz, den Kopf zwischen die hochgezogenen Knie gepreßt und hörte mich nicht. Hinter ihm lag der kreisrunde, kaffeebraune Fleck, der sich, wie eine Manege, aus der immer noch ein wenig grünschimmernden Wiese hob.

Die Verwundeten, die tagtäglich bei Morgengrauen sich an dieser Stelle sammelten, um mit den Wagen, die uns Munition brachten und für den Rückweg Verwundete luden, ins Feldspital gefahren zu werden, — hatten den Flecken aus der Wiese gewetzt wie eine Lieblingsecke auf dem Familiensofa.

Wie viele hatte ich schon so kauern gesehen, zehn, zwölf Stunden lang oft, wenn die Wagen zu früh abgefahren, oder überfüllt waren, oder, — nach heftigen Gefechten, — rückwärts, vor dem Munitionsdepot, Queue gestanden hatten. Fröhliche, mit zerschmetterten Armen oder Beinen, das Kriegswort *„Tausendguldenschuß"* auf den fahlen und doch lachenden Lippen, — neidvoll begafft von Leichtverletzten und den flackernden Augen der Typhuskranken, die alle gerne tausend Gulden und ein Glied dazu geopfert hätten für die gleiche Gewißheit: nicht mehr wiederkehren zu müssen. Wie viele hatte ich sich wälzen, in die Erde beißen sehen vor Schmerz; — wie viele bei strömendem Regen, — halb schon begraben im aufgeweichten Lehm, — stöhnen und wimmern, mit aufgerissenem Leibe die Bora überbrüllen hören! . . . . . .

Doch dieser schien nur leicht am rechten Bein getroffen zu sein. Durch den flüchtigen Verband war das Blut an einer Stelle durchgesickert, und so bot ich ihm, außer Kognak und Zigaretten, auch mein Verbandpäckchen an. Aber er rührte sich nicht. Erst als ich ihm die Hand auf die Schulter legte, hob er den Kopf und: das Gesicht, das er mir zeigte, warf mich zurück, wie ein Faustschlag vor die Brust.

Mund und Nase waren auseinandergegangen; wie überwuchernd krochen sie die rechte Wange hinauf, — die keine Wange mehr war. Ein Stück blaurotes Fleisch blähte sich da, überzogen von einer bis zum Platzen gespannten, von Straffheit hell glänzenden Haut! Eine exotische Frucht eher, als ein Menschenantlitz, war die ganze rechte Seite; während von links, aus fahler, zuckender Traurigkeit, ein banges, wehmütiges Auge zu mir emporblickte.

Wie ein Lasso schlang der jähe Schrecken sich mir um die Kehle!

Was war das? . . . . . Solches Grauen hatte auch diese Wiese, dieser Warteraum zum Jenseits noch nicht gesehen. Selbst die schaurige Erinnerung an einen anderen, der wenige Tage vorher, genau an der gleichen Stelle, in den wie schöpfend zusammengefügten Händen behutsam die eigenen Gedärme gehalten hatte, — versank beim Anblick dieses Januskopfes, der links ganz Frieden, ganz milde Menschlichkeit; — rechts ganz Krieg, ganz verzerrtes, geblähtes Haßgebilde schien.

— Schrapnell? . . . . stammelte ich schüchtern die einleitende Frage.

Die Antwort klang verworren. Nur daß sein rechtes Schienbein ein Dum-dum-geschoß zertrümmert hatte, konnte ich verstehen. Was aber murmelte er, so oft seine Hand bebend zur glühenden Backe griff, immer wieder von einer *Angel?* . . .

Ich konnte ihn nicht verstehen, denn das Erlebte kochte noch so heftig in seinen Adern, daß er wie von gegenwärtigem Geschehen, wie zu einem Augenzeugen zu mir sprach. Sein Bauernsinn faßte es nicht, daß es Menschen geben könne, die von der ungeheuerlichen Not seiner letzten Stunden nichts gesehen und nichts gehört hätten. So stieg, mehr erraten als erzählt, aus kurzen Sätzen, derben Flüchen und gurgelndem Stöhnen allmählich sein Schicksal.

Eine Nacht lang war er, nach abgeschlagenem Angriff auf den feindlichen Graben, mit seinem zerschmetterten Bein ohnmächtig vor dem eigenen Drahtverhau gelegen. Bei Morgengrauen dann warfen sie die Angel nach ihm. Die Angel, aus Eisenhaken und Seil konstruiert, um die Leichen von Freund und Feind in den Graben zu ziehen und verscharren zu können, ehe die Görzer Sonne ihre Arbeit begann. Mit diesem Haken, in hundert Leichen getaucht, hatte ihm ein Tölpel, — Gott verdamm ihn! — die Wange aufgerissen, ehe einer geübteren Hand der Fischzug gelang. Und nun wollte er, — gehorsamst bittend — bald ins Spital gebracht werden, denn es war ihm bange um — sein Bein, und vor einem Bettlerdasein als Krüppel.

Ich lief davon, wie gejagt in weiten Sätzen über Steine und

Wurzeln hüpfend, quer durch den Wald, zur nächsten Kolonne. Umsonst! Im ganzen Walde war kein einziges Fuhrwerk aufzutreiben. Und ich hatte meinen letzten Wagen den drei Kerlen gegeben!...

Warum hatte ich sie nicht aufgefordert, den einzigen Verwundeten, der auf der Wiese lag, mitzunehmen und im Vorbeifahren abzuliefern beim Feldspital? Warum hatten die drei nicht von selbst daran gedacht, ihre Menschenpflicht zu tun? Warum?!...

Mein Fäuste ballten sich in ohnmächtiger Wut und ich ertappte mich bei einem Griff nach der Revolvertasche, als könnte ich jene Fröhlichen noch von ihrem Wagen schießen!

Atemlos, durchglüht vom langen Lauf, torkelte ich mit zitternden Knien den Weg zurück; geknickt, als schleppte ich auf den Schultern das zentnerschwere Bild von Menschen, die sportsmäßig auf Menschenaas angeln. Ein merkwürdiges, seit Jahrzehnten vergessenes Würgen und Kratzen stieg mir in die Kehle, als ich, — zu meinem Lagerplatz zurückgekehrt, — dem leisen Wimmern des Hilflosen lauschen mußte.

Er war nun nicht mehr allein. Ein Häuflein von Leichtverwundeten hatte sich, — während meiner Abwesenheit, — zu ihm gesellt. Ich sah sie, — zwischen den Baumstämmen hindurchspähend, — im Kreise auf der Wiese hocken, während der Geangelte, von rasenden Schmerzen gepeinigt, das kranke Bein in der Hand, umherhüpfte, den Kopf von einer Schulter auf die andere werfend.

Gegen Mittag schickte ich meine Unteroffiziere auf die Suche, versprach ihnen fürstliche Belohnung für einen Wagen und lief, mit der Kognakflasche unter dem Arm, wieder auf die Wiese hinaus.

Jetzt tanzte er nicht mehr. Mitten im Kreise der andern lag er auf den Knien, den Leib vornüber gebeugt, und rollte den Kopf, wie einen fremden Gegenstand, hin und her auf der Erde. Als er plötzlich wieder hochschnellte, mit einem Wutgeheul, ging selbst durch die Reihe der Verwundeten, die

versunken ins eigene Leid gleichgültig dagesessen waren, ein erschrockenes Murmeln.

Das war nichts Menschliches mehr!... Die Haut, unfähig sich weiter zu dehnen, war geplatzt. Wie die Strahlen auf einem Kompaß liefen die breiten Spalten auseinander und in der Mitte quoll glühend das rote Fleisch hervor.

Und er schrie! ... Er hämmerte mit der Faust auf den riesigen, rötlich-blauen Klumpen los, bis er unter den Schlägen der eigenen Hand wehklagend wieder in die Knie fiel.

Es war schon finster als man ihn — endlich! auf einen Wagen lud.

Und als langsam der Nachtnebel sein Gewebe durch den Wald zog und ich, in einen Berg von Decken gewickelt, als einziger noch wach lag im Gedränge der schwarzen Stämme, die zusammenrückten in der Finsternis; — da war er wieder zurück, stand starr aufgerichtet im Mondlicht, und seine zermarterte, kürbisgroße Wange hob sich blauleuchtend aus dem schwarzen Schatten der Bäume. Wie ein Irrlicht flammte sie bald da, bald dort, — Nacht für Nacht, — leuchtete in jeden Traum hinein, daß ich die Augenlider mit den Fingern auseinanderspreizte, — bis mein Körper nach zehn grauenvollen Nächten zusammenbrach und als ein heulender, zuckender Haufen eingeliefert wurde in das gleiche Feldspital, in welchem Er seinem verpesteten Blute erlegen war.

Und nun bin ich toll! Schwarz auf weiß steht es auf der Kopftafel meines Bettes zu lesen. Man klopft mich besänftigend ab, wie ein scheues Pferd, wenn ich aufbegehre und hinausverlange aus diesem Hause, das die anderen einfangen sollte.

Aber die anderen sind frei! Aus meinem Fenster sehe ich über die Gartenmauer auf die Straße hinab, und sehe sie eilen, die Hüte lüften, sich die Hände schütteln, sich zusammenrotten vor dem Tagesbericht. Ich sehe Frauen und Mädchen, kokett geputzt, stolz leuchtend neben Männern trippeln, die ein Kreuz auf der Brust als Mörder zeichnet. Ich sehe Witwen, in wallenden Schleiern, immer noch geduldig; sehe junge

Burschen mit Blumen auf dem Helm aufbruchbereit. Keiner muckt auf! Keiner sieht in finsteren Ecken zerschundene, zerfetzte, geangelte Menschen lauern, mit aufgerissenem Leib, oder blauleuchtender Wange!

Sie laufen unter meinem Fenster vorbei, gestikulierend, begeistert; — weil die Worte der Begeisterung täglich frisch geprägt aus der Münze kommen und jeder einzelne sich geborgen und von Zustimmung umrauscht fühlt, wenn sie ihm hell von den Lippen klingen. Ich weiß, daß sie schweigen, auch wenn sie sprechen, schreien, aufheulen möchten; daß sie auf „Drückeberger" pirschen und kein Schimpfwort haben für jene tausendmal ärgeren Feiglinge die, von keinem Schlagworte berauscht, die ganze Sinnlosigkeit dieses Hinmordens von Millionen klar erkannt im Bewußtsein tragen, und dennoch den Mund nicht auftun aus Angst vor einem Verweis der Gedankenlosen.

Ich sehe, von meinem Fenster aus, den ganzen Erdball wie einen toll gewordenen Kreisel tanzen, von stolzen Herren in schlauer Berechnung, von feilen Dienern in schleichender Ergebenheit gepeitscht.

Ich sehe die ganze Meute! Die Schreier, die zu hohl und zu träge, um das eigene Ich zu formen, sich blähen wollen im gleißenden Lob, das ihrer Herde gilt. Die Schurken, die von der Menge geschirmt, getragen, genährt, scheinheilig zu einem selbsterdachten Popanz emporblicken und ihn Millionen Braven ins Gewissen hämmern, bis die Masse geschmiedet ist, die nicht Herz noch Hirn, nur Wut und blinden Glauben noch hat. Ich sehe das ganze Spiel, das in Blut und Schmerzen weiter rast, und sehe die Zuschauer gleichgültig vorbeiwandern und heiße ein Narr, wenn ich das Fenster aufreiße, um hinunterzuschreien, daß die Kinder, die sie getragen und gehegt, — die Männer, die sie geliebt haben, mit angstvoll rückwärts gewandten Augen wie Vieh geschlachtet, wie Wild gejagt werden!

Diese Narren da unten, die für respektsvolle Kondolenzbesuche, anerkennenden Augenaufschlag, Glanz und Wärme

ihres Lebens opfern, — ihr Fleisch und Blut in den Stacheldraht werfen, — als Aas auf dem Felde faulen und *angeln* lassen, ohne anderen Trost, als den: dem „Feinde" das gleiche angetan zu haben, — diese Narren bleiben frei und dürfen mit ihrer armseligen Eitelkeit und lästerlichen Geduld täglich neue Hekatomben vor die Kanonen hinausschieben! Ich aber muß ohnmächtig hier sitzen, — allein mit dem unerbittlichen Kameraden, den mir mein Gewissen täglich neu gebärt!

Ich stehe am Fenster — und zwischen mir und der Straße liegen hochgeschichtet die Leiber der vielen, die ich bluten gesehen. Machtlos stehe ich da, — denn der Revolver, den man mir gegeben, damit ich heimwehgeplagte arme Teufel, die eisernes Muß in andersfarbige Uniformen gesteckt, über den Haufen knalle, — wurde mir hier abgenommen, aus Angst, ich könnte einige Massenmörder aufstöbern in ihrer Sicherheit und, als warnendes Exempel, zu ihren Opfern schicken.

So muß ich hier harren, als Seher über den Blinden, — hinter meinen Gitterstäben, und kann nichts weiter tun, als diese Blätter dem Winde übergeben, — Tag für Tag von neuem niederschreiben und immer wieder hinausstreuen auf die Straße.

Unermüdlich will ich schreiben. Die ganze Welt übersäen! Bis in allen Herzen der Samen aufgeht, bis in allen Schlafstuben — gespenstisch blau — ein lieber Toter seine Wunden zeigt; und endlich, — endlich, als herrliches Erlösungslied der Welt, der millionenstimmige Wutschrei: *„Men-schen-sa-lat!"* unter meinem Fenster erklingt.

Marcel Martinet:

POÈTES D'ALLEMAGNE, O FRÈRES INCONNUS . . .

Aus einem Gedichtband „Les Temps maudits", der soeben im Verlag der Zeitschrift „Demain" in Genf (Rue Merle d'Aubigné 11) erschienen ist.

Poètes d'Allemagne, frères inconnus,

Vous, dans les rangs,
Le long des plaines ravagées,
Sur les routes sans fin
Avec la multitude des compagnons mornes,
Avec le traînard fatigué, injurié et sombre,

Dans les forêts aveugles,
Dans les gorges des monts
Epiant, ne songeant qu'à vos vies menacées,

Dans la boue des tranchées
Couchés dans l'urine et le sang,
Regardant pourrir des cadavres
Abandonnés à vingt-cinq mètres
Depuis des jours, des jours, des jours,
N'écoutant que la mort,

Vous dans les rangs,
O solitaires,
Et là-bas, là-bas, dans ces forêts
Où vos pauvres pas n'iront jamais,
Le long de ces routes qui vont et vont,
Et dont vous n'aurez jamais les noms,

Sous les feuilles mortes, séchées, pourries
Que le vent d'octobre entasse aux fossés,
Pourris dans leurs lits de feuilles rougies,
Les cadavres froids de vos bien-aimés.
Avec les autres souffrant, mourant,
Tuant avec ceux qui tuaient,

Es devant vous, vous regardiez, amis perdus,
Les nuits glisser sur les campagnes,
L'aube amère pâlir sur les bois inconnus,
Et vers ceux qui avaient vécu dans ces campagnes
Vos cœurs songeaient, songeant à vos pays perdus;

Vous vous remémoriez vos jours dans la patrie,
L'amour et l'amitié, tant de bonheurs perdus,
Es vous dénombriez, plongeant dans la tuerie.
Les corps suppliciés des amis inconnus . . .

— Et vous, et vous, dans d'obscures retraites
Ensevelis, glacés dans vos vies coutumières,
Vous tels qu'ici je fus,
Vous les plus solitaires,
Interrogeant l'horizon sourd,
(O nos calmes vies solitaires
Nos vies pleines de sang, de larmes et de râles)
Vous prisonniers d'un corps débile,
Et votre âme, ses ailes broyées, clouées,
Ne sachant plus l'essor et ne vous portant plus,
— Pourtant vos yeux voyaient.

Vous tous, vos yeux voyaient, vous n'avez pu vous taire,
Et vous avez pleuré sur nos morts et les vôtres,
Et vous avez crié vers tant d'amour perdu,
Poètes d'Allemagne, ô frères inconnus,
Vous tous, ô jeunes gens réprouvés, solitaires,
Raidis d'horreur,
Muets, mais votre cœur bondissant et hurlant,
(Et devant vous marchait la révolte pensive

Et vos yeux la voyaient se pencher sur les morts)
Vous tous, ayant besoin de vous enfuir de ce silence immense,
Ayant besoin sur vos visages
Du crachat des fous et des lâches,
Ayant besoin de témoigner enfin pour l'homme,
Jeunes gens inconnus, poètes d'Allemagne,
Vous n'avez pu vous taire.

*

Alors les docteurs graves,
Les vôtres et les nôtres,
Médaillés, diplômés, tout chargés de reliques,
Alors les docteurs graves ont doctement prêché.

Jeunes hommes d'Allemagne,
Vous qui aviez des yeux vivants,
Des yeux qui regardaient le monde,
Le soleil qui se lève et l'heure de midi,
Les sources et les monts, les forêts et la mer,
Et le soldat blessé tombant sur les genoux,
Et les petits enfants qui jouent,

Jeunes hommes d'Allemagne,
A l'heure où vous parliez par dessus la mêlée
Et contre le mensonge payé et triomphant,
A l'heure où vous parliez pour la grandeur de l'homme
Et pour son fier destin,

Alors les docteurs graves
Ont doctement prêché;

Ce sang qui sous leurs semelles
N'était pas encor figé,
Ils ne sentaient pas leurs pieds
Qui pataugeaient dans ce sang,
Mais ce sang ils le flairaient
Et leurs vieux cœurs desséchés
Humant la rouge rosée
Et s'en ragaillardissant,

Dans leur bons fauteuils dorés,
Belliqueux et satisfaits,
Les docteurs ont péroré,
Vos Germains et nos Français.

Ils disaient, les vieux hommes:
„N'écoutez pas ces jeunes gens.
Traîtres à la cause sacrée
Des morts et des agonisants,
Ce sont des sots, des fous, des lâches,
Ils ne respectent pas les honneurs qu'on nous rend,
Et qui sont-ils? Des inconnus.
Nous, nos livres se vendent,
Nous sommes le pays,
La gloire du pays, la conscience du monde;
Nous avons vécu, nous; nous connaissons la vie,
Nous sommes sages.

N'écoutez pas ces inconnus. Tuez, mourez.
Le sang de la jeunesse est beau à voir répandre
Et le sang et les pleurs sont pour les nations
Un baume généreux qui rajeunit leur âme.
Tuez, mourez. N'écoutez pas ces lâches."

*

Inconnus, oui, inconnus.
Et les graves docteurs d'ici, frères des vôtres,
Répétaient avec eux: „Ce sont des inconnus,
Quelques lâches rêveurs, des naïfs, des complices,
Ils ne sont rien,
Ceux qui comptent, ce sont les autres,
Ceux là-bas prêchant comme nous."

Inconnus, oui, inconnus
Vous l'êtes, nous le sommes,
Il convient en ces jours maudits
Que nous soyons les inconnus,

Réprouvés du monde présent,
Réprouvés par sa boue sanglante,
Même inconnus les uns des autres,
Qu'importe? Nous nous trouverons,
Nous, fidèles des prochains jours,
Mais aujourd'hui, oui inconnus.

Compagnons inconnus,
J'ignore vos noms, vos visages,
Mais je connais vos cœurs;
Je vous appelle, ô mes amis des prochains jours.

Vos vies, où sont vos vies? Mais je connais vos cœurs;
La vieille iniquité et la vieille misère
Encadrant votre seuil de leurs ombres mêlées,
Je les connais;
Les hommes qui ont faim et les femmes qui pleurent,
Mes pas comme vos pas ont trébuché sur eux,
Je vous appelle, ô mes amis.

L'heure qui sonne est pleine de sang;
(Nous avions travaillé pour d'autres heures)
Nous avions mal travaillé, ô mes amis, nous dormions,
Que cette heure de glas soit une heure d'éveil,
Réveillons-nous, ô mes amis, je vous appelle,
Nous aurons besoin de tout notre amour,
Je vous appelle, ô mes amis des prochains jours,
Voix de France et voix d'Allemagne,
Toute révolte et tout amour.

*

La terre des tombeaux est toute fraîche encore:
Quand même elle sera depuis longtemps séchée,
Ceux qu'elle tient pour nous ne seront pas des morts,
Leur âme vengeresse en nous vivra cachée.
Ils sont morts, ils sont morts, nos amis et nos frères,
Tués, martyrisés, et loin de leurs amours:

Ils ne goûteront point près de ceux qu'ils aimèrent
Les joies et les espoirs de leurs destins trop courts.

Et nous tout nourris d'eux nous ne les verrons plus,
Mais pleins du vieux besoin que leurs cœurs nous répondent,
Nous redirions en vain leurs noms d'amis perdus,
Nos voix se heurteraient au silence des tombes.

Et l'esprit blasphémant les amitiés brisées,
Nous forgerons des mots pour nous consoler d'eux,
Nous oublierions l'horreur des chairs décomposées
Et quel beau sang baignait les jeunes corps joyeux,

Et leur mort serait bonne, et nous qui savons bien
Ce qu'ils ont pris de nous en nous prenant leurs vies,
Nous jetterions sur eux le chant des Pharisiens;
— Heureux ceux qui sont morts pour sauver leur patrie!

Non. Penchés sur leur vie, penchés sur leurs tombeaux,
Notre deuil, nos regrets veilleront dans cette ombre,
Et pour mieux l'écouter étouffant nos sanglots
Nous l'entendrons enfin ce silence des tombes;

Déjà groupés autour des amis disparus,
L'appel impérieux lancé par leurs voix mortes,
Nous le reconnaissons, ô frères inconnus,
Leur monotone appel d'amour et de révolte;

Jeunes gens d'Allemagne, il nous entraîne ensemble,
Avec votre douleur leur conseil est vivant,
Et défiant la mort qui dispersa leurs cendres,
C'est l'ordre de nos morts qui nous jette en avant:

— En avant dans la vie, que votre vie nous venge!
En avant, en avant par delà nos tombeaux!
— Nous la réentendons, la parole de Gœthe,
Mais avec un accent plus sombre et plus amer;
C'est un cri de révolte, et c'est un cri d'amour
Qui sortant aujourd'hui de voix déjà glacées,
N'en est que plus ardent à nous brûler le cœur.

GLOSSEN

Geburt des Menschen.

„Militärische Notwendigkeiten" sind die gleiche Verruchtheit, wie die kirchlichen Notwendigkeiten, auf die sich die Inquisition, wie die kolonisatorischen Notwendigkeiten, auf die sich der Sklavenhandel berief, wie die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, die der imperialistische Kapitalismus für seine Zwecke mobilmacht, und die vielen andern Notwendigkeiten, deren Erfinder und Nutznießer als romantische Gespenster auf dem Massengrab ihrer Opfer thronen: die *eine* große jahrtausendalte Blutpresse des Kannibalismus.

Aber diesmal ist die Fläche, auf die sie drückt, zu groß. Man hört ihr Krachen von einem Ende der Welt zum andern. Die wirklich große Revolution ist da. Das Wort hat einen neuen Sinn. Es geht nicht mehr um den Besitzwechsel der Macht. Es ist nicht mehr der Sklave, der seine Fußketten abreißt, um damit seine Wächter totzuschlagen, nicht mehr der Bürger, der hinaufwill — der Mensch befreit sich, der Mensch erhebt sich, er will endlich aufrecht sein unter Sonne und Sternen, endlich auf zwei Beinen gehn über seine Erde, endlich menschliche Gesichter, seinesgleichen unter Wolken und Bäumen, um sich sehn, statt im Truglicht künstlicher Feuerwerke die blutrünstigen oder sentimentalen Fratzen von Götzendienern.

Kerenski.

In der wütigsten Verwirrung der Straßenkämpfe in Petersburg sprach Kerenski: „Ich will nicht der Marat der russischen Revolution sein." Eine Revolution, die sich nicht rächt — dies ward noch nicht gesehen. In den Proklamationen der Großen Revolution, die im Osten begonnen hat, rührt sich die starke Herzensmusik der Bergpredigt wie ein Kind im Mutterleib.

Die Kirschbäume.

Ein Franzose, mit dem man von Völkerversöhnung sprach, sagte: „Vielleicht wenn an der Somme die Kirschbäume wieder blühen."

Mitleid.

„Berlin, 26. Mai. (W. T. B.)

Anläßlich des Brandes der ungarischen Stadt Gyöngyös hat zwischen den Herrschern Deutschlands und Österreich-Ungarns folgender Telegrammwechsel stattgefunden.

Erhalte soeben die traurigen Nachrichten von dem großen Brandunglück, das Deine ungarische Stadt Gyöngyös heimgesucht hat. Ich beeile mich, Dir und den armen Opfern dieser Kata-

strophe mein herzlichstes Mitgefühl auszusprechen und bitte Dich, überzeugt zu sein, daß mit mir ganz Deutschland an dem Unglück unserer ungarischen Bundesbrüder wärmsten Anteil nimmt.

Wilhelm.

Empfange meinen innigsten Dank für die warmen Worte der Teilnahme, die Du anläßlich des verheerenden Brandes, bei dem die blühende Stadt Gyöngyös zum Opfer fiel, an mich zu richten die Güte hattest. Das Mitgefühl des deutschen Volkes und seines erlauchten Herrschers wird den durch die Katastrophe Heimgesuchten zum Troste gedeihen, und erblicke ich in dieser herzlichen Anteilnahme ein neues Zeichen der treuen Freundschaft, die uns und unsere Völker verbindet.

Karl."

Klimax.

„Die Pariser Blätter berichten aus London von folgendem bezeichnendem Zwischenfall. Auf dem Bankett im Savoy-Hotel zu Ehren des „Empire-Day" brachte Lord Beresford einen Trinkspruch aus. Mitten in der Rede ergriff er plötzlich seinen Teller, hielt ihn in die Höhe und zeigte seinen Zuhörern eine deutsche Fabrikmarke auf der Rückseite. Auf diesem in Deutschland fabrizierten Teller muß ich, schrie Lord Beresford, am „Empire-Day" essen? Mit einem Ruck schleuderte er den Teller gegen die Wand. Alle Gäste ahmten das Beispiel des Lords nach und schleuderten die Teller an die Wand, so daß das Parkett bald mit Scherben bedeckt war."

Die Zauberflöte.

Die größte sittliche Erhebung seit Kriegsausbruch durch Gesprochenes oder Gedrucktes verdanke ich der Rede, die Fritz Adler vor seinen Richtern in Wien gehalten hat. Dieser schlichte Mensch, der den Mut fand, sein eigener Held zu sein, steht am Anfang der neuen Zeit. Er sprach an seinem offenen Grab stark und gerade und wie übergossen von innerster Heiterkeit. Er war liebenswürdig zu seinen Richtern, er salutierte den Gegner. Er zeigte in jedem das Merkmal großer Naturen: den fanatischen Willen zur ganzen Gerechtigkeit — die einzige Art Fanatismus, die weder dumm, noch hysterisch ist. Auf solcher Höhe steht seine Gestalt, in gebeugter Haltung, ein wenig linkisch, mit einem gütigen Lächeln, wie ein Denkmal. In der Wiener „Zeit" las ich:

„Unmittelbar vor der Urteilsverkündung spielte sich eine kleine, aber bemerkenswerte Episode ab. Der Gerichtshof hatte eben seine Beratung beendet und schickte sich an, wieder den Verhandlungssaal zu betreten, um das Urteil zu verkünden. In diesem Augenblick erhebt sich der Angeklagte von seiner Bank, richtet sich hoch auf und winkt lebhaft und freudig lächelnd nach dem Hintergrund des Auditoriums. Dort, etwa in der zehnten Reihe, sitzt der Vater des Angeklagten, der Abg. Dr. Viktor Adler. Er bemerkt die Bewegung des Sohnes. Sofort erhebt auch er sich und erwidert kopfnickend und winkend diesen Gruß. Zwei Sekunden später beginnt der Präsident mit der Kundmachung des Erkenntnisses, durch das

Friedrich Adler zum Tode verurteilt wird."

Daran mußte ich am Abend in der „Zauberflöte" plötzlich denken, als Tamino und Pamina ihren Rundgang durch die Feuer- und Wasserprobe machten. In der über dem Abgrund schwebenden Heiterkeit dieser Musik spiegelte sich mir Fritz Adlers Gesicht. *R. S.*

---

*Die Entstehungsgeschichte eines Buches.**)

§ 1. Die auf Deutschland gerichtete Tendenz.

Äusserer Anlaß für dieses Buch wurde der in den ersten Tagen des Oktober von 93 Vertretern deutscher Wissenschaft und Kunst veröffentlichte Aufruf an die Kulturwelt, dessen unerfreuliche Wirkung von jedem Unbefangenen leicht vorausgesagt werden konnte.

Obgleich heute wohl jedermann uns Unbefangenen von damals recht gibt, werden es dennoch manche unrichtig finden, gerade einen deutschen Aufruf zum Anlaß zu nehmen, da es doch genug tadelnswerte Aufrufe des Auslandes gäbe. Jedoch war dieser deutsche Aufruf tatsächlich nun einmal der Anlaß, dann aber sei hier gleich von vornherein hervorgehoben, daß das folgende Buch hauptsächlich für Deutsche geschrieben ist und daher überall dort, wo es überhaupt auf Einzelerscheinungen eingeht, auch im wesentlichen nur deutsche Verhältnisse berücksichtigt. Denn abgesehen davon, dass man sich aus den nur bruchstückweise übermittelten Auszügen der fremden Presse doch nur ein schlechtes Bild von der Stimmung des Auslandes macht, kann die wünschenswerte innerliche Unabhängigkeit nur dadurch gewonnen werden, daß wir nicht danach fragen, ob auch extra muros gesündigt werde, sondern uns bemühen, ne peccetur intra muros. Mehr als je hat heute jedermann und jedes Volk seinen Teil der Schuld auf sich zu nehmen. Und sollte selbst irgendeine Kundgebung fremder gelehrter Körperschaften bedauerlicher sein, als dieser temperamentvolle Aufruf, der aus der Angst der damaligen Zeit heraus verständlich erscheint, so haben doch gerade diejenigen, denen eine deutsch-nationale Kultur am Herzen liegt, an den Kundgebungen des Auslandes nur ein sekundäres Interesse, denn verantwortlich ist eben Deutschland nur für s e i n e Handlungen und s e i n e Worte.

Diese vorläufige prinzipielle Bemerkung ist notwendig. Denn der Umstand, daß hier und im folgenden hauptsächlich Deutschland als Beispiel für die Schädigung durch den Krieg herangezogen ist, könnte sonst den Anschein erwecken, als ob dieses Buch denen unbedingt recht gäbe, welche im deutschen Volke die weitaus schlimmste Barbarei sehen.

Noch eins kommt hinzu. Jedes Volk der Welt kann und soll sogar hoffen, an seiner Art und seinem Wesen werde noch einmal die ganze Welt genesen. Denn solche Hoffnung ist

*) Aus dem soeben erschienenen Buch «Die Biologie des Krieges» von Prof. F. G. Nicolai.

der stärkste Antrieb nach vorwärts. Wenn Deutschland aber solches erhofft, so muß es doppelt sorgsam darüber wachen, daß der alte deutsche Idealismus wieder zum Leben erweckt und rein und lauter erhalten werde.

Volk, o deutsches Volk, die müssen
am gröbsten dich schelten,
Die dich in Herzens Grund immer
am meisten geliebt.*)

Weil nun dieser Aufruf geeignet war, unsere ruhmvolle Vergangenheit scheinbar Lügen zu strafen, muß er jeden Freund seines Vaterlandes und der Menschheit — zwei Ausdrücke, die sich nicht widersprechen dürfen — zum Protest veranlassen.**)

§ 2 enthält den bekannten Aufruf, der von 93 deutschen „Intellektuellen" unterzeichnet war.

In Summa also von 93 teilweise sehr bekannten deutschen Männern. Darunter befinden sich 15 Naturwissenschaftler. Wenn diese Zahl gegenüber den 78 anderen (die sich aus 35 Kunstbeflissenen, 16 Ethikern, 20 Geisteswissenschaftlern und 7 Ärzten rekrutieren) auch nicht gerade groß ist, so sind doch gerade unter ihnen fast alle deutschen Weltberühmtheiten vertreten. Und doch hätte einen Naturwissenschaftler zum mindesten die Form des Aufrufs erschrecken müssen, selbst wenn er seine Tendenz billigte. Es mag dahingestellt bleiben, ob es gerecht ist, die Lügen der ausländischen Presse zurückzuweisen, ohne die Tatarenmeldungen deutscher Zeitungen zu erwähnen, obgleich doch damals schon alle Welt wußte, wie gering z. B. die Ausbeute der zur Feststellung belgischer Greueltaten entsandten deutschen Kommission war. Man konnte sagen, daß solcher Zusatz nicht Sache der Unterzeichner war, wennschon gerade der Hinweis darauf, daß man die über feindliche Truppen verbreiteten Schauergeschichten nicht glaube, einige damals bereits erschienene Aufrufe ausländischer Intellektueller sympathisch erscheinen ließ.

§ 3. Deutsche Wahrheit jetzt und einst.

Aber dieser Aufruf enthält sechsmal die Protestworte: es ist nicht wahr. Nun gehören aber fünf von den sechs Punkten ganz unzweifelhaft nicht vor das Forum der Wahrheit. Ob jemand etwas verschuldet hat oder nicht (Punkt 1), ob er freventlich oder gezwungen handelt (Punkt 2),

*) Th. Fischer (1867) Epigramme aus Baden-Baden, Stuttgart bei Grüninger: Haß und Liebe, S. 33.

**) Zur Steuer der Wahrheit muß konstatiert werden, daß wenigstens ein Teil der Unterzeichner heute diese ihre Kundgebung bedauert, und da die Betreffenden mir dies bereits im Dezember 1914 geschrieben haben, scheint der Rausch, der den Begriff der objektiven Wahrheit so verdunkeln konnte, relativ rasch vorübergegangen zu sein. Erwähnt mag noch werden, daß, als im Juni 1915 dieser Aufruf in der „Aktion" ohne jedes kommentierende Wort abgedruckt wurde, einer der Unterzeichner an die „Aktion" schrieb, er müsse sich solchen Abdruck verbitten, denn jetzt hätte er doch „selbstverständlich" nicht mehr solche Ansichten. „Sie ihm jetzt noch zu imputieren, sei eine Beleidigung." An sich ist ja dieser rasche Stimmungswechsel nur erfreulich. Komisch wirkt es aber doch, dass der Betreffende es als eine Beleidigung betrachtet, wenn man ihn nicht ohne weiteres für ein Chamäleon hält. Vgl. übrigens auch die Erklärungen von Ehrlich und v. Wassermann.

ob er brutal oder schweren Herzens Vergeltung übt (Punkt 4), ob Militarismus und Kultur Gegensätze oder Geschwister sind (Punkt 6) und endlich auch, ob jemand die schlecht definierten, schwankenden Gesetze des Völkerrechts geachtet oder mißachtet hat (Punkt 5), kann niemand mit Bestimmtheit sagen und die Beurteilung hängt im Einzelfalle nur vom Gerechtigkeitsgefühl des Sprechenden ab.

Aus anderem, nicht minder stichhaltigem Grunde erschien auch bei Punkt 3 und 5 (wo positive Angaben darüber gemacht wurden, was in Belgien und was in Ostpreußen geschehen sei) der kategorische Ausspruch „es sei nicht wahr" unangebracht, da man es doch bestenfalls nur „von vertrauenswürdigster" Seite gehört haben kann. Zumal die negative Behauptung, daß „keines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum ohne Not angetastet sei", kann doch niemand guten Gewissens als Wahrheit vertreten.

Natürlich hat jedermann das Recht, Dinge für wahr zu halten, von deren Richtigkeit er aus moralischen Gründen überzeugt ist, nur nicht wenn er als „Vertreter der Wissenschaft" handelt, deren Hauptmerkmal doch wohl ist, als wahr zu beschreiben, wovon man sich in objektivem Verfahren überzeugt hat. Die Anerkennung dieser objektiven Wahrheit dankt unsere Zeit zum Teil deutscher Gründlichkeit, und ihre Desavouierung konnte man daher nicht ohne weiteres als patriotisch anerkennen.

Die drei genannten Kronzeugen (Goethe, Beethoven und Kant) hätten einen solchen Aufruf kaum unterschrieben. Denn alle drei haben gerade im Kriege Objektivität bewahrt.

Goethes Unparteilichkeit, besonders im Freiheitskriege und seine spätere herbe Verurteilung der „Vaterländeley der Deutschen*) ist oft genug gescholten worden, hat er doch einmal unmutig gesagt: „Es können noch ein paar Jahrhunderte vergehen, ehe man von Deutschen sagen kann, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen.**)

Kant hat während des ersten Koalitionskrieges seinen Entwurf zum ewigen Frieden veröffentlicht, in dem er mit bewunderungswürdiger Unabhängigkeit für die von seinem Vaterlande bekämpften Institutionen Frankreichs eintritt. Ganz abgesehen davon, daß der Begründer der kritischen Philosophie nie von Wahrheit gesprochen hätte, wo es sich nur um Meinungen handeln kann.

Beethovens letztes großes Werk endlich (die Neunte) ist eine Hymne auf die allgemeine Menschenverbrüderung, und jene Symphonie, die er selbst für seine bedeutendste hielt (die Dritte), hat er dem Erbfeind Bonaparte gewidmet.***)

Gleich den Unterzeichnern des Aufrufs glaube auch ich, daß der deutsche Gedanke siegen wird, wenn

*) Goethe, z. B. in einem Brief an Zelter vom 24. August 1823.

**) Goethe: Eckermanns Gespräche mit Goethe Donnerstag, den 3. Mai 1827. (Brockhaus, 7. Auflage III. S. 114.)

***) Das streitet damit nicht, daß er die „Widmung an den Konsul" später dem Kaiser gegenüber zurückgenommen hat. Der Kaiser Napoleon erschien ihm als Feind der Menschenverbrüderung.

ihm das Vermächtnis dieses Dreigestirns „ebenso heilig ist wie sein irdischer Besitz", aber ich halte es für keinen Zufall, daß diese drei größten Deutschen über den Streit unter den Nationen anders dachten, als die heutige Generation. Denn trotz Technik, Militär und Handel bleibt doch wohl die dem Deutschen eigentümlichste Tugend die verstehende Gerechtigkeit.

Der Weg zur Höhe für uns Deutsche mag Essen, Potsdam und Hamburg berühren, aber er darf Weimar nicht abseits liegen lassen.

Dieser Aufruf, der alles zu negieren schien, was wir bis dahin von der Wissenschaft an Großem und Schönem geglaubt und erwartet hatten, war von Deutschlands größten Söhnen unterschrieben, Deutschlands heiligste Wahrheitsforscher waren für eine solche Art der Wahrheit eingetreten.

Allerdings konnten sich einige damit entschuldigen — wenn das eine Entschuldigung ist —, daß sie den Aufruf gar nicht gelesen, sondern ihre Unterschrift auf ein Telegramm des bekannten Zentrumsmannes Erzberger quasi blanco gegeben hätten. — Erzberger als Inspirator der deutschen Kultur und Wissenschaft! — Es wäre immerhin wünschenswert, die offenbar sehr merkwürdige Entstehungsgeschichte dieses Aufrufs etwas genauer kennen zu lernen.

§ 4. Aufruf an die Europäer.

Auf alle Fälle war dieser Aufruf erschienen und verbreitet, und wenn der Krieg so umwandelnd auf Männer der Wissenschaft einwirkte, schien es im Interesse der einheitlichen Idee einer augenblicklich zwar zerspalteten Kultur wünschenswert und notwendig, an breitere Massen zu appellieren. Denn wenn die Förderung der Kultur auch nur von einzelnen ausgehen kann — die Erhaltung ihrer Kontinuität wird durch den Standard des Volksempfindens gesichert.

Gemeinsam mit Prof. Albert Einstein und Geheimrat Wilhelm Förster verfaßte ich daher Mitte Oktober 1914 folgenden Aufruf:

„Während Technik und Verkehr uns offensichtlich zur faktischen Anerkennung internationaler Beziehungen und damit zu einer allgemeinen Weltkultur drängen, hat noch nie ein Krieg die kulturelle Gemeinschaftlichkeit des Zusammenarbeitens so intensiv unterbrochen, wie der gegenwärtige. Vielleicht kommt es uns allerdings auch nur deshalb so auffällig zum Bewußtsein, weil eben so zahlreiche gemeinschaftliche Bande vorhanden waren, deren Unterbrechung wir schmerzlich verspüren.

Darf uns also dieser Zustand auch nicht wundernehmen, so wären doch diejenigen, denen jene gemeinsame Weltkultur auch nur im geringsten am Herzen liegt, doppelt verpflichtet, für die Aufrechterhaltung dieser Prinzipien zu kämpfen. Diejenigen aber, bei denen man solche Gesinnung vermuten sollte — also vornehmlich Wissenschaftler und Künstler —, haben bis jetzt fast ausschließlich Dinge gesagt, die vermuten lassen, als ob mit der Unterbrechung der tatsächlichen Beziehungen auch selbst der Wunsch zu deren Fortsetzung geschwunden sei, sie haben aus einer erklärlichen Kampfstimmung heraus

gesprochen, — zum mindesten zum Frieden geredet.

Solche Stimmung ist durch keine nationale Leidenschaft zu entschuldigen, sie ist unwürdig dessen, was bisher alle Welt unter dem Namen der Kultur verstanden hat, und sollte sie Allgemeingut der Gebildeten werden, so wäre das ein Unglück.

Aber nicht nur ein Unglück für die Kultur, sondern — davon sind wir fest überzeugt — ein Unglück dafür, wofür letzten Endes all diese Barbarei entfesselt ist; nämlich für den nationalen Bestand der einzelnen Staaten.

Die Welt ist durch die Technik kleiner geworden, die Staaten der großen Halbinsel Europa erscheinen heute einander so nahe gerückt, wie in alter Zeit die Städte jeder einzelnen kleineren Mittelmeerhalbinsel, und Europa — ja man könnte fast sagen die Welt — stellt bereits durch die mannigfaltigsten Beziehungen eine in den Bedürfnissen und Erlebnissen jedes einzelnen begründete Einheit dar.

Da wäre es doch wohl Pflicht der gebildeten und wohlwollenden Europäer, wenigstens den Versuch zu machen, um zu verhindern, daß Europa infolge seiner mangelhaften Gesamtorganisation dasselbe tragische Geschick erleidet, wie einst Griechenland. Soll auch Europa sich durch Bruderkrieg allmählich erschöpfen und zugrunde gehen?

Denn der heute tobende Kampf wird kaum einen Sieger, sondern wahrscheinlich nur Besiegte zurücklassen. Darum scheint es nicht nur gut, sondern bitter nötig, daß gebildete Männer aller Staaten ihren Einfluß dahin aufbieten, daß — wie auch der heute noch ungewisse Ausgang des Krieges sein mag — die Bedingungen des Friedens nicht die Quelle künftiger Kriege werden, daß vielmehr die Tatsache, daß durch diesen Krieg alle europäischen Verhältnisse in einen gleichsam labilen und plastischen Zustand geraten sind, dazu benutzt werde, um aus Europa eine organische Einheit zu schaffen. — Die technischen und intellektuellen Bedingungen dafür sind gegeben.

In welcher Weise diese Ordnung Europas möglich ist, soll hier nicht erörtert werden. Wir wollen nur grundsätzlich betonen, daß wir fest davon überzeugt sind, daß die Zeit da ist, in der Europa als Einheit auftreten muß, um seinen Boden, seine Bewohner und seine Kultur zu schützen.*)

Wir glauben, daß dieser Wille latent in vielen vorhanden ist, und wir wollen durch gemeinsames Aussprechen dieses Willens bewirken, daß er eine Macht werde.

Zu diesem Zweck erscheint es vorerst notwendig, daß sich alle diejenigen zusammentun, die ein Herz haben für die europäische Kultur,**) die also das sind, was Goethe einmal vorahnend „gute Europäer" genannt hat, denn man darf die Hoffnung

*) Ob man diesen Schutz mit den Waffen der Gewalt ausüben will oder mit denen des Geistes, bleibe dahingestellt. Jedenfalls sollte Europa sich als Einheit fühlen lernen (vgl. hierzu jedoch die späteren Ausführungen im Kapitel über die Auslese durch den Krieg in § 34).

**) Unter europäischer Kultur verstehe ich hier in weiterem Sinne alle jene Bestrebungen der ganzen Erde, die letzten Endes ihren Ursprung in Europa genommen haben.

nicht aufgeben, daß ihr gesammeltes Wort — auch unter dem Klange der Waffen — nicht ganz ungehört verhalle, vor allem, wenn unter diesen „guten Europäern von morgen" alle jene zu finden sind, die bei ihren gebildeten Standesgenossen Ansehen und Autorität genießen.

Aber es ist notwendig, daß die Europäer erst einmal zusammenkommen, und wenn — was wir hoffen — sich genügend Europäer in Europa finden, d.h. Menschen, denen Europa nicht nur ein geographischer Begriff, sondern eine wichtige Herzenssache ist, so wollen wir versuchen, einen solchen Europäerbund zusammenzurufen. — Der soll dann sprechen und entscheiden.

Wir selber wollen hierzu nur anregen und auffordern, und so bitten wir Sie, falls Sie uns Gesinnungsgenosse und gleich uns entschlossen sind, dem europäischen Willen einen möglichst weitreichenden Widerhall zu verschaffen, Ihre Unterschrift zu senden."

Wenn wir bei der privaten Versendung des Aufrufs auch zahlreiche freundliche Beistimmung fanden, so wollten doch die meisten den Aufruf nicht unterzeichnen: dem einen schien der Passus mit Griechenland historisch nicht ganz richtig, ein anderer meinte, ein solcher Aufruf käme zu spät, und ein Dritter, er käme zu früh, wieder ein anderer hielt es für inopportun, wenn sich die Wissenschaft überhaupt in die Händel der Welt mengte, usw.

Es war klar, daß es nicht angängig sein würde, eine größere Anzahl individuell denkender Menschen, auch wenn sie im Grunde dasselbe erstrebten, unter einen Hut zu bringen. Da aber ein solcher kurzer Aufruf nur Wert haben konnte, wenn er getragen wurde von der Autorität anerkannter Namen, so ließen wir den Plan fallen.

§ 5. Persönliches Verantwortlichkeitsgefühl des einzelnen.

Mir aber schien es unter diesen Umständen Pflicht, das, was ich als gutes Recht und strenge Notwendigkeit zu sehen glaubte, nunmehr als ein einzelner zu sagen und zu begründen — so gut ich es eben konnte. Ich zeigte deshalb für das Sommersemester 1915 ein Kolleg über den „Krieg als biologischen Faktor in der Entwicklung der Menschheit" an und begann es auszuarbeiten.

Durch meine Einziehung als Arzt und die dann folgende Versetzung in die Festung Graudenz wurde auch dieser Plan vereitelt, und es blieb mir nichts übrig, als zu versuchen, die Notizen für den mündlichen Vortrag zu einem Buche zusammenzufassen.

Denn ich meine immer noch, gerade während dieses großen Krieges muß ein Friedensbuch geschrieben werden. In dem Bruderkampf Europas muß auch der europäische Gedanke betont werden. Nicht für jene ein wenig aus der Bahn geratenen Gelehrten — die finden sich schon wieder zurecht — aber für die unzähligen anderen Menschen, die jetzt nicht wissen, was sie mit dem Leben anfangen sollen, die innerlich und äußerlich wieder von vorn anfangen müssen, weil ihnen allen viele tief,

wenn auch nicht deutlich, empfundene Ideale zerschlagen sind. Denen wollte ich ein Buch schreiben und ihnen zusichern, daß der Krieg nur eine passagere Erscheinung hier auf Erden ist, die es nicht lohnt, allzu wichtig zu nehmen. Um dieses Ziel zu erreichen, um den guten und gerechten Menschen meine triumphierende Sicherheit zu geben, habe ich gleichsam am Problem des Krieges eine Lebensanschauung zu entwickeln versucht, damit jedermann sich daran festhalten könne und wieder Bescheid wisse.

So entstand dieses Friedensbuch inmitten der kriegerischen Tätigkeit der Festung Graudenz — und die kleine Festung ward Hemmung und Sporn zugleich. Der Mangel an Büchern und das Fernsein von Freunden, die mir auf Gebieten, in denen ich nicht Fachmann bin, hätten raten können, war Hemmung. Immerhin haben sich einige Freunde durch mannigfache Hinweise und tatsächliche Berichtigungen ein wesentliches Verdienst um dieses Buch erworben, wofür ich ihnen auch an dieser Stelle meinen Dank aussprechen möchte. Weiter war es bedauerlich, daß ich einige Zitate, die ich als Grundlage für einen mündlichen Vortrag nur flüchtig skizziert hatte, nicht mehr genauer vergleichen konnte, und doch wäre gerade dieses wichtig gewesen, denn durch die zahlreichen Literaturstellen, die ich zusammenzutragen mich bemüht habe, und von denen ich ihrer überwältigenden Maße wegen nur einen kleinen Bruchteil (im letzten Teile) abdrucken konnte, wollte ich zeigen, daß es keinen wirklich bedeutenden Menschen — aber auch keinen einzigen — jemals gab, der im Krieg etwas Großes und Schönes gesehen hat. Allerdings hätte auch die größte Materialanhäufung solchen negativen Beweis nicht völlig schlüssig gemacht. Immer noch hätte jemand sagen können, die Kriegsbegeisterten seien nur ausgelassen. Aber mag doch irgendeiner der vielen vom Rausch des Tages verführten Intellektuellen den Gegenbeweis zu erbringen versuchen (vgl. im übrigen das 14. Kapitel).

Ansporn aber war immer wieder das Fritz-Reuter-Zimmer in der Festung. Hier, wo der deutsche Patriot jahrelang als Gefangener saß, weil er an Deutschland glaubte, haben inzwischen seine einstigen Kerkermeister aus dem Gefängnis einen Tempel gemacht und damit ein lebendiges Beispiel geschaffen, daß die Reaktion nicht ewig leben kann. Seien wir überzeugt: Dieselben Menschen, die heute noch den Goetheschen Begriff des Europäers als Vaterlandsverrat verschreien, werden ihm in wenigen Jahren huldigen — wie der Nachfolger jenes Kommandanten der Feste Courbière, der einst Reuter bewachte, heute seine Zelle als Museum in Ordnung zu halten hat.

Wie sich unsere Ahnen, ihrer Zeit vorausgreifend, für ein einiges Deutschland begeisterten, so wollen wir für ein einiges Europa kämpfen.

In dieser Hoffnung ist das Buch geschrieben. Wenn es mir gelänge, einige Menschen von der ethischen und naturwissenschaftlichen Berechtigung des Begriffes „Europäer" zu

überzeugen und dadurch einen nächsten Krieg um ein geringes unwahrscheinlicher zu machen, so wäre das ein Lohn für die Arbeit, den ich kaum zu erhoffen wage.

Aber komme es wie es wolle: geschrieben mußte dieses Buch werden.

Graudenz, im Sommer 1915.

Nicolai.

Von kommenden Dingen.

Es wäre wünschenswert, daß Männer, welche die „überintellektuale" Kraft des Glaubens und göttlicher „Prophetie" anstrengen, um auf Erden bessere Ökonomie zu machen, die intellektuale der Logik, insbesondre der auf Sitten anzuwendenden, fleissig kultivierten. Damit hat es aber gute Weile, solange Vernunft, Wissenschaft, Zahl und Mass, Nüchternheit und Beweis vor dem lieben Gott, der Intuition, dem dunklen Glauben des Herzens, der Liebe, der Pathetik und Salbungsfülle die Flucht ergreifen müssen. Das edle Dunkelmannstum beginnt sich mit edler Dreistigkeit wieder allenthalben zu etablieren. Der Fall Rathenau *) trifft nicht von ohngefähr mit dem Fall Scheler zeitlich zusammen. Der gute Glaube solcher Männer ist nicht sowohl zu bezweifeln als anzugreifen und wo möglich zu zerstören.

Gott, Glaube, Liebe, Seele und wie alle diese herrlichen Dinge noch heissen mögen, haben sich der nüchternen Logik zu bedienen, wenn sie sich wirklich äussern wollen. Es darf mit ihnen kein sehnsüchtig dunkler Unfug getrieben werden. Vor allem aber darf Gott nicht *an Stelle* des Gesetzes treten; das Gesetz nur gibt uns Freiheit und Göttlichkeit. Was frommt die allerschönste Gesinnung, wie sie Rathenau zu hegen scheint, wenn sie sich schwärmerisch intuitiv anstatt nüchtern vernünftig äussert? Liebe ist gewiß etwas sehr Schönes: aber, sich selber überlassen, macht sie Dumpf- und Dummheiten. Die allerherrlichsten Gefühle sind gesetzlich zu regieren, wenn sie die Welt regieren sollen.

Die schwärmerische Sittenlehre Rathenaus ist, hundert Jahre nach Kant, ein wahres Muster von philosophischer Unreife. Der Kommunismus z. B., der sich zwar nicht, wie angeblich der marxistische, materiell, aber himmlisch ausholt, zerstört darum nicht minder den echten Begriff des rechtmässigen Eigentums. Es handelt sich in der Ethik in erster Linie um den Einzelnen und erst in Folge dessen um Sozietät. Der Einzelne untersteht *sittlich* keineswegs dem Staat, sondern Einzelner sowohl wie dessen Gesellungsformen unterstehen sittengesetzlich dem guten, dem göttlichen Universalwillen. Rathenau privilegiert den Staat auf Kosten des Einzelnen, indem er diesem z. B. das Erbrecht nimmt. Aber sittlich ist nicht das Opfer des Einzelnen für den Einzelnen oder für eine Gesamtheit aus Einzelnen; sondern die Aufopferung des Einzelnen für die Idee seines eigensten guten Willens, für seine intimste Göttlichkeit, die Unterwerfung

*) Walther Rathenau, Von kommenden Dingen. J. Fischer Verlag 1917.

des relativen, privaten Egoismus unter den ethischen, den göttlichen, das absolute Ich, welches in keiner staatlichen Menschenanordnung besteht, sondern dessen Folge diese ist: Der echte Staat wäre nur das Geschöpf dieses sittlichen Egoismus.

Der Einzelne sowohl wie der Staat soll, sittlicher Weise, nicht als Einzelner, sondern gleichsam als Gott selber, als der beste Wille handeln, egoistisch im wahrhaft individualen, ungebrochnen Sinne, und die Akte seines natürlichen Beliebens und Gelüstens überhaupt keinem Gefühl, auch nicht dem der Liebe, anheimgeben, sondern sie unabhängig von Sympathie und Antipathie, von Vorteil und Nachteil, vom Triebleben unter den reinen guten, göttlichen Willen, das absolute Selbst, unter den strengen Vorsatz stellen, nicht mehr als abhängiger, sondern als unabhängiger Egoist, als die Freiheit selber zu handeln, als der göttliche Sonnenwille, welchem der planetarisch menschliche untersteht, sei dieser ein einzelner oder ein Staat aus Einzelnen. Der göttlich eigne gute Wille hat aber den Staat nur um der Einzelnen willen im Auge; er schädigt keinen Einzelnen schwärmerisch um eines oder vieler Anderer willen; er entrechtet niemanden, enterbt keinen. Er opfert nicht dem Staate, sondern Staat wie Einzelnen der göttlichen Gesinnung. Und nicht erst der Staat, sondern vor allem der Einzelne ist der Abglanz des guten Willens.

Der Staat steht *sittlich* keineswegs über dem Einzelnen; sondern der gute Wille steht über Staat und über Einzelnem. Rathenaus Vergottung des Staates bedeutet eine schwärmerische Vergewaltigung des Einzelnen bis zur Aufhebung fast des Privaten. Diese, und ob auch nur symbolische, Identifikation des Staates mit der selbsteigenen Göttlichkeit, ganz abgesehen noch von der altgläubigen Versetzung Gottes aus dem eigensten Selbste in Himmelshöhen, ist eine sittliche Verirrung; er nennt sie Volksstaat, hätte sie aber in seinem Sinne eigentlich Gottesstaat nennen sollen. Der Staat ist sittlich nicht wertvoller als der Einzelne: die Sittlichkeit ist vor allem individual, nicht sozial — sie bliebe in voller Kraft bestehen, auch wenn es nur *einen* Einzelnen gäbe; die Sittlichkeit liegt in der Beherrschung aller angebornen Naturtriebe durch den freien Willen, der, zu diesem Zwecke, gesetzlich verfährt, z. B. also auch staatlich, damit viele Einzelne sich möglichst reibungslos gesellen können. Die sittliche Überordnung des Staates ist schwärmerisch verstiegen und verdächtigenswert: die Tyrannis verbirgt sich schamhaft und listig im Staate, um ihren Terror scheinbar sittlich auszuüben? Sogar eine Armee hebt, wenn sie sittlich eingerichtet ist, die Freiheit des Einzelnen nicht auf; sie ordnet ihn ein; der Soldat gehört ihr an, ohne ihr zu gehören.

Rathenau ist Monarchist. Wenn feststeht, dass der eigentliche Monarch der gute Wille ist, so wäre es kindlich, sich darüber zu streiten, wie er staatlich repräsentiert werden solle.

Charakteristisch für das Dunkelmannstum Rathenaus ist seine verständnislose Bekämpfung der Kantischen Ethik und Erkenntnistheorie. Der Glaube triumphiert sogar über

die Mathematik, über Euklid: da sehen die Herren „Metageometer" die üblen Folgen ihrer erkenntniskritischen Ahnungslosigkeit. Professor Einstein hat freilich Zeit genug, Kant nicht zu studieren — ja, das Nichtstudium Kants führt leicht zur Weltberühmtheit. Beweglich klagt Rathenau: „Die Tränen des Glaubens vertrocknen am Feuer des mechanistischen Willens." Schön gesagt! Rathenau hat überhaupt, aus seinem Stil zu schließen, eine himmlische Seele. Mit dieser seligen Seele bemüht er sich, Deutschland in den Sattel zu setzen — vermutlich soll dann der Ritt himmelan gehen?

Der Kampf der Liebe gegen das Einmaleins, des Glaubens gegen Wissen und Mechanik, des Instinktes gegen den Intellekt zieht sich durch das Buch hindurch und parfümiert es weihräucherig. Der Stil ist von einer nicht mehr zu übertreffenden, unfreiwillig komischen Ernsthaftigkeit und Würde. Diese gravitätische Feierlichkeit hat noch nichts davon gespürt, daß man an der ernsthaften Humorlosigkeit den Narren erkennt, und daß Gott und Heiligkeit längst zu lachen begonnen haben. In der Tat, gerade der Behandler des ernstesten Themas, z. B. des Lebens, kann gar nicht heiter genug sein.

Religiosität sollte sich, anstatt zu schwärmen, in den „Grenzen der reinen Vernunft" halten und das „kalte" Pflichtideal Kants lieber studieren als wegpredigen. Wir empfehlen Herrn Rathenau (und beiläufig auch seinem Rezensenten Mauthner) die sorgfältigste Lektüre des ersten Denkers der Gegenwart, des wahren Philosophen Ernst Marcus, der von den Zünftlern, wie es sich immer für sie gehört, totgeschwiegen wird.

S. Friedlaender.

Notizen.

Gustav Landauer schreibt mir: „Schlechte Beispiele verderben gute Sitten. Dem Bespiel Wilhelm Bölsches, der bei seinen Erörterungen über das Prinzip der gegenseitigen Hilfe als eines Entwicklungsfaktors es trotz genauer Kenntnis des Sachverhalts geflissentlich vermeidet, Peter Krapotkin zu nennen, folgt nun auch Adolf Koelsch in seinem Aufsatz „Ethik und Biologie" (Aprilheft der Weißen Blätter). Das kann nichts an der Tatsache ändern, daß Peter Krapotkin in seinem wissenschaftlich bedeutsamen Werk, das zuerst in den Jahren 1890 bis 1896 erschienen ist, im Anschluß an den Vortrag des Theologen Prof. Kessler in St. Petersburg, die *gegenseitige Hilfe der Individuen einer und der nämlichen Art* ergänzend neben den *Kampf ums Dasein zwischen Individuen einer und der nämlichen Art* gestellt hat. *Darum* handelt es sich nämlich bei Krapotkin wie bei *Darwin*. Die Erweiterung des Prinzips, wie sie Kammerer und Bölsche vornehmen, auf den Zellverband des Individuums und die Symbiose habe vor ihnen *ich* in meinem Vorwort zur deutschen Übersetzung von Krapotkins „Gegenseitige Hilfe" versucht; sie hat aber mit dem eigentlich

darwinistischen Problem gar nichts zu tun, an dem Adolf Kölsch darum vorbeihaut."

*

Das „Zeit-Echo" erscheint wieder. Im neuen Zeit-Echo-Verlag Benteli A.-G., Bern und Leipzig. Ludwig Rubiner ist der Herausgeber. Damit haben die Aktivisten ihr führendes Blatt. Die Hefte erscheinen alle vierzehn Tage und kosten 50 Pfennig oder 50 Centimes. Die Beiträge des ersten Heftes hat alle Rubiner geschrieben. Sie sind ganz ausgezeichnet. Aus dem Aufruf „Neuer Inhalt":

„Im Moment des Kriegsendes muß die geistige Welt dieser Erde bereit sein. Sprechen wir gar keine großen Worte aus; lassen wir die Schwüre, daß dieser Krieg der letzte sei. Das haben wir den kommenden Generationen als Geburtsgeschenk mitzugeben: die Verneinung, Verlachung, Verachtung, Verunmöglichung des Krieges. Aber dies kann erst eine Folge der ganzen Haltung und das Ziel im kommenden Zeitalter sein.

Für den Moment des Friedensschlusses geht es nicht um die Entschlüsse der Zukunft, sondern um eine ungeheure verödete, ausgesaugte, Schritt für Schritt grauenhaft isolierte Gegenwart. Wir dürfen unsere Aufgabe nicht aufschieben; nicht kleinkrämerisch warten, bis die Verhältnisse im Laufe der Zeiten wieder ins Menschlichere gerollt sind. Hier muß unser Wille stehen. Die Geistigen aller Länder müssen in diesem Moment sichtbar vor dem Auge der Völker sich die Hände reichen. Die Entschlüsse jedes Einzelnen sind längst gefaßt; sie sind einander nicht fremd. Die Schöpfungspläne der Einzelnen für die Zukunft der Welt stimmen alle in den Grundzügen so überein, daß man sagen muß, der geistige Weg für das Wollen der Besten ist schon vorgezeichnet. Es handelt sich also nicht mehr um Diskussionen. Es handelt sich um einfachste, reale Vereinigung der Wollenden.

Und nichts andres ist unsere kleine, harmlose, so bescheidene Zivilisationsaufgabe, als bis zu diesem Moment fest zu bleiben, nicht zu vergessen und nicht vergessen zu lassen. Einer Welt (ihre namenlose Leidenszerbröckelung ist heute nur noch der eigenen, schwerfällig weiterrollenden Trägheit des Willens verschuldet) die Beharrlichkeit, Kontinuierlichkeit und Zuverlässigkeit unseres Willens entgegenzustellen.

Dies alles ist: Den Moment des Kriegsendes geistig vorbereiten.

Aber das ist nicht zu machen, wenn der öffentliche Ausdruck der geistigen Tätigkeit des Menschen so schwindelhaft bleibt, wie wir ihn bisher als Leser gar nicht anders kennen.

Die Themen des Dichters, Schriftstellers, Publizisten — des öffentlichen Menschen — sind die, die uns Kraft geben, für die Zukunft feste zu stehen. Ungefähr so, und wem eines das Herz bedrängt, der soll es laut aussprechen:

Wir dürfen nie wieder vergessen.

Bund der Geistmenschen.

Neuschaffung der Welt aus dem Wissen in Wirklichkeit.

Die neue Wirklichkeit.

Aus der Nationalität zum Erdballmenschen.

Aufruf an die Verzweifelten.

Aufruf an die noch Lebenden.

Aufruf an die Geretteten.

Dreitausend Aufrufe an die Frauen der Erde.

Dreitausend Aufrufe an diese Überhälfte des Menschengeschlechts (in allen Graden).

Die Musiker der neuen Zeit komponieren die *Tuba mirum* des jüngsten Gerichtes, und das *Gloria in excelsis* des Menschen. Die Tänzer tanzen die Tänze *„Gegen den Krieg"*, *„Himmel und Hölle"* und *„Das Schweben des Geistmenschen"*.

Die Maler der Zukunft zeichnen Flugblätter, als Vorbilder zum Leben, so intensiv heutig brennend gedacht, wie die — auch ihrer Zeit nicht kunstgenießerisch, sondern lebendig vorbildlich und zeitungshaft wirkenden! — Holzschnitte Dürers und seiner Genossen aus einer damals neuen Religionsepoche, diese Apokalypsen und Marienleben, Erschütterungen und Verantwortlichmachungen für jeden Menschen, dem sie in die Hand fielen. Mit allen Fähigkeiten des neuen Auges hat der Maler heute wiederum Vorbilder in die Öffentlichkeit zu zeichnen. Vorbilder für die Aufpeitschung und die Aufrichtung, in denen kein Stück der Komposition aus Gefälligkeit und Formenspaß gemacht ist, sondern jede Form die Tatsache eines Dinges vertritt, das den Menschen wesentlich ist. Und es gibt hier das große, den Ateliers noch so unbekannte Mittel, das längst allen Völkern bekannt und vertraut ist und auf sie unendlich aktiver wirkt als die empfindungsreichste Spezialität der Kunstsalon-Maler: Dies ist die Malerei der Propaganda für und gegen. Erinnert euch an die Reklame-Prospekte der Geschäftshäuser mit den Zeichnungen „Vor dem Gebrauch — nach dem Gebrauch!" Was dort von Dilettanten entworfen, kindlich ausgeführt schon auf hunderttausend wirkte, wie wird es erst Menschen umschaffen im Antrieb wahrer Fähigkeiten, in der Kraft der Erfindung, schöpferisch.

Heute gilt das ungeheure Werk Giottos als Kunst. Aber zur Zeit, da es geschaffen wurde, war es genußlosestes, erhabenstes, verantwortungsvollstes Vorbild für eine Nachfolge vom Heiligenleben des Franziskus unter allen Menschen, die Augen hatten zu sehen.

Und nun, Dichter und Maler, ihr habt euch zu stellen. Entweder ihr arbeitet für die Rente; dann wundert euch nicht, wenn ihr nächstens noch bei lebendigem Leibe nach Verwesung stinkt. Oder ihr arbeitet für die Menschheit, dann habt ihr Vorbilder zu entwerfen, nach denen Hunderttausende sehnend zielen werden, Vorbilder über euch hinaus, und ihr werdet euch eines Tages mit dem Musiker verbündet sehen, diesem bisher idiotischesten aller Selbstgenußparasiten, der euch seine hohe Messe bringt, unzweifelhaft mit dem ersten Hauptstück unzerbrechlichster Festigkeit: *Et in terra pax;* und der aus den neuen, von euch geformten Menschen seinen Chor aufstellt zur singenden Aufweckung der Gemeinschaft."

Eduard Bernstein:

VÖLKER ZU HAUSE

ERINNERUNGEN

X.*)

VON ENGLANDS SOZIALISTISCHEN INTELLEKTUELLEN

Die sozialistische Bewegung unserer Zeit zieht ihre Kraft vornehmlich aus zwei großen Adern des sozialen Lebens. Die eine ist der Klassenkampf der modernen Lohnarbeiter für ihre materielle, politische und kulturell-soziale Hebung, die andre das auf die soziale Reform gerichtete ideologische Denken. Jede dieser Adern steht mit der andern in einem gewissen Zusammenhang, wird durch sie beeinflußt und wirkt auf sie zurück. Aber dieser Zusammenhang tritt nicht zu allen Zeiten klar in die Erscheinung, wird von den Beteiligten nicht selten verkannt, zeitweilig sogar abgelehnt. Die Ideologen des spekulativen Sozialismus, die Utopisten, standen im 16,, 17., 18., und verschiedentlich selbst noch im 19. Jahrhundert den Klassenkämpfen des aufkommenden Proletariats fremd gegenüber und fühlten sich von deren Rauheit abgestoßen. Die Klassenkämpfer wiederum blickten auf die Ideologen als auf wohlmeinende, aber unpraktische Weltverbesserer herab. Erst das 19. Jahrhundert sieht eine stärkere, den Beteiligten immer mehr zum Bewußtsein kommende gegenseitige Durchdringung, die in der Marx-Engelsschen Lehre vom Verhältnis der materiellen und ideologischen Kräfte in der Geschichte ihre theoretische Begründung findet.

*) Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrgang, das Februar-, März-, Mai-, Juli- und Septemberheft, 3. Jahrgang, das Januar-, Februar-März- und Aprilheft, 4. Jahrgang.

Aber diese Synthese wird nicht sofort praktische Wahrheit. Es bleibt immer noch eine gewisse Trennung. Ideologie und Klassenkampf gehen nicht genau den gleichen Weg, und namentlich ist das Zeitmaß ihrer Bewegung ein verschiedenes. Die Ideologie ist selbst dann geneigt, dem Klassenkampf voranzulaufen und ihm seinen Weg vorzuschreiben, wenn sie sich auf ihn beruft und ihre Ziele von ihm ableitet; und da der Klassenkampf nicht davor geschützt ist, zu intermittieren oder zeitweilig auf tote Geleise zu geraten, so ist sie dabei nicht immer im Unrecht.

Dieses abwechselnde Zusammengehen und sich Trennen, sich Streiten und sich Korrigieren kann man namentlich an der Geschichte des neuzeitlichen Sozialismus in England studieren, der schon große Kämpfe führte und Niederlagen erlitt, als auf dem Festland der Sozialismus noch reine Spekulation war. Blieb doch die große, von 1837 bis 1848 spielende sozialistische Klassenbewegung Englands, die wir als Chartismus kennen, schon bei ihrem Beginn mit der Erinnerung an zwei bedeutsame Niederlagen der Arbeiterschaft belastet, was auf ihren Verlauf und ihre inneren Kämpfe einen größeren Einfluß ausgeübt hat, als es die meisten ahnen, die über sie geschrieben haben. Die Niederlage des Chartismus selbst wiederum, der Ende der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts als politische Partei völlig von der Bühne verschwindet, drückt auf die Arbeiter-Klassenbewegung der folgenden Jahrzehnte und beraubt sie jenes Elementes von selbständiger Ideologie, ohne die jede Bewegung der Gefahr verfällt, sich im Kreise zu drehen und Werkzeug anderer Strebungen zu werden. Dieser Druck auf die geistige Spannkraft der Arbeiterbewegung Englands steigerte sich, als die Internationale Arbeiterassoziation, die ihr einen Augenblick einen Wiederaufschwung bringen zu wollen schien, um 1872—1873 zusammenbrach. Der Klassenidealismus geriet in vollständigen Mißkredit, und die praktische Bewegung verfiel immer mehr dem plattesten Utilitarismus und Opportunismus.

Da brachten die Jahre der Wende vom achten zum neunten

Jahrzehnt des Jahrhunderts ein neues Erstarken der sozialistischen Ideologie. Und zwar nicht lediglich oder auch nur wesentlich in Kreisen der kämpfenden Arbeiterschaft, sondern zunächst in stärkerem Verhältnis bei einem Teil der Intellektuellen aus verschiedenen Schichten des Bürgertums. Was sich damals in England abspielte, erinnert in manchem an die Bewegung der Saintsimonisten in Frankreich zu Ende des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts. Beamte, Gelehrte, Künstler, Literaten, Studierende beiderlei Geschlechts bilden die Mehrheit des Publikums der sozialistischen Vorträge und Diskussionen, und die berühmten Sitzungen der Rue Monsigny, der Rue Taranne und der Rue Taitbout in Paris finden in London ihre Parallelen. Hier derselbe Enthusiasmus, dieselben Spaltungen und dieselbe Befruchtung des öffentlichen Geistes wie dort. Nur mit dem Unterschiede, daß, während der Saintsimonismus zwar den Anstoß zu einer Arbeiterbewegung gegeben hat, die jedoch in kleinbürgerlichen Unternehmungen stecken blieb und als sozialistische Ideologie sich verflüchtigte, so daß von der eigentlichen Schule Saint-Simons zuletzt nur eine Gruppe liberaler Politiker und Schriftsteller übrig blieb, in England die Adepten der neuen Lehre mit einer schon vorhandenen, ziemlich starken und selbstbewußten Arbeiterbewegung zu tun hatten, die sie, um Einfluß auf sie zu gewinnen, mit der eigenen Gedankenwelt zu durchtränken suchten und bis zu einem gewissen Grade auch durchtränkten. Dagegen weist hier wie dort die neue Bewegung eine ansehnliche Zahl von Persönlichkeiten auf, die in bezug auf Begabung und Leistungen weit über den Durchschnitt ihrer Sphäre sich erheben und angesehene Stellungen im öffentlichen Leben ihres Landes einnehmen.

Ich habe in früheren Abschnitten etliche der Träger dieser neuen sozialistischen Bewegung schon genannt. Es wird sich aber rechtfertigen, ihnen und noch einigen andern sozialistischen Intellektuellen, mit denen ich in der einen oder andern Weise zusammengekommen bin, einen besonderen Abschnitt zu widmen. Unter sozialistischen Intellektuellen verstehe ich So-

zialisten, die durch Herkunft oder Lebensstellung den bürgerlichen Klassen angehören und eine mehr oder weniger akademische Bildung genossen haben. Ihre Zahl ist in England, wie schon erwähnt, ziemlich hoch, und so wird man nicht erwarten, daß ich auf alle von ihnen zurückkomme, mit denen mich mein Aufenthalt in London zusammengeführt hat. Ebenso wird man es verstehen, wenn ich mich nicht an die Zeitfolge der Bekanntschaften halte, noch bei der Erwähnung irgendwelche Rangordnung einzuhalten suche. Immerhin soll derjenige englische Sozialist den Anfang machen, der heute wohl am weitesten in der Welt bekannt ist: *George Bernhard Shaw.*

Ich hörte Shaw zum erstenmal in Herbst 1888 in einer Versammlung in Willis's Rooms sprechen, einem eleganten Lokal im Londoner Stadtviertel St. James. Dort hielten Mitglieder der Fabianer Gesellschaft nach einem vorher verabredeten Plan Vorträge über den Sozialismus unter verschiedenen Gesichtspunkten, welche Vorträge dann unter dem Titel „Fabian Essays in Socialism" als Sammelschrift herausgegeben wurden. Obwohl Shaw noch nicht als Dramatiker hervorgetreten war, genoß er doch schon einen ziemlichen Ruf und war als Redner wegen seines kaustischen Witzes sehr beliebt. Er hielt den ersten und den abschließenden jener Vorträge und trug das Seinige dazu bei, die Debatten über die andern Vorträge zu beleben. Jeder Vortrag wurde nämlich sofort einer scharfen Diskussion unterworfen; es gehörte zum guten Ton bei den Fabianern, den Redner, wer er auch sei, „gründlich ins kritische Gebet zu nehmen", und Shaw war darin Meister. Ein Abend, wo er nicht das Wort nahm, galt einem großen Teil der Besucher fast als ein verlorener Abend.

Shaw ist hochgewachsen, rotblond, mit scharfgeschnittenen Zügen. Er spricht mit einer nicht zu kräftigen, aber klaren Stimme, gewöhnlich ohne Pathos, indes doch oft eindrucksvoll und mit ebensoviel Witz wie Sachkenntnis. Sein Fehler ist, daß er zu sehr weiß, man erwartet Paradoxe von ihm, und daher gern mit solchen spielt, so daß der Hörer, der ihn nicht genau kennt, leicht zu dem Glauben kommt, er habe es mit

einem zynischen Spaßmacher zu tun. Aber das ist Shaw ganz und gar nicht. Er ist eine sehr solide Natur und ein gewissenhafter Arbeiter. Seine Aufsätze, zu denen wir selbstverständlich auch die Vorreden zu seinen Schauspielen zu rechnen haben, verraten einen Verfasser, der viel Wissenschaftliches gelesen und es mit Eindringlichkeit gelesen hat. Lange Zeit gehörte er zu den ständigen Besuchern des britischen Museums, wo man ihn oft in Büchern vergraben sehen konnte. Von der vorerwähnten Sammelausgabe der Fabianer, die Shaw besorgte, schreibt Edward R. Pease in seiner kürzlich erschienenen Geschichte der Fabianer Gesellschaft: „Bernard Shaw war der Herausgeber und diejenigen, die mit ihm gearbeitet haben, wissen, daß er seine Redaktionspflichten nicht leicht nimmt. Er korrigiert seine eigenen Schriften ausgiebig und wiederholt, und tut ebensoviel für alles, was er zu besorgen hat. Das hohe literarische Niveau, das die fabianischen Traktate einhalten, ist großenteils das Ergebnis beständiger Prüfung und Verbesserung, die hauptsächlich von Sidney Webb und Bernard Shaw herrühren, wenn auch der so verbesserte Traktat als das Werk eines andern Mitglieds veröffentlicht werden mag.

Daß es ihm mit dem Eintreten für den Sozialismus Ernst ist, hat Shaw durch seine Jahrzehnte währende Betätigung in der Bewegung als Mitwirkender an allen möglichen propagandistischen Arbeiten bewiesen. Er hat sich da für nichts zu gut gehalten und mit gleichgesinnten Freunden den streitenden Gruppen und Sekten gegenüber eine große Weitherzigkeit an den Tag gelegt. Sie verfochten ihre bestimmte Politik, aber sie ließen sich dadurch nicht abhalten, auch als Propagandisten für sozialistische Vereine zu sprechen, die eine andere Politik verfochten, weil ihnen die Bewegung als ein Ganzes höher stand, als die eigene Besonderheit. „Wir hielten uns nicht zu uns", schreibt Shaw darüber, „wir halfen den Arbeiterorganisationen in jeder möglichen Weise, und sie waren recht froh, daß sie uns hatten. Tatsächlich war der Unterschied zwischen uns und ihnen der, daß wir für alle arbeiteten und sie nur für ihre eigenen Vereine." Er setzt dazu in Klammern das Wort

permeation, was daran erinnern soll, daß die Fabianer es als ihre besondere Aufgabe betrachten, nicht eine eigene Partei zu bilden, sondern die bestehenden Parteien und politischen Vereine Englands soviel als möglich mit dem Sozialismus zu durchdringen, wie sie diesen verstanden. Sie wollten, wie es in einer ihrer Veröffentlichungen heißt, die Jesuiten des Sozialismus sein. „Der wahre Grund", heißt es bei Shaw weiter, „weshalb wir uns für Erörterung und Studium absonderten, war der, daß die Arbeiter nicht Schritt mit uns halten konnten oder unsere sozialen Gewohnheiten nicht ertrugen." Die Fabianer gehörten zum größten Teil nach Abstammung oder Lebensstellung den bürgerlichen Klassen an, und da sie außerdem am überlieferten Sozialismus, insbesondere den Lehren von Marx, wie dieser damals von Hyndman, Aveling und anderen gepredigt wurde, etwas von oben herab Kritik übten, waren sie bei vielen Vertretern des proletarischen Sozialismus als Salonsozialisten, die sich für überlegene Leute — superior persons — hielten, in üblem Geruch.

Auch ich hatte lange Zeit ein Vorurteil gegen die Fabianer und hielt mich daher persönlich von ihnen zurück, Ihr ganzes Tun und Treiben widersprach so sehr dem Geist der Bewegung, wie er in mir lebte und mich beseelte, daß ich beim Anhören ihrer Diskussionen manchmal so etwas wie Frösteln empfand. So habe ich denn, solange ich in England lebte, wenig Verkehr mit Shaw gehabt, und wenn wir uns einmal unterhielten, gab es bald eine Bemerkung, die eine Stimmung zwischen uns erzeugte, als ob Bewohner zweier Welten einen höflichen, aber der gemeinsamen Anwendung entbehrenden Meinungsaustausch pflegten. Man braucht viel Zeit und ein gutes Stück Geschichtskenntnis, bis man ein anderes Volk wirklich versteht. H. M. Hyndman, lange Jahre der geschworene Kämpfer für Anerkennung von Marx in England, sagte einmal zu mir, er glaube, daß Marx England niemals richtig verstanden habe, und es mag wohl sein, daß dem Verfasser des „Kapitals", der so viel von England wußte und in der analytischen Beurteilung von Englands sozialer und politischer Entwicklung so vielen

Engländern überlegen war, doch das vollständige Eindringen in die englische Volksseele versagt blieb.

Kurze Zeit, nachdem im Jahre 1893 in Bradford auf einem Kongreß, den wir beide beigewohnt hatten, die Independent Labour Party gegründet worden war, verblüffte mich Shaw in einem Gespräch durch die Bemerkung, er glaube nicht an einen Klassenkampf der Arbeiter in England. Er hatte in Bradford rund heraus erklärt, die Fabianer würden der Independent Labour Party nicht beitreten, und war von mir deswegen interpelliert worden. Aber ehe noch ein Jahr ins Land gegangen war, schrieb derselbe Shaw im Verein mit Sidney Webb den Kriegsruf „In deine Zelte zurück, Israel", der zuerst in der „Fortnightly Review" und dann in Sonderausgabe als Fabianischer Traktat erschien und die organisierten Arbeiter Englands aufrief, der liberalen Partei den Rücken zu kehren und einen großen Fonds zur Betreibung von Wahlen unabhängiger Arbeiterkandidaten zu bilden, und etwas später gab der Vollziehungsausschuß der Fabianer Gesellschaft, dem Shaw angehörte, den Zweigvereinen in der Provinz den Rat, wenn am gleichem Ort eine Mitgliedschaft der Independent Labour Party bestehe, dieser beizutreten und die eigene Organisation aufzgeben. Shaw praktizierte also zum guten Teil das, was wir Deutsche unter Klassenkampf verstehen, akzeptierte aber nicht den Namen, weil er mit ihm einen ganz anderen Begriff verband. Für ihn greift die sozialistische Bewegung weit über die Klasse hinaus, in der wir ihren eigentlichen Träger sehen, und sein Vertrauen in die schöpferische Kraft dieser Klasse ist gering. Er ist sich bewußt, sozialistischer Ideologe zu sein, aber er ist ein zu kritischer Geist, um sich auf Begriffe oder abstrakte Ideen einzuschwören. Er ist in der Ideologie Realist, man könnte, so paradox es klingen mag, sagen, ein kritischer Ideologe und würde mit diesem Paradoxon vielleicht den Schlüssel zu manchen scheinbaren Widersprüchen in seinem Auftreten haben.

Als Schriftsteller hat Shaw seine Sporen im Journalismus verdient, der die Schule so vieler bedeutender Persönlichkeiten

im Reiche der Literatur gewesen ist und in England wesentlich höher gewertet wird, als bei uns. Früh zeigte er seine Anlage zum Satiriker. Er war noch ein ziemlich unbekannter Anfänger, als er eines Tages in der englischen Shelley-Gesellschaft nach einem Vortrage sich an der Diskussion beteiligte und die einseitige Betonung des formal Künstlerischen bei Shelley seitens des Vortragenden und der Diskussionsredner der Gesellschaft damit verspottete, daß er einleitend erklärte, er sei nicht sicher, ob er sachlich berechtigt sei, in dieser Vereinigung das Wort zu nehmen, denn er sei „Sozialist, Atheist und Vegetarianer" — was alles drei bekanntlich Shelley auch war. Seine Position im Journalismus schuf er sich als Musikreferent im Londoner radikalen Abendblatt „Star", wo seine Corno di Bassetto gezeichneten kritischen Referate wegen des entschiedenen Reformgeistes, der aus ihnen sprach, nicht nur von Musikfreunden mit großem Genuß gelesen wurden. Schärfere Töne noch schlug er als Kritiker auf dem Gebiet der darstellenden Künste an, als er Theaterrezensent für die Saturday Review wurde. Sein Kampf für die Reform der Oper, wie Richard Wagner ihm die Wege gezeigt, war nur das Vorspiel eines Kampfes für die Reform des Theaters im allgemeinen gewesen, bei dem ihm für das Schauspiel Ibsen Bannerträger war. Mit schonungsloser Satire zog er gegen die Herrschaft des Konventionellen auf der englischen Bühne zu Felde und geißelte die zeitgenössische englische Dramatik, die das Publikum mit der Behandlung von Konflikten überfütterte, welche keine der ernsthaften Probleme der Zeit schärfer berührten, und Englands damals angesehenster Tragöde, Henry Irving, fand wegen seiner Beschränkung auf die Vorführung von Dramen Shakespeares und solcher Dichter, die in nichts über dessen Menschenschilderung hinausgingen, in Shaw einen unerbittlichen, man könnte fast sagen grausamen Kritiker. Lebhaft ist mir ein Artikel in Erinnerung, den Shaw „Herr Irving nimmt Brusttee" betitelt, und worin er darüber herzog, daß Irving einen rührseligen Einakter auf die Bühne brachte, worin er einen hüstelnden alten Invaliden spielte. Für solche melodramatischen

Effekte, führte er aus, brauche man kein erstes Theater und keinen gereiften Künstler, die bringe auch jeder Anfänger fertig. In seinen eigenen Stücken ist Shaw allerdings der Melodramatik meist weit aus dem Wege gegangen. Aber nur langsam hat er sich mit ihnen die englische Bühne erobert. Seine Erstlinge wurden auf der vom Norweger I. T Grein geleiteten „Freien Bühne" („Independent Theatre") vor geladenem Publikum aufgeführt, und es war die Leiterin einer Provinztruppe, die es zuerst unternahm, ein Stück von Shaw dem breiten Publikum Londons vorzuführen. Dieses, im Anschluß an den Eingangsvers der Äneis „Arms and the Man" betitelte Stück, ist eine Satire auf die so unzählige Opfer fordernde romantische Auffassung vom Heldentum im Kriege. Shaw wollte es ursprünglich auf einem Kriegsschauplatz Englands spielen lassen, verlegte es aber dann, um ihm die Bühne zu erschließen, in das Bulgarien der Zeit des serbisch-bulgarischen Krieges von 1885. In dieser Form konnte es in London gespielt werden und erzielte auch eine günstige Aufnahme. Aber ein empfängliches Publikum für seine Stücke fand Shaw erst in den Vereinigten Staaten. Er war dort schon ein anerkannter Bühnendichter, als er in England noch lange nicht für voll genommen wurde.

Und doch kann Shaw nur in England oder von Leuten, die dieses genau kennen, vollständig verstanden werden. Seine Stücke geißeln allerdings Zustände und Gepflogenheiten, für die sich in der ganzen Welt Beispiele finden, so daß sie überall wunde Stellen aufdecken. Aber seine Ironie hat doch zuviel Lokalfarbe, um überall in allen Feinheiten richtig erfaßt zu werden. In einem vor noch nicht langer Zeit erschienenen Aufsatz erzählt Shaw, wie er in Deutschland einer Vorstellung seiner Candida beigewohnt und zu seinem Erstaunen gesehen habe, daß der Schauspieler, der den Pfarrer Morell spielte, diesem in Kleidung und Auftreten einen pastoralen Anstrich gegeben habe, was gar nicht damit übereinstimmte, wie er, Shaw, den Pfarrer geschildert habe. Und doch war es begreiflich genug. Der Schauspieler hatte im Buch gelesen, daß Morell

christlich-sozialer Geistlicher sei, daraufhin offenbar irgend ein deutsches Exemplar zum Muster genommen, und von der in Deutschland vorherrschenden Anschauung vom englischen Kirchentum ausgehend, das Priesterhafte des Mannes noch etwas stärker in die Erscheinung treten lassen zu müssen geglaubt.

Wie sehr diese Voraussetzung irrig war, mögen einige Bemerkungen über einige der Vertreter des christlichen Sozialismus Englands zeigen, die ich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, und von denen ich weiß, daß Shaw viel mit ihnen zu tun gehabt und mit ihnen gearbeitet hat.

Die bemerkenswerteste Persönlichkeit davon ist der Reverend Stewart Headlam, jetzt ein Siebzigjähriger und, wenn ich nicht irre, Vikar an einer der Londoner Kirchen. Auf sein Wirken deutet Shaw hin, wenn er Morell ein tätiges Mitglied der St. Matthäus-Gilde (Gild of St. Mathew) sein läßt, einer Vereinigung von sozialreformerisch gesinnten Geistlichen, die Headlam Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gegründet hat und der er wahrsheinlich heute noch vorsteht. Das Leben dieses Mannes, der ein Schüler des trefflichen F. Denisen Maurice ist, ist ein fortgesetzter Kampf für den entschiedenen Fortschritt auf den verschiedensten Gebieten des sozialen Lebens. Längere Zeit war ihm vom Bischof von London die Berechtigung zum Predigeramt entzogen worden, und erst als der Posten des Bischofs an einen liberalen Geistlichen überging, ward der Bann von ihm genommen. Er hatte, als der Freidenker Bradlaugh, mit dem er manchen Strauß über das Problem der Religion ausgefochten hatte, wegen Verweigerung des Eides aus dem Parlament ausgeschlossen wurde und dann von Parlaments wegen eingesteckt werden sollte, lebhaft für ihn Partei ergriffen und für die Abschaffung der Strafgesetze wegen Gotteslästerung agitiert. Im Jahre 1888 ward er für einen Arbeiterbezirk Ostlondons in den Londoner Schulrat gewählt, dem er seitdem unausgesetzt als Mitglied der progressistischen Linken angehört hat und in dem er unter anderm für die Verweltlichung der Schule wirkt. Er ist ein

warmer Anwalt des Theaters, hat, behufs Verbreitung von Aufklärung über dessen Wert für das Volk, in kirchlichen Kreisen einen Verein „Kirche und Bühne" ins Leben gerufen und tritt auch in Wort und Schrift für die Pflege des Ballets ein, weil er in ihm eine Schule des Sinns für Schönheit der Formen und Bewegungen im Volke erblickt. „Kein Mann", heißt es von ihm im sozialistischen „Labour Annual" für 1895, ist mehr von sykophantischen Bischöfen gehaßt worden, als er, und keiner hat einen tiefer gehenden Einfluß auf die jüngeren Geistlichen." „Kein Mann", kann ich aus eigener Erfahrung hinzusetzen, „kann in seinem Auftreten und im Ton seiner Unterhaltung weniger Affektiertheit irgendwelcher Art an den Tag legen, als dieser Prediger der englischen Staatskirche.

Noch ehe ich Steward Headlam kennen lernte, hatte ich Gelegenheit, an einem seiner jüngeren Kollegen meine Begriffe von englischen Geistlichen zu revidieren. Im Winter 1889/90 erhielt ich durch Eleanor Marx eine Einladung zu einem Familienabend, den in dem weit im Osten Londons gelegenen Vorort Canning Town ein von Gasarbeitern kurz vorher aus Anlaß eines Streiks gegründeter Tee- usw. Einkaufsverein seinen Mitgliedern gab. „Der Reverend Morris wird den Vorsitz führen", hieß es auf der Einladungskarte. Ich machte mich also auf eine Ansprache mit religiösem Einschlag gefaßt. Dieser Einschlag blieb indes aus. Als die Unterhaltung beginnen sollte, bestieg in dem sehr primitiv eingerichteten Lokal ein schlanker brünetter Mann von etwa Mitte der Dreißiger den für den Vorsitzenden hergerichteten Platz und hielt eine kurze Ansprache über den Wert der Organisation, wie sie jeder unkirchliche Sozialist nicht anders hätte halten können. Die Unterhaltung aber, die er nun leitete, bestand fast ausschließlich aus dem Aufsagen von Gedichten und dem Absingen von Liedern derb-humoristischen Inhalts, bei welch letzteren regelmäßig der Kehrreim von allen Teilnehmern mitgesungen wurde und „Brother Bob" den Takt schlug. Diesen letzteren Namen hatten die Gasarbeiter, man weiß nicht woraufhin, Morris beigelegt, der in Wirklichkeit, wie sein berühmter

Namensvetter, der Dichter Morris, mit Vornamen William hieß, also in Abkürzung Bill hätte genannt werden müssen. Ein Mann, dem es um die Arbeiterbewegung recht ernst war, genoß der Reverend Morris bei den sozialistischen Arbeitern die größte Achtung und Liebe. Er hatte, nachdem er in Oxford seine Studien beendet, eine Stelle als Hilfsgeistlicher (Curate) in einem der verkommenen Stadtviertel Südlondons angenommen und lebte dort mitten unter der ärmsten Bevölkerung, der er seine ganze Tätigkeit widmete, Er gründete und leitete einen Klub, dessen Mitglieder für den Sozialismus gewonnen wurden, und ein kleiner, vom Billardzimmer abgetrennter Raum, der grade genug Platz für sein Bett und seine Bücher ließ, war sein Logis. In diesem Klub wurden unter anderem zuerst die großen Maidemonstrationen der Londoner Arbeiter für den Achtstundentag erörtert und beschlossen, die anfangs der neunziger Jahre so gewaltiges Aufsehen machten. Auch ein sozialistisches Arbeiterblatt wurde vom Klub ins Leben gerufen, konnte sich aber nicht halten. Nach zehnjähriger Tätigkeit als Hilfsgeistlicher ward Morris Vikar der Kirche St. Anna in Vauxhall, Südlondon. Sein anstrengendes Wirken unter den Armen scheint aber seine Gesundheit untergraben zu haben. Der damals, als ich ihn kennen lernte, kräftige Mann ist verhältnismäßig früh gestorben. Die Alliteration des Namens Morris-Morell und die Personalbeschreibung, die Shaw in Candida vom letzteren gibt, lassen mich vermuten, daß Shaw bei ihm den hochverdienten „Brother Bob" zum Muster genommen hat.

Ganz und gar nichts vom Priester hat auch der christliche Sozialist, Reverend Percy *Tearmer* an sich, dessen Gebaren ich in Zusammenkünften englischer Sozialisten zu beobachten Gelegenheit hatte.

Im Gegensatz zu den genannten und anderen Vertretern der Kirche machte dagegen der große Agitator des englischen Freidenkertums Charles *Bradlaugh* das einzige Mal, wo ich ihn hörte, auf mich völlig den Eindruck eines Kirchenredners.

Es war das in einer sehr denkwürdigen Versammlung. Sie

fand im Frühjahr 1889 in der St. James'-Hall im Stadtviertel Piccadilly zu Ehren Henry Parnells, des damals auf der Höhe seines Ansehens stehenden Führers der irischen Homeruler statt, der soeben vor einer richterlichen Kommission sich von der Beschuldigung gereinigt hatte, bei Attentaten irischer Revolutionäre seine Hand im Spiele gehabt zu haben. Da außer Parnell auch eine Anzahl der namhaftesten Führer des englischen Liberalismus und Radikalismus sprechen sollten, waren trotz hohen Eintrittsgeldes der Saal und die Galerien gesteckt voll. Ich konnte für einen Schilling gerade noch einen Stehplatz ganz hinten auf einer der oberen Galerien erlangen und durfte mich damit trösten, daß Leute, die das Zehnfache erlegt hatten, sich unten im Saal in den Gängen herumdrücken mußten. Doch lohnte der Besuch der Mühe. Ich hörte den damaligen Abgeordneten und jetzigen Lord John Morley reden, der seinen Beinamen, „der ehrliche John", zuletzt damit gerechtfertigt hat, daß er im August 1914 sein mit 100,000 Mark Gehalt dotiertes Amt als Kabinettsminister niederlegte, weil er die Mitverantwortung für Englands Eintritt in den Krieg nicht übernehmen zu können glaubte. Seine Rede in jener Versammlung gipfelte in einer Verherrlichung der Politik Parnells. Dieser sei, führte er aus, durchaus in seinem Recht gewesen, als er im Jahre 1885 seine Partei anwies, überall gegen die Liberalen zu stimmen, um diese im Parlament in Abhängigkeit von den Stimmen der Homerulepartei zu bringen. Sowohl bei seinem Auftreten wie am Schluß seiner Rede wurden Morley große Ovationen bereitet. Sie waren aber nichts im Vergleich zu der Huldigung, die Parnell zuteil wurde, als dieser das Wort nahm. Ich sah da zum erstenmal, welchen Überschwangs von Begeisterung die bei uns als „kalt" bezeichneten Engländer fähig sind. Das ganze Publikum erhob sich von den Sitzen, rief ein über das andere Mal Hoch!, schwenkte unermüdlich mit den Tüchern, und schließlich stimmte alles unisono in den, nach der Melodie des Malbrouck s'en va-t-en guerre gesungenen Jubelvers ein: For he is a jolly good fellow" (dreimal), „and so say all of us", der mit seinem Ausklang

„hip hip hip hurrah!" unter unbeschreiblichem Jubel immer von neuem wiederholt wurde. In schneidendem Gegensatz zur Wärme dieses Empfangs stand der kühle Ton der Rede des Mannes, dem er galt. Parnell nahm ihn unbeweglich entgegen, fand kein Wort des Dankes für die Partei, die ihn ihm bereitete, und sprach nur von Irland, von dessen Beschwerden, Rechten und Forderungen. Wo er anklagte, erhob sich seine Stimme gelegentlich zu größerem Nachdruck, sonst fiel sie mir durch ihre große Eintönigkeit auf. Parnell gehörte zu jenen Leuten, die überhaupt nur selten aus sich heraus zu gehen vermögen. In Erscheinung und Wesen entsprach grade er dem Bilde, das man sich bei uns vom typischen Engländer macht. Seine eigenen irischen Kollegen führten oft Klage über seine Unnahbarkeit. So wird erzählt, daß, als eines Tages ein Mitglied seiner Partei im Parlament ihm die Nachricht von einer wichtigen Abstimmung voller Eifer mit den Worten überbrachte: „Parnell, der Antrag ist durchgegangen", dieser ihm zunächst nur verweisend antwortete: „Mister Parnell, wenn ich bitten darf." In dieser Kühle des Verhältnisses zwischen Führer und Partei ist offenbar ein gutes Stück Erklärung dafür zu finden, daß die Mehrheit der letzteren sich verhältnismäßig leicht entschloß, Parnell die Heeresfolge zu versagen, als nach dessen Bloßstellung im Ehescheidungsprozeß O'Shea Gladstone dessen Rücktritt von der Führerschaft verlangte, widrigenfalls er, Gladstone, von der liberalen Partei zurücktreten und den Kampf für Homerule einstellen müsse.

Man führt zurzeit in Deutschland ein Stück auf, das Parnells Verhältnis mit der Frau O'Shea und die damalige Lossagung der englischen Liberalen von ihm behandelt, die als charakteristisches Beispiel englischer Heuchelei weidlich durchgehechelt wird. Es geschieht jedoch nicht bloß in England, daß eine Sache, die der geltenden Moral so sehr ins Gesicht schlägt, wie der Ehebruch eines Parteiführers mit der Frau eines Kollegen, den Politiker nicht dann schon unmöglich macht, wenn sie erst etlichen Eingeweihten bekannt ist, wohl aber dann, wenn sie durch Gerichtsverhandlung zur Kenntnis

der Allgemeinheit gekommen ist. Man könnte mit illustren Beispielen dafür aufwarten, daß in angesehener Stellung befindliche Sünder von ihren bisherigen Freunden erst geächtet werden, „wenn es herauskommt". Was mir beim Fall Parnell auffiel, war vielmehr, daß so viel Leute von allen Klassen und Parteien in der Presse gegen Parnells politische Absetzung mit Namensunterschrift sich ins Zeug legten. Gegen ihn lehnten sich die freikirchlichen Sektierer (Nonkonformisten) auf, die ihre Stärke im Kleinbürgertum haben und das Rückgrat der liberalen Partei bilden. Die Rücksicht auf sie zwang Gladstone zu jener Erklärung.

In der vorerwähnten Versammlung nun gehörten zu den Rednern ein Geistlicher einer Dissenter- (Nonkonformisten)-Kirche, der Reverend Berry von Wolverhampton, und Charles Bradlaugh, der atheistische Freidenker. Die beiden stachen seltsam voneinander ab. Die Nonkonformisten gelten als die eigentlichen Mucker Englands. Mr. Berry aber ließ nichts von einem solchen an sich merken. Äußerst agil in seinen Bewegungen, sprang er fast wie ein Turner auf die Rednerbühne, und seine Ansprache entwickelte eine Frische, die kein Laie überbieten konnte. Ganz anders das Auftreten Bradlaughs. Ein breitschultriger, wohlbeleibter Mann, hatte er sowohl in seinen Bewegungen wie im etwas salbungsvollen Ton seiner Rede eine gute Dosis des Gehabens an sich, das man mit dem Begriff des Pfaffen verbindet, so daß der Ununterrichtete, der ihn und den Reverend Berry hintereinander hörte, sehr wohl zu dem Glauben kommen konnte, er sei der Mucker und jener der Freidenker. Allerdings stand der Mann, der einst unter dem Kriegsnamen Ikonoklast seine kühnen Angriffe auf Gottesglauben, Königtum, Grundbesitzer- und andere Privilegien geschleudert und manchen Reformen die Bahn gebrochen hatte, schon am Abend seines bewegten Lebens; er sollte jene Versammlung kein Jahr überleben. In jüngeren Jahren dürfte er in anderen Akzenten gesprochen haben. Aber damals war sein Auftreten für mich eine Enttäuschung, während die Versammlung im übrigen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht

und mir zuerst einen Begriff davon gegeben hatte, was eigentlich politische Agitation in England heißt.

Einen Mann von seltener Selbstlosigkeit lernte ich in dem christlichen Sozialisten Reverend Thomas Hancock kennen. Aus der Schule von Kingsley und Maurice hervorgegangen, hatte Hancock schon zeitig das Amt des angestellten Geistlichen niedergelegt, nur gelegentlich noch als Prediger sich betätigt. Er führte das Leben eines Gelehrten und seine Hauptbeschäftigung bestand in Forschungsarbeiten in der großen Bibliothek des britischen Museums. Ganz besonders widmete er sich dem Studium der Literatur der großen englischen Revolution und hat über diese in jahrzehntelanger Arbeit ein ungeheures Material von Aufzeichnungen zusammengetragen, von dem er selbst schriftstellerisch fast gar keinen Gebrauch gemacht hat, aber jederzeit bereit war anderen mitzuteilen. Als ich ihm, auf den zuerst Steward Headlam mich aufmerksam gemacht hatte, meine Schrift über die Demokratie und den Sozialismus in der englischen Revolution in ihrer ersten, noch ziemlich rohen Gestalt übersandt hatte, veranlaßte er einen gemeinsamen Bekannten, eine Zusammenkunft mit mir in seinem Wohnort Harrow herbeizuführen, und stellte mir bei diesem Anlaß für eine von mir geplante erweiterte Bearbeitung des Gegenstandes seine, ganze Schränke füllenden Manuskripte zur Durchsicht und freien Benutzung zur Verfügung. Ein Anerbieten, das in seiner Großherzigkeit mich so sehr überraschte, daß ich es nicht über mich bekam, sofort darauf einzugehen. Ich sagte ihm nur meinen Dank, unterließ es aber, irgendwelche Verabredung mit ihm zu treffen. Leider, denn als Hancock einige Jahre darauf starb, sind die Manuskripte in die Hände seiner Erben übergegangen, um vielleicht irgendwo unbenutzt zu verstauben.

Äußerst liebenswürdig benahm sich übrigens bei Gelegenheit des Erscheinens jener Schrift auch der Vorsitzende der englischen historischen Gesellschaft, Professor C. H. Firth, mir gegenüber. Er schrieb mir, dem damals in England noch völlig Unbekannten, einen längeren Brief, worin er den Wunsch

ausdrückte, das Buch auch in englischer Sprache gedruckt zu sehen, und auf verschiedene von mir behandelte Fragen näher einging. Etwas später suchte er mich in meiner Wohnung auf und machte mich unaufgefordert auf allerhand mir unbekannt gebliebene, für meine Arbeit sehr wertvolle Quellen aufmerksam. Alles das in einer so anspruchslosen, fast kameradschaftlichen Art, daß ich wirklich überrascht und auf das wohltuendste berührt war. In gewissen deutschen Zeitungen kann man immer und immer wieder lesen, nur der Deutsche sei der Mensch, eine Sache um ihrer selbst willen zu tun. Als ob nicht alle Völker auf den verschiedensten Gebieten der Forschung ihre Arbeitstiere gehabt hätten, die über der Sache, der sie ihre Tätigkeit widmeten, sich selbst und ihre Interessen vollständig vergaßen. Welch andere Beweggründe, als das Interesse an der Sache Mr. Hancock und Professor Firth bewogen haben konnten, mir in so schöner Weise Förderung bei meiner wissenschaftlichen Arbeit anzubieten, mögen jene Völkerpsychologen ermitteln.

Von einer ähnlichen Handlung, wie die des Mr. Hancock, erzählte mir eines Tages Eleanor Marx ein schönes Beispiel. Niemand hatte die fabianischen Sozialisten heftiger und nach meiner Ansicht auch ungerechter angegriffen, als sie und ihr Mann. Nun brauchte sie eines Tages einige Bücher, die im britischen Museum gerade ausgeliehen waren, und wandte sich wegen ihrer an den Fabianer Graham Wallas mit der Bitte, diese an einem bestimmten Tage in dessen Bibliothek einsehen zu dürfen. Ganz gerührt teilte sie mir kurze Zeit darauf mit, Wallas habe ihr geschrieben, er könne sie an jenem Tage nicht empfangen, da er von Morgen bis Abend außer dem Hause beschäftigt sei, er habe aber seine Wirtin angewiesen, sie in seine Bibliothek einzulassen, und da möge sie die Bücher, die sie brauche, nach Bedarf herausnehmen.

Graham Wallas ist im Gegensatz zu den christlichen Sozialisten stark antikirchlich gesinnt. Selbst der Sohn eines Geistlichen und von Hause aus klassischer Philologe, gab er um 1885 seine Stelle als Gymnasiallehrer auf, weil an sie die Ver-

pflichtung geknüpft war, das Abendmahl zu nehmen. Seitdem ist er jedoch durch langjährige Tätigkeit im Londoner Schulrat und auf dem Gebiete der Volkshochschulen zu großem Ansehen als Fachkundiger auf dem Gebiete des Unterrichtswesens gelangt und gehört verschiedenen öffentlichen Prüfungsausschüssen an. Er hat sehr wertvolle historische Arbeiten veröffentlicht, und von seinen sozialpsychologischen Schriften ist das fesselnd geschriebene Buch „Politik und Menschennatur" in deutscher Sprache bei Eugen Diederichs, Jena, erschienen. Wallas ist ein sehr entschiedener Demokrat, und als im Anfang August 1914 die Gefahr einer Einbeziehung Englands in den drohenden europäischen Krieg heraufzog, bildete er mit Gleichgesinnten sofort ein „Komitee für die Neutralität Englands", das in einem, eine ganze Seite der großen Zeitungen Englands füllenden Inserat das englische Volk aufrief, sich mit größter Energie gegen die Teilnahme Englands am Krieg aufzulehnen. Die zwei Tage später infolge des Einmarsches der Deutschen in Belgien erfolgende Kriegserklärung Englands an Deutschland machte den Bemühungen des Komitees ein schnelles Ende, doch kann der Mißerfolg des Unternehmens den guten Willen der Stifter nicht verdunkeln. Daß die deutsche Sozialdemokratie damals für die Kriegskredite stimmte, dürfte für Wallas eine große Enttäuschung gewesen sein, da er auf diese Partei, wie er mir im Jahre 1911 schrieb, die größte Hoffnung für die Bewahrung des europäischen Friedens setzte. Aber wie sehr ihn auch der Krieg erschüttert haben mag, so hat er ihn doch, wie aus Aufsätzen von ihm in der „Nation" und ähnlichen Publikationen hervorgeht, in seiner Gesinnung als guter Europäer nicht irre gemacht. Er ist als Politiker und Schriftsteller wie als Mensch eine ungemein sympathische Erscheinung, da er mit einer großen Gutherzigkeit in persönlichen Dingen eine nicht minder große Festigkeit der Gesinnung in grundsätzlichen Fragen offenbart. So trat er im Jahre 1904 aus der Fabianer Gesellschaft aus, weil er weder deren Stellungnahme zur damaligen Vorlage der konservativen Regierung über die Schulfrage noch

eine Kundgebung der Gesellschaft zum Streit über die Handelspolitik gutheißen konnte. In beiden Punkten staatsmännelte sie ihm zu viel. Indes war sein Austritt, schreibt Edward Pease in der Geschichte der Fabianer Gesellschaft, „von keiner jener persönlichen und politischen Zänkereien begleitet, die so häufig den Bruch alter Beziehungen begleiten. Wallas blieb in allem außer dem Namen ein Fabianer. Seine Freundschaft mit den alten Kameraden blieb unbeeinträchtigt, und er hat sich stets bereit gezeigt, der Gesellschaft sowohl durch Vorträge in ihren Versammlungen wie durch Teilnahme an ihren Konferenzen aus dem ungemein reichen Schatz seiner Spezialkenntnisse Beistand zu leisten."

In die Fabianer Gesellschaft eingeführt wurde Wallas durch deren Mitglied Olivier, der damals mit Sidney Webb Beamter im britischen Kolonialamt war, aber ungleich letzterem der Beamtenlaufbahn treu geblieben ist. Er hat in ihr einen hohen Aufstieg genommen, was ihn jedoch nicht gehindert hat, außer der Fabianer Gesellschaft auch der radikaleren sozialdemokratischen Föderation als Mitglied anzugehören, wie auf der andern Seite die offen bekannte Zugehörigkeit zu diesen Organisationen seiner Beförderung zu so einflußreichen Ämtern, wie erst Finanzsekretär und dann Gouverneur von Jamaika, nicht im Wege gestanden hat. Er war schon Finanzsekretär für Jamaika und auf einem kurzen Urlaub in London, als er im Jahre 1897 in einer Versammlung der Fabianer Gesellschaft, der ich beiwohnte, scharfen Einspruch dagegen erhob, daß der Vorstand als Mieter der in der Straße The Strand gelegenen Geschäftsräume der Gesellschaft an einer Sammlung für die Ausschmückung dieser Straße zu Ehren des 60jährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria sich mit einem kleinen Beitrag beteiligt hatte. Als ihren Grundsätzen nach Republikaner hätten sie mit Veranstaltungen zu Ehren des Monarchentums nichts zu tun, erklärte der Mann, der ein Staatsamt vom Range eines preußischen Regierungspräsidenten bekleidete, und ließ auch die Entschuldigung nicht gelten, daß der Vorstand den Beitrag nur gezeichnet

hatte, weil er durch Vermietung der Fenster der Bureauräume an Schaulustige den zehnfachen Betrag eingenommen hatte und es unter diesen Umständen für kleinlich hielt, sich von der Aufbringung der Kosten für die Ausschmückung zu drücken. In welchem Geist er seine Gouverneurstellung auf Jamaika verwaltete, läßt sein Buch über die Negerfrage erkennen, das er 1910 unter dem Titel „White Capital and black Labour" in der von J. Ramsay Macdonald herausgegebenen Social Science Series veröffentlicht hat. Auf seine langjährigen Erfahrungen in Britisch-Westindien gestützt, tritt er vielen Vorurteilen hinsichtlich der Entwicklungsfähigkeit der Neger und der Wirkungen der Rassenvermischung entgegen. Auf Jamaika füllten Neger Posten als Ortsvorstände, Richter und so weiter in durchaus ihnen zur Ehre gereichender Weise aus, schreibt er, und die Existenz einer Schicht von Mischlingen erweise sich dort, wo man ihnen nicht künstlich den sozialen Aufstieg verschließe, für ein Land mit starker Negerbevölkerung nicht als ein Schaden sondern als ein Vorteil. Es wäre zu wünschen, daß das Buch mit seinem interessanten Tatsachenmaterial auch in einer deutschen Ausgabe erschiene.

Sidney Webb und seine Frau Beatrice Potter-Webb sind in Deutschland durch ihre hier in Übersetzung erschienenen klassischen Werke über das englische Genossenschaftswesen (Leipzig) und die englische Gewerkschaftsbewegung, (Stuttgart, J. H. W. Dietz) rühmlich bekannt, und manches Biographische ist bei uns über dieses als Forscher kameradschaftlich schaffende und politisch gemeinschaftlich wirkende Ehepaar schon geschrieben worden. Wie nicht selten bei literarisch arbeitenden Ehegatten, wird auch hinsichtlich ihrer gestritten, wer von ihnen der bedeutendere sei, bezw. dem andern geistig mehr gegeben habe: der ehemalige Zivildienstbeamte Sidney Webb, der sich aus kleinen Verhältnissen durch eisernen Fleiß schrittweise heraufgearbeitet hat, oder die als Tochter eines Eisenbahnkönigs aus der Bourgeoisie hervorgegangene und schon früh von Herbert Spencer zu

dessen soziologischen Forschungen herangezogene Beatrice Potter, die, nachdem sie lange Zeit aus reiner Menschenliebe unter den Ärmsten des Londoner East-End gelebt und gearbeitet hatte, dem Sozialforscher Charles Booth bei dessen großem Werk über das Leben und die Arbeitsverhältnisse der Armen eine der geschätztesten Mitarbeiterinnen gewesen ist. Ich habe verschiedene Engländer kennen gelernt, die sie als die geistig Überlegenere der beiden schildern, glaube aber, daß diesem Urteil ein Eindruck zugrunde liegt, der, so psychologisch begreiflich er ist, doch nur eben ein Eindruck ist, aber kein ausreichend begründetes Urteil. Leute, die von Jugend auf eine höhere Bildung genossen haben, wie das bei Beatrice Potter der Fall war, pflegen im allgemeinen ein Wesen an den Tag zu legen, das sie denen überlegen erscheinen läßt, die sich diese Bildung erst in späteren Lebensjahren erworben haben, ohne daß deshalb ihr Wissen ein reicheres und tieferes zu sein braucht, als das der letzteren. Ich habe das oft beim Verkehr mit sozialistischen Akademikern und geistigen Emporkömmlingen aus der Arbeiterklasse beobachten können, und etwas mag auch beim Ehepaar Webb-Potter in den ersten Jahren seines Zusammenwirkens obwaltet haben. Die schön gewachsene, dunkeläugige, hochbegabte Beatrice mit ihren feingeschnittenen Gesichtszügen, fesselnder Unterhaltung, imponierte gewiß mehr, als der nur grade mittelgroße, eher etwas trockene Sidney Webb, dem man längere Zeit noch den ehemaligen Bureaumenschen anmerkte. Aber das ist nun längst vorbei. Seit langem ist das geistige Verhältnis des Ehepaares ein solches gegenseitigen Gebens oder Ergänzens, und wenn es auf ein Examen im Wissen ankäme, so würde nach meiner Überzeugung Sidney Webb seine Gattin um verschiedene Längen schlagen. Er ist gradezu eine wandelnde Enzyklopädie, was sich namentlich in der Debatte zeigt. Einen Vortrag ausarbeiten, der die Hörer durch die Fülle des Tatsachenmaterials überrascht, ist nicht übermäßig schwer, sobald man sich etwas in der einschlägigen Literatur umgesehen hat. Nur an der Art, wie er in der Debatte seinen Mann steht, er-

kennt man den wissenschaftlich gut beschlagenen Menschen im Gegensatz zum nur geschickt sich wissenschaftlich drapierenden Dilettanten, und wenn immer ich Gelegenheit hatte, Diskussionen der Fabianer beizuwohnen, hat mir Webb Hochachtung abgerungen durch die sichere Art, wie er auf jede an ihn gerichtete Frage, mochte sie vom Thema der Diskussion auch noch so weit abseits liegen, sachkundige Antwort zu geben wußte. Er ist offenbar der stärkste Kopf der Fabianer und macht heute völlig den Eindruck des Wissenschaftlers, der er ist.

Da Frau Webb von Hause aus vermögend ist, kann sich das Ehepaar ganz dem Studium und der Arbeit für soziale und politische Reform widmen, ohne von der Bewegung nehmen zu müssen. Außer daß er seit 1892 für einen Arbeiterbezirk im südöstlichen London, der ihn regelmäßig wieder wählt, Mitglied des Londoner Grafschaftsrates ist, bekleidet Webb keinerlei politische Würde von Bedeutung, doch sind er sowohl wie seine Frau wiederholt als Sachkundige in wichtige parlamentarische Untersuchungskommissionen hineingewählt worden. Das Ehepaar bewohnt ein gefälliges Haus in Grosvenor Road, Westminster, einer Straße, die sich am nördlichen Themseufer zwischen Westminster und Chelsea hinzieht und, wie so viele Londoner Straßen, abschnittweise den Charakter wechselt. Ein Besuch bei ihnen zeigt bald, daß man bei Leuten weilt, deren Freude Forscherarbeit ist. Doch braucht man nicht dabei an Stubengelehrtentum zu denken. Beider Horizont hat einen weiten Rahmen, und Bekannte von mir, die das Paar im Ferienaufenthalt zu beobachten Gelegenheit hatten, erzählten mir, daß die beiden in ihren Arbeitspausen gleich Kindern sich tummeln und spielen konnten. Von ihrem gemeinsamen Arbeiten schreibt Edward Pease, es sei unmöglich, bei ihren Verrichtungen zwischen Webb und Frau genau zu unterscheiden. Die letztere war von 1905 bis 1909 mit dem Sozialisten George Lansbury Mitglied einer königlichen Kommission über die Armen- und Arbeitslosenfrage, und der Minderheitsbericht, den sie und noch zwei Kommissionsmitglieder damals ver-

öffentlichten, machte durch den Radikalismus seiner Vorschläge großes Aufsehen und ist von den Vertretern der Arbeiter im Parlament stark für gesetzgeberische Anträge benutzt worden. Dieser Minderheitsbericht galt als das Werk der Frau Webb und ihrer drei Mitunterzeichner, tatsächlich aber sind nach Pease „die Untersuchung, das Auffinden und die Schlußfolgerungen im vollsten Sinne des Wortes gemeinsame Arbeit" von Webb und Frau gewesen, die Notizen in der Handschrift Webbs zum Maschinenschreiber gegangen. „Manchmal", setzt er hinzu, „hält Frau Webb Vorträge nach Notizen in der ungemein lesbaren Handschrift ihres Mannes; ihre eigene Handschrift ist — seltsam im Widerspruch zu ihrem Charakter — unentzifferbar ohne langes Studium sogar von ihr selbst."

Ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Sidney Webb und Frau hat zwischen James Ramsay *Macdonald* und seiner, vor einigen Jahren leider verstorbenen Frau Margaret Macdonald bestanden. Auch hier stammte die Frau aus wohlhabenden Kreisen, während der Mann aus den unteren Volksschichten sich emporgearbeitet hat. Die sozialistische Bewegung hat Margaret Gladstone, eine Nichte des hervorragenden Physikers William Thompson (Lord Kehrin) und, wie ihr Name anzeigt, Verwandte des Staatsmannes William Gladstone, mit Macdonald, dem Abkömmling schottischer Landtagelöhner zusammengeführt, und auch in diesem Falle hieß die Ehe sozialistische Arbeitsgemeinschaft. Doch war das Arbeitsgebiet des Ehepaares Macdonald ein etwas anderes als das der Webbs. War und ist die Tätigkeit der letzteren mehr eine solche *für* die Bewegung, so arbeiteten Margaret Macdonald und ihr Mann hauptsächlich organisatorisch, propagandistisch und administrativ *in* der Bewegung, nicht ohne zugleich auch literarisch für sie tätig zu sein. Daß James Ramsay Macdonald es zu einem hervorragenden Parlamentarier gebracht hat, der stets das Ohr der verwöhnten „Mutter der Parlamente" besitzt, ist bekannt. Ein sehr klangvolles Organ unterstützt das große rhetorische Geschick des schlanken Mannes, dessen ursprünglich tiefschwarzes Haar nun schon stark ins Graue hinüberspielt. Bezeichnend für

englische Zustände ist, daß Macdonald sich, wie das in England oft geschieht, zum Politiker als Sekretär eines Parlamentariers ausgebildet hat, des radikal-liberalen Abgeordneten Th Longh. Lange Jahre Generalsekretär der großen britischen Arbeiterpartei und Vorsitzender ihrer Parlamentsfraktion, genoß er eine große Popularität, die er jedoch durch seine kritisch ablehnende Haltung dem jetzigen Kriege gegenüber zunächst stark einbüßte. Indes ist sein Stern von neuem im Aufsteigen. Wie groß seine Rednergabe ist, hat sich vor etwa Jahresfrist auf einem Kongreß der Arbeiterpartei gezeigt. Er wurde, als er zum Zweck einer Ansprache die Tribüne bestieg, äußerst kühl empfangen, die Stimmung änderte sich jedoch während seiner Rede, und als er sie beendet hatte, erntete er nicht endenwollenden Beifall. Macdonald war es, der am 3. August 1914 namens der Arbeiterpartei dem Sir Edward Grey antwortete, nachdem dieser in seiner unzweifelhaft sehr eindrucksvollen Rede die Gründe entwickelt hatte, die England nötigen würden, im Kriege sich an Frankreichs Seite zu stellen, Er erklärte die Gründe für nicht ausreichend und wies den Hinweis Greys, daß Englands Ehre in Frage gestellt sei, mit der Bemerkung zurück, es habe noch kaum einen Krieg gegeben, der nicht mit der Berufung auf die Ehre begründet worden sei. Jetzt ist er von der Unabhängigen Arbeiterpartei delegiert worden, sie auf der sozialistischen Friedenskonferenz in Stockholm zu vertreten, wo er sicher sich denen zugesellen wird, die für einen Frieden ohne jede Annexionen eintreten. Allerdings wird er zur Bedingung stellen, daß Belgien in seiner vollen Gebietsausdehnung und unverkürzten staatlichen Unabhängigkeit wiederhergestellt werden müsse. „Je eher Deutschland darüber vor jeder Selbsttäuschung gewarnt wird, um so besser", hieß es im Mai 1916 in einer seiner Parlamentsreden.

Macdonald ist Verfasser verschiedener Bücher soziologischen Inhalts, von denen eines, „Sozialismus und Regierung", auch in deutscher Sprache (Diederichs, Jena) erschienen ist. Seiner im Jahre 1911 verstorbenen Frau, die ihm fünf Kinder ge-

schenkt hatte, hat er ein literarisches Denkmal in einer Gedenkschrift gesetzt, die er zuerst nur an befreundete Gesinnungsgenossen versandte, später aber auf Wunsch aus diesen Kreisen mit erweitertem Inhalt im Buchhandel hat erscheinen lassen. Er gibt darin ein sehr ansprechendes Bild davon, was die Verstorbene ihm als Gattin und Mitarbeiterin und der Bewegung als aufopfernde Vorkämpferin gewesen ist. Man kann das Buch nicht ohne Ergriffenheit aus der Hand legen.

Margaret Macdonald war eine überzeugte Sozialistin, die auf den verschiedensten Gebieten sozialen Schaffens sich hingebend betätigt hat und ganz besonders rührig die Erziehung der Arbeiterfrauen für den Sozialismus sich zur Aufgabe gesetzt hatte. Ihre bis zum Selbstvergessen gehende Arbeitsbereitschaft verbunden mit einem sehr gewinnenden Wesen, aus dem unendliche Herzensgüte sprach, trugen ihr viel Freundschaft ein. Ich habe nur mit größter Liebe von ihr sprechen hören. Diese Liebe und Bewunderung übersah auch gern, daß Margrets Aufgehen in Arbeit für die sozialistische Bewegung sie über Gebühr gleichgültig gegen alles Äußerliche um sie herum, im Hause und in bezug auf Kleidung, machte. Bei einem Besuch, den ich einmal, als ich schon wieder in Deutschland lebte und nur vorübergehend in London war, eines Vormittags ihr in ihrer Etagewohnung in Lincolns Inn Field machte, fand ich sie in der Mitte eines Zimmers, das ihre um sie her spielenden Kinder in einen Zustand chaotischen Durcheinanders versetzt hatten, wie es aller Beschreibung spottet, ruhig an einem großen Tisch bei ihren schriftlichen Arbeiten sitzen, als sei das Treiben um sie in jeder Beziehung in Ordnung. Es fiel ihr nicht ein, über es ein entschuldigendes oder auch nur erklärendes Wort zu verlieren. Sie hatte für diese Dinge einfach kein Auge, sondern fing sofort an, sich mit mir über die Entwicklung unserer Partei in Deutschland zu unterhalten, an der sie das größte Interesse nahm. Macdonald erzählt von ihr als bezeichnend für ihre Gleichgültigkeit in bezug auf Kleidung, daß, als sie einmal an einer wichtigen Deputation eine führende Rolle zu übernehmen

hatte, Freundinnen sie erst mit vielem Nötigen dazu bringen konnten, sich eine neue Bluse für den Zweck anzuschaffen, am festgesetzten Tage aber, als Margaret sich erhob, um den Minister anzureden, zu ihrem Entsetzen sehen mußten, daß sie das neue Kleidungsstück auf der verkehrten Seite angezogen hatte. Für alles, was die Allgemeinheit anging, hatte sie dagegen ein sehr offenes Auge und ein klares Urteil, die Artikel, die sie für die, lange Zeit von ihr unentgeltlich redigierte Rubrik „Arbeiterbewegung" im Labour Leader schrieb, waren nicht selten von jenem Humor durchleuchtet, den nur mitfühlendes Verständnis für menschliche Schwächen verleiht. Macdonald meint, mütterliches Empfinden sei der Grundzug ihres Charakters gewesen. Es beseelte ihr ganzes Tun, und so haben ihre Verehrer wohl das Richtige getroffen, als sie, um ihr Andenken zu verewigen „einen zu diesem Zweck gesammelten Fonds für die Einrichtung eines Krankenzimmers in einem Kinderhospital verwendeten und das Zimmer nach ihr benennen ließen. Außerdem zeigt ein Denkstein auf dem grünbewachsenen Square vor dem Hause, wo sie bis zuletzt gewohnt, welche große Achtung ihr öffentliches Wirken ihr eingetragen hatte.

In ihrer Wohnung sah Margaret Macdonald gern Freunde bei sich. Ihre „At homes" erfreuten sich denn auch eines sehr guten Besuchs, man fand bei den Macdonalds immer Leute, denen zu begegnen es lohnte. Meiner Frau und mir erwies Margaret Macdonald die Freundlichkeit, als wir im Januar 1901 England verließen, um in unser Heimatland zurückzukehren, für uns in ihrer Wohnung einen Abschiedsabend zu veranstalten. An ihm hatte auch eine Persönlichkeit teilnehmen sollen, die nach dem Urteil, das die Welt lange Zeit über sie gehabt hat, das Gegenteil der sanften Margaret Macdonald hätte sein müssen, in Wirklichkeit aber mit dieser gerade die von Macdonald als Mütterlichkeit bezeichnete große Weichheit des Empfindens gemein hatte: die heroische, als Revolutionärin der leidenschaftlichsten Aufwallung fähige und doch zugleich so selbstlos hilfsbereite Louise *Michel*. Die tapfere Französin

war an jenem Abend verhindert zu kommen, sie sandte aber dafür meiner Frau ein von ihr verfaßtes kleines Abschiedsgedicht, das wir noch aufbewahrt haben. Aus Zerstreutheit hat sie auf es die Jahreszahl 1801 statt 1901 gesetzt, aber von diesem Schreibfehler kann man fast sagen, daß er im Grunde ganz gut am Platze war. Die Verse lauten nämlich:

„Farewell
from Louise Michel to Mrs. Bernstein.

Au revoir, ayez bon voyage,
Mais en entendant d'autres voix,
En songeant sur une autre plage,
Pensez à Londres quelquefois.

A Londres, où vers la science
Les femmes prennent leur essor,
Où l'art tente leur espérance,
En chantant sur la harpe d'or.

Au revoir, Londres est cher aux femmes,
Toutes aiment y revenir.
On dirait qu 'y rôdent des âmes,
Cherchant la légende à venir.

Louise Michel, Londres, 28 Janvier 1801."

Konnte das nicht ebenso gut in den Jahren der aufkommenden Frühromantik gedichtet worden sein? Uns ist es eine wertvolle Erinnerung an die brave Frau, die von der Bourgeoispresse seinerzeit „die bittere Louise" betitelt wurde und die doch so sehr Gefühlssozialistin war, daß zur Zeit der Kommune die weniger sentimental veranlagten Kommunards ihr, wie Benoît Malon mir erzählt hat, zwar anerkennend, aber doch auch mit einer Beimischung von etwas Spott den Beinamen „Mademoiselle Jésus" verliehen.

Der Kreis der sozialistischen Intellektuellen Englands weist

noch manche Ehepaare auf, wo Mann und Frau hervorragend in der Bewegung oder für sie aktiv tätig sind: so unter anderm das Ehepaar Edward und Marjorie Pease, J. und Kathrine Bruce Glasier und andere mehr. Und groß ist in diesem Kreise die Zahl der Persönlichkeiten, die mir als Individuen bemerkenswert erschienen und denen ich daher gern ein Wort gewidmet hätte. Ist doch kaum ein zweites Land durch seine ganzen Sitten und Einrichtungen so sehr danach geartet, Individualitäten auszubilden, wie England. Es sind ihrer nur wenige Personen, deren ich hier gedenken konnte, aber vielleicht gibt doch selbst dieser Ausschnitt eine Idee davon, wie sehr Völker zu Hause ganz anders aussehen, als sie draußen gemalt werden.

Walter Hasenclever:

ANTIGONE

TRAGÖDIE IN FÜNF AKTEN

PERSONEN:

Volk von Theben
Kreon, König von Theben
Eurydike, seine Gemahlin
Hämon, sein Sohn
Antigone
Ismene
Teiresias
Wächter
Anführer
Herold

SCHAUPLATZ:

Die Stadt und der Palast von Theben.
Im Hintergrund der Palast.
Das Tor des Schlosses in der Mitte mündet auf eine Rampe.
Hier ist der Schauplatz des Königs.
Stufen führen hinab in die Arena.
Drei Eingänge: rechts, links und dem Palaste gegenüber.
Hier ist der Schauplatz des Volkes.

ERSTER AKT

Die Bühne ist dunkel.
Fanfaren. Palast und Arena werden hell. Volk strömt in die Arena.
Das Tor des Palastes geht auf. Der Herold tritt heraus.

ERSTE SZENE

Herold. Volk.

Herold: Der Krieg ist aus. Die Feinde sind geschlagen.
Die Stadt ist frei.
Eteokles, der König, fiel
Im Zweikampf mit dem Bruder Polyneikes;

Beide kamen gräßlich um durchs Schwert.
Eteokles ist tot. Kreon ist König.
Kreon befiehlt:
Die Leichen der Gefallenen zu begraben;
Freudenfeuer, Gottesdienst
Zu feiern für die Rettung unsrer Heimat.
Man gebe dem Eteokles ein Grab,
Ein königliches Grab,
Würdig seiner Asche: Held und Retter.
Doch Polyneikes, der Verräter, giftige Saat
Vom Schatten des Ödipus, der mit dem Zug
Der Sieben gegen Theben zog, die Herrschaft
An sich zu reißen — bleibt liegen
Dort auf dem Schlachtfeld, Hund- und Vogelbeute.
Zum Himmel stinkt sein faules Aas,
Denkmal der Schande allen Menschen.
Kreon befiehlt:
Wer des Verbotes ungeheure Mahnung
Übertritt —
Wer dieser Leiche letzte Ehre spendet,
Der wird zu Tod gesteinigt,
Sein Kadaver jenem zugesellt.
So rächen wir die Taten unsrer Feinde!

(Trompeten. Ab.)

Ein Bürger: Es sind viele gefallen im Krieg.

Zweiter Bürger: Schlimme Zeiten.

Dritter Bürger: Weshalb sollen wir Polyneikes nicht begraben?

Viele Stimmen: Er war schuld am Krieg. — Er wollte den König ermorden. — Er ist ein Hund, die Hunde sollen ihn fressen.

Ein Krieger: Er war ein Krieger wie wir. Er war tapfer.

Zweiter Krieger: Er war der Feind.

Eine Frau: Vielleicht hat er Weib und Kinder.

Viele Frauen: Auch wir haben Kinder. — Wer hilft uns?

Erster Bürger: Wir haben einen guten König.

Zweiter Bürger: Einen tapfern König. Er sitzt auf dem Thron! (Gelächter.)

Erster Krieger (drohend): Kreon ist König!

Erster Bürger: Der Schwager des Ödipus.

Zweiter Bürger (dumpf): Der Fluch des Ödipus . . .

Erster Krieger: Gehorcht dem König!

Zweiter Krieger: Er schenkt uns Wein.

Stimmen: Wein! — Wenn die Krieger heimkommen. — Viel Wein! — Tänzerinnen und Flöten.

Dritter Bürger: Erst laßt uns die Toten begraben.

(Stille.)

Eine Frau: Und die Witwen und Waisen?

Zweite Frau: Unsre Männer sind tot. Wir haben Hunger. Gebt uns zu essen!

Erster Bürger: Wir wollen keinen Krieg mehr.

Viele Stimmen: Wir wollen Frieden!

Ein Jüngling (steht auf den Stufen): Hört auf mich. Wir sind jung.
Männer werden geboren.
Wir werden hinausziehn. Der Krieg ist schön.

Erster Bürger: Gelbschnabel!

Zweiter Jüngling (neben dem ersten): Wenn die Schlacht uns zerreißt, ihr sollt es nicht fühlen. Ihr sollt nicht hungern.

Viele Rufe: Theben! Theben!

(Flöten hinter der Szene.)

Dritter Jüngling (neben den beiden): Die Welt ist weit.
Wir werden viele Feinde besiegen.
Vorwärts, Freunde — Unsterblichkeit!

Viele Frauen: Wie sie rufen!

(Sie drängen zu ihnen.)

Erster Krieger (zu einem Mädchen): Heran, kleine Freude!

(Er nimmt sie in die Arme.)

Das Mädchen: Die grämlichen Bürger!

Zweiter Krieger: Heute nacht fließt Wein,
Der Sorgen-Erwürger.

Das Mädchen: Heute nacht, heute nacht —
Erster Krieger: Heißer als die Schlacht —
Zweiter Krieger: Alle sollen betrunken sein!
Die Jünglinge: Wir haben den Sieg. Wir haben das Leben.
Sieben Heere vor sieben Toren in Theben!
Ruft die Völker der Erde heran —
Wir sind gerüstet. Wer greift uns an?
Einige (lärmend): Wir sind gerüstet. — Wer greift uns an?
Viele: Das Vaterland ist gerettet.
Alle: Es lebe der König!
Erster Bürger: Geht heim in die Häuser. Der Tag ist zu Ende.
Zweiter Bürger: Dort nahen zwei Frauen . . .
(Alle wenden sich.)
Erster Bürger: Still. Die Fürstinnen: Antigone und Ismene. Die Schwestern der Toten. Ehrt ihren Schmerz. Laßt uns gehen.
(Alle gehen ab.)

*

ZWEITE SZENE

Antigone und Ismene kommen von rechts. Der Palast ist dunkel. Die Arena ist hell.

Antigone: Komm zu den Stufen, wo wir Kinder
Ball spielten vor dem Haus des Ödipus,
Ismene, hier
Fiel er hinab, unser Vater —
Geblendet: Vatermörder, Mutterschänder.
Zum zweitenmal erfüllt mein Herz die Stätte;
Das Verbrechen weidet sich an mir.
(Sie setzt sich nieder auf die Stufen.)
Die Brüder sind tot. Sie nennen es Krieg.
Weshalb muß ich noch leben auf den Gräbern?
Ismene: Du wirst nicht sterben. Zünde Hoffnung an!
Sieh, Friede kehrt zurück.
Ich will dich trösten. Weine, süße Schwester!

Antigone (greift mit den Händen in die Erde):
Ich kralle mich in die Erde ein;
Sie ist so starr nicht wie das Herz der Mächtigen.
Da draußen liegt des Bruders Leiche,
Erschlagen wie ein totes Tier.
Wo steht das, Schwester,
Daß man die Toten nicht begraben soll?
Er ist ein Mensch. Er ist mein Bruder.
Ich kenne keine Feinde, die man schändet,
Keinen Haß, der noch den Tod beschimpft.

Ismene: Gott wird ihn rächen.

Antigone: Rede nicht von Gott!
Hat Gott erlaubt, daß sich die Menschen morden?
Hat Gott, als Kreon sich vermaß,
Zu treten auf den armen Leib des Toten,
Erdbeben, Feuerbrände ausgesandt,
Das Maul des Spötters zu ersticken?
Gott schwieg.

Ismene: So laß uns fliehen.

Antigone: Fliehen, Schwester?
Die Nacht fiel über Ödipus.
Nicht das war seine Schuld, daß unerkannt
Der Sohn den Vater schlug — nein, daß der Mensch
Im Haß den Menschen tötet, der ihm Feind.
Als ich in die graue, ferne Zeit
Den alten Mann an meiner Hand
Fort vom Palaste in die Armut führte,
Erkannte ich Gottes Fluch an uns!
Wären alle Menschen blind, dann fielen
Schläge in den ungewissen Raum;
Sie müßten, weil sie hilflos sind, sich lieben.
Hier klebt noch Blut. Hier laß uns sühnen.

Ismene: Sind wir nicht arm?

Antigone: Sind wir nicht Schwestern?
Hilf mir, Polyneikes zu begraben.

Ismene: Antigone —
Es steht der Tod darauf!
Antigone: Was zögerst du?
Ist nicht der Bruder höher als der Tod?
Ismene: Du handelst gegen das Gebot des Königs!
Antigone: Soll ich sein Unrecht noch vergrößern?
Ismene: Laß es vergessen sein.
Antigone: Hat Kreon ihn vergessen?
Ist ewig nur der Haß? Wie sehr
Hat Liebe unter Menschen sich verändert,
Wenn sie dem Tode weicht. Was reden wir!
Begraben will ich ihn — nicht um ihn weinen.
Ismene: Du hassest Kreon, Tochter Ödipus'!
Antigone: So lang ich lebe, lebt Gerechtigkeit.
Ismene: Du bist ein Weib. Gehorche!
Antigone: Am jüngsten Tage wird er mir begegnen
Und fordern Rechenschaft von meinem Geiste.
Ismene: Beuge dein großes Haupt!
Durch neues Unrecht stürzt das alte nicht;
Du rührst den ewigen Jammer sinnlos auf.
Lacht nicht des Bürgers
Auge erwacht der heitern Sonne zu?
Sei Mensch mit allen Menschen!

(Ferne Musik, die sich bis zum Ende der Szene steigert.)

Antigone: Schweige!
Tanze deiner Wollust zu.
Bring dich in Sicherheit.
Ismene: Antigone!
Antigone: Entblöße deinen Busen nur,
Aus dem die Treue zu den Bürgern floh.
Du bist ein Weib — wirf dich Männern hin!
Ismene: Höher als der eine ist die Welt,
Und wäre er mein Bruder tausendfach.
Antigone: Geh in die Welt. Er war dein Bruder nie.
Ismene: Wie einsam sind wir —

Antigone: Geh! Verleugne mich.

(Ab nach rechts.)

Ismene (von schnell hereindringendem Volke fortgerissen).

*

DRITTE SZENE

Fackeln, Musik. In der Mitte lagern kriegerische Jünglinge. Tänzerinnen führen eine Pantomine auf. Sie nähern sich, weichen zurück, werfen Zweige hin, lassen sich greifen, sinken zu ihnen nieder. Eine schöne Gestalt bleibt übrig mit einem Kranz. Sie neigt sich und bekränzt den schönsten Jüngling damit.

Die Tänzerin: Auf Bergen lodern die Feuer.
Ruhm und Siege und Taten weit —
Liebt uns! Verschwendet uns! Alles ist euer:
Süße Frucht der lebendigen Zeit.

Eine Stimme (schneidend): Und die Toten?

(Alle wenden sich unwillig.)

Zweite Stimme: Still da!

Ein Jüngling: Wer stört das Fest?

Ein Bürger: Die Unzufriedenen!

Der Jüngling mit dem Kranz: Rosse versinken im Sumpf,
Kehle zerschnitten,
Geräderter Rumpf,
Wir ritten
Dumpf
Durch fliehende Heere mitten.
Am Himmel der rote Schrei,
Am Boden der blutige Brei,
Wir ritten!
Wir trieben mit unserm Speer
Die Menschen zusammen wie Ziegen.
Wer nicht wollte, wer nicht konnte,
Blieb — liegen.

(Er macht die Geste des Erstechens. Beifall.)

Wie sie liefen: wie Hunde, wie Hasen!
Die Alten haben wir aufgehängt,
Die Jungen gespritzt auf den Rasen,
Keinem das Leben geschenkt!
Die Raben
Sollen sie haben.

(Fröhliches Gelächter.)

Eine Stimme: Die Raben?

Ein Jüngling (drohend): Was sagst du?

Die Stimme: Freund! Es war einmal eine Rabenschlacht. Als alle Raben tot waren, kamen die Menschen und fraßen sie.

Der Jüngling: Spaßvogel!

Die Stimme: Die Menschen wählten einen König, den nannten sie Rabenkönig zur Erinnerung an die Rabenschlacht. Alle zehn Jahre ziehen sie aus auf die Rabenjagd. Wenn die Raben getötet sind, bereiten sie dem König ein Mahl. Wenn der König die Raben gefressen hat, muß er zehn Jahre verdauen; dann fängt die Geschichte von vorne an.

Ein Bürger: Eine schöne Geschichte. Wo kommen alle die Raben her?

Die Stimme: Du mußt den König fragen; der weiß es.

Viele Stimmen: Kreon soll kommen! — Der neue König. — Wir wollen den König sehen!

Das Volk: Kreon!

(Alle wenden sich dem Palaste zu. Der Palast wird hell. Kreon tritt heraus. Stille.)

Kreon: Untertanen!
Meine Augen schweifen über die Länder.
Ich sehe Städte gebaut, Herrscher regieren;
Den Palast der Könige, ewigen Marmor
Auf der verworrenen Masse des Volkes.
Gott, der die Feinde schlug, hat mich
Zum König eingesetzt. Herolde haben
Meinen Willen verkündet.
Ich sehe zu meinen Füßen Gute und Böse,
Das Volk des Ödipus, das längst verfiel.

Von euch erhob sich seiner Söhne Einer
Als Feind, verriet sein Vaterland.
Der liegt nun tot und kalt im Mörderblute
Und träumt nicht mehr vom Thron.
Noch einmal hier
Befehle ich mit meiner ganzen Strenge:
Kein Grab für seinen Überrest!
Mag in die Welt, wo Völker wohnen,
Der Pestgeruch von seinem Namen dringen.
Weh dem, der sich vergreift an dieser Schuld!
Ihr alle haftet mir für seine Leiche.

Anführer: Dank, König Kreon, daß du Rache übst.
Die Wächter stehen an der Leiche schon.
Keiner naht sich dem Verhaßten mehr.

Kreon: Mein Volk!
Gewonnen ist der Krieg. Beweint die Toten.
Zu neuen Taten rüstet euch!
Wir sind umringt von Feinden.
Nur der Starke wird die Welt erobern.
Die Herrschaft nehme ich in meine Hände,
Erfüllt vom Geiste eurer Könige:
Ehre dem Freund! dem Feinde Untergang.
An diesem Tag der Freude, den ihr feiert,
Soll offenbar auch meine Gnade sein.
Ist einer unter euch, der sie begehrt,
Er trete vor und fordere sie von mir!

(Die Schar der Armen in grauen Gewändern wirft sich vor den Stufen nieder. Einer von ihnen spricht:)

Der Arme: Herr! Die Felder sind nicht bestellt. Das Vieh ist obdachlos.
Unsre Söhne fielen im Krieg.

Der zweite Arme: Wir frieren. Unser Haus ist gepfändet.
Hab Mitleid, Herr!

Der dritte Arme: Die Kinder hungern. Die Weiber sterben am Fieber. Erlaß uns den Tribut!

Alle Armen: Erlaß uns den Tribut!

Kreon: Ich brauche euer Geld und eure Söhne.
Theben soll mächtig sein!
Rufe: Theben soll leben!
Die Armen: Wir sind arm. — Wir wollen Frieden.
Kreon: Man gebe ihnen Brot.
Eine Frau: Gib uns unsre Männer!
Eine Stimme (grell): Nieder die Reichen!
Kreon: Wer ruft da? Komm! Ich will dich sehen, Freund. Komm näher! Was sagtest du?

(Ein schmächtiger Bursche tritt langsam vor.)

Der Bursche: Wir haben Hunger. Wir müssen arbeiten. Arbeiten für die Reichen. Sie geben uns nichts.
Viele Stimmen: Er hat recht. — Hört ihn.
Anführer: Ruhe!
Kreon (spöttisch): Ich liebe diesen lustigen Gesellen. Wie sieht die Welt in seinem Schädel aus?
Der Bursche (plötzlich wild, mit drohender Faust): Die Not! Das Elend!!
Kreon (finster): Was schreist du, Lümmel!
Der Bursche (reißt sein Gewand auf, streckt die Arme aus): Ich habe fünf Tage nichts gefressen. Man wird nicht von Siegen satt.
Kreon: Haut ihn mit der Peitsche auf den Schädel!

(Bewaffnete dringen auf ihn ein und schlagen ihn nieder. Er schreit. Er wird fortgeschleift. — Dämmerung. — Diener mit Fackeln stehen auf der Rampe.)

Hütet euch!
Die Ordnung dieser Stadt ist unverrückbar,
Keiner tastet an das alte Recht.
Hier stehe ich und jeder sieht mich:
Gott gab mir Majestät,
Daß ich euch würdig führe.
Ihm allein schulde ich Rechenschaft!
Gehorsam fordere ich in seinem Namen.
Ich werde gut den Guten sein;
Wer gegen mich ist, den zertrete ich.

(Dumpfe Bewegung.)

Theben ist frei. Für seine Freiheit lebe
Und sterbe der geringste Mann.
Legt eure Waffen ab und werdet Bürger.
Der Tag kommt wieder, wo ihr Helden seid.
Dann rufe ich euch — bis in die fernste Hütte
Brausender Städte der Trompete Ton.
Zu größern Taten werde ich euch führen.
Laßt uns vermehren unsern alten Ruhm!
(Sie halten ihm die Waffen entgegen und schlagen die Schilde an.)
Wein soll fließen!
Im Siegesfest bricht meine Herrschaft an.
Das Volk: Es lebe Kreon!

*

VIERTE SZENE

Durch den mittleren Eingang der Arena kommt der Wächter. Alle prallen zurück. Er geht weiter wie durch ein Spalier.

Wächter: O Herr . . .
Kreon: Wer bist du?
Wächter: Ein Wächter von der Stätte des Polyneikes.
Kreon: Sprich!
Wächter: Ich wage es nicht, Herr.
Kreon: Was ist geschehen?
Wächter: Etwas Schreckliches, Herr!
Kreon: Rede!
Wächter (wirft sich nieder): Töte mich nicht!
Kreon: Steh oder scher dich!
Wächter (erhebt sich zögernd): Polyneikes — ist — begraben!
Kreon: Wer tat das? Wo ist der Täter?
Wächter: Niemand kennt ihn. Es geschah in der Dämmerung. Ein dünner Staub liegt auf dem Toten, ein wenig Wasser, wie ein Rinnsal von Tränen. Kein Tier kam gekrochen, nicht die Fährte eines Hundes; es muß ein Mensch sein, der heimlich aus der Erde stieg.
Kreon: Wer hatte Wache?

Wächter: Drei Männer am Feuer. Wir wurden müde. Unerklärliche Last zwischen Himmel und Erde uns deckte. Als wir erwachten, brach Streit aus. Polyneikes war begraben. Keiner wagte sich zu dir. Wir zogen das Los. Mich traf es. Sei gnädig!

Kreon: Wo ist der Täter??
Ihr Krieger, auf! Los die Meute!
Her mit ihm — lebendig oder tot.

(Die Krieger brechen auf nach allen Seiten.)

Bin ich König?
Wer mischt sich ungestraft in meine Rechte?
Soll ich glauben, Gott beschütze ihn,
Den lächerlichen Toten auf der Flur?

Wächter: Verbanne mich aus deinen Augen. Verlange nicht, daß ich ein Wunder leugne.

Kreon: Ich speie meinen Hohn auf dieses Wunder!
Willst du bekennen, Hund!

Wächter: Ich tat es nicht. Ich bin unschuldig!

Kreon: Hinaus! Mit deiner Zunge
Lecke den Staub von der Leiche!

(Er wankt hinaus. Mißbilligung unter dem Volke.)

Ein alter Mann: König Kreon!

Kreon: Wer redet ungefragt?

Der Alte: Ich bin ein Bürger. Ich habe vielen Königen gedient. Dieser Mann ist kein Schurke.

Kreon: Der Geist des Aufruhrs murrt im Volke.
Ich sehe es. Ich warne euch.

Der Alte: Ich bin ein alter Mann. Tue kein Unrecht.

Kreon: Spar deine Weisheit für die andern.
Triumphiert das Böse?

Der Alte: Was ist gut, was ist böse?

Kreon: Das Recht regiert. Und ich entscheide es!

(Dunkelheit.)

ZWEITER AKT

Von allen Seiten hinter der Szene laute Rufe. Palast und Arena werden hell. Die Krieger drängen herein mit erhobenen Waffen. Das Tor auf der Rampe geht auf. Kreon tritt hervor.

ERSTE SZENE

Kreon. Anführer. Volk.

Anführer: Herr!
Wir kamen zu der Stätte, wo die Leiche
Von Ungeziefer Leben hat.
Plötzlich weht ein Sturm,
Der Boden verfinstert sich,
Am Horizont steht eine Jungfrau
Bei dem entblößten Aas;
Wir greifen sie und . . .

ZWEITE SZENE

Antigone: Schweige. Ich bin da.
Kreon: Antigone! (Sie sehen sich an.)
Antigone: Ich bin gefangen. Halte nun Gericht.
Kreon (nach einer Weile): Du kanntest das Gesetz?
Antigone: Gilt ein Wort
So viel im falschen Maß der Zeit,
Daß sich die Toten in den Gräbern wenden:
Wer richtet ihre Schuld?
Kreon: Wer lebt, muß Richter sein.
Antigone: Doch nicht den Toten!
Kreon: Wir wissen, wer du bist.
Antigone: Sag: Ödipus.
Stimmen (halblaut): Ödipus! Ödipus!
Antigone: War es nicht hier, wo du den armen Blinden
Mit rohen Fäusten stießest in die Nacht?
Hat Gott dir schon verziehn? Bist du jetzt König?
Im Siegesfest bricht deine Herrschaft an??

Stimmen (lauter): Feindin — Verräterin!
Antigone: Es lebe dieser König,
Denn alle Edlen sind im Totenreich.
Was kannst du mehr, als durch die Gräber stampfen?
Du hast gesiegt. Töte mich.
Kreon: Noch nicht.
Unschuldig stirbt vor meinem Throne keiner.
Steh hier, Antigone, und rede
Vor allem Volk.
Antigone: Was rede ich zu euch?
Die Menge jubelt deiner Größe zu.
Ich bin zu klein.
Kreon: Bereust du das Verbrechen?
Antigone: Welches Verbrechen, Kreon?
Kreon: Deine Tat?
Antigone: Und wie, wenn ich bereute?
Kreon: Das Gesetz
Hat dir den Tod bestimmt.
Antigone: Halt ein —
Wo ist der Geist, der dies Gesetz erfindet?
Ich kenne ein Gesetz, noch ungeschrieben,
Von keinem Herold in die Welt posaunt,
So alt wie du und ich:
Es heißt die Liebe.
Kreon: Daran erkenn ich Ödipus' Geschlecht!
Antigone: Ja, Ödipus war arm und blind,
Doch seine Augen brannten in das Gute.
Das Blut von seinen Augen tropfte nieder
Auf eine Erde mörderischer Lust
Von Krieg und Lüge, Haß und Eitelkeit.
Dieser Bettler, den die Bosheit, Rache
Der unsichtbaren Menge hungern ließ —
Ist das nicht unser König?

(Tumult. Sie dringen auf sie ein.)

Antigone (steigt auf die Stufen, streckt die Hände aus):
Hört mich an!

Sein Leib ist tot. Er liegt in seinem Grabe
Und wartet auf den toten Sohn.
Nie wird er König mehr. Kreon ist König!

(Sie weichen zurück. Sie wendet sich Kreon zu.)

Kreon: Und nie empfängt er seines Sohnes Aas.

Antigone: Ich aber wurde durch den Blinden sehend,
Sein Licht der ewgen Güte leuchtet mir.
Kreuzigt mich an euern Toren,
Zerreißt mich, zündet meine Stücke an:
Ich stehe auf im Speichel eures Maules
Und gehe wieder und begrabe ihn.

Kreon: Hänge den Mantel um die Wahrheit,
Aus seinen Löchern grinst die Falschheit.
Ich rotte deinen Hochmut aus!

Antigone: Die Pflicht des Menschen, die letzte Scham,
Das Völkerrecht
Hast du gebrochen, Totenschänder.
Das Maß ist voll. Ich fürchte dich nicht.
Was ist noch furchtbar?

Kreon: Die Macht.
Erfahre sie für deinen Frevel!

Antigone: Treib weiter, Fluch,
Streu aus den Krieg in ungeborene Zeiten.
Freue dich, weide dich an der Todesqual,
Vielfacher Mörder! Gott im Himmel lebt.

Stimmen: Sie lästert. — Hört, wie sie lästert!

Kreon: Gott ist mit uns. Was nennt ihn diese Hure?

Antigone: Gott ist auch mit den Feinden —

(Tumult übertönt sie.)

Rufe: Tötet sie!

Antigone: Volk, du schreist und reißt die Augen auf.
Was soll der Popanz Ruhm und Herrlichkeit?
Weil Einer satt ist, müssen alle hungern?
Weil Einer lebt, muß alles in den Staub?

Kreon: Sie schleudert ihre Netze aus.
Geduld. Ich höre sie. Es spricht die Letzte
Vom Stamme Ödipus.
Antigone: Ich sterbe nicht!
Der Glaube meiner Taten überlebt mich.
Dich, mich und alle, die noch Feinde sind.
Kreon: Zum zweiten Male nach dem Bruder
Hat sie die Stadt verraten.
Rufe: Schlagt sie nieder!
Kreon: Steigt nicht die Scham dir in die Wangen,
Antigone, vor diesem ganzen Volk?
Antigone: Dein ist der Ruhm. So herrsche, Kreon!
In deinen Jubel
Kriecht das Gespenst aus dem Grabe.
Denke an mich!
Kreon: Eteokles starb für des Landes Ehre.
Antigone: Sie wollten beide herrschen und kamen um.
Kreon: Soll ich den Helden wie den Henker betten?
Antigone: Ehre die Toten! Einmal stirbst auch du.
Kreon: Er war der Feind.
Antigone: Alle Menschen sind Brüder.
Kreon: Nein!
Das Verbrechen fordert seine Sühne.
Antigone: Richte das Böse durch die gute Tat!
Kreon: Ich wär ein Hund und würdig für die Hütte,
Wenn ich als König auf des Thrones Säule
Das Unrecht mit dem Mitleid kröne,
Das einer Dirne ziemt. Nicht mir.
Das Urteil ist gefällt. Er bleibt liegen. —
Doppeltes Unrecht wurde begangen.
Ich nehme die Hand von diesem Blute.
Sprich du, mein Volk, was ihr geschehen soll.
Viele Rufe: Sie soll sterben.
Eine Stimme: Sie ist eine Fürstin.
Das Volk: Steinigt sie!
Kreon: Das ist des Volkes Stimme!

DRITTE SZENE

Ismene (läuft durch die Menge zu den Stufen): Schwester!
(Zum Volke:)
Schleudert die Steine —
Sie ist unschuldig! Ich habe es getan.
Kreon: Schlange!
Ismene: Mein ist die Schuld!
Kreon: Antworte:
Hast du die Tat begangen?
Ismene: Ja.
Antigone: Zu spät.
Ismene: Hört nicht auf sie!
Kreon: Stell nur die Falle auf, sie fängt euch beide!
Ismene: Jetzt in der Not bin ich bei dir.
Antigone: Ich brauche keine Hilfe.
Siehst du nicht alle, die bei mir sind?
Ismene: Ich sehe eine Meute um dich rasen.
Antigone: Du irrst. Brüder und Schwestern lauschen mir.
Ismene: Soll auch ich die Steine schleudern?
Antigone —
Reich mir die Hände, weil wir Frauen sind.
Antigone: Hier ist dein Platz nicht.
Ismene: Laß mich bei dir bleiben.
Antigone: Geh, rette dich.
Ismene: Du stößt mich fort?
Antigone: Noch ist mein Schicksal nicht zu Ende.
Du lebst. Ich muß zum Tode gehn.
Ismene (zu Kreon): Herr, mache das Verhängnis unge-
Du, der du König bist, hilf dieser Not. [schehen.
(Kreon bleibt unbeweglich.)
Ismene: Willst du die Braut des eignen Sohnes schlachten?
Kreon: Eher die letzte Sklavin meines Herdes,
Als eine Dirne ihm.
Ismene: Tyrann!
Du reißt sie aus den Armen deines Kindes?

Kreon: Im Grab ist Hochzeit.
Ismene (schreit auf): Erbarme dich!
Kreon (zum Volke): Ihr, hört das Ende dieser Frevlerin:
Draußen ist ein Grab gewölbt.
Sperrt sie in die Totenkammer
Mit der Leiche, die ihr Bruder war.
Da mag sie ihn zum zweitenmal begraben!
Sie soll verhungern. Betteln um ihr Leben.
Hier schwöre ich und halte meinen Schwur:
Wer Böses tut, soll Böses leiden,
Bis Gehorsam seine Schuld gesühnt.

(Er wendet sich. Das Tor des Palastes geht auf und schließt sich hinter ihm. Das Licht auf der Rampe erlischt.)

*

VIERTE SZENE

Bewegung der Menge. Sie drängen vor, um die Schwestern zu sehn.

Ein Mädchen (neugierig): So sehen die Töchter des Ödipus aus.
Eine Frau: Die zarten Händchen sollen mit Leichen umgehn.
Zweite Frau: Oder Brot backen. Was ist euch lieber?
Dritte Frau: Oder Töpfe leeren, Teppiche schütteln. Mit den Sklaven unter die Decke gehn.
Erstes Mädchen: Das ist besser, als Perlen tragen.
Zweites Mädchen: Das ist schöner, als Fürsten begraben.
Drittes Mädchen: Jetzt sollt ihr uns bedienen.
Ein Bürger: Wie sie stolz sind, die Puppen.
Zweiter Bürger: Sie sind schuld am Kriege!
Dritter Bürger: Sie halten mit dem Feinde.
Vierter Bürger: Sie haben gesagt: es gibt keinen Feind!

(Empörung.)

Ismene (schreit auf): Sie töten uns!
Ein Krieger: Reißt ihnen die Schleier ab!
Zweiter Krieger: Wir wollen sie nackt sehen.

Dritter Krieger: Sie sollen tanzen, ehe sie sterben.
Das Volk (johlend): Tanzen, ehe sie sterben!
Anführer: Habt ihr gehört? Ihr sollt nackt vor dem Volke tanzen! Zieht euch aus!

(Ismene und Antigone stehen verschlungen auf den Stufen.)

Anführer: Vorwärts, ihr Dirnen!
Eine Stimme! Prügelt sie zu Tode!
Ein Krieger Wir wollen ihr Fleisch verteilen.

(Zwei Männer springen herauf und nähern sich ihnen.)

Ein Jüngling (stürzt sich mit blankem Messer dazwischen): Zurück!
Feige Hunde, zurück!
Wer sie berührt, den stoß ich in die Därme!

(Sie weichen verblüfft. Die Schar der Jünglinge steht schützend vor den Frauen.)

Der Jüngling: Fürstinnen, eure Schönheit ist hoch
Über allen Zeiten.
Solange wir leben, wird
Schande euch nicht erreichen.
Eine Stimme: Wir wollen keine Fürstinnen.
Zweite Stimme: Sie beschimpfen ihr Vaterland.
Dritte Stimme: Weshalb verraten sie uns?
Viele Stimmen: Antwortet!
Antigone (tritt einen Schritt vor. Sie steht im Halbkreis der Jünglinge): Bürger von Theben!
Wehe dem, der am Herzen der Menschen zweifelt,
Wenn sie Tiere sind, tief in die Unglückszeit,
Wenn ihr wüßtet, daß ich um euch weine!
In meine Arme, die alle Schmerzen gewiegt haben,
Will ich euch betten zur Ruhe, zur Hilfe.
Die Feuer flackern nicht mehr auf den Bergen.
Der Sieg ist erloschen. Die Häupter der Feinde schlagen
Mit euch an die Bahre des unermeßlichen Todes.
Gewiß hat jeder von euch einen Lieben
In dem fahlen Gebüsch der Novemberfluren.

Sein Mund, seine Stimme der modernden Grube
Weht hinüber dieser Stunde verlorenen Ton.
Sie alle, die aus der Welt gestorben,
Rufen euch Liebe und Liebe ins Herz!

Eine Stimme: Entblöße dich! Peitsche die Brust mit den Haaren.

Antigone: (entblößt Brust und Haare): Ich hülle mich ein in die Trauer von Gottes Wesen.
Meine Haare, Asche, fallen auf meinen Leib
Am Grabe der Menschen.

Eine Frau: Gib uns zu essen!

Antigone: Frau! Du wirst ein Kind gebären.
Wann trifft die Waffe sein unschuldiges Haupt?
Wann ist die Stunde von Tod und Feindschaft?
Für welchen neuen Krieg säugst du es?

(Erregung.)

Blondes Mädchen, du wirst einen Gatten wählen.
Er löst die Arme von deinem Schlummer.
Die Trompete tönt durch die Gassen.
Blut brennt auf den Türmen: Kampf!

(Erstaunen.)

Ihr alle, die ihr sagt: Krieg, Feind, Ehre —
Hört euer Herz, verschüttet im Staub
Geplünderter Häuser, geschändeter Tempel.
Euer Herz ist der Feind. Wir alle sind schuld!

(Ergriffenheit.)

Bürger, bevor ihr mich zertretet,
Wie euer Herr, der König, mit Recht befiehlt,
Ich will euch nicht umstimmen —
Ich habe die meiste Schuld in Theben.
Ich werde Strafe erleiden. Vergebt mir im Tod!

(Beifall.)

Ich klage mich an, die niederste Magd von allen,
Daß ich lebte und wußte: wir töten uns;
Daß keine Stimme von Gottes Himmel

Mich erweckte als Retterin.
Ich klage mich an, daß in meine Kissen
Nicht die Wunden eiterten hinein;
Daß ich schwebte auf blühenden Girlanden,
Solange ein Mensch noch hungrig war.
Ich klage mich an — ich habe Gutes genossen,
Doch nichts Gutes getan, sonst wären Menschen nicht feind.
Nur die Liebe des ungeheuern Leidens
Stillt die Träne der Geknechteten.

(Die Schar der Armen drängt zu ihr.)

Der erste Arme: Fürstin, deine Worte sind Frieden. Die Kinder der Armen beten für dich.

Der zweite Arme: Du bist gut. Laß uns deine Füße küssen.

Der dritte Arme (kniet nieder): Du hast uns geholfen. Unser letztes Stück Brot rankt Blumen um dein Grab.

Antigone: Steht auf! Ich bin nur euresgleichen.
Ich bin Antigone —
Ein kleiner Mensch, der vor dem großen Schatten
Des Todes sinkt in seiner Ohnmacht Spur.

Ein Krieger (roh zu den Armen): Fort! Pack.

Antigone: Mensch, der du schreist im kalten Raume:
Wo ist dein Mitleid? Du bist ärmer
Als alle, weil du nicht mehr weinen kannst.

Stimmen: Sie schweige.

Mehr Stimmen: Sie rede!

Antigone: Freunde!
Ich stand am Abend auf den Türmen. Schwer
Donnerte aus der Ferne Kriegsvolk an,
Rüstungen, Rosse trabten. Die Nacht war hell,
Das Zelt des Himmels besät mit Schlachtgerät;
Weiße Wagen rasten den Orion hinab.
Da sah ich einen Augenblick die Wolken zerteilt,
Tückische Kometen auf die Erde rollen,
Die Elemente wirbelten, ein feuriger Orkan
Zuckte die letzte Lava der Vernichtung —

Doch prallten sie ab, denn gewaltig lebte der Mensch.
Und wieder sah ich die Meere stocken,
Geborstene Schiffe versinken, Häuser flammen —
Die irrgewordene Schar der Menschen.
Der kristallne Berg der Jahrtausende sprang auf:
Ich sah in der Mitte den Mord.
Todesangst griff um mich,
Wir könnten alle sterben aneinander;
Die großen Kanäle, die wir bauten in der Wüste,
Sahen höhnisch unserm Ende zu,
Lebloser Stoff auf den Ruinen des Lebens.
Ich wollte hinausschreien und warnen: hört auf, Menschen!
Ihr irrt euch, seid betrogen.
Vereint euch, helft eurem Geiste,
Werdet Brüder —
Da sah ich den eignen Bruder die Brandfackel
Schleudern gegen die Mauern der Stadt.
Ich verhüllte mein Antlitz, stieg nieder
Und wußte, daß ich nur eine Frau bin.
Die Bürger: Sie hat recht. — Sie klagt sich an!
Die Frauen: Wenn alle sterben — wo bleiben wir dann?
Die Krieger: Genug getötet. — Gebt endlich Ruh.
Die Jünglinge: Sprich weiter, Antigone. — Rede du!
Antigone: Ich gab den Bruder der Erde wieder
Und feire mit euch Auferstehung.
Jetzt sind wir Brüder in Schmerzen!
Jetzt weiß ich: Frauen können unsterblich sein,
Wenn sie die sinnlosen Wege der Menschen
Mit dem Krug der Liebe begießen;
Wenn aus Tränen ihrer Armut
Die Hilfe sprießt;
Wenn die Tat des lebendigen Herzens
Umstürzt Mauern der Feindschaft.
Das Volk: Es lebe Antigone!
Antigone: Brüder!
Ich rede zu euch Witwen und Waisen,

Die ihr heimkehrt in die einsamen Hütten,
Wo die Seufzer der Erschlagenen
Von den feuchten Steinen des Herdes
Schrecken in euren Abendtraum:
Wollt ihr, daß eure Kinder,
Überschrien von dem Ruhm des Schlachtrufs,
Euer elendes Schicksal teilen?
Das Volk: Nein!
Antigone: Geht hin. Folgt meinem Beispiel.
Geburt und Tod ist Versöhnung!
Rufe: Sie soll nicht sterben!
Viele Rufe: Sie soll leben!
Das Volk: Kreon!

*

FÜNFTE SZENE

Kreon (steht plötzlich hell beleuchtet vor der Rampe des Schlosses):
Was lärmt ihr?
Das Volk: Antigone soll leben!
Kreon (tritt einen Schritt vor): Ich höre viele Stimmen statt einer;
Wär es eine, ich ließ sie peitschen,
Bis das Blut ihr aus der Zunge spränge.
Ihr Schweine da unten:
Was fällt euch ein, mich auszugrunzen?
Das Volk: Sie ist unschuldig.
Kreon: Seit wann?
Ein alter Mann: Sie hat die Schuld des Bruders gesühnt.
Richte sie nicht!
Kreon: Ihr Greise, euer Grab steht offen.
Legt euch hinein!
Eine Frau: Sie ist eine Frau wie wir. Sie ist keine Dirne.
Kreon: Ich sperr euch in die Häuser
Und laß euch hungern.
Gesindel! Huren, wollt ihr alle
Männer regieren mit dem schwangern Bauch.

Treibt Unzucht in den eignen Betten,
Nicht hier vor eures Königs Haus.

(Dumpfe Empörung wächst.)

Chor der Armen (leiser Gesang): Friede allen Nöten.
Friede allem Leid.
Schon auf Morgenröten
Grüßt die neue Zeit.

Kreon: Von heute ab ist der Tribut verdoppelt.
Arbeitet, wenn ihr fressen wollt.

(Er erblickt Antigone.)

Was stehst du noch und gaffst?
Packt sie! Führt sie hin, wo ich befohlen.

Antigone (steht allein auf den Stufen ihm gegenüber):
Töte mich, töte mich immerzu!
Die Wahrheit wird kommen,
Zerschlagen deine Macht.

Kreon: Fort, daß ich sie nicht sehe.
Ich schlage sie tot!
Ich jage sie selber den Schatten nach,
Die kläglich im Abgrund heulen.

Antigone: Deine Macht ist vorbei. Deine Welt ist nicht mehr.
Aus der Tiefe des Felsens hab ich dein Volk gehauen.
Jetzt ist es mein Volk!
Zum letztenmal die Knechtschaft:
Wir fürchten sie nicht!

Kreon: Lebendig ins Grab mit ihr!
Wer ihr zu essen bringt, teilt ihr Schicksal.
Drei Tage vergehn,
Dann nagt sie Steine.
Packt sie an!

(Stille.)

Antigone: Faßt keiner mich an? Menschen —:
Ich habe euer Herz erweicht.
Ich will für euch hungern. Ich will für euch bluten.
So glaube ich, daß Gutes geschehen kann!

Die Ströme brechen auf. Die Liebe hat gesiegt.
Gott ist uns gnädig.

Kreon (brüllend): Wer widersetzt sich dem Befehl?
Wollt ihr euch rühren!

(Keiner rührt sich.)

Kreon (zieht die Peitsche hervor, schwingt sie, streckt den Arm mit ihr aus): Reiterei!!

(Trompetensignal hinter der Szene. Krieger zu Pferde jagen von allen Seiten in die Arena, reiten das schreiende Volk nieder.

Ein Anführer sprengt bis vor die Stufen, reißt Antigone auf, wirft sie rücklings übers Pferd, jagt mit ihr durch die Mitte hinaus. Ihre Haare schleifen am Boden. Todesschreie. — Dunkelheit.)

DRITTER AKT

Der Palast ist dunkel. Mondlicht. Das Grab in der Arena wird hell. Stufen führen hinab ins Gewölbe. Bewaffnete von links bringen Antigone in Ketten. Sie nehmen ihr die Fesseln ab und entfernen sich. Aus der Schar löst sich Hämon und bleibt zurück. Antigone steht, mit dem Rücken ihm zu, dicht vor dem Grabe.

ERSTE SZENE

Hämon. Antigone.

Hämon: Antigone!!
Antigone: Du, Hämon?
Hämon: Ja, ich bins.
Antigone: Das Licht verrät dich den Spionen.
Folge mir nicht!
Hämon: Ich hasse dich.
Antigone (wendet sich um).
Hämon: Du hängst dein Herz an einen Toten.
Antigone: Wir stehn an meinem Grabe.
Noch bin ich nicht geläutert,
Wenn ein Mensch mich hassen kann.
Hämon: Du lagst in meinen Armen.
Du bist nur eine Frau!
Frauen will ich peitschen lassen;
Sieger in Schlachten sein.
Könige sollen mich grüßen.
Auf meinem Schwert blitzt Männlichkeit.
Antigone: Was weißt du von mir!
Bist du es, Hämon,
Fremde Stimme, die mein Herz nicht hört?
Hämon: Liebe den Toten nur!
Ich will leben zu meiner Größe.
Weiber sind da, um zu lieben.
Antigone: Was ist Liebe?
Hämon: Liebe ist Ruhm.

Antigone: Hilfe den Schwachen, Kampf für die Welt —
Liebe ist Menschlichkeit!
Hämon: Die ärmsten Menschen knien vor dir.
Weshalb kann ich es nicht?
Antigone: Sohn des Königs: werde Mensch.
Denke, wenn deine Sterne aufgehn,
Daß du Sohn einer Mutter bist.
Hämon: Weshalb muß ich dich hassen?
Antigone (geht schweigend einen Schritt näher):
Hämon (zitternd): Sage ein Wort!
Antigone: Dein Herz ist rein.

(Er sinkt hin.)

Du wirst mein Werk verstehen,
Du wirst meinen Namen bekennen,
Du wirst weinen um dich und mich.
Deine Seele ist das Bild der Welt.

(Sie legt die Hände auf ihn.)

Noch eine Flamme Zeit
Möchte ich mit dir dauern,
Dich schützen, dir dienen,
Deiner Leiden Schwester sein.
Du hast mich geführt;
Du hast mir die Berge der Freiheit gezeigt.
Schon darf ich hoffen!
Ich liebe dich
Und verlasse dich, Freund.
Hämon: Ich rette dich!

(Ab nach links.)

*

ZWEITE SZENE

Ismene (von rechts): Ich schlich durch die Männer.
Sie schlafen. Keiner wacht.
Komm!

Antigone: Wohin?
Kein Fluß wird die Flamme löschen
Der Rache über mir.
Ismene: Rette dich!
Antigone: Hier will ich bleiben.
Ismene: Du hast genug getan.
Antigone: Soll ich leben,
Bis Mörder mich erschlagen?
Ismene: Du wirst die Welt nicht ändern.
Unrecht nicht wandeln in Gerechtigkeit.
Antigone: Besser, gut sein als weise!
Ismene: Was willst du tun?
Antigone: Zu Ende gehn,
Damit das Licht entspringt.
Solang ich lebe, muß ich sterblich sein.
(Sie streckt die Hände aus.)
O fühle, daß wir Frauen sind!
Du bist mir nah.
(Sie halten sich umschlungen.)
Ismene: Gibt es nicht Männer?
Antigone: Auf der weiten Flur
Sind die Männer zur Schlachtbank geführt.
Ismene: Wer bleibt noch?
Antigone: Du und ich.
Ismene: Ach, Frauen nur.
Antigone: Ihr Frauen, unterjocht und untertan,
Brecht auf, ihr Frauen, aus dem engen Geschlecht!
Geht hin und opfert euch.
Ismene: Läßt Gott uns würdig sein?
Antigone: Ihr seid es schon durch meine Tat
Ismene: Werden alle es sein?
Antigone: Ja, alle, alle —
Ismene: Wir kämpfen für dich!
(Ab nach rechts.)

*

DRITTE SZENE

Antigone (allein): Toter Mensch in deines Grabes Halle,
Ferne Seele, ungewisses Licht:
Was soll ich tun,
Bis ich frei von Lust, frei von Schmerz
Zu dir untergehen kann?
Was kann ich tun, daß alle mir glauben,
Welches Opfer ist groß genug?
Wenn Liebende zittern im Frühling am Schicksal,
Wer wird sagen: Antigone —
Du hast uns geholfen. Wir glauben dir!
Ich bin schwach, so schwach vor dem Tode.
Sprich aus dem Grabe! Antworte mir.

(Schweigen. — Das Grab wird dunkel.)

*

VIERTE SZENE

(Der Palast wird hell, die Arena ist dunkel.)

Hämon. Kreon.

Hämon: Ich hörte, was geschah.
Kreon: Was willst du wissen?
Hämon: Was Recht und Unrecht ist.
Kreon: Du liebst sie noch?
Hämon: Antigone!
Kreon: Sie lebt nicht mehr.
Hämon: Was tat sie?
Kreon: Frag mein Volk.
Hämon: Sie sagen —
Kreon: Was sagen sie?
Hämon: Daß sie im Rechte sei.
Kreon: So wächst die Lüge noch aus ihrem Grab.
Zertreten hab ich sie, ein Tier,
Das falsch mich in den Rücken sticht.
Tue das gleiche.

Hämon: Doch ich liebe sie!
Kreon: Die Dirne!
Hämon: Sie ist eine Frau.
Man lehrte mich, die Frauen zu achten.
Kreon: Wir sind Männer und fürchten Weiber nicht.
Hämon: Gib mir Antigone!
Mag sie gesündigt haben, ich rette sie.
Ich führe sie als die Treueste dir zu.
Kreon: Bin ich eins mit der Verbrecherin?
Hämon: Du glaubst mir nicht?
Kreon: Sie büßt für ihre Schuld.
Hämon: Antigone wird meine Gattin werden.
Kreon: Mit ihrer Leiche wird es lustig sein.
Hämon: Sie ist unschuldig!!
Kreon: Schon einmal hört ich das.
Hämon: Höre es von allen!
Kreon: Wer ist der Herr??
Hämon: Ein großer König tötet eine Frau.
Kreon: Die Liebe macht dich irr.
Hämon: Bist du ein Mensch?
Kreon: Erst bin ich König.
Was drohst du mir?
Hämon: Ich warne dich.

(Ab durch den Palast.)

*

FÜNFTE SZENE

(Geräusche steigen auf.)

Kreon (tritt einen Schritt vor und starrt in das Dunkel): Stirb, kleine Geburt,
Für des großen Zweckes eherne Tafel.
Ich herrsche. Ich bin im Recht.

(Die Geräusche wachsen. Sturm.)

Kreon (fährt auf): Anführer!
Anführer (tritt aus dem Palast): Herr?

Kreon: Was ist das für ein Lärm?
Anführer: Das Volk ist aufgeregt vor dem Palaste.
Hämon ist unter ihnen.
Kreon: Wer?!
Anführer: Dein Sohn.
Kreon (heftig): Fangt ihn!
Anführer: Die Männer scharen sich um ihn.
Kreon: Sind alle Hunde gegen mich verschworen?
Anführer: Hämon —
Kreon: Was tut er?
Anführer: Er schürt den Tumult.
Er reizt die Menge auf.
Kreon: Was noch?
Anführer: Er sagt, du seist ein Mörder.
Sie folgen ihm.
Kreon: Wo sind die Reiter?
Anführer: Es ist zu fürchten, daß sie — meutern!
Kreon: Feigling!
Anführer (zieht die Waffen): Solang ich lebe, König —
Kreon: Hinaus, schlag dich!
Anführer: Soll ich den Kampf befehlen?
Kreon: Töten — nein!
Wenn sie uns beide finden?
Was dann?
Anführer: (Erbleicht.)
Kreon: Du könntest bluten!
Hör zu!
Wenn ich den Arm aufhebe — so wie jetzt:
Leg Feuer an!!
Anführer: Feuer . . .?
Kreon: Die ganze Stadt soll brennen
Anführer: Sie laufen schon!
Kreon: Ich lehr euch den Aufruhr!
Alle gegen einen. Ich gegen euch!

(Höhe des Tumultes. Orkan.)

Kreon (beugt sich vor ins Dunkel): Heran, heran! Peitschen heraus!
Elefanten! Ich trete euch nieder.
Die Macht ist mein!

*

SECHSTE SZENE

Teiresias (hell beleuchtet im Publikum): Kreon!
Anführer (stürzt nieder): Teiresias, der Seher.
Kreon (ballt ihm die Faust entgegen): Hinab, Gespenst!
Anführer: Des Ewigen Mund —
Kreon: (tritt den Anführer die Stufen ins Dunkel hinab): Fahr in die Hölle!
Teiresias: Kreon, höre mich.
Hundert Jahre bin ich alt.
Ich sehe die Taten der Menschen.
Kreon: Was störst du meine Wege?
Teiresias: Beuge dich
Vor dem Allmächtigen.
Kreon: Ich König, knien vor einem Greis?!
Ich laß dir die Haare scheren, jage dich
Kahlköpfig zu den Maulwürfen.
Teiresias: Sein ist die Rache.
Kreon: Ich erfülle sie.
Teiresias: König!
Wehe, wenn du Unrecht tust,
Nah ist die Stunde der Verdammten.
Schlag an dein Herz, eh es zu spät ist.
Bitte um Gnade!
Kreon: Schwarze Klaue, du drückst mir die Kehle nicht zu.
Noch bin ich nicht zerschmettert.
Hier stehe ich —
Und rufe in die Windrichtungen:
Was ich befehle, geschieht!
Teiresias: Der Berg des Todes ist höher als deine Burg.
Schon steigt Blut empor.

Spring auf den letzten Stein deiner Herrschaft:
Der Hochmut wankt unter dir.
Kreon: Lügner!
Die Dummheit des Volkes nährt dein glattes Hirn.
Verreck im Sande verdorrt —
Kein Engel wird dich zum Himmel tragen.
Teiresias: Kreon, erkenne mich doch!
Türme nicht Leichen auf Leichen.
Erbarme dich!
Kreon (streckt die Faust empor): So wahr mir Gott helfe!
Ich bin Herr.
Wenn die Schreie der Zerfleischten gellen
Wenn Städte in Rauch aufgehn,
Mütter winseln:
Ich schwinge die Geißel.
Bis der letzte Feind am Pfahl verkrampft ist,
Der letzte Dieb, der letzte Räuber,
Die Hure, der Verräter —
So lange, bis der eiserne Wagen
Des Rechtes fährt über meine Stadt.
Teiresias: So stürze, Unseliger —
Erscheint, ihr Gekreuzigten,
Erschlagene, armselige Tote,
Stoßt in sein Herz!

(Die Arena wird plötzlich hell. Haufen von Toten. Blutende mit offenen Wunden. Frauen, Männer mit Messern in der Brust. Wahnsinnige blöken. Zerfetzte Gliedmaßen. Kinder stolpern zwischen den Leichen.)

Ruf: Kreon!!
Kreon (schreit): Ah . . .
(Tierisches Heulen; Bewegung nach ihm hin.)
Kreon (lallt zwischen den Zähnen): Ich kenne euch nicht —
Ein Wahnsinniger: Kennst uns nicht? Kennst uns nicht?
Feiner Herr! Rabenkönig! Hoho!
Kreon (schlägt zuckend die Hände vors Gesicht): Angst!—Fort!
Ein Krüppel: Mein Bein!
Ein Blutender (wimmernd): Oh —

Eine Dirne: Komm ins Bett!
Ein Sterbender (stöhnend): Trinken!
Kinder (suchen zwischen den Toten): Vater! Vater!
Alle: Mörder!
Kreon (stürzt auf die Knie, brüllt): Ich bin schuldig. Ich bereue!

(Die Arena wird dunkel.)

Stimme des Teiresias: König von Theben! Sein ist die Macht!

*

SIEBENTE SZENE

Kreon (kommt zu sich): Was war das? Zauberei?? Messer im Leib? Was schreien die Kinder
Zwischen den Leichen —

(Er betrachtet seine Hände.)

Hände, blutbefleckt!
Reißt ab, Fetzen Fleisch.

(Er beißt hinein.)

Es soll dunkel werden!

(Verdunklung.)

Der König ist gefallen —
Wer stöhnt?

(Stille.)

Schlag weiter, Herz —
Die Kälte vom Schlachtfeld,
Das Grauen der Toten.
Menschen herbei, eiserne Brustwehr!
Kommt keiner? Soll ich ersticken?!

(Fast Dunkelheit. Er steht schattenhaft auf der Rampe.)

Ich will nicht sterben. Der Tod kriecht.
Finsternis. Ich will sühnen.
Ich rieche die Toten.
Rache fällt auf mich.

(Ferner Trommelwirbel. Ein einzelner Fanfarenstoß. Er wirft die Arme empor.)

Jüngstes Gericht! Die Posaune.
Noch ein Tag! Noch eine Stunde.
Ich werfe mich nieder. Ich bete.
Hilf mir, Gott!!

Ruf (hinter der Szene): Antigone!

Kreon: Antigone soll leben!

(Die Stimmen und Instrumente wachsen an zum Klang. — Dunkelheit.)

VIERTER AKT

(Das Grab wird hell.)

ERSTE SZENE

Antigone (allein): Weil ich lebte und mein Haupt erhob
Zur Tat des ewigen Geistes,
Weil ich lebe und Mutter bin,
Sind alle Menschen meine Kinder.
Ich bin geschaffen. So darf ich glauben.
Ich habe gelitten. Mein Leben ist schön.

(Sie legt ihren Schmuck vor dem Grabe nieder.)

Wie aber, wenn mein Angesicht
Erstarrt am letzten Tropfen Blut?
Gott!
Laß mich am Sarge des Bruders
Zur Gnade schweben.
Ich habe geholfen. Mein Werk ist erfüllt.

(Sie nimmt eine Fackel und zündet sie an.)

Du gabst mir Liebe zu den Menschen;
Tausendfältig
Trage ich sie vor deinen Thron.
Dort oben
Sehe ich Not in den Hütten aller
Und steige nieder.
Ich kehre wieder,
Suche die Erde nach Leichen ab.
Menschen! In tausend Jahren
Wandle ich unter euch.

(Sie schreitet hinab ins Gewölbe. — Völlige Dunkelheit. Nur die Fackel brennt.)

Chor (fern): Er hat euch geholfen
Aus dunkler Nacht.

*

ZWEITE SZENE

(Grab und Arena werden hell. Ismene kommt zum Grabe.)

Chor (näher): Er wird euch helfen
Aus euerm Grab.

Ismene (betritt das Gewölbe. Schreit. Stürzt heraus): Tot!!

(Volk drängt hinzu.)

Das Volk (murmelnd): Tot!?

Ismene (richtet sich auf, starr): Bürger von Theben! Antigone ist tot.
Kommt zum Grabe. Sie starb für euch!

(Sie bricht zusammen. Stille. — Mehr Volk.)

Eine Frau: Da sind ihre Spangen und Ringe.

Zweite Frau: Die schenkt sie uns.

Dritte Frau: Nehmt sie doch!

(Sie stürzen, sich balgend, auf den Schmuck.)

Ein Bürger: Still, ihr Weiber. Die Tote!

Ein Mädchen (sieht neugierig ins Grab): Dort hängt sie!

Viele Frauen: Wo?!

(Gedränge vor dem Grabe.)

Stimmen: Sie hat sich erhängt. — Am Schleier. — Über dem Bruder.

Ein Bürger: Schneidet sie los!

(Frauen gehn ins Gewölbe.)

Stimme: Die Arme!

Dumpfe Stimme: Kreon!

(Eine Frau kommt aus dem Grabe.)

Ein Mädchen: Sag, wie ist sie?

(Zweite Frau kommt. — Gemurmel.)

Die Frau: Ein Engel hat sie berührt.

Das Volk: Friede!

(Einige knien. — Viele weinen.)

*

DRITTE SZENE

(Bewegung. Kreon kommt mit Gefolge durch die Mitte.)

Kreon: Wo ist Antigone? Ich rette sie.
Stimme: Zu spät.
Kreon: Wer redet hier?
Stimme: Der Tod!!
Kreon (erschrickt; steht unbeweglich.)

*

VIERTE SZENE

Hämon (mit einer Schar von Jünglingen): Antigone! Die Freiheit naht.

(Er kommt zum Grabe und sieht hinein.)

Wer tat das?!

(Schweigen.)

Eine Frau: Störe ihren Frieden nicht!

(Die Jünglinge senken die Schwerter.)

Hämon: Vorbei.

(Er fällt gegen das Grabgewölbe. — Stille.)

Kreon (tritt einen Schritt vor).
Anführer: Platz für den König!
Hämon (fährt auf, sieht Kreon, der vorwärts schreitet): Halt, Mörder — dies Grab ist mein.
Fort!

(Er stößt nach ihm. Der Stoß geht fehl.)

Kreon (ohne sich zu rühren).
Hämon: Stirb an dir selbst.

(Das Schwert fällt zu Boden.)

Stimme: Antigone!
Hämon (erschüttert): Nimm die Sünde von mir!
Die Hand mit dem Schwert des Richters
Verdorrt.

(Er nimmt die Fackel vom Grabe.)

Schwester!
Du hast mich vor Schuld bewahrt.
Haß ist erloschen.

(Er schleudert die Fackel Kreon vor die Füße. Sie erlischt.)

Ich lege ab Ruhm und Ehre.
Weine —
Kleine Stimme im Abendmeer —

(Er setzt sich nieder auf die Stufen und ersticht sich.)

*

FÜNFTE SZENE

(Drohendes Schweigen.)

Eine Stimme: Dein Sohn ist tot.
Zweite Stimme: Geh hin zu der Leiche!
Dritte Stimme: König der Leichen!
Viele Stimmen: Mörder! — Bluthund!
Ein Jüngling (aus der Schar um Hämon): Der erste Mensch der neuen Erde
Ist an ihrem Grab bekehrt.
Eine Stimme (laut): Steine für Brot!
Echo: Steine —
Viele Stimmen: Steinigt ihn!
Zweiter Jüngling: Er starb für sie. Des Todes Leere
Klagt an die Macht der Lebenden.

(Grelle Pfiffe.)

Ruf: Tod dem Mörder!
Dritter Jüngling: Der Böse lebt. Die Guten starben.
Wer darf noch sagen: ich bin ein Mensch?
Ein Weib: Kreon, rede!
Zweites Weib: Weshalb redest du nicht?
Das Volk: Rede!
Kreon (unbeweglich).
Ein Bewaffneter (hebt das Schwert gegen die Schreier.)
Eine Stimme: Blut!

(Aufruhr.)

Die Masse: Auf ihn!

(Sie stürmen gegen die Krieger.)

Anführer: Zum König!

(Die Wache umringt ihn. Er steht in der Mitte. Hohngelächter.)

Rufe: Schlagt ihn tot!!

(Die Mauer um Kreon wankt. Signal hinter der Szene. Feuerschein.)

Eine Stimme: Feuer!

(Alle wenden sich und starren. Ein Teil rennt.)

Viele Stimmen: Feuer!!

(Stärkerer Feuerschein.)

Schrei: Hilfe!

Viele Stimmen: Es brennt — die Häuser — die Kinder —

(Sie stürzen den Ausgängen zu.)

Das Volk: Rettet!

(Rauchwolken. Prasseln. — Nur die Schar um Kreon bleibt.)

Anführer (tritt in den Kreis zu Kreon): Die Flammen schlagen! Sie rühren keinen König an.

Kreon (erstarrt, wendet sich zum Gehen. Der Kreis um ihn bewegt sich. Er sieht rückwärts): Nehmt den Toten mit!

(Sie schlagen ein schwarzes Tuch um die Leiche und tragen sie. Alle ab. Feuerschein. — Dunkelheit.)

FÜNFTER AKT

Der Palast ist hell. Die Arena ist dunkel. Die Stufen sind beleuchtet. Aus dem Tore tritt Eurydike mit Gefolge.

ERSTE SZENE

Eurydike. Kammerfrauen.

Erste Kammerfrau: Die Flammen des ungeheuren Brandes
Haben die Stadt in Schutt gelegt.
Eurydike: Wo ist Kreon?
Zweite Kammerfrau: Königin, dein Gemahl
Ging zum Grabgewölbe.
Eurydike: Ich lasse ihn zu mir bitten.
Ich will die Hallen der Burg öffnen
Zum Schutze der Obdachlosen.

(Eine Frau ab.)

Erste Kammerfrau (sieht hinaus): Die Wälder stehn in Flammen.
Westlich fliegen Funken Feuer auf.
Graue Dämpfe dunsten.
Die Türme schmelzen vor Glut.

(Dumpfer Fall. Schreie.)

Zweite Kammerfrau: Das Dach des Tempels stürzt ein!
Dritte Kammerfrau: Das Feuer kommt näher.
Eurydike: Wo ist mein Sohn?

(Pause.)

Zweite Kammerfrau: Sie heben Erstickte aus den Trümmern.
Dritte Kammerfrau: Viele sind in der Asche verkohlt.
Eurydike: Geht hinab, helft dem Elend.
Ich will hier warten auf Kreon,
Die Schätze der Burg an die Unglücklichen
Verteilen.

(Alle verlassen sie außer zwei Frauen.)

Erste Kammerfrau: Ein Schreckensruf gellt durch die Flammen —

Herold (erscheint im Eingang).

Eurydike: Was ist?

Herold: Antigone ist tot!!

(Eine uralte Frau, krumm, mumienhaft, kriecht auf Händen und Füßen die Stufen hinauf.)

Mumie: Königin! Königin!

Eurydike: Wer ruft?

Mumie: Meine Enkel braten am Feuer.

Eurydike: Wer bist du?

Mumie: Ich bin eine Mumie. Ich bin ganz gelb von der Hitze.

Eurydike: Ein Tier!

(Sie wendet sich voller Angst.)

Mumie: Königin! Hier sind Würmer. Ich speise die Gräber.

(Setzt sich auf die Stufen, nestelt an ihren Haaren.)

Ihr werft Steine, wenn ich bettle.

Eurydike (nimmt ein Kissen, geht einen Schritt die Stufen hinab und reicht es ihr.)

Mumie: Dank, daß ich weich liege. Feuer ist schön. Feuer ist warm.

Erste Kammerfrau: Eine Rauchwolke!

(Geschrei.)

Zweite Kammerfrau: Die Flammen! Sie sind ganz nah —

Erste Kammerfrau (klammert sich an sie): Hilf, Königin!

(Es raschelt auf den Stufen.)

Eurydike: Die Welt geht unter.

(Die Rampe füllt sich. Die Frauen kehren zurück.)

Die Kammerfrauen: Wir können nicht helfen.

Eurydike: Wo ist Kreon? Wo ist mein Sohn?

Eine Stimme: Niemand hat ihn gesehn.

(Stille.)

Eurydike: Die armen Menschen!

(Windstoß und Feuerschein über der Burg.)

Herold (hinter der Szene): Teiresias ist verbrannt.

(Aufschrei.)

Erste Kammerfrau: Der Wind zerstreut die Flammen.

Zweite Kammerfrau: Das Feuer weicht in die Ebene.

(Der Schein erlischt.)

Herold (hinter der Szene): Die Burg ist gerettet.

(Volk steht an den Stufen.)

Ein Mädchen (irrt umher): Wo ist mein Vater?

Ein alter Mann: Mein Haus in Asche. Mein Brot ist verbrannt. Wo soll ich wohnen! Was soll ich essen? Ich bin siebzig Jahre alt.

Ein Halbbekleideter: Gebt mir ein Hemd. Ich bin nackt. Meine Blöße! Ich friere.

Ein Verbrannter (wimmert): Ah — ah —

Das Mädchen: Wer hat meinen Vater gesehn?

Dumpfe Stimme (unten): Wir sind verzehrt.

Eine alte Frau (geht irr mit einem Topf umher): Ich grabe — ich grabe — Töpfe und Perlen. Wer hat Geld? Wer kauft Perlen?

(Sie klappert mit dem Topfe.)

Eine Mutter (hält ein verbranntes menschliches Bein empor): Königin! Hier ist das Bein meines Kindes. Es lag in der Küche im Brand.

Stimmen (murmelnd): Wir sind ärmer als Ratten — ohne Fraß — ohne Loch.

Eine Stimme (grell): Hier wohnen die Reichen!

Eurydike: Ich bin nicht reich. Wehe der Königin,
Die in die Hütten der Armen geht,
Almosen schenkt, in Betstühlen kniet
Für das Glück ihres Volkes.
Kommt näher. Ich kann die Toten nicht wecken,
Die Häuser nicht aufbauen in der Stadt:
Ich kann in der Not nur
Mit euch fühlen, wie arm ich bin.

Ein Mann aus dem Volke: Wir sind schwach. Eine Herde Menschen

Brechen wir auf in die großen Wälder
Vor Gottes Antlitz und klagen an.
Sieh hier —

(Eine verhüllte Bahre wird hereingetragen. Er reißt die Hülle ab. Ein verkohlter Mensch liegt da.)

Sieh her!
Ihr habt uns bestohlen, ihr habt uns mißhandelt,
Uns geschändet —
Auch wir sind Menschen!

Ruf: Fluch dem Mörder!

Der Mann aus dem Volke: Wir haben nichts mehr auf dieser Scholle
Vor dem Thron der Gewaltigen.
In die Täler wollen wir kriechen,
Gras fressen wie das Vieh.
Dort aber, Königin,
Laßt eure Hand von unserm Leben.
Bleibt zurück,
Herrscht auf eurer Burg.

Eurydike (legt das königliche Gewand ab und steht im einfachen, schwarzen Kleid).

Der Mann aus dem Volke: Nehmt Abschied am Tore!
Verlorene Heimat; verbrannte Stadt.

*

ZWEITE SZENE

Bewegung auf der Rampe. Die Frauen weichen zurück. Ismene kommt langsam durch das Tor.

Eurydike: Ismene! Wo ist Kreon?

Ismene (schüttelt den Kopf zum Zeichen, daß sie es nicht weiß).

Eurydike: Arme!

Ismene (versucht zu sprechen, schüttelt wieder den Kopf. Weist stumm mit dem Finger hinaus).

Eurydike: Was ist mit ihr?

Ismene (zeigt mit dem Finger auf den Mund. Stößt einen unverständlichen Laut aus.)

Eurydike: Was sagt sie?

Eine Stimme: Sie ist stumm!

Ismene (preßt beide Hände an die Schläfen).

Eurydike: Antigone —?

Ismene (gibt einen kleinen, wimmernden Ton von sich).

Eurydike: Noch nicht genug! Noch immer —!

Ismene (tritt zögernd zur Königin, nimmt aus ihrer Brust ein blutiges Messer, reicht es ihr hin.)

Eurydike (aufschreiend): Hämons Messer! Hämon!! Er lebt nicht mehr —

(Sie wankt. Frauen stützen sie. Alle wenden sich ab. Stille.)

Der Mann aus dem Volke: Gottes Gericht an den Königen!

Eurydike (schluchzend): Hämon, mein Sohn!

Eine Frau: Auch unsere Söhne sind tot.

Eurydike: Hämon!!

Eine alte Frau: Arme Königin!

Eurydike: Geht, rennt!
Die Stätte ist verdorrt.
Der Mord regiert.

Viele Frauen: Schwester!

Eurydike (spricht zu den Kammerfrauen): Das Irdische ist erloschen.
Zündet die Kerzen an!

(Sie geht; Frauen folgen ihr. — Die Rampe ist leer; das Tor schließt sich. Die Arena wird hell. — Volk.)

Der Mann aus dem Volke: Paläste wanken. Die Macht ist zu Ende.
Wer groß war, stürzt in den Abgrund,
Die Tore donnern zu.
Wer alles besaß, hat alles verloren;
Der Knecht im Schweiß seiner Hände
Ist reicher als er.
Folgt mir! Ich will euch führen.

Der Wind steigt aus den Trümmern,
Die neue Welt bricht an.

Ein Einarmiger: Mein Arm ist zerschlagen im Krieg. Ich kann arbeiten mit dem andern.

Ein Blinder. Meine Augen sind blind. Ich will die Kinder lehren.

Ein Einbeiniger: Mein Bein ist zerschmettert. Ich will Teppiche nähen.

Der Mann aus dem Volke: Kommt alle!
Ihr werdet schaffen! Ihr werdet leben.
Brot und Früchte für jedermann.
Blut ist geflossen.
Der Krieg versinkt.
Völker reichen sich die Hände.

Chor: Was zögerst du?
Der Weg ist bereitet.
Füße, schreitet dem Aufgang zu!

Der Mann aus dem Volke: Folgt mir! Lebt wohl, ihr Toten!
Die Lebendigen grüßen euch —

(Ein Teil des Volkes hat sich um ihn geschart. Sie ziehen mit ihm durch die Mitte der Arena hinaus.)

*

DRITTE SZENE

Das Tor des Palastes geht auf. Kreon erscheint mit Gefolge. Krieger tragen die Leiche Hämons im schwarzen Tuch und legen sie auf der Rampe, dicht vor den Stufen, nieder. — Stille.

Kreon: Männer von Theben!
Ich komme. Gericht zu halten über die Schuldigen.
Gottes Hand liegt schwer auf uns.
Ein verruchter Brandstifter hat die Stadt angezündet.
Er ist unter uns. Er trete vor!

(Keiner rührt sich.)

Kreon (wendet sich halb um): Hervor! Wer hat das Zeichen gegeben?
Anführer (tritt hervor): Ich, Herr.
Kreon (zum Volke): Seht: dieser Mensch! —
Was soll mit ihm geschehn?
Stimme: Spießt ihn lebendig!
Kreon: Legt ihm die Fesseln an.

(Es geschieht.)

Anführer (schreit): Ich tat es auf Befehl des Königs!!
Kreon: Halt, Mordgeselle!
Anführer: An dieser Stelle
Befahl er, die Stadt in Brand zu stecken.
Kreon: Hab ich den Arm erhoben — so?

(Er tut es.)

Anführer: Dein Leben war in Gefahr!
Kreon: Gab ich das Zeichen?
Anführer (fällt hin): Gnade —
Kreon: Nehmt ihm die Fesseln ab. Der Mensch
Folgt seiner wilden Mordgier wie das Vieh.
Die Tat ist anders als der Geist sie schuf.
Klagt mich nicht an. Klagt Gott an!

(Der Anführer stürzt fort. Die Fesseln schleifen hinter ihm her.)

Kreon: In meinem Herzen
Stieg der Gedanke auf — so bin ich schuld.
Die Macht des Königs mußte ich erfüllen.
Freiheit ist stärker als Gesetz und Ruhm!
Wer über Menschen herrscht, soll Gut und Böse
Erkennen und das Bessere tun.
Ich hörte den verworrenen Schritt der Geister;
Es sprach ein andrer Geist zu mir.
Ja, ich bin schuld! Auch des Gebotes Größe,
Der Irrtum selbst greift in das Rad der Welt
Und dreht es vorwärts zwischen Licht und Schatten,
Versuchung, Schicksal, Pflicht und Untergang.

(Er hält inne. — Die Masse drängt vor, um zu lauschen.)

Weil ich der Höchste war in meinem Reiche,
Will ich bekennen, daß ich schuldig bin.

(Er tritt zu der Leiche des Sohnes.)

Zusammenstürzt, was Thron und Herrscher baute,
Vor diesem schwarzen, unscheinbaren Tuch.
Hier ist das Grab der Menschen —
Die bittere Erfüllung: Tod.

Chor der Jungfrauen (am Grabe der Antigone): Hab Dank!
Es wird Tag.
Steine blühn auf den Gräbern.

Kreon: Ihr Scharen in der Tiefe!
Der Tag ist gekommen, wo die Schranke fällt.
Wo der König eins ist mit dem Volke
Am Thron der Gerechtigkeit.
Ich breche auf, meine Taten zu sühnen,
In die Wüste, in den Urwald,
Fort von euch. Wir sehn uns nicht mehr.

(Trauermusik. — Die Tore des Palastes öffnen sich. Kerzen brennen. Im Hintergrunde der Katafalk, auf dem Eurydike aufgebahrt liegt. Um ihn knien die Frauen.)

Dumpfe Stimme: Die Königin ist tot!

Kreon (starrt auf die Bahre): Drei Tote frieren in mein Herz.
Drei Tote reißen mit Eisesfingern
Stück um Stück meines Fleisches von mir.
Nun liege ich selber auf dem Felde,
Hilflos wie der tote Feind.

(Er gürtet das Schwert ab.)

Leg ab zu Füßen des armen Sohnes
Das Zeichen deiner Herrlichkeit.
Tote Gattin auf der Bahre —
Der Tag wird einsam um mich her.

(Er tritt bis dicht vor die Stufen.)

Der Weg hinab zu euch, meine Brüder,
Ist nicht mehr weit am Grab vorbei.
Noch trennen uns Stufen. Schon rückt der Zeiger
Näher der wesenlosen Uhr.

Einst aber, wenn die Toten erwachen,
Wenn die Unsterblichen
Wandeln in ihr Reich,
Kehre ich wieder zu meinen Sternen.
Ich —
Der vieles wußte und viel getan hat,
Im Guten und Bösen: ein Mensch!

(Er schreitet langsam die Stufen hinab vom Palast in die Arena. Die Masse teilt sich. Er geht hindurch zum Grabe, nimmt den goldenen Reif von seinem Haupte und legt ihn aufs Gewölbe. Er geht durch die Mitte hinaus. Die Musik bricht ab — Stille.)

*

VIERTE SZENE

Stimme: Der König ist fort!
Zweite Stimme: Wir haben keinen König mehr!
Dritte Stimme: Wir sind frei!!
Einer aus dem Volke: Wir wollen die Burg stürmen!
Der Pöbel: Geld her — Wein!

(Sie drängen vor. Die vorne Stehenden werden überrannt. Schreie, Einige kommen die Stufen hinauf mit erhobenen Fäusten. Sie sind auf der Rampe.)
(Sie stocken vor dem Sarg.)

Ruf: Vorwärts!

(Sie stehn vor den Toren.)

Ein Mann (hebt die Leiche Hämons auf und schleudert sie hinab).
Nieder die Fürsten!

(Blitz und Donnerschlag.)

Stimme aus dem Grabe: Volk,
Falle nieder —
Gott hat gerichtet.

(Sie wenden sich voller Entsetzen. Die geballten Fäuste sinken gelähmt. Sie fallen nieder, schlagen mit dem Kopf auf die Erde.)

Betet,
Schuldige Menschen
In der Vergänglichkeit!

(Sie heben flehend die Hände empor. — Dunkelheit.)

Ende.

DREI JAHRESZEITEN

Albert Ehrenstein:

DAS STERBENDE EUROPA

Und Sonne gebar sich,
Mond entwurde,
Sternweb klang leis im Gewölk.
Wozu?
Wüstes Gewirr der vier Wirbelwinde über den Wassern dahin.

Der Urmensch — aushob er Angststeine
wider das wilde Wild,
bis der Tod ihm die Augen austrank.
Die Affenkönige schlugen die Zorntrommel,
fraßen Opfer ihrem guten Gotte Haubenstock,
ihre Krieger bellten in die Schlacht.

Und ewig ehern gellt Gorgadenschrei.
„Ich zermörsere alles", kreischt die Ungeburt.
In Berges Wald
von düsterer Ulmen Brand gesegnet
leichennickende Ragestirn
trägt eines Griechengottes kupferkühnen Heldenhelm
und ist der Mord.

Fortflog melodischer Schatten der Amsel,
süß umnachteter Ton,
schwarzer Vogel Musik.

Ihr uferlosen Häuser der Nachtigall und Zeit,
ihr Hügel und Höhen schneesilberner Stadt
voll Wehwinselgesang: aus leidgeöffneten Fenstern
aller Frauen Sehnsucht bricht in meinen Schlaf.
Nicht mehr zwitschert die Mädchen-Lerche
auf deinem Lager, armer Jüngling!

Das Land blüht auf in Wiese, Lichthain
— aber Abel tötet den Kain,
Goliath tötet den David,
Nestor tötet den Memmon,
Christus tötet den Judas,
jeder tötet den Menschen.

Das Wasser blüht auf
der selig grünen Wellen Umarmung.
Auf den mordenden Meeren
hallen Heulegebete
zum unbekannten U-Gott.

Über den eisenzerhackten, feuerzerfeuerten Heeren
versiegter Sieger die adlerschändenden Flieger,
über Stadtdörfern, Kreuzen im Kreuzfeuer verbrannten,
der tierischen Fahne, Dschingiskhane
Blutrot.

Ihr werfet immer Schein.
Wozu die heißen Fanale,
wem opfert ihr euer Verderben?
Wem gibt der Donner Signale?
Wem gilt der Menschheit Zersterben
im Teufelstod?

Aus Grab und Grabengewimmel
hungerts um Hilfe zum Himmel,
aber derlei bläht sich hoch über dem Blei
heute grau, morgen blau,
blind über dem kurzen Mückengetümmel.

O Erde, wo Leiche der Leiche den Staub raubt,
o Finsterer der Finsternisse,
du Bitterster der Bitternisse,
Höllenhimmel, pestschwarzer und lastender,
dir brülle ich Armer und Fastender:

„Erdgott, flüchte nicht in deinen Bart vor dem Kanonendonner!
was tränkst du Menschen
mit den ätzenden Abwässern der Schakale?
Schufst du der Wirbelschlange Weg im Wind,
Stumpf-Schlaf in den Ämtern?
Bist du der Fluch, die mondgeschwängert fremde Wolke,
Geist uns ansprühend mit Gift?
Umwimmelt von weißen Haaren, den Boten der Würmer,
du bist nicht Gott,
du bist der Ergrauer, der Brüstezertrümmerer,
du bist der Tod.

Gramverheert von Dämonsjahren,
zu Asche verkohlten
die Wächter der sieben heiligen Sternmeere,
die Sonne verglüht vor Scham!
Und du?"

„Ich glaube den Krieg nicht", singt die Natur,
„Das Wasser ist da, die blau schwingenden Ströme,
die Welt sich bewegender Bäume
und die himmelanjubelnden Felsen,
und der sie alle so liebt,
Frühling mein Freund: der Grünsprecher."

Gottfried Benn:

DUNKLER SOMMER

O in so tote Himmel aufzublühn —
Es klafft der Kelch die ganze Röte hin
Und schluchzt empor die kleine Schwalbentiefe,
In die die Wolke hängt, und bebt und rinnt —
Und immer nur die Kühle, schon am Schaft,
Am glatten Stengel schon beginnt es, branden
Die Schauer der verstörten Aufgeburt.

Von hellen Lüften bin ich doch gefleckt,
Und bin im Ruf der Flamme; Stürme
Aus meilenweiter Bläue, violetten Zion
Erkenne ich — nun liegt im Korn der Mohn,
Umständlich reif, fast milchig, daß die Zitze
Ihm läuft, und honighaft: und dieses in das Blähn
Von schleifendem Gekröse, Schafsmisthimmel
Tonlosester Zenithe.

Du, es ist Mittag! *Ganz* jung ist vorbei!
Und *ganz* voll Geigen hängt kein Himmel mehr
Und auch kein anderer gewölbter Raum —
Fromme, erglühte Erde treibt die letzten
Gebete, eh der Frevel sich erhebt!

Antworte! Sprich! Du bist von Flöten,
Geliebten Lauten, süßen Balalaiken
Ganz unbeschreiblich überhangen!
Wolltest Du nur! Sieh: Ich,
Und alle Ranke unerwidert!

Oh, gar nicht Echo! Leisen Laut!
Geflüster! Denke auch: Die Aster wächst
Schon auf. Sein wird Gesang und Nüsse
Und Laub und Nebel über dem Planeten!

Ich stürme, Du, ich rase, ich granitne
Mir neue Himmel hin, wenn Du nicht rufst,
Blut stürzend in die fladenhaften Haufen
Verdorrter Räume, die den Glanz verloren.

Theodor Däubler:

WALD IM WINTER

Auf steilem Nebelhange stehn die alten Fichten,
Sie haben ihr verletztes Ich mit Schnee benetzt.
Die Bäume wollten auf die Sprache nur verzichten,
Sonst hätte sich ihr Wesen menschhaft eingesetzt.
Um ein Verwundertsein als Baum emporzudichten,
Beruhigte der Schnee was Stürmen aufgehetzt.
Verwundet ist der Baum und doch in Huld umwaltet,
Unfaßbar wie ein Traum und bis zum Saum gestaltet.

Dort stehen Könige vertriebener Geschlechter:
Auf einmal fällt ihnen die Schneekrone vom Haupt.
Sie nicken kaum und bleiben ungekannt die Wächter
Beruhigter Geduld, die sich bei uns umlaubt.
Die Wipfel schweben stolz, die Äste noch gerechter:
Wie sind sie schutzbereit, des Gutseins unberaubt!
So geht das Königtum in keinem Wald verloren,
Die letzte Herkunft wird in Bäumen jung geboren.

Auch Königinnen denken an vergangne Tage:
Sie tragen grüne Schleppen, weichen Schnee wie Pelz
Und schleiern sich in Nebel ein: sie werden Sage!
Kein Bach bespricht die Tat, erstarrtes Eisgewälz
Beklammert Felsen und der Fichte Schneegerage:
Der letzte Strahl umglast ein kaltes Bild mit Schmelz:
Das gleicht einem Erwarten ungeborgner Tiefen,
Die Pflanzen warnend vor den Abgrund riefen.

Auch weiße Schwestern, ganz in Winterweh versunken,
Verkümmern, kniend eingeschneit, auf rauhem Kamm.
Sie wahren hingekauert ihren Glaubensfunken:
Die Äste sind verkrüppelt und verkrümmt der Stamm.
Sie sind ein Baumeseinsturz aus verschlungnen Strunken:
Das wachsende Gerüst einer zerfallnen Klamm
Und tasten wuchernd, reifbewimpelt, in die Risse
Gesprengter Eisgruben unter dem Windesbisse.

Die kleinen Tannen kommen fort auf hohen Flächen.
Es grünt ihr freier Stern aus weichem Wolkenweiß.
Die Spitze strahlt hervor: die zarten Zweige brechen
Beinah zusammen unter Schnee und Krusteneis.
Die freien Wipfel siegen über starren Bächen:
Verkrampfte Wildheit übersternt das Reis.
Ein weites Feld mit grünen Sternen ist geblieben,
Bis Schnee dahinschmilzt, Nebel auseinanderstieben.

Auch Seher gibt es bei den eiskristallnen Grotten:
Ihr Büßerkleid ist eingenebelt, überschneit.
Die Raben kreisen kreischend an, wie um zu spotten,
Und Käutzchen klagten nachts in solcher Schlucht ihr Leid.
Auch sollen sich Gespenster hier zusammenrotten:
Der Pilger hält den Ort für gottlos und entweiht.
Doch drohend und verheißend stellen weiße Bäume
Wie Heilige sich vor den Tummelplatz der Träume.

Kasimir Edschmid:

DIE ABENTEUERLICHE NACHT

In einer Nacht entdeckten wir den befestigten Hof, zerschlugen ein Fenster, stürmten ihn und standen vor jener endlosen Flucht von Zimmern.

Nun lebe ich tagelang auf dem Hof. Die Einsamkeit weicht immer tiefer vom Himmel ab und rückt über das Ried gegen uns an. Nachts kommen weiße große Katzen durch den Mond gegen die sieben Akazien vor dem Tor.

Ganz ferne Bauern nur manchmal heben die Hand über die Brauen und sehen abgeschatteten Gesichts nach den Streifenden. Rasch aber vermählen sich ihre Bewegungen wieder dampfender Erde und erntendem Gerät. Hier ist das Paradies. Wir werden innig mit den Tieren. Auf den Dämmen laufend sehe ich vom Hof Kommende, vom Hof Gehende, und alle haben mehr als menschliche Anmut, wenn sie die Gräben überspringen, die die Landschaft wild zerschneiden, und in Schilf schon eingetaucht wieder auf langen Dämmen hingehen, näher dem Himmel als je. Abends sitzen wir auf der runden Mauer und sehen, wie die herbstweißen Leiber der Weiden sich vor den Horizont ordnen und riesenhaft lohen.

Morgens zieht Nebel in die Gegend und Rehe nahen der Mauer und weichen nicht. Um meinen Gang an den Kanälen schwirren Fasane, rostrote Leiber ängstend zwischen dem Zuckflug der schmalen Flügel und ein Pfeifen im Mund, das die Stille erst wieder sanft macht. Hier sind nur Tiere. Und selbst die Hasen laufen in Bogen um uns herum und haben die Ohren weich an den Hals gelegt. Wir haben das Ried überschwemmt, aber wir rühren nicht an diesen Frieden. Wir neigen uns zu

dem Tier und das Tier verwächst unserer Bewegung. Die weiße Blume der Rehin leuchtet uns zu. Weihe kreisen mit stillen Flügen um unseren Kopf.

Abends durch den silbernen Nebel kommt verklärt von milden Scheinen ein Hirsch über die Altrhein-Brücke, und geht auf uns zu über die hölzerne Planke, die hinter ihm am Ende sich unirdisch schon verengt.

Einmal nur machten wir eine menschliche Revolte gegen die Paradiesischkeit und liefen in einem Umzug mit Gekreisch und Musik bis zur Fähre. Zurückkehrend steht unser Hof, halbzugewachsen von fern durch Schilf und Weide und geschwungene Landschaft saftiger Kanäle, überschnitten von Dämmen, vor einem lodernden Herbsthimmel erstarrt mit den Fenstern, und dunkelnd schwingen sich seine weißen Schorne drohend in den Raum wie Flammen aus Erz. Jedes Tier schweigt um das kubische Gebäude, und die lange Flucht der Diele, durch die schon Salier schritten, liegt in blauen Schwefelschatten. Schon stürzt wieder über noch flackernde Stimmen die Einsamkeit durch den klösterlichen Garten auf den Hof.

Wir streuten uns über das Land, wir tranken in quellender Landschaft Kuhmilch aus den Eutern, schwammen zum Gassengefunkel der Nacht über den Rhein in kleine Bergstädte, wir zechten durch umbuschte Dörfer und machten Prasserei mit den Verwaltern auf großen Gütern. Nachts im Innenhof, glänzend vor Tauluft, und Gestirne fremd über dem Haupt, badeten wir unter donnernder Brunnenflut. Irgend einer nahm einen Kienspan und lief nackt durch die welken Blätter um die runde Riesenmauer, und andere folgten, stumm jagend.

Lang vorbereitet schien die abenteuerliche Nacht, wo alles weiß glühte mit ungeheurer Innigkeit. Große Schwärme von Raben schwangen in langen Kreisen um die halbe Scheibe des schon ausgedunkelten Himmels, aber die andere Hälfte war von Lichtern noch irr überschüttet und die geisterhaften Züge wilder Enten schwammen durch das Geflacker sanft im Strom dahin.

In dieser Nacht tanzten die rötlichen Mäuse in stillen Wirbeln durch mein großes helles Zimmer, und durch die zerbrochenen Fenster legte sich die buschreiche Landschaft in einer Welle vor mich hin, und da wuchs meine Sehnsucht und ich lag stundenlang im Fieber. Und als ich glühte und wirr vor Leidenschaft die Landschaft begehrte und den Mond, da schrie die Elster in der Hofplatane entsetzlich, und die schmale hündinhafte Hüfte der Holopainen rührte an mein Blut. Aber ich kannte sie kaum mehr und flüsterte „Angélique", und mein zur Seite fallender Blick traf den ihren. Und die Gegend wurde undurchsichtiger hinter ihr und ihr rötliches Haar ward blaß in Blondheit und die Augen schwammen ihr weißer. „Was willst du?" rief ich und fluchte auf die Elster.

„Die Abende von Passy", sagte sie, und Zucken lief um ihren slawischen Mund. Aber sofort kam die Lippe in springendes Reden und wölbte sich kühl: „Einmal beim Erwachen war dein Kopf so groß, daß ich umsank vor Liebe. Das war, als du im Pharuskegel der Autolaternen Jainikoff in den Mund hiebst und mein finnischer Imatra erbrauste. Es füllt meine Tage. Es füllt meine Nächte." Ihr Mund wurde bitter.

„Ich muß mein Herz noch härter machen", sagte ich und hatte kein Mitleid. Da losch ein silberner Strahl über ihr Gesicht und ihre Hüften glitten fast unbewegt aber erregend, und sie wies auf ihre herrlichen Beine: „Auch sie gelten dir nicht mehr, mit denen ich durch die schreienden Cabarets des Montmartre vor dir tanzte, die du küßtest vergehend, nachdem sie auf den Bütten aller Cafés geglüht."

Da wurde mein Mund sehr zornig über ihr Quälen, und ich schäumte. Aber sie richtete den Blick lang auf ihn, bis er sich ruhiger legte.

Doch da war es schon nicht mehr die Tänzerin, sondern es war in schlanker Fülle Ylona, und hob sich mit fordernder Lippe gegen mich:

„Du tust Unrecht."

„Ja", sagte ich, „weil ich stark bin und bereit, es tausendmal zu büßen."

„Dies hilft mir nicht."

Aber ich sagte ihr, daß sie sich selber helfe und tänzerisch sich bewege über die dünne gläserne Kuppel des Leides.

Da wurde ihr Gesicht mild und mondwarm, und sie sagte: „Du bist noch nicht so weit."

Ich sah sie an.

Sie sagte langsam: „Mein neuer Pelz ist schön; doch freut er mich nicht. Ich sehe viele Umarmungen. Sie stoßen mir ins Herz. Ich sehe fette Aale in den Ladenscheiben. Ich weiß niemand, dem ich sie sende. Viele Männer begehren mich. Ich möchte mich keinem geben. Und gebe ich mich einem, ist es nutzlos für mein Blut. Es gibt nichts, das meiner Sehnsucht nah käme. Denn du bist wie ein Gesetz darüber und du hast an all den Dingen keinen Teil."

Doch da schrie ich: „Glaubst du, es quäle nicht, daß hinter jedem Glück das neue schon steht. Weißt du mein Herz, das inbrünstig begehrt zu halten und das der Taktschlag seines Angriffs weiter reißt. Alles rinnt aus den Händen, deren Glück es ist, zu halten. Aber sie greifen nur. Uns ist kein Bett, kein Stuhl. Unser Blut schreit Heimat, aber es strömt in bunte Ergriffenheit. Wir haben keine wartende Brust. Wir haben den Fluch der Zerrissenen aus der Sehnsucht und müssen verzückt Irrende sein."

„Du hast den Glauben nicht", sagte sie.

Aber mein Herz wies lachend auf seine Wunden, und es schien vor mir selbst, gepflanzt über der Landschaft. So sah ich es selber wie aus Kristall weiß erstrahlend mit sieben Dolchen, und blutiges Harz quoll daraus.

Und Zorn überfiel mich. Und ich wies auf die Sehnsucht, die mein Herz quälte: „Weißt du nicht, daß ich in Wirrungen lebe, wilder wie die euren, und in Schmerzen die eure übersteigen. Daß ich zerquetscht vor Sehnsucht streite um die Fürstin."

Und meine Augen tränten über und ich sah den Leib der Fürstin wieder vor alle Dinge geschoben: „Wem ist bestimmt glücklich zu sein? Sieh, wie wir alle umeinander in Zuckungen

liegen. Aber es lebe das ungeschlagene Herz.“ Jedoch die Trauer um die Fürstin überwand mich vor Ylonas Augen, und ich starb fast vor Schmerz und nichts hatte Wert mehr in dieser Sekunde gegen ihren Leib. Und zusammensinkend flüsterte ich; und rief ihr Bild vor meine Augen: „Ich habe wenig Lust an anderen Frauen, die Fasane und die runde Mauer und die Rehin sind ohne Belang. Mich stört die inbrünstige Glut der sterbenden Weiden. Mein Ruhm ist Lächerlichkeit gemessen an deinem Knie. Alles wilde Tun ist irrer Weg, und du nur bist Ziel, bist die Sehnsucht.“

Wieder sah ich mich selber gekniet in die Landschaft, und fern im weißen Licht kniete Ylona auf der Ebene, und hinter ihr wuchsen wie lichtere Flammen andere zu einer riesigen Kette über die Ebene, und alle schrien ihr Leid sich in die Gesichte und wurden langsam ruhig und still.

Aber als ich mit zurückkehrendem Blick den Ylonas traf, härtete ich mein zuckendes Herz und ich sagte ihr, daß mir nicht bestimmt sei, an Sehnsucht zu sterben. Und daß ich über die Leiden springend vieles tun wolle. Daß zahlreiche Frauen auf mich warteten, daß ich Ehren geil erstrebe, Fahrten unendlich unternähme und strahlende Großherzoginnen besäße, stürbe auch darunter weg das Herz vor Trauer wie eine abgebissene Frucht.

Da sah sie mich an und lächelte.

Und ihr Lächeln ward so irr und süß, daß ich wild erschrak und, Höllen ahnend, die ich nicht kannte, die Sehnsucht aufschoß gegen die Einsamkeit.

Aber sie tat ihr Lächeln nicht weg, und da hielt ich es nicht mehr aus.

Ich stand auf. Ich ging hinüber in den Saal. Mit bronzener Reiterpauke, die des Großen Friedrichs Regimenter in die Schlacht gedröhnt, begann ich den Umzug. Starr und zeremoniell. Feierlich paukte ich durch den endlosen Gang und jedes Zimmer. Und jeder Bewohner schloß sich an. Einer nach dem andern in weißen Kleidern gingen wir durch die Flure und Räume, jedes Gesang war wilder und irrer in dieser Nacht.

Die Dunkelheit der Fenster lag blind gegen die Mondnacht. Landschaft glühte vergehend in magischem Weiß. Aus Giebel und Gebälk brach ein schreiender Eulenschwarm. Fledermäuse warfen sich entsetzt in den Zug. Da kamen wir durch die niedere Tür in den Garten. Unser Lärmen schwoll an und warf sich verschlingend in die starre Helligkeit der Nacht. Tiere nahten sanft erschreckt. Die Landschaft bog sich im Mond unter den Pauken. Große weiße Katzen glitten über den Hof an die Mauer, und unser langsamer Zug starr in weißen Pijamas begann seinen grauenhaften Gang in die landschaftliche Nacht. Alles schwieg feindlich beseelt und von uns keinem kam aus der Sprache ein Ton. Dies war die weiße abenteuerliche Nacht, die, voller Erscheinung wie zwischen zauberhaften milden Eisbergen hinschreitend, wir, noch gespenstischer, mit Reitertrommeln uns unter die Füße schlugen, bis endlich süßer Morgen mit Silberrot uns befreiend gegen die gebogenen Stirnen prallte.

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 322 735 646